

NIEDERDEUTSCHE STUDIEN

Schriftenreihe der Kommission für Mundart- und Namenforschung
des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe

HERAUSGEGEBEN VON JÜRGEN MACHA

SCHRIFTLEITUNG: HANS TAUBKEN

BAND 46

RHEINISCH-WESTFÄLISCHE SPRACHGESCHICHTE

herausgegeben von

JÜRGEN MACHA – ELMAR NEUSS –
ROBERT PETERS

unter Mitarbeit von

STEPHAN ELSPASS



2000

BÖHLAU VERLAG KÖLN WEIMAR WIEN

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Rheinisch-Westfälische Sprachgeschichte / hrsg. von Jürgen Macha ...
Köln; Weimar; Wien: Böhlau, 2000
(Niederdeutsche Studien; Bd. 46)
ISBN 3-412-06000-3

Gefördert durch:
Landschaftsverband Westfalen-Lippe
Landschaftsverband Rheinland
Deutsche Forschungsgemeinschaft

Copyright © by Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens
Magdalenenstraße 5, 48143 Münster

Alle Rechte vorbehalten

Ohne schriftliche Genehmigung der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens ist es nicht gestattet, das Werk unter Verwendung mechanischer, elektronischer und anderer Systeme in irgendeiner Weise zu verarbeiten und zu verbreiten. Insbesondere vorbehalten sind die Rechte der Vervielfältigung – auch von Teilen des Werkes – auf photomechanischem oder ähnlichem Wege, der tontechnischen Wiedergabe, des Vortrags, der Funk- und Fernsehendung, der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, der Übersetzung und der literarischen oder anderweitigen Bearbeitung.

Printed in Germany

Satz: Stephan Elspaß

Druck und Herstellung: Aschendorff, Münster

ISBN 3-412-06000-3

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	VII
------------------	-----

I. Früh- und Hochmittelalter

Thomas Klein Rheinische und westfälische Sprachgeschichte bis 1300	3
---	---

II. Spätmittelalter

Robert Möller Rheinische Sprachgeschichte von 1300 bis 1500	51
--	----

Michael Elmentaler Rheinmaasländische Sprachgeschichte von 1250 bis 1500	77
---	----

Robert Peters Westfälische Sprachgeschichte von 1300 bis 1500	101
--	-----

III. Frühe Neuzeit

Walter Hoffmann Rheinische Sprachgeschichte im 16. Jahrhundert	123
---	-----

Arend Mihm Rheinmaasländische Sprachgeschichte von 1500 bis 1650	139
---	-----

Robert Peters Westfälische Sprachgeschichte von 1500 bis 1625	165
--	-----

Elmar Neuß Rheinische Sprachgeschichte im 17. Jahrhundert	181
--	-----

Heinz Eickmans Zwischen Amsterdam, Brüssel und Berlin: Zur niederrheinischen Sprachgeschichte im 17. Jahrhundert	209
--	-----

IV. Neuzeit

Hermann Niebaum Westfälische Sprachgeschichte von 1620 bis 1850	225
Stephan Elspaß Rheinische Sprachgeschichte von 1700 bis 1900	247
Georg Cornelissen Niederrheinische Sprachgeschichte von 1700 bis 1900	277
Jürgen Macha Nordrheinische Sprachgeschichte im 20. Jahrhundert	293
Ludger Kremer Westfälische Sprachgeschichte von 1850 bis zur Gegenwart	315
Heinz H. Menge Sprachgeschichte des Ruhrgebiets	337
Quellen und Literatur	349
Autoren	408

Einleitung

Vom 24.-26. März 1999 fand in den Räumen des Instituts für Deutsche Philologie I der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster ein von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziertes Rundgespräch statt, an dem ein kleiner Kreis sprachhistorisch arbeitender Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus dem In- und Ausland beteiligt war. Der Entwurf der seinerzeitigen Tagung zum Thema „Rheinisch-Westfälische Sprachgeschichte“ zielte darauf ab, ein möglichst lückenloses Bild der sprachhistorischen Verläufe im rheinischen und westfälischen Raum zu gewinnen. Zu diesem Zweck sind von ausgewiesenen Fachkennern der Stand der Forschung für einzelne Zeitabschnitte und Räume dargestellt und weiterführende Untersuchungen unternommen worden, so dass es gelungen ist, gewissermaßen „Steinchen für Steinchen“ sprachhistorische Mosaiken zu erstellen. Die Mosaiken wiederum ermöglichen in ihrer Zusammenführung einen Gesamtüberblick, der von hoher Detailgenauigkeit getragen ist. Deshalb sei an erster Stelle allen Beiträgern herzlich gedankt: Ihre freundliche Bereitschaft, in einem partiell vorstrukturierten Rahmen mitzuwirken, hat nicht nur eine außerordentlich dichte und effektive wissenschaftliche Kommunikation bei der Tagung selbst bewirkt, sondern in Form des vorliegenden Sammelbandes auch ein umfassendes Kompendium zum Thema entstehen lassen.

Im Rahmen dieser einleitenden Bemerkungen scheint es sinnvoll, einige übergreifende Zusammenhänge kurz anzusprechen, die mit der Intention und Anlage einer „Rheinisch-Westfälischen Sprachgeschichte“ verbunden sind.

Zum Forschungskonzept ‚Regionale Sprachgeschichte‘

„[...] betrachtet man die Sprachgeschichtsschreibung, wie sie relativ spät als zusammenhängende Darstellung der Entwicklungen der deutschen Sprache am Ende des 19. Jhs. einsetzt und erst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts an Inhalt und Umfang gewinnt, dann ist sie teleologisch auf die Entwicklung und Ausformung der Schriftsprache ausgerichtet. Sie entspricht somit im Vergleich der Staatengeschichte der Historiker.“ (Wiesinger 1998, 129). Diese Einschätzung Wiesingers wird wohl von der weitaus überwiegenden Zahl heutiger Fachkollegen geteilt. Dieser Sachverhalt ist allerdings nicht zuletzt die Folge davon, dass Geschichtsschreibung ihre Motivierung und Orientierung aus Verhältnissen der Gegenwart gewinnt und sich von dort aus vergangenen Zeiten und Räumen zuwenden muss. Das gilt auch für das vorliegende Unternehmen.

Nun hat in den letzten Jahren freilich bezüglich der Schwerpunktsetzungen ein Umdenken Platz gegriffen, durch das die Forschungsstößrichtungen z. T. erheblich verändert worden sind. Unter dem Motto ‚Regionale Sprachgeschichte(n)‘ hat man gezielt damit begonnen, die sprachhistorischen Eigengesetzlichkeiten regionaler Entwicklungsverläufe in den Blick zu nehmen (vgl. auch HSK 2.1, 1998, XXXVif., Einleitung der Herausgeber). Dabei werden nicht nur sprachstrukturelle Veränderungen thematisiert, sondern auch solche Prozesse, die Sprachgebrauch und Sprachbewertung sowie Sprachkontakte u. a. m. betreffen. Der hier vorgelegte Sammelband versteht sich als ein Beitrag zur Verwirklichung solcher, neuerdings verstärkt geforderter ‚regionaler‘ Be-

trachtungsweisen, insofern sprachhistorische Zustands- und Verlaufsbeschreibungen geliefert werden, die nach Teilräumen und Zeitabschnitten untergliedert sind.

Bei genauerem Zusehen ist die neue Perspektive freilich nur eine Wiederaufnahme und das unumgängliche und notwendige Korrelat der Fragestellung, die auf den langen Weg zu einer deutschen Einheitssprache und ihrer räumlichen Verbreitung abzielt. Denn am Anfang einer „deutschen“ Sprachgeschichte wird mit dem ersten Auftreten von volkssprachigen Textzeugnissen im germanischen Teil des Karlsreiches erst einmal eine regional gegliederte Vielheit von germanischen Stammessprachen sichtbar (vgl. etwa Besch 1993, 116). Sie alle waren mit unterschiedlichem Anteil und auf jeweils verschiedene Weise an der Entstehung und Ausgestaltung der modernen Einheitssprache Deutsch (unterschiedliche Akzentuierungen wie ‚National-‘ oder ‚Literatur-‘ oder ‚Kultursprache‘ seien in diesen Ausdruck eingeschlossen) beteiligt. Als zweite moderne Hochsprache ist das Niederländische aus dieser Ausgangssituation hervorgegangen. Erst im Rückblick rechtfertigt sich von den historischen Resultaten her die Einbeziehung der Überlieferungsanfänge unter die Begriffe ‚Deutsch‘ und ‚Niederländisch‘.

Wir Herausgeber sind Thomas Klein, Bonn, in besonderem Maße dankbar dafür, dass er sich der Mühe unterzogen hat, diese Anfänge, d. h. den weiten und hochkomplizierten Zeit- und Sachraum bis 1300 in angemessener Deutlichkeit, zugleich indes in erzwungener Kürze zu umreißen. Sein Beitrag bildet mit der Vorstellung der sprachgeographischen Grundlagen gleichsam die Exposition des Materials, das in den folgenden Erörterungen durchgeführt wird.

Mit dem Werden einer deutschen Einheitssprache und der Ausbildung eines spezifisch schriftlichen Registers neben dem mündlichen ist zunehmend eine vertikale Differenzierung einhergegangen, so dass die regionale Vielfalt Bestand gehabt hat und in den Mundarten des deutschen Sprachgebietes unmittelbar erfahrbar geblieben ist. Auch wenn diese regional gebundene Grundschrift für eine Sprachgeschichtsschreibung, die nun einmal auf schriftliche Quellen angewiesen ist, oft nur rudimentär oder indirekt greifbar ist, muss sie gleichwohl als kontinuierlich bis heute geltend gedacht werden. Daher geben die sprachgeographisch-dialektologisch begründeten Raumbilder den grundlegenden Ordnungsrahmen für die hier verfolgte regionale Orientierung ab. Sobald die mundartliche bzw. sprechsprachliche Grundschrift für die jüngsten Zeitabschnitte dokumentarisch fassbar wird, ist sie in die Darstellung ausführlich einbezogen.

Regionale Sprachgeschichte greift also „nur“ eine von der Sache (d. h. der historisch-politischen Ausgangslage im frühen Mittelalter der Karolingerzeit, dem quellenmäßig Dokumentierten und der Beschreibungsmethode, die sich an spezifischen Einzeltexten bewähren muss) unumgängliche, in der sprachgeschichtlichen Darstellung allerdings nicht immer ausreichend beachtete Komponente auf und lässt sie zu ihrem Recht kommen. Deshalb wird freilich die Perspektive auf die Genese einer einheitlichen Schriftsprache und die Ausbildung ihres Verbreitungsareals als die vorrangige neben anderen nicht aufgegeben. Der auf diese Weise beleuchtete Prozess gewinnt bei regionaler Betrachtung schärfere Konturen und kommt dem tatsächlichen historischen Ablauf im Detail näher. Dazu gehören auch mögliche Umwege oder Weichenstellungen, denen auf längere Sicht kein Erfolg beschieden gewesen ist.

Mit diesem Forschungsansatz führt die Sprachgeschichtsforschung, bereichert um Einsichten der weitergeschrittenen Zeit, ein Konzept fort, das in der Geschichtsforschung

unter Bezeichnungen wie ‚Geschichtliche Landeskunde‘ und / oder ‚Historische Kulturraumforschung‘ schon lange etabliert ist und dem die Dialektologie Bonner und Marburger Provenienz ebenfalls wesentliche Impulse verdankte. Den Räumen, denen der vorliegende Band gilt, sind schon einmal zwei Unternehmen gewidmet gewesen, die als frühe „Klassiker“ dieser Forschungsrichtung gelten können, die „Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden“ (Aubin/Frings/Müller 1926) und das vielbändige, konzeptionell mehrfach umgestaltete Unternehmen „Der Raum Westfalen“ (6 Bde. in 13 Teilen, 1931-1996). In beiden Unternehmen nahmen sprachgeschichtlich-dialektologische Beiträge einen bedeutenden Platz ein (Frings 1926; Foerste 1958; Müller/Niebaum 1989). Auch wenn dieses Konzept oft nur Programm geblieben ist und von landesgeschichtlicher Seite auch kritisch gesehen wird (Janssen 1998, 315-323), bleibt dennoch festzuhalten, dass diese Forschungsperspektive für dialektologische und sprachgeschichtliche Fragen unverändert fruchtbar gemacht werden kann (Goossens 1996a, 45-60).

Zum Raumkonzept der Darstellung

(1) Die Verbindung ‚Rheinisch-Westfälisch‘

Die Versammlung der Beiträge dieses Bandes unter dem Rubrum ‚Rheinisch-Westfälische‘ Sprachgeschichte bedarf jedoch noch weiterer erläuternder Bemerkungen.

Eine gemeinsame Behandlung beider Sprachräume drängt sich zunächst von der Sonderstellung her auf, die sich jeweils für beide im Entstehungsprozess der Einheitssprache in der Forschung abzeichnet. So hätte einer zutreffenden Feststellung Werner Beschs zufolge (Besch 1967, 332f.; auch Besch 1979, 332f.) eine Hinwendung des kölnisch-riparischen Sprach- und Schreibräumens, erst recht aber des niederfränkischen Niederrheins, zur niederländischen Schriftsprache hin aus sprachstrukturellen Gründen erheblich näher gelegen als zur neuhochdeutschen. Ähnlich abseits, wie das Ripuarische im hochdeutschen Dialektverband steht und wie die mittelalterliche Schreibsprache Kölner Provenienz oberdeutschem Schreibusus fern stand, ist die eigenständige Stellung des Westfälischen mit seiner Offenheit nach Südwesten und Westen von den Anfängen an nicht zu übersehen. Der Wortraum Niederlande – Rheinland – Westfalen setzt sich in den Schreibsprachen des 14.-16. Jahrhunderts fort, und westfälische Schreibsprachen der mittelniederdeutschen Zeit heben sich von Schreibsprachen eher lübischer Provenienz ab. Und schließlich entsprechen westfälische, insbesondere südwestfälische Dialekte durchaus nicht den Vorstellungen von einer neuniederdeutschen Koiné, die sich am nördlich-niedersächsischen Vorbild orientieren.

Mit der Titelwahl soll weder eine sprachhistorisch einheitliche Entwicklung Westfalens und des Rheinlandes postuliert werden noch wird die jeweilige interne Differenzierung der beiden Raumgrößen aus dem Blick verloren. Wohl wird indes ein geographischer Rahmen gesetzt, der im Wesentlichen mit der politisch-administrativen Größe Nordrhein-Westfalen zusammenfällt. Diese Feststellung mag aufgrund einer Reihe von historischen Kohäsionskräften, die vom Mittelalter an zwischen dem Rheinland und Westfalen wirksam waren (dazu Petri 1966/67), für manche Fragestellungen durchaus plausibel erscheinen, sie kann sich zudem auf die heute gültige Raumkonstellation berufen, dennoch ist die Wahl des Rahmens nicht für alle sprachgeschichtlichen Phasen gleichermaßen glücklich. Räume sind – in der Regel – in ihrer Außenorientierung nicht

konstant. Das soll heißen: Die historisch-gesellschaftliche Entwicklung der Sprachträgergruppen, ihre u. U. stark wechselnde Ausrichtung nach Märkten, Herrschaften, Konfessionen u. a. hat wechselnde Konstellationen geschaffen. Je nach den historischen Gegebenheiten kristallisieren sich zu bestimmten Zeiten spezifische Raumbezüge und Einfluss-Sphären heraus, so dass je nach den historischen Umständen über die Grenzen des gegenwartsorientierten Rahmens hinausgegangen werden muss. Das ist vor allem zu bedenken, seitdem im Westen des thematisierten Areals politische Grenzziehungen im Lauf der letzten Jahrhunderte zu Nationalstaatsgrenzen geworden sind. Dieses Problem stellt sich freilich – graduell verschieden stark ausgeprägt – jeder regionalen Sprachgeschichtsschreibung (vgl. Reiffenstein 1995, 328f.).

(2) ‚Westfälisch‘ und ‚Rheinisch‘

Zunächst sei daran erinnert, dass die hier verhandelten Raumbgliederungskriterien vorrangig sprachgeographischer Natur sind. Wenn diesen Räumen in einzelnen historischen Epochen mehr oder weniger deckungsgleich politisch-administrative und / oder kulturgeographische Räume entsprochen haben, ist das ein willkommenes Moment, das aber nicht regelhaft erwartet werden kann. Im Überblick über die lange Geschichte stellt sich allerdings heraus, dass dem Zeitraum der preußischen Provinzialverwaltungen Westfalen und Rheinland besondere Bedeutung zukommt.

Eine Binnendifferenzierung der beiden Größen in sprachräumlicher Hinsicht erbringt zum Teil erhebliche Verschiedenheiten. So lässt sich das Westfälische dialektgeographisch in Westmünsterländisch, Zentralmünsterländisch, Südwestfälisch und Ostwestfälisch unterteilen. Des ungeachtet scheinen die sprachhistorischen Verhältnisse Westfalens insgesamt für eine einheitliche Darstellung eher geeignet zu sein (Goossens 1983a), als dies beim Rheinischen der Fall ist, wenn auch unter ‚Westfalen‘ seit dem Auftauchen der Bezeichnung für das Land in den letzten Jahrzehnten des 8. Jhs. recht verschiedene Raumgebilde verstanden worden sind (z. B. Kohl 1994, 9-11). Bei aller Variation bleibt aber immer ein gewisser Kernraum mit Münster und Dortmund.

Für ‚Rheinisch‘ und ‚Rheinland‘ beginnt die Crux wegen der Länge des namenspendenden Flusses mit der je inhaltlichen Bestimmung des Gemeinten. Wilhelm Janssen urteilt in seiner „Kleinen Rheinischen Geschichte“: „Als der Geschichtsschreiber Otto von Freising am Ende des 12. Jhs. konstatierte, in der *provincia Rheni* liege das Schwergewicht des Reiches, meinte er das am Strom gelegene Gebiet zwischen Mainz und Basel; 300 Jahre später verstand der Kölner Kartäusermönch Werner Rolevinck unter der *Rheni provincia tota* ausschließlich das niederrheinische Land. ‚Rheinisch‘ ist insofern ein mehrdeutiger, interpretationsbedürftiger Begriff.“ (W. Janssen 1997, 11). Entsprechend sind auch unter linguistischem Gesichtspunkt verschiedene Raumkonzeptionen denkbar (wie z. B. bei Mattheier 1998). Nicht anders steht es mit den durch die Zeiten variierenden Geltungsarealen der Bezeichnung ‚Niederrhein / niederrheinisch‘ (dazu Tervooren 2000), der hier für einen Teilbereich gewählt ist.

Schauen wir auf den rheinischen Teil von Nordrhein-Westfalen, so fallen als ausgeprägte Dialektareale das Ripuarische und das Niederfränkische ins Auge, zwischen denen eine Übergangszone liegt. Aus verschiedenen Gründen, zu denen vorrangig die partiell sehr verschiedenen sprachgeschichtlichen Entwicklungsverläufe gehören, er-

scheint es ratsam, die Sprachgeschichte dieser Areale in zwei Darstellungssträngen wiederzugeben, und einer südlichen, nicht zuletzt auf Köln konzentrierten Sprachsituation die durch wechselnde historische Bezugspunkte gekennzeichneten Verhältnisse am nördlichen Niederrhein gegenüberzustellen. Das südliche Mittelfränkische von Südeifel/Hunsrück und Teilen von Westerwald/Taunus würde den Ansatz eines weiteren, eigenen Areals erforderlich machen. Die so verstandene Dreigliederung nach Westfälisch, Rheinisch und Niederrheinisch gilt etwa bis zum letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, danach wird sie durch eine neue Anordnung ersetzt, die den westfälischen und rheinischen Entwicklungen die ruhrdeutschen an der Nahtstelle gegenüberstellt. Damit ergeben sich partielle Überlappungen im Blick auf die bisherige Raumlagerung.

Zur Gliederung der Zeitabschnitte

Damit ist gleichzeitig die Frage der zeitlichen Schichtungen aufgeworfen. Die Parallelisierung von Berichtszeiten und Berichtsräumen, beginnend mit dem Spätmittelalter, markiert den Versuch, regionales sprachhistorisches Geschehen nebeneinander zu stellen und Vergleiche zu ermöglichen. Dazu sind den Autoren im Vorfeld der Arbeit von den Herausgebern Vorschläge für zeitliche Eingrenzungen gemacht worden, die allerdings teilweise einer recht schematischen, an Jahrhundertmarken ausgerichteten Herangehensweise entstammten. Sie berücksichtigen teils den erreichten Stand der Kenntnisse, teils tragen sie der Notwendigkeit Rechnung, einen überschaubar-praktikablen Zeitabschnitt abzugrenzen. Von der selbstverständlich eingeräumten Möglichkeit, aus sachlich gebotener Notwendigkeit die zeitlichen Eckpunkte zu modifizieren, ist mehrfach Gebrauch gemacht worden. Ähnliches gilt im Übrigen auch für die Wahl von Bezeichnungen, die eine Charakterisierung der behandelten Sprachvarietäten betreffen (vgl. zum Beispiel das ‚Rheinmaasländische‘ bei Arend Mihm und Michael Elmentaler). Schließlich sind auch sonst in Einzelfragen sichtbar werdende Auffassungsunterschiede zwischen den beteiligten Autoren unverändert belassen worden. Sie stellen ein notwendig unvermeidliches und durchaus belebendes Element einer solchen Gemeinschaftsarbeit dar. Da aus beruflichen Gründen ein Mitwirkender des Rundgesprächs an der Fertigstellung eines gedruckten Beitrags gehindert war, hat es Robert Peters dankenswerterweise übernommen, die drohende Lücke zu schließen.

Die oben angesprochene Modifizierung der anfänglichen Dreigliederung Ripuarisch-Kölnisch, Niederrheinisch und Westfälisch in Rheinisch und Westfälisch, dafür aber die Einrichtung eines eigenen Abschnitts für den Industrieraum des Ruhrgebietes, ist eine Konsequenz aus den Veränderungen in der Zeit. Für eine solche Einschätzung können nicht bloß sprachgeschichtliche Gründe namhaft gemacht werden. Das administrative Wirken der preußischen Verwaltung und die Industrialisierung an der Ruhr, an der Nahtstelle beider Räume, haben den Rahmen für die jüngsten Entwicklungen gesetzt. In diesem Kontext ist bereits in den ersten Jahrzehnten des 19. Jhs. die adjektivische Kennzeichnung ‚rheinisch-westfälisch‘ aufgekommen und lange vor der Bildung eines Landes Nordrhein-Westfalen fest geworden (Düwell 1990; Düwell/Köllmann 1983). Insofern ließe sich in Abwandlung einer Formulierung von Franz Petri, von ihm bezogen auf die Bildung des Landes Nordrhein-Westfalen (Petri 1966/67, 176), von einer rheinisch-

westfälischen Sprachgeschichte sagen, sie sei mit der Setzung ihrer Raumgrundlage zwar „nicht historisch notwendig“, aber auch „nicht willkürlich“.

Als Nachwirkung der preußischen Epoche für das regionale Selbstverständnis der Bewohner kann auch gelten, dass die namhaften landesgeschichtlichen Werke für das Rheinland und insbesondere für Westfalen (Geschichte des Rheinlandes 1922; Schulte 1925; Petri/Droege 1978-1983; Janssen 1997; Rothert 1949-1951; Kohl 1982-1984; Kohl 1994) den Ausgang ihrer Darstellung im Kern von den preußischen Provinzen nehmen, den behandelten Raum aber je nach historischer Epoche entsprechend modifizieren. Dieses, dem historischen Wandel von Raumgebilden angemessene Verfahren wird auch in diesem Buche praktiziert.

Die erste große, mit hohem wissenschaftlichen Anspruch verfasste und heute noch lesenswerte „Geschichte des Rheinlandes“ (1922) enthielt im Band „Kulturgeschichte“ auch eine Rheinische Sprachgeschichte aus der Feder von Theodor Frings (Frings 1922). In dem neuen Unternehmen von Franz Petri und Georg Droege kam ein solches Kapitel nicht mehr vor. Umgekehrt dagegen im Westfälischen: Hatte Hermann Rothert in seinem Unternehmen den gesamten Bereich „Sprache“ noch beiseite gelassen (das Werk ist auch nicht bis zur Gegenwart geführt), so wurde in der modernen mehrbändigen, von Wilhelm Kohl herausgebrachten „Westfälischen Geschichte“ ein gewichtiger, jedoch knapper Beitrag zur Sprache aufgenommen (Goossens 1983a). Insofern kann der vorliegende Band den Anspruch erheben, die beiden großen regionalen Geschichtswerke unter dem wichtigen Aspekt der Sprache angemessen zu ergänzen.

Danksagung

Wir Herausgeber möchten verschiedene Institutionen erwähnen, die unserem Projekt zum Erfolg verholfen haben. So hat die Deutsche Forschungsgemeinschaft das Rundgespräch im Jahre 1999 finanziell großzügig unterstützt. Der Landschaftsverband Westfalen-Lippe und der Landschaftsverband Rheinland, die Bewahrer und Fortsetzer der mit den preußischen Provinzen Rheinland und Westfalen begründeten Tradition im Bundesland Nordrhein-Westfalen, haben die Drucklegung der „Rheinisch-Westfälischen Sprachgeschichte“ durch namhafte Zuschüsse ermöglicht. Den genannten Institutionen wie den Personen, die für die Unterstützung verantwortlich zeichnen, gilt unser herzlichster Dank.

Den Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Lehrstuhls Macha, namentlich Markus Denkler M. A., Arne Domrös, Tobias Gombert, Heike Hofmeister, Uta Nolting, Anja Wilke sowie Waltraud Gelbe, gebührt gleichfalls unser Dank für ihr Engagement, das das ‚normale‘ Maß weit überstieg. Tatkräftig und kenntnisreich unterstützt wurden wir auch von Dr. Robert Damme und Prof. Dr. Hans Taubken. Dr. Stephan Elspaß, der die gesamte Redaktionsarbeit koordiniert und bis ins Detail begleitet hat, hat sich um den Tagungsband besonders verdient gemacht.

Dass der Sammelband in die renommierte Reihe der „Niederdeutschen Studien“ aufgenommen worden ist, empfinden wir als ehrenvoll; ein Dank dafür geht an die Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens.

Münster, im November 2000

Jürgen Macha Elmar Neuß Robert Peters

I. Früh- und Hochmittelalter

Rheinische und westfälische Sprachgeschichte bis 1300

1. Einleitung
2. Rheinische Sprachgeschichte bis 1300
 - 2.1 Grundlagen der rheinischen (mittelfränkischen) Sprachraumbildung
 - 2.2 Das Mittelfränkische in althochdeutscher Zeit
 - 2.3 Das Mittelfränkische in mittelhochdeutscher Zeit
3. Westfälische Sprachgeschichte bis 1300
 - 3.1 Grundlagen der westfälischen Sprachraumbildung
 - 3.2 Das Westfälische in altsächsischer Zeit
 - 3.3 Das Westfälische in spätaltsächsischer und frühmittelniederdeutscher Zeit

1. Einleitung

Der Versuch, einen Überblick sowohl über die rheinische wie auch über die westfälische Sprachgeschichte bis 1300 auf knappem Raum zu geben, fordert eine thematische Begrenzung in mehrfacher Hinsicht: zunächst dadurch, dass als Untergrenze des berücksichtigten Zeitraums in etwa das 5. Jh. gewählt wird, von dem ab sich erkennbarer die siedlungsgeschichtlichen und damit vermutlich auch sprachlichen Grundlagen der späteren rheinischen und westfälischen Sprachgeschichte herstellen. Ausgeschlossen werden damit etwa die Kontroverse um Hans Kuhns „Nordwestblock“ ebenso wie das Sachsenproblem und all die Fragen, welche die Germani cisrhenani, das Ubische und die Matronennamen betreffen. Von der näheren Betrachtung ausschließen muss ich ferner die niederfränkischen Rheinlande, die zusammen mit dem Maasländisch-Limburgischen den südöstlichen Grenzraum des Alt- und Mittel-niederländischen bilden.¹

Was die verbleibende rheinisch-mittelfränkische und die westfälische Sprachgeschichte bis 1300 anbelangt, werde ich mich überdies auf drei Schwerpunkte beschränken:

1. Ein Schwerpunkt gilt dem, was sich unter Inkaufnahme vieler Fragezeichen über frühe Sprachraumbildung im Rheinland und in Westfalen sagen lässt.²

¹ Dieser Verzicht fällt umso leichter, als auf eine ganze Reihe von materialreichen, ausgezeichneten Arbeiten verwiesen werden kann, welche die maasländisch-niederrheinischen Quellen der Zeit bis etwa 1300, vor allem die des 12. und 13. Jhs., sprachhistorisch sehr gut erschlossen haben. Zur niederrheinischen, „rhein-maasländischen“ Sprachgeschichte insgesamt und ihren historischen Grundlagen: Mihm (1992); für die altniederfränkische Zeit: de Smet (1986); für das 12./13. Jh.: de Smet (1969; 1979). Zu wichtigen früh- und hochmittelalterlichen Sprachquellen dieses Raums: Altniederfränkische/Wachtendoncksche Psalmen: van Helten (1902); Quak (1973); de Grauwe (1979/1982); Gysseling (1980, 43-57); Quak (1981b); Munsterbilzener Vers: Goossens (1975); Gysseling (1980, 131f.); Veldeke: Frings/Schieb (1947, 1949); Klein (1985); Goossens (1991b); Trierer Floyris: de Smet/ Gysseling (1967a); Niederfränkischer Tristan: de Smet/ Gysseling (1967b); Aiol: Deschamps/ Gysseling (1966); Bestiaire d'Amour: Holmberg (1925). Zu den romanischen Lehnwörtern: Goossens (1988ff.), 1. Lfg. Zu den Pronomina: Zelissen (1969); Goossens (1988ff.), 2. Lfg.

² Der Frage, was Räume, insbesondere Sprachräume konstituiert und konturiert, kann hier nicht weiter nachgegangen werden, vgl. dazu Mattheier 1994 und die Beiträge in Besch/Solms (1998). Ebenso-

2. Zum andern wird versucht, das Profil des früh- und des hochmittelalterlichen Mittelfränkischen und Westfälischen anhand ihrer besonders kennzeichnenden Sprachmerkmale und Sprachwandel zu umzeichnen. Dass das einschlägige Kapitel für das Mittelfränkische des 12./13. Jhs. sehr viel detaillierter ausfällt als für das zeitgleiche Westfälische, liegt zum einen an der Vielzahl kennzeichnender Merkmale des späteren Mittelfränkischen, die sich bereits in den Quellen des 13. Jhs. zu erkennen geben, zum andern aber an der weit besseren mittelfränkischen Quellenlage, welche die des Westfälischen um ein Vielfaches übersteigt. Denn – und daraus ergibt sich ein weiterer Schwerpunkt – :

3. Vor der starken Verbreiterung des Überlieferungsstroms im Spätmittelalter hängen die Möglichkeiten einer Sprachgeschichtsschreibung entscheidend von Umfang, Zuordnungsqualität und zeitlich-räumlicher Verteilung der verfügbaren Quellen ab. Außerdem bildet gerade für die frühe Zeit die Anfangsphase der Verschriftlichung der Volkssprache einen wichtigen sprachgeschichtlichen Teilaspekt. Daher wird die jeweilige Quellenlage im folgenden Überblick in eigenen Abschnitten wenigstens knapp skizziert.

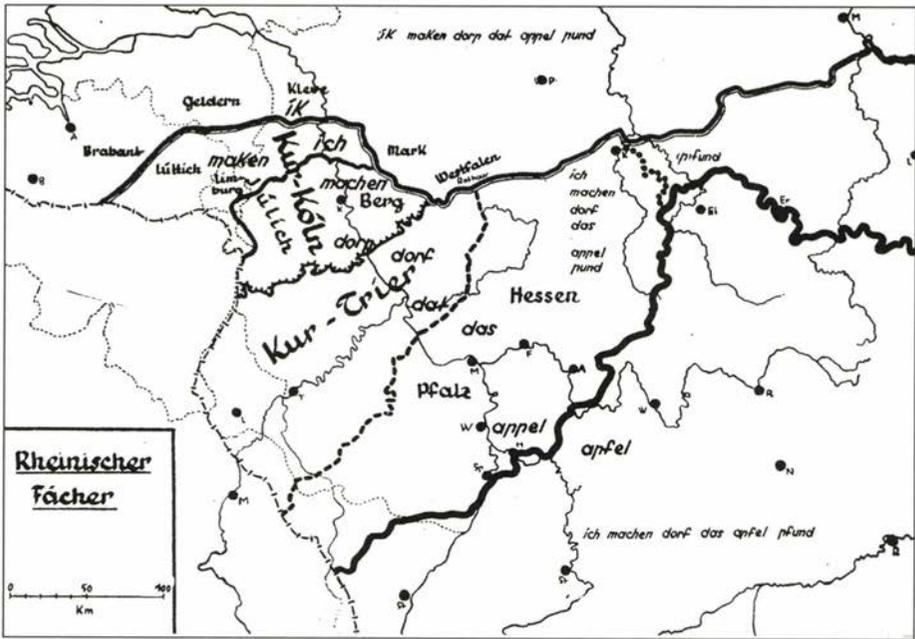
2. Rheinische Sprachgeschichte bis 1300

Neuere Gesamtdarstellungen der rheinischen Sprachgeschichte gibt es nicht. Das mag daran liegen, dass der geniale und trotz aller Korrekturbedürftigkeit weiterhin faszinierende Entwurf der Rheinischen Sprachgeschichte von Theodor Frings (1922; 1926) lange Zeit von einem erneuten Versuch abgehalten hat; und in den letzten Jahrzehnten hat der Streit um die 2. Lautverschiebung im Westmitteleutschen die Lust auf ein solches Unterfangen gewiss nicht erhöht.

2.1 Grundlage der rheinischen (mittelfränkischen) Sprachraumbildung

Die Westgrenze des mittelfränkischen Sprachraums ist durch die germanisch-romanische Sprachgrenze gegeben. Im übrigen orientieren sich seine Begrenzung und Binnenstrukturierung traditionell an Merkmalen des Konsonantismus und den entsprechenden Isoglossen des wohlbekannten „Rheinischen Fächers“ (Karte 1): Die Außengrenzen des Gesamttraums werden dann durch die *dat/das*-Linie im Süden und die Benrather Linie und/oder Ürdinger Linie im Norden und Nordwesten signalisiert. Systemisch wichtiger als die *dat/das*-Linie ist zweifellos das ähnlich verlaufende, zur *korff/korb*-Linie gehörige Isoglossenbündel. Das Mittelfränkische zwischen *korff/korb*-Linie und Benrather Linie ist dann in Sachen 2. Lautverschiebung charakterisierbar als der Sprachraum, in dem erstens die Verschiebung der wgerm. *b-d-g*-Reihe komplett unterblieben und zweitens die Verschiebung der wgerm. *p-t-k*-Reihe nur mit den bekannten mfrk. Einschränkungen durchgeführt worden ist. Doch nicht diese konso-

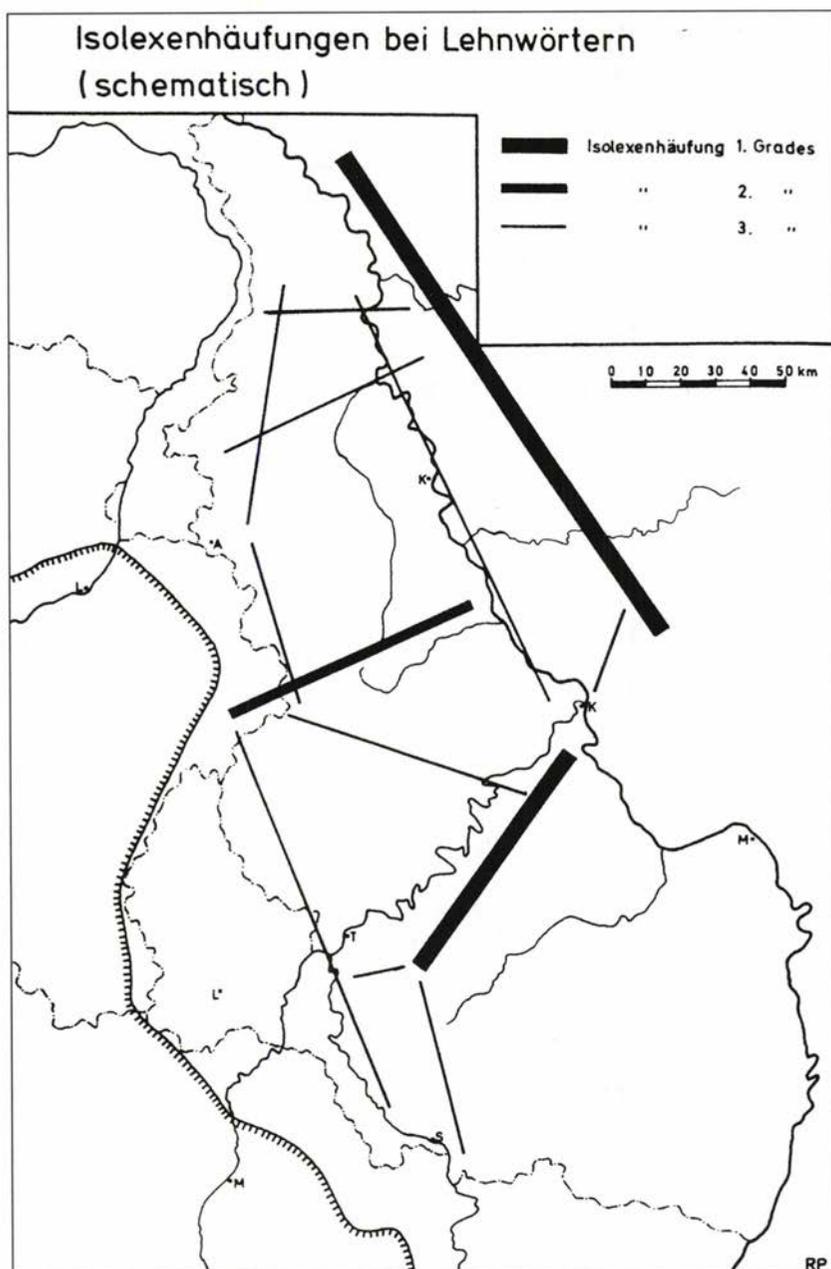
wenig ist es im Rahmen dieses Beitrags möglich, jene rekonstruktionsmethodologischen Irrtumsrisiken auszubreiten und zu diskutieren, auf die sich unausweichlich einlässt, wer sich mit den Mitteln sprachhistorischer Rekonstruktion in eine quellenarme oder gar quellenlose Zeit zurückbegibt (vgl. Neuß 1998).



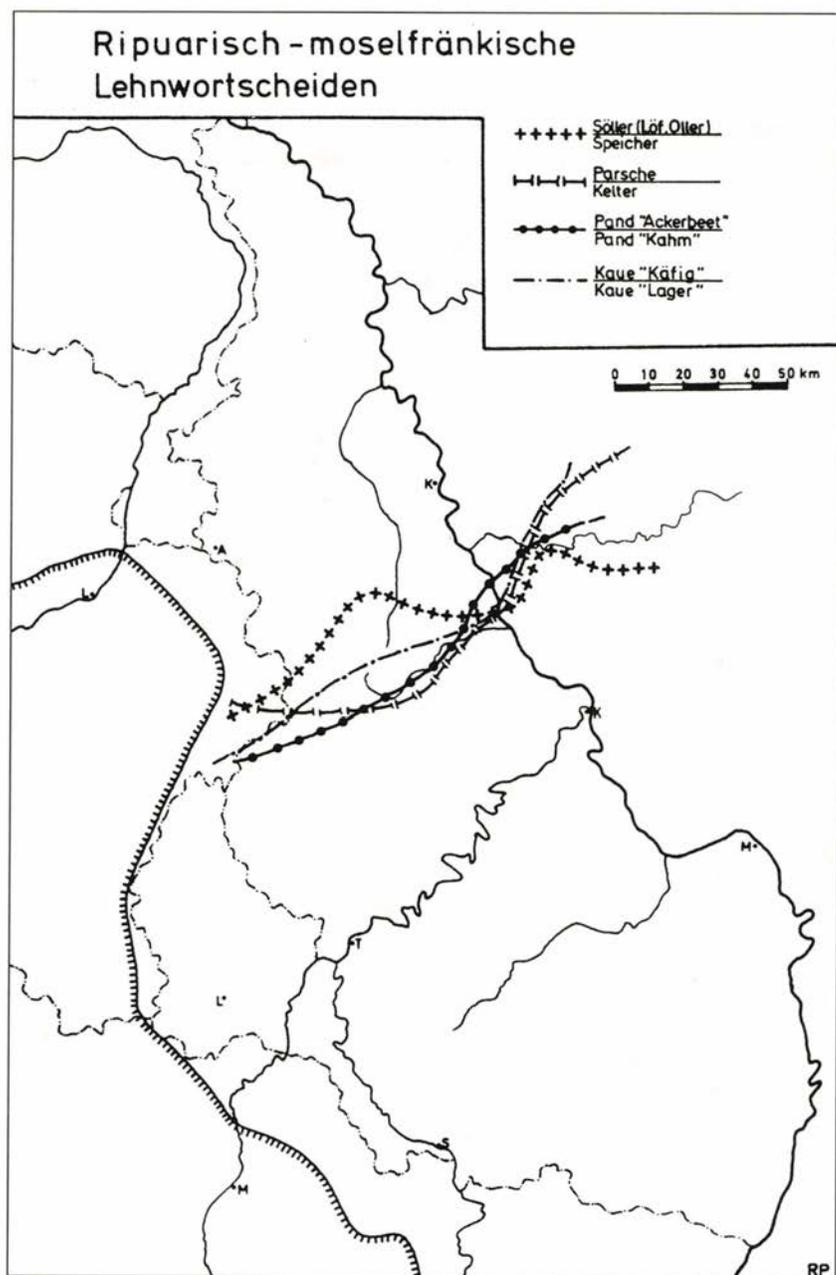
Karte 1: Der Rheinische Fächer (aus Frings 1956, Bd. 1, 127)

nantischen Gegebenheiten sind das sprachliche Hauptkennzeichen³ des mittelfränkischen-maasländischen Raumes, sondern seine eigentümlichen distinktiven Tonakzente, die Rheinische Akzentuierung und die Limburgse betoning. Ihre Südgrenze verläuft, wie Schmidt (1986) gezeigt hat, im Bereich der *dat/das*-Linie und ihre Nordgrenze deckt sich im Wesentlichen mit der Ürdinger Linie; sie geht zwar nicht mehr so weit nach Westen wie die *ik/ich*-Linie, ist dort aber nach Jan Goossens Rückzugslinie. Das Missliche an dieser höchst kennzeichnenden „Rhein-Maas-Exklusivität“ (Goossens 1991a, 287) ist nur, dass sie „überhaupt erst seit Erfindung der Elektroakustik näher untersucht werden [kann] und für die ältere Zeit gründlich verloren“ ist (Neuß 1998, 179). Das erschwert die Beantwortung der Frage nach Entstehung und Alter der Rheinischen Akzentuierung zwar beträchtlich, macht sie aber nicht aussichtslos: De Vaan (1999) hat im Gefolge von Bach (1921) und van Wijk (1936a; 1936b; 1939) untermauern können, dass der Rheinischen Akzentuierung wohl letztlich die (intrinsic) Quantitäts- und Intonationsunterschiede zwischen den (längeren) nicht-hohen alten Langvokalen *ā*, *ē*, *ō*, *ō̄* mit Fallton und den kürzeren hohen Langvokalen *i*, *ū* und den steigenden Diphthongen *ei*, *ou* mit Steigton zugrunde liegen.

³ Vgl. Wiesinger (1983a, 855); Neuß (1998, 178f.): „das wichtigste moderne Identifizierungskriterium im [...] Bewußtsein der Sprecher“.



Karte 2: Isollexenhäufungen bei Lehnwörtern (aus Post 1982, 314)



Karte 3: Ripuarisch-moselfränkische Lehnwortscheiden (aus Post 1982, 310)

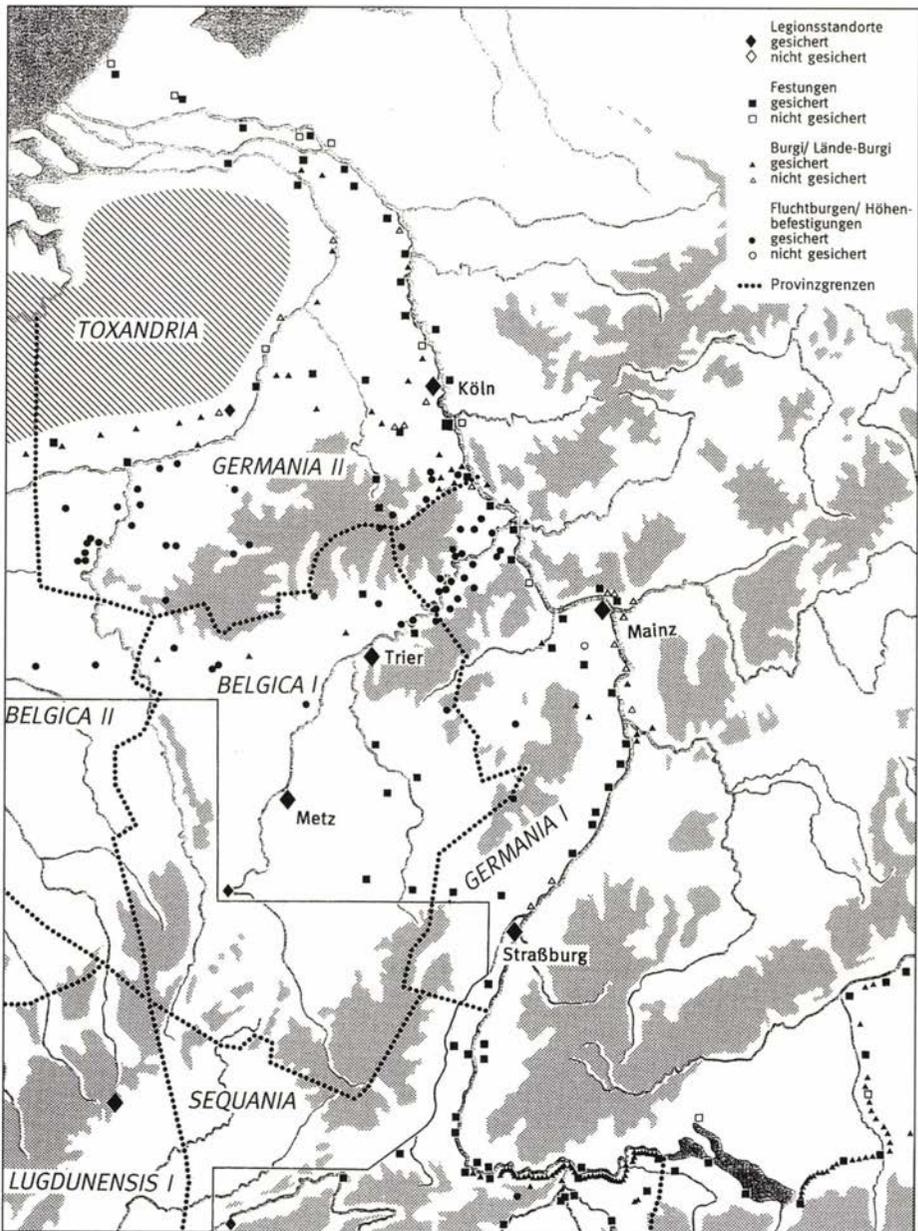
In der Datierungsfrage scheint so viel klar, dass zum einen der phonetische Intonationsunterschied als Grundlage der späteren Rheinischen Akzentuierung die ahd. Monophthongierung voraussetzt und dass zum andern seine Phonemisierung erst mit der ə-Apokope (im 15./16. Jh.?) erfolgt ist. Eine Datierung der (noch nicht distinktiven) Rheinischen Akzentuierung vor der ahd. Diphthongierung, die Frings (1916) und de Vaan (1999, 30f.) vertreten, ist dagegen weniger wahrscheinlich: Sie basiert erstens auf der inzwischen widerlegten Annahme, dass germ. *ē, *ō im Mittelfränkischen undiphthongiert bewahrt geblieben sind.⁴ Sie lässt zweitens das Schicksal von wgerm. *eo unerklärt, das erst sehr viel später mit dem mfrk. Reflex von germ. *ē zusammenfiel und zu diesem Zeitpunkt ja auch seinerseits schon Tonakzent I besessen haben müsste.⁵ Eher ist daher wohl mit der Entwicklung des Intonationsgegensatzes zu rechnen, nachdem mfrk. ī (< wgerm. ē, eo, -ēha-), ū im 13. Jh. zu ē, ō gesenkt worden waren.

Während die Akzentuierung bei der Suche nach den Grundlagen mfrk. Raumbildung wegen der Datierungsprobleme also erwartungsgemäß zunächst nicht weiterführt, hat die Erforschung der romanischen Lehnwörter im Rhein-Maas-Gebiet gewissermaßen nebenbei auch vielversprechende Perspektiven für die Sprachraumfragen eröffnet (vgl. vor allem Post 1982; Goossens 1988ff.). Post hat Isolexenhäufungen in seinem Untersuchungsmaterial kartiert (Karte 2). Die Karte zeigt in wesentlichen Stücken die vom Rheinischen Fächer her bekannte Arealstruktur. Aufgrund von Lehnwortscheiden „ist jedoch die Binnendifferenzierung der rheinischen Lehnwortlandschaft teilweise schon in römischer Zeit anzusetzen – und somit älter als der Rheinische Fächer“ (Post 1982, 315). Besonders klar fallen diese Lehnwortscheiden an der Ahrlinie aus, der Eifelschranke des Rheinischen Fächers (Karte 3). Hier zeigen der Kölner Raum nördlich der Ahr und das Moselland verschiedene alte romanische Lehnwörter für dieselbe Sache oder dasselbe Lehnwort mit alter Bedeutungsverschiedenheit. Solche Beispiele schließen aus, dass sich die Lehnwortareale erst später in die jüngere Fächerstruktur eingepasst haben. Schon Post benennt als mögliche außersprachliche Faktoren die Grenzen zwischen den römischen Provinzen Germania I einerseits und Germania II und Belgica I andererseits (Karte 4) und schließt, „daß die heutige Dialektgeographie von dem sprachlichen romanischen Substrat in entscheidendem Maße präfiguriert worden sein dürfte.“ (ebd.)

Dass die rheinischen Franken von der provinzialrömischen Vorbevölkerung nicht nur Ortsnamen und Lehnwörter, sondern ganze komplexe Wortareale übernommen haben, zeigen nun schlagend die Lehnwörter für den Iltis im Rheinland. Erst die Karte des Fränkischen Sprachatlasses (FSA) und die darauf gestützte Analyse von Jan

⁴ De Vaan (1999, 31) nimmt an, dass gerade der schon vorhandene Tonakzent I die Diphthongierung unterbunden habe. Wichtig ist jedenfalls der Hinweis darauf, dass sich das Gebiet der Rheinischen Akzentuierung weitgehend mit dem mfrk. Gebiet deckt, in dem ē, ō für mhd. ie, uo gelten. Allerdings bleibt auch hier die Frage nach der verschieden beurteilten Vorgeschichte von südwestmoselfränkisch und zentralhess. ei, ou für mhd. ie, uo, vgl. Wiesinger (1970 II, 40-53); Klein (1993).

⁵ Denkbar wäre freilich, dass wgerm. eo im frühahd. Mittelfränkischen anders als iu zu einem Langdiphthong mit fallender Tonhöhe geworden war, vgl. Notkers Unterscheidung von iē und ēi, ou, iu, dazu de Vaan (1999, 36f.). – Überdies müsste dann angenommen werden, dass auch wgerm. -ēha- schon entsprechend früh zu diesem Langdiphthong kontrahiert worden wäre; das ist kaum glaubhaft.



Karte 4: Die römische Rheingrenze seit der 2. H. des 4. Jhs. (aus Katalog Mannheim 1996, 239)

Goossens (1988, 45-60 u. dort Karte 3) haben hier für hinreichende Klarheit gesorgt. Da die FSA-Karten nicht leicht lesbar sind, mag zur Vororientierung Posts Karte (Karte 5) dienen. Sie zeigt uns Nachkommen folgender lat.-galloromanischer Bezeichnungen des Iltis:

- Zu *visio* ‘Gestank’ gehört lat. *visio*, *vissio*, das sich in nl. *vis*, *visse* etc. und in der moselfrk. Lehnübersetzung *Stinkert* fortsetzt.
- Von lat. *fūr* ‘Dieb’ abgeleitet ist die Iltisbezeichnung **fūrio*, die sich im Rheinland teils im Typ *fūr* (*fūrer*, *fūrder*) aus dem lat. Nominativ *furio* und teils im Typ *fūrn* (*fūrner*, *fūrnder*) aus dem Akkusativ *furionem* fortsetzt. *furionem* ist dabei der sprachgeschichtlich jüngere Typ, da er den spätlat. Ersatz des Nominativ Sg. durch den Akkusativ voraussetzt (Müller/Frings 1968, 263f.; Post 1982, 264).

Die Karte Posts ist, wie die Karte des FSA (Karte 6) zeigt, in zwei entscheidenden Punkten ungenau. Zum einen begegnet *fūr/fūrder* auch nördlich und östlich des *fūrn/fūrnder*-Gebietes.⁶ Das *fūr*-Gebiet ist ringförmig um das *fūrn*-Gebiet gelagert, wobei der rechtsrheinische Teil des *fūr*-Rings zwar schwächer ausgeprägt, aber doch gut erkennbar ist.

Zudem gibt es resthafte *fess/föss*-Belege südwestlich von St. Vith und in Luxemburg, die auf einer Ausschnittkarte von Goossens (1988, 46) kartiert sind. Diese Belege schlagen die Brücke vom niederländischen *viss*-Gebiet zum moselfränkischen *stinkert*-Gebiet. Zusammenfassend analysiert Goossens dieses Bild folgendermaßen:

Von den beiden lat. Ausdrücken, die sich in galloromanischer Zeit als Bezeichnungen des Iltis durchsetzten, nahm *visio* weitaus den größeren Raum ein; *furio* beschränkte sich auf Köln und seine weitere Umgebung. [...] Die östliche romanische Bildung [*visio*] veranlaßte in der westlichen germanischen Moselgegend zur Lehnübersetzung *stenker(t)*, die älteres *fess* gutteils verdrängt hat. Das *fūrio*-Areal um Köln entwickelte eine eigene Dynamik durch die Konkurrenz des *casus rectus*, der sich in seiner Peripherie behaupten konnte, und den *casus obliqui*, die das Areal des ersteren von innen ausgehöhlt haben. (Goossens 1988, 57f.)

Dieser Befund ist offenbar von hoher sprachhistorischer Bedeutung, denn er zeigt, dass die provinziälromische Wortgeographie nicht nur in großräumigen Verteilungsmustern, sondern auch in relativ kleinräumigen Arealformationen wie der *fūr*-Ringbildung um Köln die fränkische Landnahme und die sprachliche Germanisierung der Rheinlande überdauert hat. Bedeutsam ist auch das westlich anschließende *visio*-Gebiet. Es zeigt neben anderen Beispielen, dass die aus der mittelfränkischen Dialektgeographie wohlbekannte Westrand-Struktur nicht nur auf Reliktlagen beruht, sondern sehr alte – selbst römerzeitliche – Arealstrukturen fortsetzen kann. Die Iltis-Lehnwörter demonstrieren somit im Einzelfall wie die romanischen Lehnwörter in ihrer Gesamtheit die ganz erstaunliche Persistenz rheinischer Sprachraumstrukturen von der provinziälromischen Zeit bis in die Gegenwartsmundarten.

⁶ Entgegen der Karte Posts reicht das *fūr*-Gebiet im Norden des *fūrn*-Gebietes etwa bis zu einer Linie Bergheim – Mettmann – Velbert, umfasst also auch den Großteil des rechtsrheinischen Südniederfränkischen; sodann gibt es zahlreiche *fūr*- und *fūrer*-Vorkommen im Raum s. Remscheid – Berg-Gladbach – obere Sieg bis hin zu jenem *fūr*-Gebiet westlich und südlich von Altenkirchen, das auf Posts Karte wieder verzeichnet ist.

Außerdem setzt die Übergabe der galloromanischen Arealstruktur von den latino-phonischen Provinzialen an die rheinischen Franken eine hinreichend lange Zeit intensiven und großflächigen Sprachkontakts voraus. Das aber trifft sich aufs Schönste mit dem Bild, das inzwischen von Archäologen und Historikern von der fränkischen Landnahme und Reichsbildung in den gallischen Provinzen gezeichnet wird. Nicht mehr die Vorstellung gewaltsamer Eroberung, Zerstörung der provinziäl-römischen Strukturen und entsprechend jähen Kulturabrisse prägen dieses Bild, sondern „das langsame Einsickern fränkischer und anderer germanischer Bevölkerungsgruppen seit dem 4./5. Jahrhundert“, das als bedeutsamer siedlungsgeschichtlicher Prozess „im Verlaufe von gut 100 Jahren zu einer ‚Barbarisierung‘ Nordgalliens führte und die ethnischen und sozialen Strukturen dieser Provinzen nachhaltig veränderte“⁷ – aber, so wird man gerade für unseren Fall hinzufügen dürfen, nicht folgenlos aufhob.

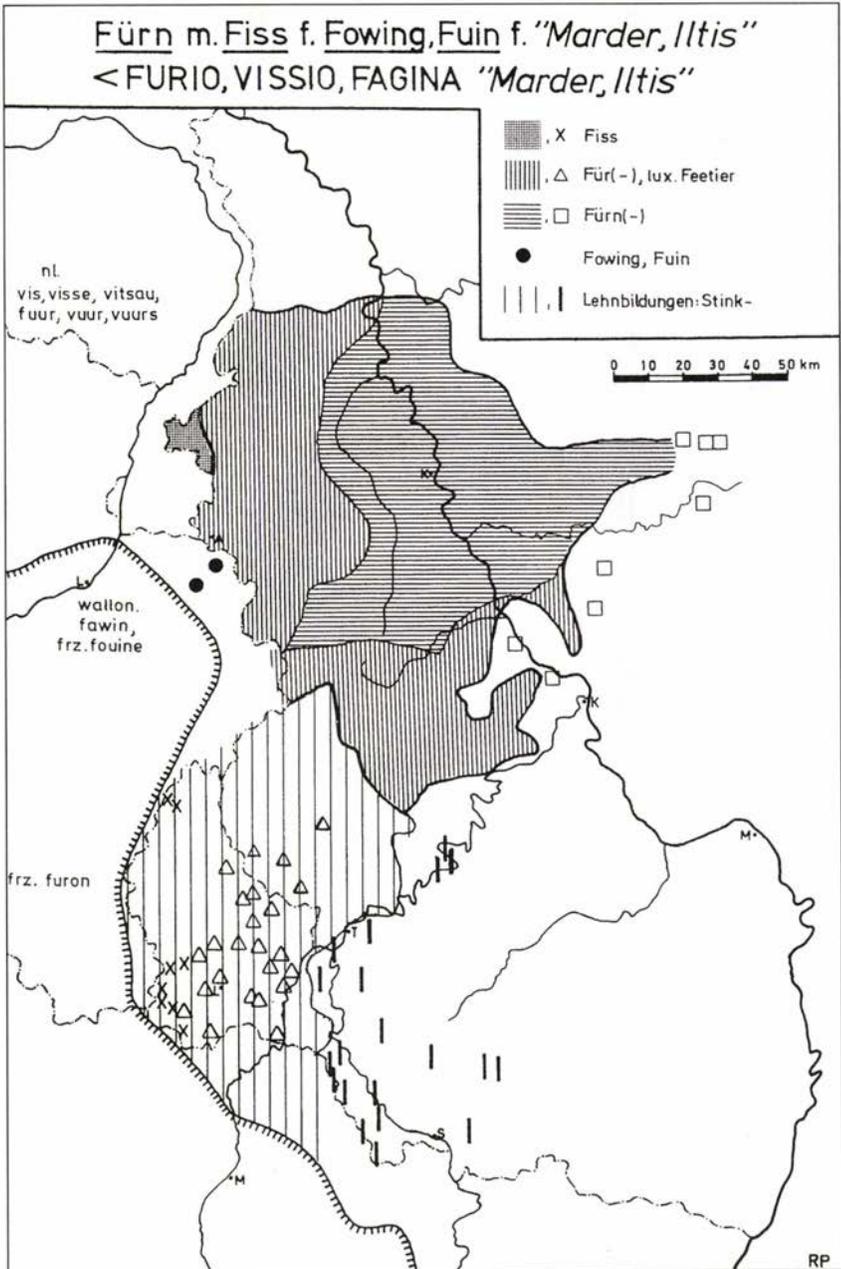
Der Rheinische Fächer als persistente Sprachraumstruktur seit der ausgehenden römischen Kaiserzeit: Was bedeutet das für die Lautverschiebungsfrage? Vermutlich sehr wenig: Weder der Theorie der autochthonen Entwicklung der Lautverschiebung bei den rheinischen Franken noch der Theorie ihrer Übernahme von Süden her werden von daher Probleme entstehen. Frings insbesondere hatte selbst schon für das Vordringen hochdeutscher Formen neben die wellenförmige die isolierte oder punktuelle Infiltration gestellt: „Nachdem Köln erreicht [...] war, [...] begann die Eroberung der Kölner Ebene und die Füllung des Kölner Kulturrahmens.“ (Frings 1956, Bd. 2, 123) Der Kölner Kulturrahmen, der Kölner Kulturraum ist also auch in dieser Sicht das Vorgegebene.

Wie aber ist es zur 2. Lautverschiebung im Rheinland gekommen? Diese hochumstrittene Frage kann hier nicht im Einzelnen diskutiert werden.⁸ Immerhin zeichnet sich für das Problem der Lautverschiebungschronologie und -ausbreitung vielleicht eine Lösung ab, auf die neben den frühen schreibsprachlichen Befunden wesentlich neuere onomastische Untersuchungen, vor allem von Wolfgang Haubrichs, führen. Nach Haubrichs wäre die in der ersten Hälfte des 6. Jhs. bei den Alemannen beginnende Tenuesverschiebung sehr bald, von der 2. Hälfte des 6. Jhs. an, von den rheinischen Franken übernommen worden, und zwar zunächst die *t*-Verschiebung, während die *k*-Verschiebung erst im 7. Jh. folgt (Haubrichs 1987; 1997, 223f.; Venema 1997, 66-71 u. 431-465). Auch dieses Szenario ist freilich – vor allem wegen des sehr geringen Zeitabstands zwischen alemannischer und fränkischer Lautverschiebung⁹ – nicht unproblematisch.

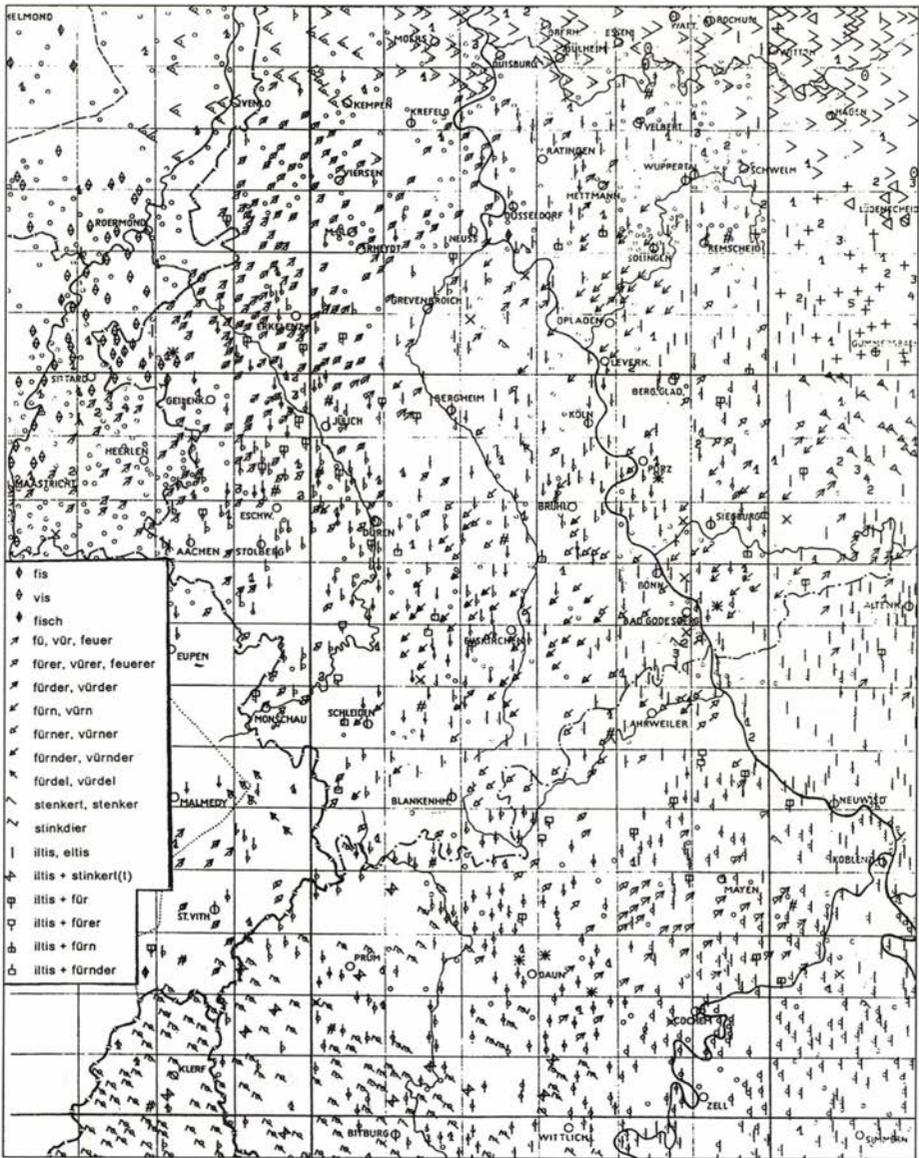
⁷ Böhme (1996, 101); vgl. auch Bierbrauer (1996, 119) zur romanischen Bevölkerungskontinuität bis ins 5./6. Jh.

⁸ Zur Diskussion seit den 1960er Jahren vgl. Schützeichel (1965; 1974; 1976; 1979a); Heinrichs (1967); Goossens (1968; 1978; 1979a); Bergmann (1977; 1980; 1983); Lerchner (1971); Kuhn (1976); Simmler (1981; 1986); Draye (1984); Tiefenbach (1984); Haubrichs (1987; 1997); Vennemann (1987; 1988a-b; 1991a-b; 1994); Klein (1990); Venema (1997); Davis/ Iverson/ Salmos (1999); Schwerdt (2000).

⁹ Zur Chronologie und Bedeutung der frühen Belege für Verschiebung und Nicht-Verschiebung jetzt besonders Schwerdt (2000, 191-267). Es fällt freilich schwer, Schwerdt in der Annahme mehrerer verschiedener Lautverschiebungen zu folgen, welche die benachbarten Alemannen, Baiern und Teile der Franken zeitgleich und – was die Tenuesverschiebung anbelangt – mit weitgehend übereinstimmenden Resultaten, dennoch aber unabhängig voneinander durchgeführt haben sollen.



Karte 5: Bezeichnungen für den 'Iltis' im Rheinland (aus Post 1982, 89)



Karte 6: Bezeichnungen für den 'Illis' im Rheinland (aus FSA, Lfg. 1, Karte 3)

2.2 Das Mittelfränkische in althochdeutscher Zeit

2.2.1 Quellenlage

Das Altmittelfränkische des 8. bis 12. Jhs. ist insgesamt weit kärglicher und problematischer überliefert als das Altwestfälische. Die wenigen, schmalen Texte – die Kölner Inschrift (Kruse 1976, 133-178), Psalm 1-3,6 der Wachtendonckschen Psalmen (Quak 1981a), das Trierer Capitulare (Tiefenbach 1975a) und die Trierer Sprüche (Steinmeyer 1916, Nr. LXIII, LXXX, LXXXI) – sind allesamt nur in frühneuzzeitlichen Abschriften erhalten. Hinzu kommt eine allerdings beachtliche Glossen- und Namenüberlieferung.¹⁰ Dazu zählen mit den wohl tief ins 8. Jh. zurückreichenden wenigen Griffelglossen des Maihinger Evangeliars (Glaser 1997) zwar die vielleicht ältesten ahd. Glossen überhaupt (s. aber Schwerdt 2000, 305), doch entfallen über 95% der mfrk. Glossenüberlieferung erst auf das 10.-13. Jh.¹¹ Somit gibt es erst für die Rekonstruktion des späthd. Mittelfränkischen eine halbwegs befriedigende Quellengrundlage. Hinzu kommt, dass sich in zahlreichen mfrk. Glossenhandschriften in nicht unerheblichem Ausmaß auch oberdeutsche oder altsächsische, selten auch altenglische Glossen und Sprachmerkmale finden, die eine genaue Abgrenzung der mfrk. Sprachanteile erschweren. Dies gilt schon für die ältesten Glossen im Maihinger Evangeliar.¹²

2.2.2 Kennzeichen¹³

Der eigentümliche mfrk. Lautverschiebungsstand zeigt sich in den wesentlichen Zügen bereits in den altmittelfränkischen Quellen:¹⁴ Germ. *p* und *k* sind nur in postvokalischer Stellung verschoben worden, *p* teils (später beschränkt auf das Moselfrk.) auch nach Liquid: *profun* 'Pfpofreiser' (K 244), *vuerfan* (B 138) ~ *uz uuerpent* 'auswerfen' (B 112), aber *plastar* 'Pflaster' (K 323), *uimpila* 'Schleier' (K 235), *gisceppi* 'Geschöpf', *up* (< *upp*) 'auf' (B 164) ~ *uf* (B 114, 139); *erssuogingo* 'Untersuchung' (K 210), aber *costungo* 'Versuch' (K 216), *stork* 'Storch' (B 232), *steccun* 'Stecken' (B 132). Nur germ. *t* ist in allen Stellungen verschoben (abgesehen von den bekannten mfrk. Lautverschiebungsausnahmen): *ceinun* 'Körbe' (K 248), *mazaldra* 'Maßholder' (K 225).

¹⁰ Grundlegend für Ermittlung und Erschließung der mfrk. Glossen: Bergmann (1977). Zu einzelnen Glossenhandschriften: Katara (1912); Pauly (1968); Wolf (1970); Neuß (1973a); Frank (1974); von Gadow (1974); Stührenberg (1974); Kruse (1976); Reiche (1976); Klein (1977, 69-96, 112-117, 129-137 u. 161-262); Meineke (1983, 351-58). Zur mfrk. Namenüberlieferung als Sprachquelle vgl. besonders Tiefenbach (1984).

¹¹ Vgl. die Übersicht in Bergmann (1977, 311-313); die dort dem 9. Jh. zugewiesenen ca. 500 Glossen des Xantener Evangeliars gehören jedoch erst ins 10. Jh. (Klein 1977, 161-169; Meineke 1985).

¹² Das obd. *t* in *tiu[fa]l* daemionium Nr. 6 (Glaser 1997, 8) und das unverschobene *t* in *gataman* domare 'bezwingen' Nr. 9 (ebd., 9f.), das nicht einfach als aengl. erklärt werden kann (da wäre *getemmen*, *getamian*, *getemian* zu erwarten) relativieren den Zeugniswert der Lautverschiebungsbelege *hase* Dat. Sg. 'Hass' Nr. 3 und *ginos* 'Gefährte' Nr. 7 für das Mfrk.

¹³ Vgl. Franck (1971) und die oben zu Abschnitt 3.4.2 genannte Literatur.

¹⁴ Die folgenden Belege sind nach Möglichkeit mfrk. Glossen des 8./9. Jhs. entnommen; in den abgekürzten Literaturverweisen ist B = Bergmann 1977, K = Kruse 1976.

Die hd. Medienverschiebung erfasst das Mittelfränkische nicht, das diesbezüglich wie das Niederländische und Niederdeutsche auf einer wgerm. Stufe verharrt: *buoch*, *havich* 'Habicht', *silver* 'Silber', *af* 'ab', *self* 'selb', *duoch* 'Tuch'.

Seine Zwischenstellung beweist das Mittelfränkische auch sonst. Zum einen nimmt es an den meisten ahd. Sprachwandel uneingeschränkt teil: Mitvollzogen hat das Mittelfränkische schon den für das ahd. Flexionssystem kennzeichnenden konsequenten Ausgleich von Schwund/Erhaltung von wgerm. *-i*, *-u* (7./8. Jh.). Es heißt also mfrk. *stat*, *bach* gegenüber as.(-anl.) *stedi*, *beki*. Die ahd. Monophthongierung und Diphthongierung und der ahd. *i*-Umlaut¹⁵ sind mfrk. offenbar in der auch im übrigen Altfränkischen geltenden Weise eingetreten. Dasselbe gilt für den frühen Schwund von anlautendem *h* vor Konsonant (Tiefenbach 1984, 261) und offenbar auch von postkonsonantischem *j*. Auch die Auslautverhärtung von germ. *þ* und *d* (Tiefenbach 1984, 259f.) und die späthd. Nebensilbenreduktion hat sich im Mittelfränkische in ähnlicher Weise wie im übrigen Altfränkischen vollzogen (Pauly 1968, 94-97, 156f. u. 163-166; Tiefenbach 1975a, 301-305).

Mit anderen Zügen steht das Mittelfränkische in eindeutig nordwestlichen Zusammenhängen: Früh vollzogen haben muss sich hier der Wandel von *ft* > *ht* (z.B. *ahter* < *after*),¹⁶ da das resultierende *ht* seinerseits vom „*h*-Schwund vor *t*“ erfasst werden konnte (Klein 2000c, 23). Für diesen kennzeichnend mfrk. Lautwandel, der in schwächerer Form allerdings auch im übrigen Westmd. und im Alemannischen erscheint und bereits in den Echternacher Glossen des 8. Jhs. belegt ist (*ganutsamo*, Glaser 1997: 7), ist die Bezeichnung als „*h*-Schwund/Ausfall vor *t*“ sachlich eigentlich falsch, denn die späteren Entwicklungsmöglichkeiten des dem *h* vorausgehenden Vokals – Dehnung, Diphthongierung, Palatalisierung – (Dornfeld 1912, § 107; Frings 1926/27, 111-118) zeigen, dass *h* vor *t* nicht komplett schwand, sondern zu *ə* oder *i/j* vokalisiert/reduziert wurde,¹⁷ etwa *-aht-* > *-aət-/ait-* > *-ät-/æt-*, *-əht-* > *-eət-/eit-* > *-ēt-/eit-*.

Anlautendes *w* vor Konsonant wird wie im Niederdeutschen und Niederländischen auf Dauer bewahrt (z.B. *wrendo*, *wrendilo* 'Zaunkönig' Gl 3,458,32). Im ahd. Bereich hält das Mittelfränkische am längsten an *th* < germ. *þ* fest, das erst im 11./12. Jh. zu <d> wird (s. u. 2.4.2).

2.3 Das Mittelfränkische in mittelhochdeutscher Zeit

2.3.1 Quellenlage¹⁸

Aus frühmhd. Zeit gibt es nur wenig in einer rein mfrk. Überlieferung: die Fragmente der sog. „Mittelfränkischen Reimbibel“ (Busch 1879) haben niederfränkische, ober-

¹⁵ Allerdings erscheint der Umlaut von *ā* im Mfrk. deutlich früher durch <e> verschriftlicht als im übrigen Ahd., vgl. Franck (1971, § 29).

¹⁶ Vgl. besonders Schützeichel (1955a); ders. (1974, 233-280); Frings (1961); Heinrichs (1961), 107ff.

¹⁷ Zu Indizien für eine „schwache“ Artikulation von altfränk. *h* vor *t* s. Franck (1971, § 113,1).

¹⁸ Einen sehr guten Überblick über die mfrk. literarische Überlieferung des 12./13. Jhs. gibt Beckers (1989a, 22-34); dort auch weitere Literatur.

und niederdeutsche Sprachanteile, das „Arnsteiner Marienlied“¹⁹ ist stark südlich-rheinfränkisch geprägt und nicht einmal die deutschen Einsprengel in den Kölner Schreinsbüchern des 12. Jhs. (Franck 1894; Gärtner 1994) sind schreibdialektal ganz einheitlich. Das wohl moselfrk. „Alexanderlied“ des Pfaffen Lambrecht ist nur in der bairischen Umschrift des „Vorauer Alexander“ (Minis 1954) und der hessischen Bearbeitung des „Straßburger Alexander“, der „Tobias“ Lambrechts nur im Stargarder Fragment (nd.-hd. Schreiber) des frühen 13. Jhs. erhalten. Erst aus der 1. Hälfte des 13. Jhs. stammen die moselfrk. Fragmente von „Christi Geburt“ und „Albanus“; gleichfalls moselfrk. sind die Prager Fragmente des „Herzog Ernst A“ und das Erfurter Fragment des „Rolandsliedes“. Die mfrk. Anteile an der Heidelberger Hs. des „König Rother“ beschränken sich auf die mfrk. Färbung des Rother II. Die im späteren 12. Jh. entstandenen Werke des Wilden Mannes und Wernhers vom Niederrhein (zur Sprache Köhn 1891, Einleitung) sind ebenso wie die „Ältere niederrheinische Marienklage“ und der „Kölner Morgensegen“ nur in einer von einem nicht-mittelfränkischen (ostmitteldeutschen?) Schreiber geschriebenen Handschrift des späteren 13. Jhs. erhalten.

Für das Mittelfränkische des 13. Jhs. ist die Quellenlage regional sehr ungleichgewichtig: spärlichst nur für den westriparischen und den moselfränkischen Raum, sehr gut dagegen für das Zentralriparische Kölns und des Kölner Raums: Hier gibt es mit dem „Rheinischen Marienlob“ aus der ersten und der „Lilie“ aus der zweiten Hälfte des Jhs. die ersten mfrk. Großtexte in guter zeitgenössischer Überlieferung und 1251 setzt die beachtliche Reihe mittelfränkischer, zumeist Kölner, Urkunden ein, von denen sich allein 23 aus den Jahren 1262-1274 dem Kölner Stadtschreiber Gottfried Hagen zuschreiben lassen.²⁰ Gottfried Hagens Reimchronik der Stadt Köln ist nur in jüngerer handschriftlicher Überlieferung erhalten, doch gibt ihre Reimsprache wichtige Hinweise auf das Ripuarische des 13. Jhs. (Dornfeld 1912; Neuß 1973a). Von den wohl bereits in der ersten Hälfte des 13. Jhs. entstandenen rheinischen Karlsepen „Karl und Galie“ (Aachen?) und „Morant und Galie“ (Köln?) sind aus dem 13. Jh. immerhin mehrere Fragmente erhalten.²¹ Für Moselfranken, das bis ins beginnende 13. Jh. die große Mehrzahl der mfrk. Texte beigesteuert hatte, im weiteren 13. Jh. aber nur durch eine kleinere Reihe von Urkunden seit der Jahrhundertmitte

¹⁹ Bei den mfrk. Lautverschiebungs-Ausnahmen im Bereich der pronominalen Deklination stehen im Arnst. Marienlied fast ausnahmslos die nicht-mfrk. verschobenen Formen: so stets *iz* und neben 56 *daz* nur einmal *dad* 151, ferner *allez* 90, 124, 173, *sundigez* 123, *armez* 219, *ercornez* 308; *heiligez* 11, 171, *kunenclichez* 97; für 'er' 3 *er*, 3 *her*, nur 2 *he* 320; für mhd. *b* im In- und Auslaut in der Regel mfrk. <v,u,f>, vereinzelt aber auch *selbe* 211; für mhd. *t* < germ. *d* im An- und Inlaut in der Regel westmd. *d*, vereinzelt aber auch obd. *t* in *otmûte* 294, *uaterlant* 234; mhd. *tt*: *mitden* 18; mhd. *-rt-*: *geburt* 57, *worte* 102, aber auch *gehord* 63; *-ft-*: *craft* 40, 106, *crefden* 39, *suften* 242; außer *inde* 61 stets *unde* 'und'; zu <g> für *ch* vgl. Schützeichel (1955c).

²⁰ Zur ihrer Sprache vgl. Habscheid (1997). Für die weitere Entwicklung der Kölner Schreibsprache dienen im Folgenden als Beleggrundlage das Amtleutbuch von St. Brigiden aus dem frühen 14. Jh. und die höchstwahrscheinlich in Köln Mitte (?) des 14. Jhs. entstandene Hs. Wien 2744 mit Predigten Johannes Taulers (zur ihrer Sprache: Dussart-Debêfve 1969).

²¹ Zu Datierung, Lokalisierung, Überlieferung und Sprache der rheinischen Karlsepeik des 13. Jhs. vgl. besonders Asdahl Holmberg (1954); Helm (1966); Zandt (1973); Tiefenbach (1975b); Frings/Linke (1976); Rooth (1976a); Beckers (1979; 1988; 1989b).

vertreten ist,²² bessert sich die Quellenlage erst Ende des Jahrhunderts wieder mit dem „Gebetbuch moselfränkischer Zisterzienserinnen“ (Jungandreas 1957; 1980), das um 1300 im Kloster St. Thomas an der Kyll geschrieben wurde, mit der „Schlacht bei Göllheim“ und weiteren wohl vom selben Verfasser stammenden kleineren Reimpaardichtungen (Bach 1930; Glier 1992) und vor allem mit Bruder Hermanns wohl bald nach 1283 entstandenem „Leben der Gräfin Yolande von Vianden“,²³ dessen einzige, lange verschollene Handschrift kürzlich wieder aufgefunden worden ist.

2.4.2 Kennzeichen²⁴

Das Mittelfränkische ist der Teilraum des Mittelhochdeutschen, dessen geschriebene und gesprochene Sprache sich am stärksten vom „Normalmittelhochdeutschen“ unterscheidet. Diese Distanz vergrößert sich durch verschiedene mfrk. Schreibsprachwandel im 13. Jh. zusehends und erreicht im 14. Jh. ihr Maximum. Von der ‚großen sprachlichen Südnoordrevolution‘, der Südnoordbewegung südlich-hochdeutscher Sprachformen, die das Rheinland nach Frings (z. B. Frings 1956, II 11f., 44f., 123f. u. 144) von etwa 1000 bis 1500 sprachlich umgestaltet hätte, ist bis ins 14. Jh. in den Quellen nichts zu spüren. Gewiss ist der Zeitraum vom 11. bis zum frühen 14. Jh. für das Mittelfränkische eine Zeit weitreichenden Umbruchs, doch folgt es dabei ganz seinen eigenen Entwicklungslinien und bewahrt und entwickelt sein ganz eigenes schreibsprachliches Gepräge ohne nennenswerte Außeneinflüsse fort.

Keine andere regionale Schreibsprache des Mittelhochdeutschen ist daher so leicht identifizierbar wie die mittelfränkische. Das liegt schon an der Reihe bekannter mfrk. Kennformen: die unverschobenen Pronomina *dat*, *wat*, *it*, die Präpositionen *van* ‘von’,²⁵ *up/op* ‘auf’ (und *uppe/oppe* adv.),²⁶ *bit* ‘mit’²⁷ und *tuschen* ‘zwischen’ (Schützeichel 1974, 138-143), das Adverb *wale*, *wail* ‘wohl’²⁸ und die Konjunktionen *inde* (westrip. *ende*) ‘und’²⁹, *ove/of* ‘oder’³⁰ und *mer* ‘aber, außer’ (Åsdahl Holmberg 1967, 53-56).

²² Ehestens dem Moselfränkischen ist auch das Münchener Lancelot-Fragment aus der Mitte des 13. Jhs. zuzuordnen, dessen Schreibsprache allerdings in mancher Hinsicht ganz atypisch ist (Klein 1994).

²³ Jungandreas (1981); zur Sprache: Meier (1889, XX-LXIII); Mielke-Vandenhouten (1998, 41-46).

²⁴ Wichtige – wenn auch meist auf einzelne Denkmäler bezogene – Arbeiten zum hoch- und spätmittelalterlichen Mittelfränkischen: Meier (1889, Einleitung); Dornfeld (1912); Müller (1912); Bach (1930); Bach (1934); Zelissen (1969); Schützeichel (1974); Frings/ Linke (1976, Einleitung); Habscheid (1997).

²⁵ Vgl. Bach (1930, § 48); Schützeichel (1974, 86-93).

²⁶ Zum Verhältnis von mfrk. *up* und *uf* und zum Vordringen von *uff/of* im Moselfränkischen seit dem ausgehenden 13. Jh. vgl. Schützeichel (1974, 149-154, mit weiterer Literatur); näherer Untersuchung bedürfte das Auftreten von *op*, *oppe* neben *up*, *uppe* im 13. Jh., doch scheinen die *o*-Varianten den im engeren Sinne kölnisch-zentralripuarischen Quellen fremd zu sein.

²⁷ Vgl. besonders Schützeichel (1955b); ders. (1974, 154-214).

²⁸ Ripuarisch gilt im 13. Jh. ausnahmslos *wale*, *wail*. Zum Aufkommen von *wol(e)* im Moselfränkischen (schon *wole* Arnsteiner Marienlied 167) vgl. Bach (1930, § 48).

²⁹ Vgl. Schützeichel (1974, 97-103, mit weiterer Literatur). Westripuarisch *ende* ist vor 1300 gut bezeugt in der westripuar. Fragmentgruppe HKMs und im Fragment B von „Karl und Galie“ (Beckers 1989b, 141) und in der Urkunde Corpus 55 (Burtscheid b. Aachen, 1261); in zentral- und südripuarischen Quellen steht es dagegen nur völlig vereinzelt: *end* Laurenz-Schreinskarten 3II2,5, *ende* Rhein. Ma-

Im mfrk. Konsonantismus ändert sich nach Vollzug der ahd. Lautverschiebung für Jahrhunderte nur wenig: Ins 11. Jh. dürfte der Wandel von *th* > *d* fallen, erkennbar an der zunehmenden <*d*>-Schreibung (Franck 1971, § 93.2), doch zeigen noch die Kölner Laurenz-Schreinskarten des späteren 12. Jhs. im appellativischen Bereich 14 <*th*>³¹ neben 52 <*d*>. Im Laufe des 13. Jhs., vermutlich im zweiten Viertel, fallen im Mittelfränkischen dann frikatives *z* und *s* zusammen.³² Kennzeichnend für das Ripuarische des späteren 13. und frühen 14. Jhs. ist die große Varianz in der Bezeichnung von *ch*: <*ch*, *g*, *gh*, *gg*, *ggh*, *chg*, *chgg*, *cg*> (Schellenberger 1974, 60-68). Im 14. Jh. wird diese Vielfalt zugunsten von <*ch*> für *ch* abgebaut, während <*gh*>, das zuvor nur für *ch* stand, nun wie im Mittelniederländischen für *g* vor *e*, *i* üblich wird.³³ Südliche Einflüsse machen sich in den ripuarischen Quellen des 12./13. Jhs. kaum schon bemerkbar: *-dd-* ist noch ganz fest, ebenso *-d-* im schwachen Präteritum nach Sonorant.³⁴ Formen mit *-tt-* und schwache Präterita mit *-n-te/-r-te-* können in dieser Zeit innerhalb des Mittelfränkischen daher noch als moselfrk. Kennzeichen gelten; dasselbe gilt für moselfrk. *-rt-* < *-rd-* außerhalb des schwachen Präteritums, z. B. *harte* adv. Neben die heimischen Formen mit (*h*)*t* < *ft* (s. oben) treten im Mittelfränkischen des 13. Jhs. nur bei wenigen Wörtern erste *ft*-Schreibungen.³⁵

rienlob 106,28, *-en-* in *vünfuenswenzich* '25' Corpus N36:26,2. – *unde* fehlt den rein ripuarischen Quellen des 13. Jhs., nur ganz vereinzelt *unde* Lilie 38,27, 49,18; auffälligerweise allerdings schon mehrfach in den Laurenz-Schreinskarten des 12. Jhs.: *und* 215,5, 3II2,7, 3II6,3(2),4(2), 3III7,3, *unde* 3III2,4; sonst nur in moselfränkischen und/oder südlich beeinflussten Quellen, so im Arnsteiner Marienlied, im Annolied, in den Prager Fragmenten des Herzog Ernst A, in der von einem nicht-rheinischen Schreiber geschriebenen jüngeren Teilhandschrift des Codex Hannover I 81 (Wilder Mann, Wernher v. Niederrhein, Ältere Marienklage, Kölner Morgensegen), in einigen Sayn-Urkunden (Corpus 54, 57, 111, 196); außerdem neben vielen *inde* einmal in der Urkunde Corpus 3485:567,10 von 1299. – Nicht mfrk., sondern von westf. Schreibern herrührend ist *ande* 'unde' (Klein 1996). Zu *onde*, das im älteren Mfrk. einzig im Lancelot-Fragment M begegnet, vgl. Klein (1994, 234).

³⁰ Vgl. Schützeichel (1974, 143-149). In ripuarischen Quellen kommt *ader* 'oder' erst im 14. Jh. auf. Neben dem im 13. Jh. ripuarisch allein herrschenden *ove*, *of* begegnet *ofte* nur einigemal in Urkunden von oder für die Grafen von Berg: zunächst in einer Urkunde des Grafen Adolf v. Berg (Köln 1257) Corpus 37:67,34.39; sodann im Bürgervertrag der Stadt Köln mit Adolf v. Berg von 1278 (380:351,21.42); offenbar daraus übernommen – da an denselben Textstellen stehend – auch im Vertrag mit Graf Wilhelm v. Berg von 1299 (3469:552,8.29 und 3470:555,7.23). Bei dieser Beleglage ist man versucht, das sporadische *ofte* 'oder' für ein (nieder)bergisches Einsprengsel zu halten.

³¹ *thad* 3III2,3.4, 3III3,3, *theme* 3II2,7, 3III3,3, *thes* 3III3,4, *this* 3III8,3, *then* 3III8,4; *thise* 3III4,2; *thar* 3III8,3, *tha* 3III2,2, 3III8,4; *letheliche* 215,4, *letheget* 3II2,6.

³² Vgl. Beckers u.a. (1991, 92f.).

³³ Z. B. in der Tauler-Handschrift Wien 2744: *seichtaghe* 83r,10, *bereydünghe* 91v,3, *tzünghe* 97r,13, *dijgher* (= mnl.-mnd. *deger*) 99v,16, *gheschüyt* 101r,19.

³⁴ Dazu und zum Aufkommen der Formen *hatte* 'hatte', *ritter* 'Ritter' und schwacher Präterita wie *sante* 'sandte', *hoirte* 'hörte' vgl. Dornfeld (1912, 181f.); Bach (1930, § 117); ders. (1934, 194f.); Dussart-Debêve (1969, 78 u. 80f.); Tiefenbach (1975b, 134); Frings/ Linke (1976, LXXXVIII). – Im Ripuarischen des 13. Jhs. erst ganz vereinzelt Formen wie *branten* Rhein. Marienlob 13,39, *bekente* (: *hende*) 17,34, im flektierten Partizip Prät.: *gesualten* (zu *swellen*) Lilie 6,13; <*tt*, *td*> für *dd* bietet allein die Lilie im Wort *dridde* 'dritter': *dritte* 6,29; *drüde(n)* 20,35, 27,23, 32,13, 38,5.13, 47,13, 55,20.

³⁵ So besonders bei *schrift* Rhein. Marienlob 21,6, 90,7, 93,32, 97,1, 105,34.38, 112,5, 115,14, 115,40, *schrif* 122,17 (daneben nur *schrict* 3,10), *schrift* Lilie 17,11, *geschrift* Corpus 623:49,19, *wiederschrift* 623:53,8, während in *geschrift* die heimischen Formen sonst bis ins frühe 14. Jh. noch uneingeschränkt herrschen, in den Urkunden des 13. Jhs.: *gescrihte* Corpus 59:93,8,9, *gescriehie*

Der tiefgreifende Wandel, den der mfrk. Vokalismus vom 11. bis zum ausgehenden 13. Jh. erlebt, setzt im 11. Jh. ein mit der mitteldeutschen Monophthongierung von *ie* - *uo* zu offenem *i* - *ū*. Indizien dafür sind <i,u>-Graphien für *ie*, *uo* schon in den späthd. mfrk. Glossen (Franck 1971, § 38.6, 42.2 u. 45.4; Wolf 1970, 45). Ähnlich früh wird die Dehnung in offener Tonsilbe eingesetzt haben; sie zeigt sich bereits in der Akzentsetzung der „Mfrk. Reimbibel“ und ab dem späteren 12. Jh. dann darin, dass die Graphien <u> und <ie> auch die gedehnten Kürzen *u*, *ū*, *o*, *i* bezeichnen können. Im 13. Jh. kommen dann die Graphien <ai>, <ei>, <oi>, <ûi> für tongedehntes *a*, *ë*, *e*, *o* und *u* hinzu, in denen das nachgeschriebene *i* wohl nur Längenzeichen sein kann.³⁶ Das nachgeschriebene *i* kommt im Ripuarischen Kölns in etwa zeitgleich mit dem nachgeschriebenen *e/i* im Mittelniederländischen seit dem frühen 13. Jh. zuerst nach altlangem *â* und *ô* auf und gehört in der Folge zu den markantesten Merkmalen der spätmittelalterlichen rheinischen Schreibsprache.

Hinsichtlich der Herkunft und (ursprünglichen) Funktion des nachgeschriebenen *i/e* fand lange Zeit Johannes Francks Kontraktions-Theorie die meiste Zustimmung: Danach stammen die <ai, oi> aus dem Stadium, in dem bei Kontraktion über *h* (oder *g*) der Konsonant bereits geschwunden, das folgende Schwa aber noch erhalten war, z. B. [ho:hən] > [ho:ən], geschrieben <hoin, hoen>; nach Abschluss der Kontraktion, [ho:ən] > [ho:n], wurden die Schreibungen <oi, ai>, nun mit dem Lautwert [o:], [a:], beibehalten und das nachgeschriebene *i,e* erhielt auf diese Weise die Funktion eines Längenzeichens. Arend Mihm (1999a) hat zu Recht darauf hingewiesen, dass Kontraktionsgraphien <oi, ai> im 11./12. Jh. keineswegs in der für Francks Theorie wünschenswerten Weise dominieren. Mihm zeigt zudem, dass <oi, ai, ui> auch im 13. Jh. vielfach noch Diphthonge bezeichnet haben (können). Er nimmt an, <ai> und <oi> seien aus dem Altfranzösischen übernommen, und zwar zu dem Zweck, bestimmte Diphthonge/Diphthongoide zu bezeichnen, die größtenteils das Ergebnis einer – von Mihm erstmalig behaupt-

N36:25,26(2), N68:48,6(2), 69A:105,10.11, 69B:105,10(2), 70:107,40, 107,41, 71:109,14.15, 72B:111,12.13, 76:116,35, 79:122,14.15, 85:127,44, 86:129,14, *geschriethe* 72A:111,12.13; im Amtleutbuch von St. Brigiden: *geschreite* 53,8, *geschreyte* 56,17.19; in den Kölner Klosterpredigten: *geschriethe* 38,23, *geschriethe* 45,37, *geschriet* 46,22. *fi* ferner nur noch in *luft* Lilie 6,18.32, 26,11, *creftich* Rhein. Marienlob 98,16, *suften* Albanus 87. Nur *fi* hat das – allerdings auch sonst stärker südlich beeinflusste – Arnsteiner Marienlied: *craft* 40, 106, *suften* 242. – Zum ON *Alfter* (b. Bonn), der in den Urkunden des 13. Jhs. stets mit *ft* erscheint (*alftrē* 75:115,18, *Alftre* 78:120,20, 83:126,1.39, U2:2,21.37), vgl. Schützeichel (1974, 272f.).

³⁶ Da das nachgeschriebene *i* im 13. Jh. noch weitestgehend auf Vokale in geschlossener Silbe beschränkt bleibt, ist es bei tongedehnten Vokalen nur dort zu erwarten, wo die Tonsilbe nach der Dehnung durch *e*-Synkope/Apokope geschlossen wurde. Dieser Erwartung entsprechen denn auch fast alle Belege mit <ai, oi, ûi> für tongedehntes *ā* und *ō*, die seit 1262 in den Hagen- und den Sayn-Urkunden vorkommen: *ain* 'an' 78:121,11, 83:127,1, *gemaint* 'gemahnt' 60:95,22, 60:95,25, 60:95,35, 60:95,38, 79:122,17, *bezahlne* 53:86,31, *bescailt* 53:86,33, *vmbezailt* U3:3,17, *mainch* 69a:107,19, *scholtgemair* 53:86,26, 53:86,28, *Scoltgemair* 60:94,45, 60:95,1, 60:95,1, *lichaim* 407A:371,9, *lichaim* 407B:371,8; *vûir* 'vor' 60:95,23, 60:95,31, *vûirsproggin* (< *vöre-sprochen*) 60:96,4, *vûirworde* 60:96,11, *goitzhuse* (< *gödeshüse*) 255:266,46, 623:51,4, 623:51,7, *goitzhuse* 255:266,43, *Goitzhusen* 255:268,10, 623:52,20. Ausnahmen nur: *mainninge* 'Mahnung' 255:267,11, *mainningen* 255:267,12. – In *stat* 'Stadt' steht nachgeschriebenes *i* in einigen Urkunden häufiger auch nach *a* in geschlossener Silbe: *stait*, *staid* 37:67,33, 42A:70,25.39.43(2), 71,8.10.13.16.25, 42B:70,25.43(2), 71,8.10.13.17, 45:74,28.39, 59:92,44, 69b:106,28, 70:108,26, 59:92,44; U1:3,4.6.10.12(2).14(2).15.21.22 (Bonn 1263), N548A:391,35 (Reichslandfriede König Adolfs, Köln 1292); auch moselfrk.: 904:263,43 (Graf v. Veldenz 1287); rheinfrk.: 1918:190,2 (Frankfurt a.M. 1294), 3439:531,26.27 (Graf v. Leiningen, Worms 1299). 3-mal auch in *dait* 'das, dass' 69B:106,32, 380:351,9, 3470:556,31.

teten – „rheinischen Gleitlautbildung“ nach Velarvokal vor Dental gewesen wären. Diese neue Theorie lässt jedoch eine ganze Reihe entscheidender Punkte unerklärt (s. auch R. Möller im folgenden Beitrag dieses Bandes): Warum dominieren im am stärksten französisch beeinflussten niederländischen Westen gerade nicht <ai>, <oi>, sondern <ae>, <oe>, die nicht aus dem Altfranzösischen herleitbar sind? Wie kommt es, dass <ij> als Bezeichnung des langen mhd. *i* im späteren 13. Jh. nachweislich „im Schlepptau“ von <ai, oi> aufkommt und offensichtlich nach ihrem Muster gebildet ist, wenn <ai, oi> doch nicht Langvokale, sondern Diphthonge bezeichnen sollten? Wie erklärt es sich, dass <ai, oi> für *ā*, *ō* ebenso wie <ij> und <ai, oi> für tongedehntes *a*, *o* im 13. Jh. fast ausschließlich in geschlossener Silbe stehen? Wie verhalten sich die neuen Digraphen <ai, oi, ui> funktional zu den alten <ie, ei>? Diese Fragen lassen sich weitgehend befriedigend beantworten, wenn man von der vorherrschenden (sicher aber nicht ausschließlichen) Längenbezeichnungsfunktion des nachgeschriebenen *i/e* und seiner Herkunft aus den Kontraktionsgraphien ausgeht. Francks Herleitung des nachgeschriebenen *i/e* dürfte daher nach wie vor den Vorzug gegenüber Mihms Theorie verdienen, auf deren weitere Bedenklichkeiten hier nicht eingegangen werden kann.

Die Ausbreitung des nachgeschriebenen *i/e* ist der eine Teil des umfassenden Schreibsprachwandels, den der mfrk. Vokalismus vom 13. zum 14. Jh. erfährt. Der andere Teil besteht darin, dass die bis dahin geltenden *i/u*-basierten Graphien <i, ie> für *i* <*ie* und gedehntes *i* und <u, ũ, ũi> für *ū* <*uo*, *ū* <*üe* und gedehntes *u*, *ū* durch die *e/o*-basierten Graphien <e, ei, ey> bzw. <o, oi, oy>, z. B. *brif*, *brief* > *breif*, *breyf* und *dun*, *dūn* ‘tun’ > *don*, *doin*, *doyn*. Der Wandel von <i, ie> zu <e, ei> setzt dabei um einige Jahrzehnte früher ein als der von <u, ũ> zu <o, oi, oy> (vgl. schon Åsdahl Holmberg 1954, § 21 u. 24; dies. 1957, 29 u. 31). Lautlicher Hintergrund war eine Senkung der offenen langen *i* und *u* zu *e*- und *o*-Lauten, z. B. Tondehnungs-*ī* > *ē* und *î* (<*ie* verschiedener Herkunft) > geschärftem *ê*.

Zur Dehnung (und teils auch Diphthongierung) alter Kurzvokale kam es im Mittelfränkischen auch vor bestimmten Konsonanten:

1. Dehnung/Diphthongierung vor *ht* als Folge der Reduktion von *h* vor *t*: Die mfrk. (und südnfrk.) Entwicklung von Vokal + *ht* in Laut und Schrift gehört zu den schwierigsten Detailfragen der rheinischen Sprachgeschichte.³⁷ Hier mag die Andeutung genügen, mit welcher Fülle einschlägiger mfrk. Schreibformen im 13. und frühen 14. Jh. zu rechnen ist. Für die Verbindung *ht* erscheinen die Graphien <ht, cht, th, gt, gth> und der vorausgehende Vokal kann mit oder ohne nachgeschriebenes *i* bezeichnet sein. Daraus ergeben sich etwa für *maht* ‘Macht’ und *du maht* ‘vermagst’ folgende zehn Schreibvarianten: *maht* Corpus 36N:26,5, *macht* 255:267,48, *math* Wernh. v. Niederrh. 140, *mat* Rhein. Marienlob 32,8/9, *magt* Amtleutebuch St. Brigiden 50,41, *magth* ebd. 55,5, *maicht* Corpus 60:94,28, *maiht* 68N:48,12, *maît* Wernher v. Niederrh. 199, *maygt* Amtleutebuch St. Brigiden 49,23.

2. Die Dehnung vor stimmlosen Frikativen (Münch 1904, § 37) äußert sich in Quellen des 13. Jhs. in Vokalgraphien mit Dehnungs-*i/e*, und zwar vor *s* (auch vor

³⁷ Dornfeld (1912, § 107); W. Müller (1912, § 57-66); Frings (1926/27, 111-118); Bach (1930, § 123); ders. (1934, 197f.); Frings (1956, II 120-122, zu ‘gebracht’, ‘Nacht’); Heinrichs (1961, passim); Schellenberger (1974, 80f.); Frings/Linke (1976, CXXIII-CXXV).

ss < *hs* und vor *st*),³⁸ *sch*,³⁹ *f*,⁴⁰ *ch*⁴¹ und *z*.⁴²

3. Die Dehnung vor *rd*, *rt* (Müller 1912, § 69-71) wird zunächst in Reimen ripuarischer Dichtungen der 1. Hälfte des 13. Jhs. greifbar (Frings/ Linke 1976, XCVII; Bach 1934, 177), während Graphien mit nachgeschriebenem *i* erst im 14. Jh. einsetzen.⁴³

4. Die Dehnung vor *nt*, *nd* (Münch 1904, § 43; Müller 1912, § 9) wird gelegentlich durch Dehnungs-*i* in Urkunden des ausgehenden 13. Jhs. bezeichnet: *haint* 'Hand' Corpus 380:351,33, 3469:552,19, *haynt* N548A:392,34, *haintuesteninge*, *-vesteninge* u.ä. 380:350,40, 380:352,19, 353,10.33, 1758:68,38, 3469:551,25, 553,45, 3485:567,12, *hayntvestenunge* 3470:555,46, häufig dann durch Zirkumflex in der Urkunde N548A:398,43 (Landfrieden Kg. Adolfs, Köln 1292): *hânt* 'Hand' 393,4, *hântfride(n)* 'Handfriede' 392,30.32.35, *wânt* 'weil' 398,35, *pênde* 'pfände' 396,12, *lânde* 398,21, 399,4, *lântlude* 394,36, *lântzheiren* 399,4, *lântfride(n)* 395,24, 396,4.6(2), 397,41, 398,2.14.23.25.27.28.29.39, 399,5.8.10.18.

Velarisierung / Senkung mhd. *i* zu *u/o*: Mhd. *i* ist im Mfrk. vor dem 13. Jh. weithin zu *u*, *o* velarisiert (und gesenkt) worden.⁴⁴ Dieser Wandel ist Grundlage des rezenten *ö* (vornehmlich zentralripuarisch), *o* (vornehmlich südripuarisch-nordmoselfränkisch) und des weiter entwickelten westmoselfränkischen *a* aus altem *i*, z. B. *môt*, *mot*, *mat* 'mit'. Der Zuschnitt der heutigen *ö/o*-Areale lässt erkennen, dass die Velarisierung/Senkung von *i* einst sehr viel großflächiger gegolten haben dürfte. Der Wandel äußert sich in vielen mfrk. Quellen des 12. bis 16. Jhs. zum einen in Reimen von *i* : *o*, *u*, z. B. *wizzen* : *gegozzen* Rhein. Marienlob 125,7, *binden* : *stunden* Morant u. Galie 1816 (Bach 1934, 179; Frings/ Linke 1976, CVI; Helm 1966, 55), zum andern in *o/u*-Schreibungen für *i* (besonders vor Nasal), die vor allem im Rhein. Marienlob und in der Lilie gehäuft auftreten, z. B. *donc* 'Ding', *kunt* 'Kind', *stomme* 'Stimme', *nost* 'Nest', *docke* 'oft'.

³⁸ *seiste* (= *sēhste*) Rhein. Marienlob 116,17, sehr häufig *seis*, *seisse* (= *sēhs*, *sēhse*) z. B. Corpus 60:95,12, 60:95,28, *Waiscienssiche* (= *wahszinsige*) 79:121,24, *wais* (= *wahs*) Brigiden 52,27; *-taisten* 42A:70,27, 42B:70,27, *gewijs* (= *gewis*) Tauler 83r,4.

³⁹ *paischedach* „Flors inde Blanzeflors“ 72, *Vieschere* Corpus 83:126,17, U2:2,27.

⁴⁰ *vrünschaif* Corpus 69b:106,27, *vrüntschaif* 70:108,26, *koirbisschoif* 69b:107,10, 70:108,40, *begrieffin* 76:116,44, 78:119,15, *claffens* Tauler 24v,8, *straiffen* (zu *straf* adj.) 96r,18, *hoift* (= *hoffet*) 177r,4, *begriff* 7r,13.

⁴¹ Hierfür habe ich Belege erst aus dem 14. Jh.: *saichen* Tauler 174v,18, *laichden* 16v,13 usw.

⁴² *gehaiz* (= *gehaz*) „Karl und Galie“-Fragment B vb,17, *besloissen* (= *beslozzen*) Tauler 156r,11, *meist* (= *mēzzet*) 22r,2, *meissen* (= *mēzzen*) 22r,3.

⁴³ Beispiele aus der Tauler-Hs. Wien 2744: *voirderrüge* 19v,18, *woirden* 'wurden' 163r,5, *wederwoirdicheyt* 2r,15, *begeirde* 'Begierde' 172v,16, *begeirdē* 173r,9, 174r,10, *antweirt* 156r,10, 166r,1, *volheirdünge* 159v,9, *volheirt* 159v,10. – Auch nachgeschriebenes *i* vor *l*+Dental, das Dehnung in dieser Position anzeigen könnte und im 14. Jh. in Fällen wie *soilde*, *woilde*, *goiltz* 'sollte, wollte, Goldes' sehr häufig wird (Langenbucher 1970, 163 mit weiterer Literatur), erscheint ganz vereinzelt erst am Ende des 13. Jhs. in *hoilden* Corpus N548A:398,43 (Landfrieden Kg. Adolfs, Köln 1292).

⁴⁴ Vgl. dazu und zum Folgenden besonders Bach (1931/1932); der Wandel *i* > *o* dürfte mit der durch den *i*-Umlaut von ahd. *i* erfolgten Spaltung von *i* im Mittelfränkischen und Hessischen (Wiesinger 1980b, 74f.; 1983a, 850 u. 855f.) in der Weise zusammenhängen, dass er ursprünglich nur das offenere nicht-umgelautete *i* betraf; doch bedürfte dies noch näherer Untersuchung.

Ein westripuarisches Kennzeichen ist dagegen die Senkung von *i*, *u* zu *e*, *o* vor Nasalverbindung⁴⁵ (wie im benachbarten Limburgischen), z.B. *bennen* 'binnen', *wonde* 'Wunde'.

In den Kontraktionserscheinungen unterscheidet sich das Mittelfränkische stark vom obd. Mittelhochdeutschen, teils auch vom übrigen Mitteldeutschen; partielle Gemeinsamkeiten gibt es dagegen mit dem Mittelniederländischen.⁴⁶

Während ihm *ei* < *ege*, *age* ganz fremd ist, kontrahiert das Mittelfränkische:

- *age* > *â*, z.B. *sân* <san, sain> 'sagen';⁴⁷ auch für *ēge* und *ege* stehen mittelripuarisch teilweise die Graphien <a, ai, ay>,⁴⁸ deren lautliche Erklärung Probleme bereitet (Dornfeld 1912, § 88.2; Bach 1930, § 50; Åsdahl Holmberg 1954, 15).

Weitere Typen der mfrk. Kontraktion über *g* sind:

- *uge* > *ū* (= mhd. *uo*) in *dut* < *duget* 'Tugend';
- *ige* > *ī* (= mhd. *ie*), z.B. *liet* 'liegt'.

Ebenso auch:

- *ibe* > *ī* (= mhd. *ie*), z.B. *giet* 'gibt'.

Dagegen *ide* > *ī*, z.B. *quît* 'sagt', wie im übrigen Mittelhochdeutschen.

Neben den kontrahierten Formen stehen in den mittelalterlichen Quellen oft die nicht kontrahierten, wie noch in den rezenten Mundarten (z.B. rip. *sõ:n* ~ *säyø* 'sagen').

Nach Langvokal ist *h* durchaus geschwunden. Bei der Kontraktion über *h* sind zu unterscheiden (Dornfeld 1912, § 101):

- *ēhe* > *ī* (= mhd. *ie*) (wie mnl.-frühmnd.), z.B. *sien* 'sehen', auch *ich sien* 'ich sehe' I. Sg. Präs. Ind.;
- *ihe* > *ī*, z.B. *du sīs*, *he sīt* 'siehst, sieht'; *ahē* > *â*, z.B. *slân* 'schlagen';
- Umlaut-*ehe*/-*āhe* > *æ*, z.B. *træne* <trene> <trehene 'Tränen'.

Flexionsmorphologie

Substantive:

Die schwachen Feminina bilden im Mittelfränkischen den Akk. Sg. auf *-e*; dieser Deklination folgen meistens auch die ehemals starken Feminina auf *-e* (Habscheid 1997, 91-93).

⁴⁵ Im 13. Jh. belegt in den westrip. „Karl und Galie“-Fragmenten HKMs (Beckers 1989b, 142f.) und in der Urkunde Corpus 55 (Burtscheid b. Aachen, 1261): *denc* 88,28.31.33, *denges* 88,4.25.27, *voitdenc* 'Vogtgericht' 88,6(2), *benze* 88,20, *Lemborg* 88,17.29 (für *u* vor Nasal allerdings stets *u*-Schreibung); sodann oft im moselfrk. Lancelot-Fragment M (Klein 1994, 233-35). In den östlicheren rip. Quellen finden sich solche Schreibungen dagegen nur vereinzelt: *wonde* Lilie 2,34, *wonden* 20,4, *vonden* 61,19, *kont* Amtleutbuch St. Brigiden 49,7, Sayn-Urkunden: *sonder* 54:87,21, *ombe* 255:265,17, *ponderampthe* 623:49,43; - *glemmen* Marienlob 97,10, *beduengen* Lilie 3,20, *këndelin* 21,2; durchgängig *e* hat *gemme* 'Gimme' (mhd. *gimme*, aber mnl. *gemme*) im Marienlob: *gemmen* 12,34, 114,7, 116,18.31.

⁴⁶ Eine nötige eingehende Untersuchung fehlt; vgl. aber die gute reimsprachliche Zusammenstellung bei Frings/Linke (1976, CXX-CXXX).

⁴⁷ Reimbezeugt schon in „Karl und Galie“ und „Morant und Galie“: Helm (1966, 113f.); Frings/Linke (1976, CXXf.).

⁴⁸ Z. B. in der Tauler-Hs. Wien 2744 *intgainwordich* 'gegenwärtig' 80v,13 u. ö., *rain*, *rayn* 'Regen' 16r,7, 98v,7 u. ö., *rainde* 'regnete' 89v,9.

Auch bei den schwachen Maskulina tritt im Akk. Sg. die Endung *-e* neben *-en* auf, selten auch im Dat. Sg. (Habscheid 1997, 89f.). Am stärksten ausgeprägt ist diese Erscheinung bei den abstrakten schwachen Maskulina, zu denen im Mittelfränkischen auch *vride*, *sige* 'Sieg', *side* 'Sitte' und *riuwe/rouwe* 'Schmerz' gehören: Bei den Abstrakta endet im Schnitt jeder dritte Akk. Sg. auf *-e*, bei den Bezeichnungen von Lebewesen dagegen nur jeder zehnte. Dieser Akk. Sg. auf *-e* beschränkt sich weitgehend auf die literarischen Denkmäler, in den Urkunden findet er sich dagegen nur ganz vereinzelt.⁴⁹

Bei den starken Neutra gilt im Mittelfränkischen des 13. Jhs., zumal im Ripuarischen, bis auf wenige Ausnahmen⁵⁰ noch der endungslose Nom./Akk. Pl.; lediglich das Rechtswort *vorwort* '(vorstehende) Übereinkunft' lautet im Nom. Pl. stets *vürworde*, *vorworde*.⁵¹ *bant* 'Band' ist im Mittelfränkischen – wie im Mittelniederländischen und noch in den rezenten Mundarten⁵² – Maskulinum und zeigt daher in der Regel den zugehörigen umgelauteten Plural *bende*.⁵³

Bei den Neutra mit *er*-Plural trennt sich das Mittelfränkische vom übrigen Mittelhochdeutschen durch zwei bemerkenswerte (bisher m. W. aber kaum bemerkte) Auffälligkeiten:

1. der Nom./Akk. Pl. endet in älterer Zeit durchweg auf *-ere*⁵⁴ mit finalelem *-e* wie im Ostmittelniederländisch (Marynissen 1996, 359-368) und im (West)Mittelniederdeutschen (Sarauw 1924, 43f.).

2. die alten *iz/az*-Stämme *kalf*, *lamb*, *huon* haben von Hause aus keinen Pluralumlaut, ebenso *a*-Stämme wie *blat*, die sich ihrer Pluralbildung früh angeschlossen haben.⁵⁵

⁴⁹ Diese Aussage gründet auf der Auswertung von 462 Belegen des Akk. Sg. und 423 Belegen des Dat. Sg. schwacher Maskulina in mfrk. Quellen des 12.-14. Jhs. Auf Einzelheiten muss hier verzichtet werden.

⁵⁰ *iare* Christi Geburt 32, *iare* Rhein. Tundalus 52, *büche* Rhein. Marienlob 115,26, *uogilkine* ebd. 9,13; *worde* Lilie 13,1, *wapne* Lancelot M c20; das *-e* von *cloistere* (Corpus 255:267,19, 602:27,12, 623:51,28) könnte sich dem Einfluss der Pluralformen vom Typ *kindere* verdanken. Der Akk. Pl. von *kirchspil* ist bei Gottfried Hagen stets endungslos (*kirspil* 79:121,21, *kierspil* 79:122,11, *kierspel* 79:122,12); in den übrigen Sayn-Urkunden endet er stets auf *-e*: *kirspele* 59:92,15, 59:93,5,6, 602:25,10, *kirspelle* 255:265,19.

⁵¹ *vürworde* 36n:26,32, 69a:106,44, 69b:106,46, 70:108,35, 71:110,18, 72a:113,18, 72b:113,15, 76:117,29, 78:120,45, *vüreWorde* 76:116,46, *vorworde* 68n:48,44, 85:128,37, 86:130,4, 602:26,4, U3:3,34. Vielleicht liegt hier Einfluss des Femininums *voreworde* (vgl. mnl. *vorewaerde*, *voreworde*) vor, das allerdings nur einmal sicher bezeugt ist: *vürworde* 60:96,1. Beim Akkusativ *vorworde* ist jedenfalls unentscheidbar, ob Akk. Pl. des Neutr. *vorwort* oder Akk. Sg. des Fem. *vorworde* vorliegt.

⁵² Vgl. Rhein. Wb. I, 429: z. B. rip. *banjk*, Plural *bēn*. 'Band (allgemein)' gegenüber *bant*, Plural *bēn.dār* 'Schmuckband' (ebd. I, 432).

⁵³ *bende* Rhein. Marienlob 19,8, 21,21, 25,39, 27,8, 76,4, 107,2, 132,17; Lilie 2,31, 11,25, Marienklage 17; ohne Umlaut: *bande* Lilie 38,10.

⁵⁴ Belegt sind in meinen Quellen: *kindere* Rhein. Marienlob 86,29, 106,39, Lilie 04,18, 49,26, 49,38, 54,5, 58,20, Corpus 76:116,21, 78:119,1, 79:122,41(2).44, 83:125,42, 501A:444,38, 501B:444,38, U2:2,19, Klosterpredigten 25,22,23, Tauler 78v,20, 156r,12; *cleidere* Rhein. Marienlob 28,23, 38,24, 109,33, 120,1, Lilie 33,24, 35,25, Klosterpredigten 22,23, 32,30, 34,9, 34,44, Tauler 079v,20; *lidere* Rhein. Marienlob 26,37, *lid'e* Rhein. Tundalus 494; *bladere* (s. nächste Anmerkung).

⁵⁵ Belegt ist vor 1300 nur der Nom./Akk. Pl. von *blat*, der stets *bladere* lautet: Rhein. Marienlob 7,35, 7,37, 7,39, Lilie 7,28.29.31.34, 8,17.18.22, 9,2.4, 13,1.13, 16,9.18.39, 17,1, 17,6, 18,12, 20,7; ohne *-e* erst *blad'* Tauler 177v,8. – Auch die rezenten Mundarten zeigen bei den Wörtern mit altem *er*-Plural

Damit stellt sich das Mittelfränkische zur Nordhälfte des Westgermanischen mit ursprünglich umlautlosen *er*-Pluralen: Mittelniederländisch (Marynissen 1996, 366f.), Mittelniederdeutsch⁵⁶ und weiter Altenglisch (Campbell 1959, § 635) und Friesisch.⁵⁷

Für den Plural *-ere* (ohne Umlaut) sind verschiedene Erklärungen angeboten worden. Die Annahme, *-e* sei junge Übertragung des Plural-*e* der Maskulina und der Pluralumlaut durch innerparadigmatischen Ausgleich beseitigt (Marynissen 1996, 361f. Anm. 1361 u. 366; Habscheid 1997, 95), ist in mehrfacher Hinsicht unbefriedigend: Sie lässt – insbesondere für das Mittelfränkische und Mittelniederdeutsche – unerklärt, warum *-e* so früh und durchgehend nur auf die Neutra mit Plural *-er*, nicht aber auch auf die Neutra vom Typ *word*, *land* übertragen wurde; außerdem ist der as. Vorläufer *-iru* von mnd. *-ere* bereits in *kaluiru* Lubliner Psalmen 26,6 bezeugt.⁵⁸ Die Annahme innerparadigmatischer Pluralbeseitigung sodann mag für das Mittelniederländische angehen, kaum jedoch für das Mittelniederdeutsche und gewiss nicht für das Mittelfränkische. Weit überzeugender ist daher die Annahme,⁵⁹ vorauszusetzendes **-iru* sei im Zuge der wgerm. Synkope bereits vor dem *i*-Umlaut nach langer Wurzel synkopiert worden, z.B. **lamb-ir-u* 'Lämmer' > **lambriu*, woraus schließlich mit Anaptyxe (Gallée/Tiefenbach 1993, § 133) *lambere*; nach diesem Muster dann auch Formen wie *bladere* 'Blätter'. Diese Annahme ist freilich nicht auf das Altenglische und Altfriesische übertragbar, in denen ja der *i*-Umlaut der Synkope vorausging. Eine auch das Altenglische einschließende Erklärung müsste daher für das nördliche Westgermanische eine Suffixvariante **-ur*, *-(u)ru*⁶⁰ des Nom./Akk. Pl. der *iz/az*-Stämme voraussetzen, von der sich die umlautlosen Plural vom Typ mfrk.-mnd.-ostmnl. *lambere*, *bladere* problemlos herleiten lassen.⁶¹

In der Adjektivdeklinations (Dornfeld 1912, § 115-122; Bach 1934, 205f.; Habscheid 1997, 98-108) hat das Mittelfränkische wie das Mittelniederländische, nur nicht mit derselben Konsequenz, die schwache Deklination weitgehend in der stark-

noch überwiegend umlautlose Plurale; daneben teils auch jüngerer Umlaut, und zwar am häufigsten im Moselfränkischen, am seltensten im Niederfränkischen, vgl. Rhein. Wb. 4, 62f. ('Kalb': moselfrk. *ka l.wər* ~ *kel.wər*, rip.-nfrk. nur umlautlos), 5, 64 ('Lamm'), 3, 901f. ('Huhn': moselfrk. außer Siegerl., Bitburg, Prüm stets umgelaute, rip.-nfrk. in der Regel umlautlos *hō:ndər(ə)*, *ho:n.dər* u. ä.), 1, 755 ('Blatt': moselfrk. – außer Siegerl. – stets Umlaut, rip.-nfrk. umlautlos, daneben auch umgelaute), 3, 349 ('Haus': moselfrk. Umlaut, dagegen rip.-südnfrk. *hū:zər*, jünger *hū:zər*); 2, 1330 ('Grab': moselfrk. Umlaut, rip.-nfrk. umlautlos, nur selten mit Umlaut). Die Wörter mit jüngerem *er*-Plural zeigen dagegen meist oder durchweg Pluralumlaut, z.B. Rhein. Wb. 3, 783 ('Holz'), 5, 79 ('Land'), 5, 507 ('Loch'), 7, 1371 ('Schloss'). – Also insgesamt das bekannte Bild, dass die zur Hochsprache stimmenden Formen einerseits diatopisch von Süden her, andererseits bei den jüngeren Bildungen diastratisch 'von oben' her in die mfrk. Mundarten gedrungen sind.

⁵⁶ Lasch (1914a, § 373); Sarauw (1924, 43f.). Nach Lasch scheinen Umlautformen bei den alten *iz/az*-Stämmen im Ostnd. häufiger zu sein, außerdem bei den Wörtern mit jungem, sekundärem *er*-Plural; so auch in den rezenten Mundarten, sehr ausgeprägt etwa in der Soester Mundart: umlautloser Plural nur bei *lame* 'Lämmer', *kalve* 'Kälber', *haune* 'Hühner', *blā* 'Blätter', *rā* 'Räder' aber umgelaute *däike* 'Tücher', *huize* 'Häuser', *lēne* 'Länder' usw. (Holthausen 1886, § 379).

⁵⁷ Altfries. Belege fehlen, doch zeigen neufries. Formen Umlautlosigkeit, etwa saterländ. *kōlwərə* 'Kälber', *lōumərə* 'Lämmer', vgl. Siebs (1901, 1347).

⁵⁸ Auch das finale *-u* in *kaluiru* ist sicher lesbar, vgl. Ebbinghaus (1967, 44).

⁵⁹ Knapp angedeutet von Sarauw (1924, 43).

⁶⁰ Die Erklärung von ae. (angl.) *-ur* bereitet freilich selbst wiederum erhebliche Probleme, vgl. zuletzt Bammesberger (1990, 210); Boutkan (1992); Boutkan (1995, 264-266).

⁶¹ Schon Franck (1910, § 179) hat die mnl. Pluralformen auf *-ere* „mit den ags. auf *-ru*“ verglichen, „die die alte Neutralendung *-u* bewahrt haben“; ebenso Frings/Schieb (1947, 266).

pronominalen Deklination aufgehen lassen.⁶² Insbesondere ist für *-en* der schwachen Deklination im Gen./Dat. Sg. Fem. und Gen. Pl. *-er* und für *-en* Nom./Akk. Pl. *-e* eingetreten, z. B. *van der warer selicheide* Lilie 21,11, *zû der voller minnen* 41,5. Der starke Plural auf *-e* gilt freilich nur beim attributiven Adjektiv, während beim substantivierten/frei stehenden Adjektiv die schwache Endung *-en* erhalten bleibt oder – richtiger formuliert – das substantivierte Adjektiv wie das schwache Substantiv dekliniert wird: *die bose hercen* Lilie 14,18; aber *die bosen* 55,31, *die armen* 10,23, *die stolzen inde die zorniche lude* ‘die Stolzen und die zornigen Leute’ 16,14.

Im Dat. Sg. Mask./Neutr. des Adjektivs und Pronomens steht neben der pronominalen Langform *-eme* die ingwäonische Kurzform *-en* (anl.-as.-aengl. *-um*), z. B. *uan sineme dische* Lilie 23,6, *bit sinen barde* ‘mit seinem Bart’ Lilie 35,35, *manigen engel* ‘manchem Engel’ Rhein. Marienlob 83,17. Ebenso auch beim Artikel / Demonstrativpronomen *deme* ~ *den*⁶³ Dat. Sg. Mask./Neutr.

Nach Artikel/Pronomen steht im Marienlob *-eme* weit häufiger als *-en* (46 *-eme* : 10 *-en*),⁶⁴ auch in der Lilie überwiegt *-eme* in dieser Position (30 *-eme* : 21 *-en*). Genau umgekehrt ist das Verhältnis beim substantivierten Adjektiv: im Marienlob 9 *-en* : 3 *-eme*, in der Lilie 10 *-en* : 1 *-eme*. Also ein ähnliches Verhältnis wie im Nom./Akk. Pl.: nach Artikel/Pronomen ist die ehemals starke Endung dem attributiven, die ehemals schwache Endung dem substantivierten Adjektiv vorbehalten.

Im Nom. Sg. aller Genera gibt es andererseits nur die endungslose und die schwache Form auf *-e*, während die charakteristisch hochdeutschen pronominalen Endungen des Nom. Sg. (*-er* Mask., *-ez* Neutr., *-iu* Fem.) fehlen, z. B. *ware got inde ware mensche* Lilie 39,38, *groze cûninc, suze vader!* 36,12, *Liue kont* ‘liebes Kind’ Rhein. Marienlob 31,28, *ein gut scholere* 13,10, *ein wis man* ebd. 92,16.

Unklarheit herrscht bisher über die Verhältnisse im Gen. Sg. Mask. und Neutr. Bachs Aussage, der Gen. Sg. Mask. werde stets schwach flektiert (Bach 1934, 206), ist zu relativieren: die starke Form auf *-es* tritt, wenngleich selten, doch durchaus auf: 1. ohne vorausgehenden Artikel oder vorausgehendes Pronomen kommt das Adjektiv im Gen. Mask. nur ganz vereinzelt vor, und zwar zweimal mit *-es*: *an den, die sint gudes wilen* (l. willen) Lilie 4,6, *eygens willen* Tauler 91v,13; einmal – aber nicht

⁶² Diese Entwicklung muss weit in die ahd. Zeit zurückreichen, da bereits das Trierer Capitulare des 10. Jhs. den späteren mfrk. Stand aufweist: Gen. Sg. Fem. *theru selueru geuueri* Steinmeyer 1916:306,13, *theru selueru samunungun* 307,8; Dat. Sg. Fem. *ce anderru erafllicheru stat* 305,5f., *in anderu sumeuuelicheru stedi* 305,17f., *theru selueru uuizzidi* 305,20f.; Gen./Dat. Sg. *theru selueru grasceffi* 305,10; Dat. Sg. Neutr. *uona themo uora gesprochenemo erue* 306,31f., *themo seluemo cide* 305,13f.; Nom. Pl. *thiu selue sachun* 307,7.

⁶³ *den* Dat. Sg. scheint ein vornehmlich westripuarisches Kennzeichen zu sein: es überwiegt in der Urkunde Corpus 55 (Burtscheid b. Aachen, 1261): 10 *den*, 6 *dem(e)*; und es erscheint relativ häufig in den Fragmenten des als westrip. geltenden „Karl und Galie“: Stralsunder Fragment B 4 *deme*, 2 *den*, Fragment-Hs. D/U/W/R 12 *deme*, 6 *den*. In den Quellen des Kölner Raumes fehlt *den* teils ganz, teils ist es seltene bis vereinzelte Ausnahme, z. B. Rhein. Marienlob 198 *dem(e)*, 1 *den* (43,19), Lilie nur *dem(e)* 183mal; Gottfried Hagens Urkunden 117 *deme*, 9 *den*; Amtleutebuch St. Brigiden stets *deme* 57mal; Klosterpredigten 98 *deme*, 5 *den*. Relativ häufig scheint *den* dagegen in der westmoselfrk. „Yolande“ zu sein – so weit jedenfalls auf die vorliegende Ausgabe Verlass ist; bis Vers 3000 stehen neben 27 *dem(e)* wenigstens 13 *den*.

⁶⁴ Bachs Aussage, auch der Dat. Sg. Mask./Neutr. erscheine „fast nur in starker Flexion“ (Bach 1934, 206), ist also schon für das Marienlob schief.

sicher – mit *-en*: *wie suze ein (l. suzen?) sons* ('Sinnes') *is die reine minne* Lillie 27,19; nach Artikel/Pronomen steht in aller Regel zwar wie im Mhd. die Form auf *-en*, daneben aber auch *-es*: *dines lieves sūnes* Marienlob 121,10, *eines also gedanis aldes menschen leven* Klosterpredigten 42,42, *einis also gedanes iungin menschen leven* ebd. 42,43, *dises gehoirsames menschen* Tauler 102v,7f. Ein funktionaler Unterschied zwischen der Form auf *-en* und jener auf *-es* ist also nicht erkennbar. Anders beim Neutrum, das vor allem in partitiven Genitiven etwas häufiger ohne vorausgehenden Artikel/Pronomen vorkommt, und zwar stets mit *-es*: *nit wiseres* Marienlob 11,05, 77,25, *niet dures* 115,9, *wat dede ich grozes da mide* 103,25, *ith sunderliches gūdes* Lillie 1,22, *it loueliches* 62,29, *wat ... grozes* 40,22; [*des*] ... *aleines* 61,13, *niet anders* Klosterpredigten 22,13, *allirjarlichs geldes* Corpus 138:174,18, *allirhandes rechtes* 196:209,1f.; *egeine vnordenūncge ... leyfs vñ leytz* Tauler 99v,18f., *neit bessers* 170r,8f., *as mā eynges vpscheissens gewar wirt* 15r,3f. Nach Pronomen/Artikel tritt der Genitiv auf *-es* beim Neutrum dagegen nicht auf. Hier galt also offenbar noch die alte Scheidung zwischen starker und schwacher Form.

Fazit: Die von Dornfeld (1912, 210; danach auch trotz berechtigter Bedenken Habscheid 1997, 103f.) noch beibehaltene Trennung in starke und schwache Adjektivdeklinaton lässt sich nicht aufrecht erhalten. Es ergibt sich vielmehr das folgende, vom übrigen Mittelhochdeutschen stark abweichende Paradigma der mfrk. (rip.) Adjektivdeklinaton:

Singular				
	Maskulinum	Neutrum		Femininum
		stark	schwach	
Nom.	<i>gūt ~ gūde</i>			
Gen.	<i>gūden (~ gūdes)</i>	<i>gūdes</i>	<i>gūden</i>	<i>gūder(e)</i>
Dat.	<i>gūdeme ~ gūden</i>			<i>gūder(e)</i>
Akk.	<i>gūden</i>	<i>gūt ~ gūde</i>		<i>gūde</i>
Plural				
Nom./Akk.	<i>gūde</i> [attributiv] – <i>gūden</i> [substantiviert]			
Gen.	<i>gūder(e)</i>			
Dat.	<i>gūden</i>			

Tabelle 1: Die mittelfränkische Adjektivdeklinaton

Pronomina:⁶⁵ Wohl im 11./12. Jh. ist afrk. *her* zu dem das Mittelfränkische fortan kennzeichnenden *hē* gewandelt worden; neben ihm bleibt enklitisches *-er* zunächst noch bestehen (so noch in den Kölner Laurenz-Schreinskarten); während sich das Nebeneinander von *hē* und enklitischem *-er* sich im Maasländischen fortsetzt, gilt im Mittelfränkischen seit dem 13. Jh. allein *hē* (Klein 1999). Spätestens bis Ende des 12. Jhs. wird sich auch die Ausstrahlung des ripuarisch-kölnischen Pronominalsystems in den Raum nördlich und westlich der Benrather Linie (Goossens 1988ff., 2. Lfg.) vollzogen haben. *h*-Anlaut in den übrigen mhd. vokalisch anlautenden Formen des Pronomens der 3. Person und beim Possessivpronomen *ir(e)* ist ein westmoselfränkisches und nordwestripuarisches Kennzeichen (Zelissen 1969, 183-191); auch Verdampfung von *i* zu *u, o* in diesen Formen begegnet innerhalb des Mittelfränkischen vornehmlich in Quellen des westripuarischen Raums (Zelissen 1969, 191-200), der sich hierin wie im pronominalen *h*-Anlaut, im Einheitskasus auf Grundlage der Akkusativform (z. B. *mich* 'mir, mich') und manchen weiteren Sprachmerkmalen dem benachbarten Maasländischen anschließt.⁶⁶

Im Nom. Sg. Mask. des Demonstrativpronomens und Artikels sowie des Fragepronomens konkurrieren im Mittelfränkischen *r*-haltige und *r*-lose Formen: *der ~ de, die, (so)wer ~ (so)we, wie* (Hartmann 1967; Zelissen 1969, 215-229).

Dem mhd. Nebeneinander von *dehein* und *nehein* 'irgendein, kein' entspricht mfrk. wie mnl. nur das eine Indefinitpronomen *negein* (*engein, egein, gein*) (Zelissen 1969, 246-251); Formen wie *dihein, dichein, dikein, inkein, inchein* begegnen nur selten in südlich beeinflussten und/oder moselfränkischen Quellen.

Verben:

Flexionsendungen:

- Die ursprünglich nur den schwachen Verben II (und III) zukommende 1. Sg. Präs. Ind. *-en* ist im Mfrk. – wie auch im Rheinfränkischen-Hessischen – auf die starken Verben und schwachen Verben I ausgedehnt worden; belegt ist die Erscheinung schon in spätahd. mfrk. Glossen (Franck 1971, § 199.1)
- Die 3. Pl. Präs. Ind. *-nt* bleibt teils noch ganz fest, so im „Rhein. Marienlob“ (Bach 1934, § 153), in Gottfried Hagens Reimchronik (Dornfeld 1912, 212) und in der „Lilie“, teils aber ist sie schon auf wenige einsilbige Verben beschränkt und im Regelfall durch *-en* ersetzt, so in den Karlsepen „Morant und Galie“ und – wohl stärker noch – in „Karl und Galie“ (Frings/Linke 1976, CLIII; Helm 1966, 258).
- Im 12./13. Jh. wurde bei den starken Verben analog zur 2. Sg. Präs. *-es* auch die 2. Sg. Prät. Ind. *-e* zu *-es* umgebildet, z. B. *du were* 'du warst' > *du weres*. Dies ist im Rhein. Marienlob schon regelmäßig durchgeführt (Bach 1934, 210).

Besonderheiten einzelner Verben und Verbgruppen:

- Im Pl. Prät. Ind. von 'sehen' ist der Grammatische Wechsel wie im Mittelniederländischen-Mittelniederdeutschen regelmäßig erhalten: *sāgen*, Konj. *sāgen*.
- *geschien* 'geschehen' hat schwache Formen in der 3. Sg. Präs. Ind. *geschiet* < *geschēhet* (nicht < *geschihet*), im Part. Prät. *geschiet* (selten stark *geschien*) und rip.

⁶⁵ Dazu besonders Zelissen (1969) mit umfassender Belegsammlung und guten Analysen.

⁶⁶ So – wie schon erwähnt – mit *ende* 'und', *i* > *e* vor Nasalverbindung und *den* 'dem'.

in der 3. Sg. Prät. selten auch *geschiede* 'geschah' neben gewöhnlichem *geschach*. Formen wie *geschuyt* 'geschieht', *suyt* 'sieht' nach dem Muster der starken Verben II sind offensichtlich erst im 14. Jh. belegt (so *geschûyt* Tauler 91v,4, 94r,6, 101r,19, 155v,5, 164v,5).

- Im Präteritum von *sagen* konkurrieren *sagede* (kontrahiert *sade*, *saide*), Partizip *gesaget* und bindevokallooses *sahte* (*sathe*, *saichte*), Partizip *gesaht* (*gesath*, *gesacht*), Konjunktiv *sehete*, *seichte*; die Partizipialformen *gesat*, *gesait* können sowohl auf *gesaget* als auch auf *gesaht* beruhen.

Ohne Bindevokal sind anders als im Mittelhochdeutschen auch weitere schwache Präterita gebildet, so *lahte*, *gelaht*, Konj. *lehte* 'legte', *gelochte* 'glaubte', *knochte* 'knüpfte', *verlochte* 'verleugnete' und andere.⁶⁷

- *gân*, *stân* (Dornfeld 1912, 216f.; Bach 1934, 214; Schützeichel 1974, 93-97) haben -â- stets im Infinitiv, im Part. Präs. und in der 1. Sg. Präs. Ind.; in der 2. und 3. Sg. Präs. Ind. gelten die (sekundär bindevokalhaltigen) Formen auf -eis, -eit; in allen übrigen Präsensformen gilt -ê-. So ergibt sich das eigentümliche Präsensparadigma von Tabelle 2:

Numerus	Person	Indikativ	Konjunktiv
Singular	1	<i>gân</i>	<i>gê</i>
	2	<i>geis</i>	<i>gês</i>
	3	<i>geit</i>	<i>gê</i>
Plural	1	<i>gên</i> <gen, geen, gein>	<i>gên</i>
	2	<i>gêt</i>	<i>gêt</i>
	3	<i>gênt</i>	<i>gên</i>
Infinitiv		<i>gân</i>	
Partizip Präsens		<i>gânde</i>	

Tabelle 2: Präsensparadigma von mfrk. *gân* 'gehen'

- Nur moselfränkisch beginnt -ê- auch schon in den Infinitiv von *gân*, *stân* einzudringen, so bereits reimbezeugt in „Christi Geburt“ *irgeen* : *bedleem* 'Bethlehem' 87; als moselfränkische Form zu werten ist auch *vorstein* (= *vürstân*) in den Sayn-Urkunden Corpus 255:268,34 (Köln 1275) und 623:52,43 von 1281.⁶⁸
- Auch die Verben *vân* 'fangen', *hân* 'hängen', *slân* 'schlagen' mit Kontraktions-ân haben sich durchaus dem Präsensparadigma von *gân*, *stân* angeschlossen: *vân*,

⁶⁷ Vgl. besonders Frings/Linke (1976, XCIVf., XCIX, CXI u. CLIII). *gelochte* 'glaubte' ist im Rhein. Marienlob gut bezeugt (auch im Reim): *gelohtes* 56,37 (: *mochtes*), 57,16, *gelohte* 80,13 (: *mochte*), *gelochte* 81,3 (: *mochte*), *gelochte* 105,32, 105,37, 106,4, daneben auch *geloft* 115,20.

⁶⁸ Jüngere Belege gibt Schützeichel (1974, 95).

veis, veit, vên usw. Bei ihnen hat *-ê-* jedoch bereits im Ripuarischen des 13. Jhs. auf den Infinitiv übergegriffen, reimbezeugt schon in *entfeen* 'empfangen' Inf. (: *geen* 'gehen' 3. Pl. Präs. Konj.) Rhein. Marienlob 124,15; versinnen *entfeen* ebd. 55,22, 105,11; in Urkunden des 13. Jhs.: *hein* 'hängen' Corpus 44:74,9, *intfein* 72a:113,5, 72b:113,3, *intfen* 111:155,29.33. Belege des 14. Jhs.: *intfein* Kölner Klosterpredigten 39,21, 43,1.3, 45,50, 47,47; *intfeine* Gerundium 34,41; *intfeyn* Tauler 105r,15. Die *a*-Formen überwiegen aber auch bei *vâhen, hâhen, slâhen* zumeist noch deutlich.

- Auch die 2./3. Sg. Präs. Ind. von 'tun' lautet regelmäßig *deis, deit*.⁶⁹
- In der (2. und) 3. Sg. Präs. Ind. von 'haben' konkurrieren umlautloses *havet* (kontrahiert *hat, hait*) und umgelautes *hevet* (kontrahiert *het, heit, heet*) in sehr unterschiedlicher Verteilung, wobei im 13. Jh. die unkontrahierten Formen allerdings nur noch sehr selten begegnen.⁷⁰
- Infinitiv und Präsens von 'wollen' werden mfrk. (wie mnl.-mnd.) vom Stamm *will-* gebildet; Sg. Präs. Ind.: *ich wille/willen, du wilt/wolt*,⁷¹ *he wilt, wir willen* usw. (Schieb 1957).

Wortbildung: Im älteren Mittelfränkischen konkurrieren die Suffixvarianten *-inge* und *-unge*, wobei *-inge* in den Urkunden weithin allein herrscht,⁷² während *-unge* die Regelform der meisten literarischen Denkmäler ist (Hinweis von Heinz Siegburg). *-unge* entspricht nicht nur der Form des übrigen hd. Raums, sondern wird auch durch den heimischen Wandel von *i* zu *u, o* (s. o.) gestützt. So wird sich erklären, dass sich *-unge, -onge* in den mfrk. Quellen des 14. und 15. Jhs. gegen *-inge* durchsetzt.

Statt der im weiteren Mittelhochdeutschen so beliebten Bildung von Adjektiven und Adverbien mit der Suffixkombination *-ig-lich, -ig-liche* bevorzugt das Mittelfränki-

⁶⁹ Daneben nur selten südliches *düt*: reimbezeugt *dut* (: *vlut*) Rheinischer Tundalus 216; *widirdut* (: *mut*) Wilder Mann III 138b; sonst: *düt* Kölner Klosterpredigten 39,17, 41,20, *doit* Tauler-Hs. Wien 2744 177r,12, in Urkunden des 13. Jhs. z. B. *vüllindüt* 59:93,18, 255:265,41, 267,07, *düt* 602:25,33, 26,48, 623:50,3, 51,16.

⁷⁰ 12. Jh.: Annolied 10mal nur *havit*; Laurenz-Schreinskarten *hevet* 3II6, 3III6, 3III8, *havet* 3III8. – 13./14. Jh.: im Rhein. Marienlob neben 78 *hat* nur ein *het* 110,13, in der Lilie neben 64 *hat* und *hauet* 7,30 nur ein *het* 5,21; Amtleutbuch St. Brigiden (Anf. 14. Jh.) und Tauler-Predigten der Hs. Wien 2744 (14. Jh.) nur *hait, hayt*; in den Urkunden Gottfried Hagens dagegen neben *hait, hat* häufig auch die Umlautformen *hefvet* (53: 86,33), *heuet* (78: 110,6), *het* und *heit* (Habscheid 1997, 231; ergänze: *het* U2:2,11.17.22.23.30.32.42); ähnlich in den Gedichten des Wilden Mannes und Wernhers vom Niederrhein in der Hs. Hannover I 81 aus dem 3. Viertel des 13. Jhs. (39 *hat, had, hait* ~ 14 *het*) und in den Kölner Klosterpredigten (Hs. 14. Jh.): 28 *hait, 2 hat* ~ 18 *heet, 1 heit*.

⁷¹ Die mfrk. Form *du wolt* 'willst', zu der sich auch mnl. *wout* (neben *wils, wilt*) und mnd. (südwestf.) *wolt* (neben *wult, wilt*) stellen (van Loey 1966, § 75; Sarauw 1924, 216f.), ist unerklärt, denn Francks Erklärung – Analogie zu *du sout* 'du sollst' (Franck 1910, § 166) – käme ja nur für das Mnl. in Frage.

⁷² In den mfrk. Urkunden des 13. Jhs. stehen neben 167 *-inge* nur 19 *-unge*, die in der Mehrzahl aus nur drei Urkunden stammen: Corpus 42A/B *vorderunge* 42A:71,4, *bezzerrunge* 71,23, 42B:70,42, 71,23, Nr. 3469: *hantvestenunge* 554,21, *hantvestennunge* 3470:554,28, 557,12, *hayntvestenunge* 555,46, *vestenunge* 554,35, *vestinnungen* 556,38, Nr. N548A: *satzunge* 389,25.33, 398,33, 399,18; sonst nur noch: *vorderunge* 54:87,18, 73:114,3, 196:208,31, *vestenunge* 37:67,34, *zweiunge*. 1758:69,18. Dagegen schreibt etwa Gottfried Hagen 45mal nur *-inge*.

sche (wie noch deutlicher das Mittelniederländische)⁷³ die Derivation mit einfachem *-lich*, *-liche*, z. B. mfrk. *berm(e)-*, *barmhërze-*, *êwe-*, *gelust-*, *genæd(e)-*, *hërze-*, *milt-*, *ôtmuot-*, *stæt(e)-*, *süez(e)-*, *sünd(e)-*, *vliz-*, *vol-lich*, *-liche* gegenüber den entsprechenden mhd. *-eclich/-ecliche*-Bildungen. Neben bloßem *-lich/liche* erscheint die Suffixform *-inc-lich*, *-enc-lich*, *-liche*,⁷⁴ die im 13. Jh. noch auf wenige Bildungen beschränkt ist, so besonders in *innenliche*, *minnenlich*, *elenliche* (= *allecliche*), *willinlich*.

Beim Suffix ‘-schaft’ kennt das Mittelfränkische nur die *t*-lose Form *-schaf*.⁷⁵

Während im übrigen (vor allem obd.) Mittelhochdeutschen die Abstraktbildungen mit ahd. *-ida* weitestgehend durch *-heit*-Bildungen oder durch Nachfolger der ahd. Feminina auf *-i(n)* ersetzt worden sind, halten sie sich im Mittelfränkischen (wie im Mittelniederländischen, Mittelniederdeutschen und teils auch im weiteren Mitteldeutschen) sehr viel besser, z. B. *-groizde* ‘Größe’, *lengede* ‘Länge’, *deyfyde*, *düyfyde* ‘Tiefe’, *hitzedede*, *netzedede* ‘Nässe’, *schemede* ‘Schande’, *suchede* ‘Krankheit’, *sterkede*, *gebûirde* ‘Gegend’ (mnl. *gebuurte*), *genûgde*, *genoigde* (mnl. *genoechte*), *gewon(e)de*, *vullede*, *vûlde* ‘Fülle’, *weelde* ‘Wohlleben’ (mnl. *weelde*).

3. Westfälische Sprachgeschichte bis 1300⁷⁶

3.1 Grundlagen der westfälischen Sprachraumbildung

Bei der Suche nach diesen Grundlagen übergehe ich Hans Kuhns Nordwestblock ebenso wie Jürgen Udolphs „Namenkundliche Studien zum Germanenproblem“ (1994), die auch hinsichtlich der Germanisierung Nordwestdeutschlands zu einem diametral entgegengesetzten Ergebnis gelangen. Wie immer man über diese Fragen denken mag, sind sie doch kaum von Bedeutung für die viel spätere Ausbildung der frühmittelalterlichen Sprachraumstruktur Westfalens, die sich in mehrfachem Sinne in einem sächsisch-fränkischen Spannungsfeld vollzieht: zunächst in der Saxonisierung Westfalens bis zum frühen 8. Jh. und sodann in der fränkischen Eroberung Sachsens unter Karl dem Großen, die für Westfalen – wenn man so will – eine fränkische „Rückeroberung“ bedeutete.

⁷³ Vgl. Bach (1934, 216). Auch im weiteren Mitteldeutschen sind *-ig-lich*-Bildungen spürbar seltener als im Oberdeutschen, vgl. Schröder (1961, 164-167), mit dem Fazit: „Die *-ic*-Fuge in den *-lich*-Composita muß im Süden zu Hause gewesen sein; im Laufe der Zeit ist sie nordwärts gewandert.“ (166f.) Zu *-ich-lijk/like* im Mittelniederländischen ebd. 170-172.

⁷⁴ Vgl. Bach (1934, 176); Frings/Linke (1976, 231, zu Morant u. Galie 548); Schröder (1961, 173-175). Zur Herleitung von *-enc-* aus *-ent-* vgl. Frings/Schmitt (1942, 56f.); auch aus chronologischen Gründen wenig wahrscheinlich ist Schützeichels Annahme eines Zusammenhangs mit der rheinischen Gutturalisierung/Velarisierung (Schützeichel 1974, 129f.).

⁷⁵ Ganz vereinzelte Ausnahmen verdanken sich südlichem Einfluss: *vuiniscyfte* Annolied 1,5, *eygenschaft* Tauler 86r,4, *meisterschaft* ebd. 95v,19.

⁷⁶ Robert Peters danke ich für wertvolle Hinweise zu diesem Kapitel. – Es gibt eine Reihe sehr guter Gesamtdarstellungen der westfälischen Sprachgeschichte, die auch die Frühgeschichte angemessen berücksichtigen: Foerste (1958); G. Müller (1989); Niebaum (1989); Goossens (1983a); Peters (1992a); vgl. außerdem Darstellungen der niederdeutschen Sprachgeschichte insgesamt: Foerste (1957; 1958); Sanders (1983a); Peters (1983); Sanders (1982).

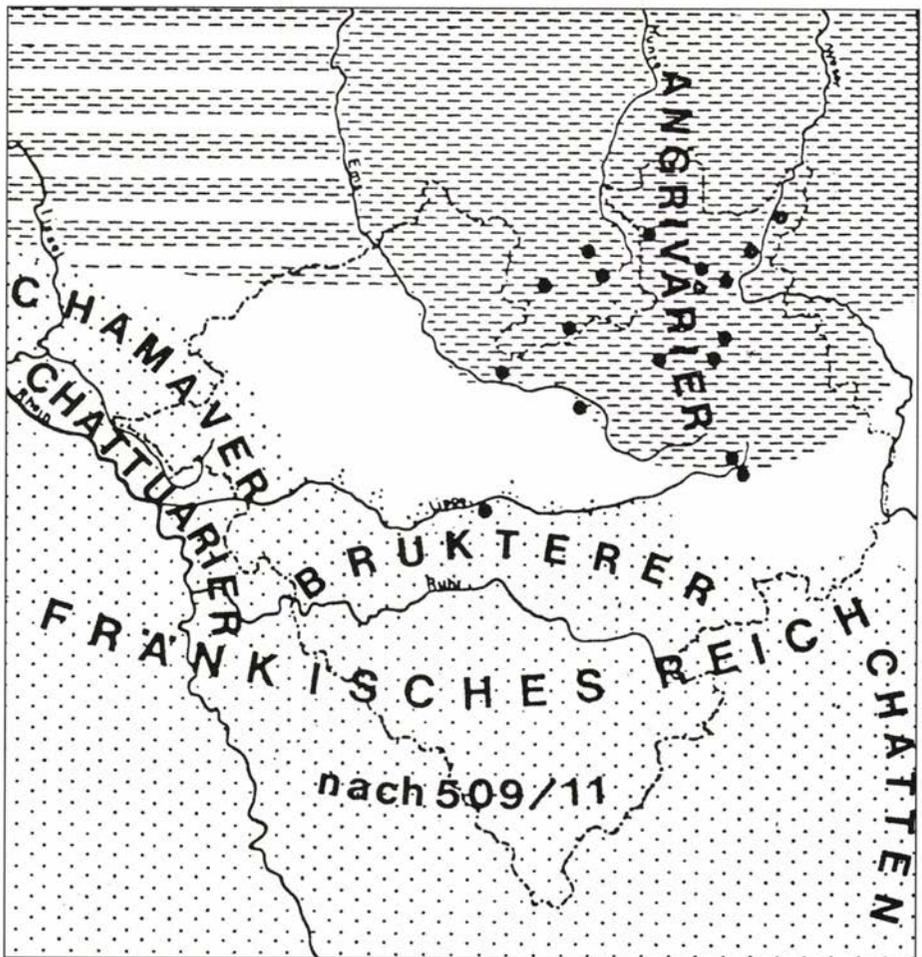
Der Stammesverband der Sachsen hat sich wohl zuerst im 2./3. Jh. n. Chr. im heutigen Schleswig-Holstein konstituiert. Von diesem Ausgangsgebiet aus haben sich die Sachsen in der Folgezeit nach Süden und Westen ausgebreitet, um gegen 700 die größte Ausdehnung ihres Herrschaftsgebiets zu erreichen: im Westen bis zur Ijssel, im Süden bis zu einer Grenze, die in etwa von der Unstrut über den Harz, die obere Leine und Diemel zur Ruhr hin verläuft. – Strittig ist, in welcher Form diese Expansion vor sich gegangen ist, durch militärische Unterwerfung und gewaltsame Einverleibung weiterer Gruppen und Siedlungsgebiete („Eroberungstheorie“) oder auf friedlich-föderativem Wege („Bündnistheorie“). Zu rechnen ist wohl mit unterschiedlichen Formen der Expansion im Laufe der mehrere Jahrhunderte dauernden Genese des sächsischen Stammesverbandes bis 700 (Lammers 1957; Last 1977, 567; Wenskus 1977, 544; 1967, 493; Capelle 1998, 17 u. 104-108): teils erobernd, teils föderativ, aber auch durch Aufsiedlung unbesiedelter oder siedlungsleer gewordener Gebiete.

Letzteres gilt nach Wilhelm Winkelmann (1983, 204f. u. 226) für das Münsterland und nördlich anschließende Gebiete, in denen um 400 ein Siedlungsabbruch festzustellen sei (relativierend jetzt aber Böhme 1999, 53 u. 65f.; Grünewald 1999, 92).

Vermutlich sind die hier vorher siedelnden Brukerer, Chamaver und Chattuarier im Zuge der fränkischen Westexpansion zu einem Großteil abgewandert, vielleicht aber auch schon unter dem Druck des expandierenden sächsischen Verbandes, dessen Westflügel jedenfalls im 6./7. Jh. in diesen Raum vorgestoßen ist. Zeitlich voraus geht der sächsisch-engrische Vorstoß in Ostwestfalen vom 5.-7. Jh. (Karte 7a-b). Um 700 erobern die Sachsen das Brukerergebiet südlich der mittleren Lippe (Beda V,11) und um 715 vorübergehend einen Teil des Chattuariergebiets an der unteren Ruhr. Das würde bedeuten, dass das nachmalige südwestfälische Gebiet bei Ende der Karolischen Sachsenkriege erst knapp ein Jahrhundert oder noch weniger zum sächsischen Herrschaftsgebiet gehört hatte. Gleichwohl zeigen die südwestfälischen Quellen vom 9. Jh. an alle konstitutiven Sprachmerkmale des Altsächsischen. Dass der altwestfälische Sprachraum damals schon westlich bis zur heutigen niederdeutsch-niederfränkischen Dialektscheide reichte, lässt sich nur vermuten. Nach Mihm (1992, 98) beruht die Rhein-Ijssel-Linie „offensichtlich auf einer karolingischen Verwaltungsgrenze“; er erinnert an die Ostgrenze Lotharingiens nach dem Vertrag von Verdun 843, bei der freilich unsicher ist, ob sie direkt am Rhein oder weiter östlich verlief. Erst die Ostgrenze des *Regnum Lothars II.* seit 855, die sich in der Grenze zwischen den Herzogtümern Lothringen und Sachsen im 10. Jh. fortsetzt, entspricht im Wesentlichen der westfälisch-fränkischen Dialektscheide.⁷⁷

In seinen teils zum Altenglischen und Altfriesischen, teils zum Althochdeutschen stimmenden Zügen offenbart sich die besondere Stellung des Altsächsischen, die man als Zwischenstellung und als eine durch Sprachmischung bewirkte Zweisichtigkeit und Zwiesichtigkeit charakterisiert und zumeist auf ein Zusammenwachsen des sächsischen Stammesverbandes aus mehreren, wohl auch sprachlich heterogenen Gruppen zurückgeführt hat. Das ursprünglich stärker nordsee germanisch geprägte Sächsisch hätte danach im Zuge der sächsischen Südexpansion Merkmale der über-

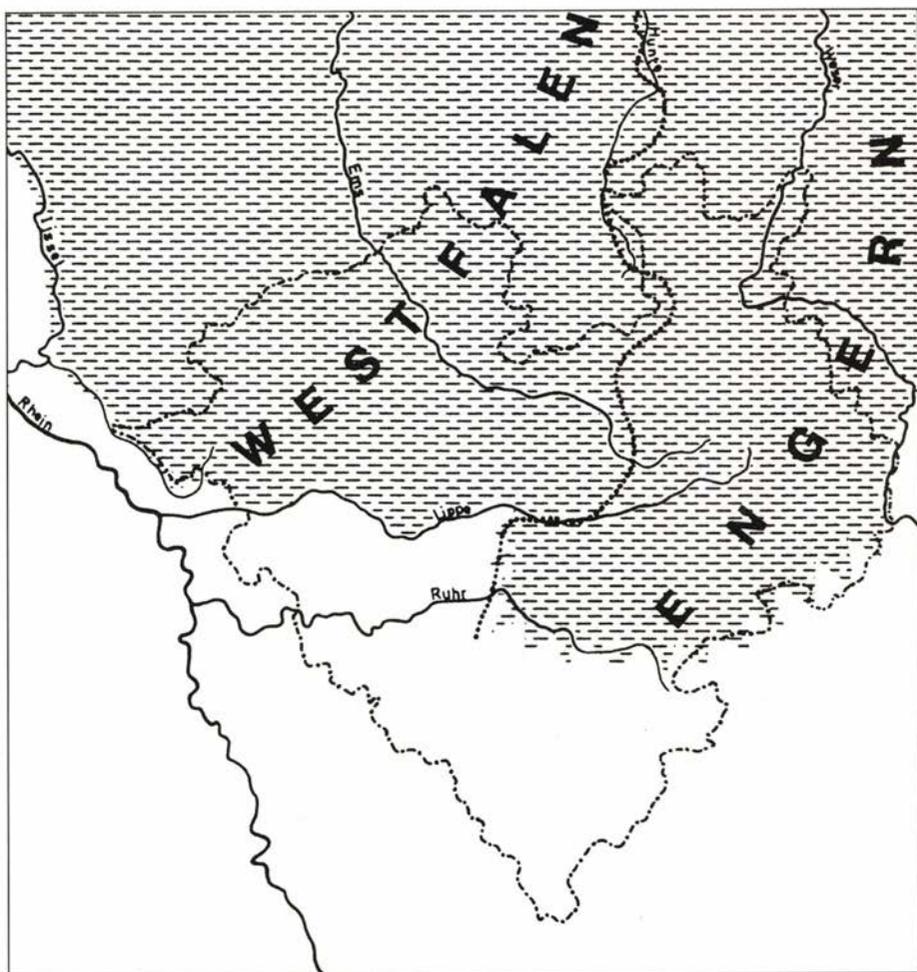
⁷⁷ Dass gerade auch Lotharingien, das *regnum Lotharii*, weit über seine politisch-faktische Existenz hinaus eine raumbildende Größe von hoher Konsistenz und Persistenz war, zeigt Bauer (1997).



Karte 7a: Sächsische Fundstellen im 5. Jahrhundert (aus Winkelmann 1983, 195)

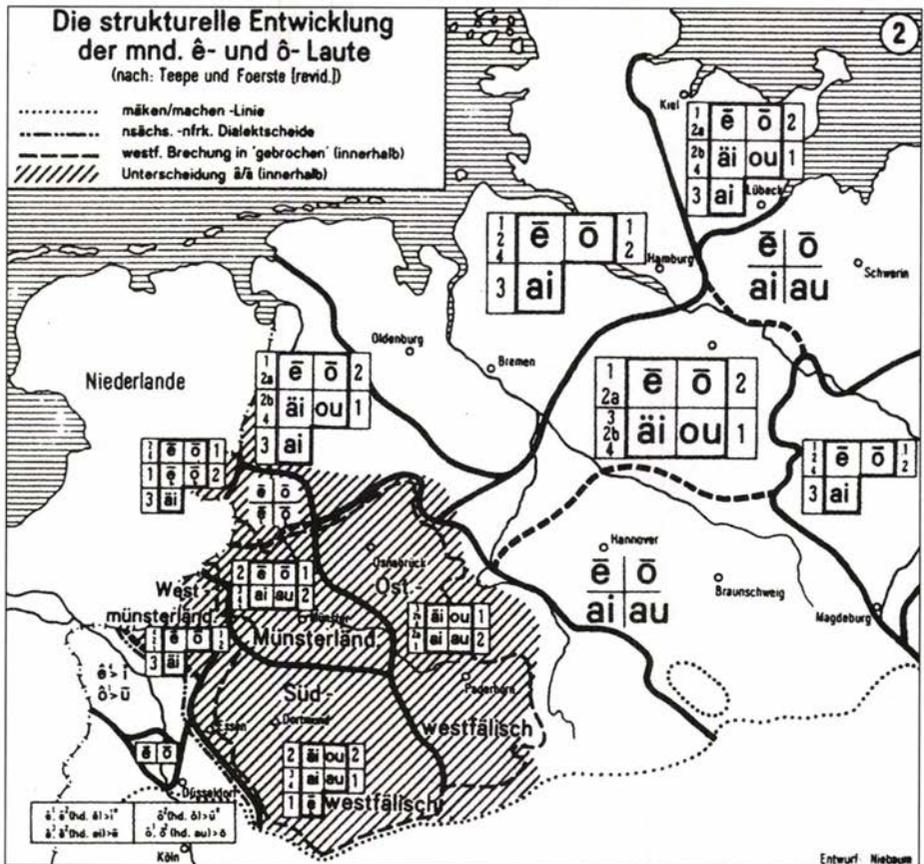
schichteten Dialekte in sich aufgenommen, die zum späteren fränkischen Althochdeutschen stimmten. Und die Eroberung Sachsens und seine Integration ins Fränkische Reich hat diese zuvor schon angelegte Südorientierung erheblich verstärkt und dazu geführt, dass das Niederdeutsche in spätsas. und frühmd. Zeit seine nordseegermanischen Anteile noch einmal deutlich reduziert und sich dem Hochdeutschen damit angenähert hat.⁷⁸

⁷⁸ Gegen diese bislang vorherrschende Sicht hat Steffen Krogh (1996) in seiner sehr bemerkenswerten und beeindruckenden Dissertation eine ganz andere gestellt; kritisch dazu demnächst Klein (2000c). Unter Verweis darauf wird hier auf eine Stellungnahme zu Kroghs Thesen verzichtet.



Karte 7b: Die sächsischen Heerschaften Westfalen und Engern um 700
(aus Winkelmann 1983, 216)

Die Binnengliederung des modernen westf. Dialektraums wird gewöhnlich anhand der unterschiedlichen Entwicklung der \bar{e} - und \bar{o} -Laute des Frühmittelniederdeutschen vorgenommen (Karte 8). Es ist eine auch für die historische Sprachgeographie des Westfälischen entscheidende Frage, wie alt diese Arealstruktur im Grundsatz ist – wobei die genaueren Isoglossenverläufe natürlich jünger sein können und vielfach jünger sein werden. Gute Gründe stützen die Annahme, dass diese Strukturen in die frühmd., wahrscheinlich sogar die (spät)as. Zeit zurückreichen. Sie müssen spätestens etabliert gewesen sein, als es im Südwestfälischen und Ostfälischen zur Diphthongierung der geschlossenen $\hat{e}^4\text{-}\hat{o}^1$ -Reihe, im dazwischen liegenden Ostwestfälischen dagegen zur Diphthongierung der offenen Reihe $\hat{e}^{2a}+\hat{e}^1\text{-}\hat{o}^2$ kam. Da vereinzelte diphthonganzeigende Graphien aus allen drei Räumen bereits in der ersten Hälfte des



Karte 8: Binnengliederung des westfälischen Dialektraums (aus Niebaum / Macha 1999, 83)

14. Jhs., seit etwa 1300, vorliegen (Behrens 1954; Peters 1998b), dürften zumindest die Anfänge der Diphthongierung noch ins 13. Jh. zurückreichen.

Doch gibt es Anzeichen dafür, dass die strukturellen Unterschiede zwischen den westfälischen Teilräumen noch ein gutes Stück älter sind: Zu den bereits im Altsächsischen bestehenden zwei Reihen – geschlossenes \bar{e} - \bar{o} aus germ. \bar{e} - \bar{o} und offenes \bar{e} - \bar{o} aus germ. ai - au – kamen noch die beiden Umlaute $\acute{e}^3 < \acute{e}^2 < ai$ und $\acute{e}^1 < \acute{a}$ hinzu. Das spätes./frühmnd. System mit vier distinkten langen e-Lauten kann so aus phonologischen Gründen eigentlich nie bestanden haben; jedenfalls ist es offenbar sehr bald schon durch strukturelle Veränderungen entlastet worden, die vor allem die beiden neu hinzugekommenen Laute, die Umlaute \acute{e}^1 und \acute{e}^3 betrafen: \acute{e}^3 , das vielleicht diphthongisch blieb oder jedenfalls früh wieder wurde, fiel im Südniederdeutschen (außer im Westmünsterländischen) überall mit \acute{e}^4 zusammen und ist daher für die Binnengliederung des Südniederdeutschen (westf. + ostf.) weit weniger interessant als \acute{e}^1 . \acute{e}^1 fiel im Ostfälischen und Ostwestfälischen mit \acute{e}^{2a} , im Münsterländischen dagegen mit $\acute{e}^4 + \acute{e}^3$ zusammen und blieb im Südwestfälischen von beiden Reihen getrennt. Man darf vermuten, dass diese strukturellen Unterschiede bereits in die Zeit der Phonemisierung von \acute{e}^1 , also bis in as.

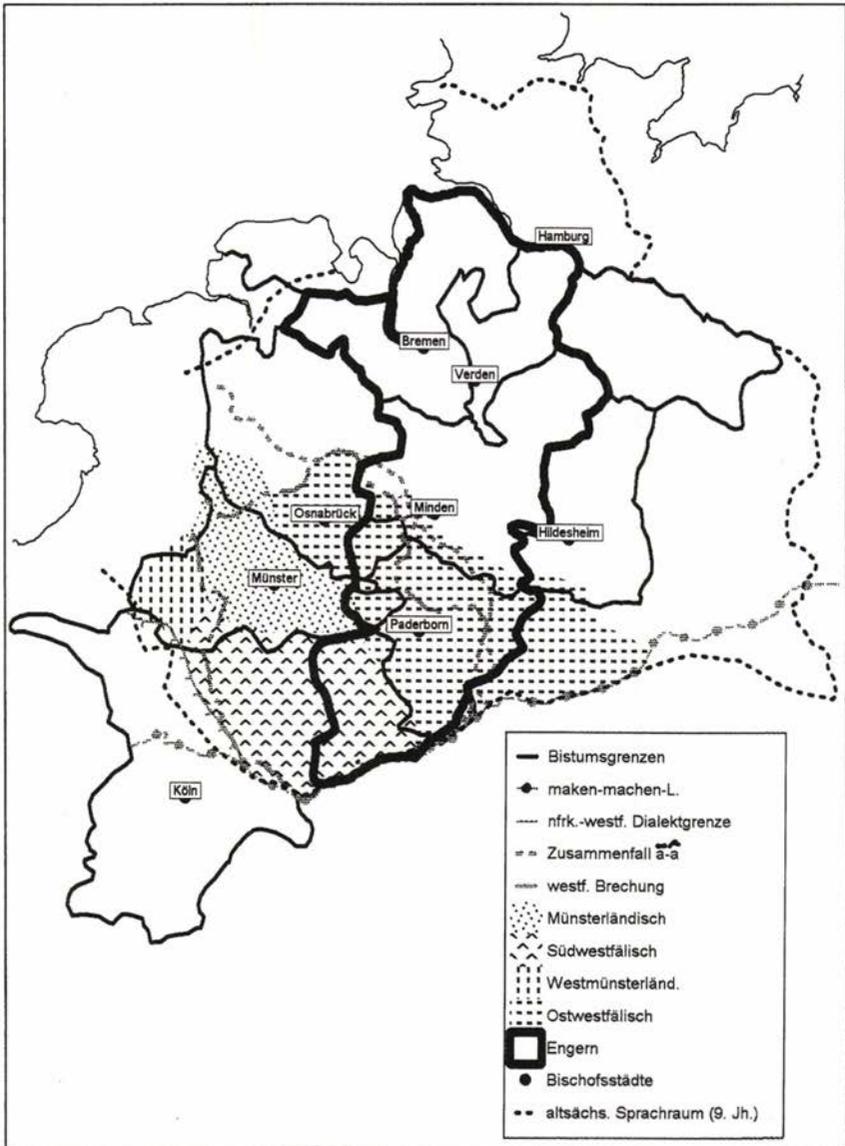
Zeit zurückreichen. Das Gedränge in der Reihe der palatalen Langvokale muss in weiten Bereichen des Altsächsischen nämlich noch dadurch vergrößert worden sein, dass schon das nicht umgelauteete lange \bar{a} im Zuge der nordsee germ. Aufhellung zu einem wohl überoffenen \bar{a} -Laut palatalisiert worden war; dem i-Umlaut dieses \bar{a} blieb da, wenn man so sagen darf, wohl keine andere Wahl, als sich einem der schon vorhandenen \bar{e} -Laute anzuschließen oder aber eine anderweitige Entlastung des Systems zu veranlassen. Problematisch ist dann allerdings die münsterländische Entwicklung, in der das offene \hat{e}^1 letztlich unter Umgehung des halboffenen \hat{e}^2 mit dem geschlossenen $\hat{e}^4 + \hat{e}^3$ zusammengefallen ist.⁷⁹ William Foerste erklärt die so, dass münsterländisch $\hat{e}^4 (+ \hat{e}^3)$ zunächst nach südwestfälischer Weise diphthongiert wurde, nicht aber auch \hat{o}^1 , da im Münsterland „die \hat{o} -Laute gegenüber den \hat{e} -Lauten um eine Stufe offener geworden“ seien. Später habe das Münsterland „an der vom Weserraum ausstrahlenden Diphthongierung der offenen Längen“ teilgenommen. „Dadurch kam es zu dem im Münsterland charakteristischen Zusammenfall“ des nun diphthongierten \hat{e}^1 mit dem älteren Diphthong aus $\hat{e}^4 + \hat{e}^3$ (Foerste 1960, 34f.; 1963, 34-36). Unbefriedigend an dieser im übrigen bestechenden Erklärung bleibt nur die unmotivierte Senkung der \hat{o} -Laute, denn die münsterländischen as. <a>-Schreibungen für \hat{o}^2 , auf die Foerste (1963, 34f.) verweist, besagen ja nur, dass nordwestf. \hat{o}^2 in as. Zeit schon sehr offen war und vermutlich mit \hat{e}^1 bereits eine Reihe bildete, nicht aber warum es zur Auflösung der Reihe $\hat{e}^2 - \hat{o}^2$ im Münsterländischen gekommen war. Der Grund dafür wird doch auch hier nicht bei der velaren, sondern bei der stark überlasteten palatalen Seite des Langvokalsystems zu suchen sein. Phonologisch plausibler ist m. E. folgender Hergang: In einer von aufgehelltem as. \hat{a} und \hat{e}^1 ausgehenden Schubkette rückte \hat{e}^1 zunächst in die Position des offenen \hat{e}^2 ; \hat{e}^2 seinerseits wurde geschlossen und das alte geschlossene \hat{e}^4 dadurch zur Diphthongierung und zum Zusammenfall mit \hat{e}^3 veranlasst; infolgedessen bildeten sich die neuen Reihen $\hat{e}^2 - \hat{o}^1$ (geschlossen) und $\hat{e}^1 - \hat{o}^2$ (offen); schließlich wurde – wie von Foerste angenommen – die offene Reihe wie im Ostwestfälischen diphthongiert, wobei der Diphthong aus \hat{e}^1 mit dem älteren aus $\hat{e}^4 + \hat{e}^3$ zusammenfiel.

Das Südwestfälische, das ja erst um 700 dem sächsischen Gebiet einverleibt worden war, ist von der Aufhellung von \hat{a} vielleicht nicht mehr erreicht worden (nur wenige <e>-Schreibungen für \hat{a} in Essener/Werdener Quellen), so dass die as. Reihenstruktur gewahrt blieb und \hat{e}^1 als offenster \hat{e} -Laut seine phonemische Selbständigkeit behaupten konnte.

Noch älter ist, wenn man der maßgeblichen Arbeit Felix Wortmanns (1960) folgt, die Spaltung von \hat{e}^2 . Wortmann stellt sie mit der vergleichbaren, wenn auch nicht deckungsgleichen Spaltung von altfries. $\bar{e} < ai$ in \bar{e} und \bar{a} zusammen und betitelt sie – terminologisch nicht ganz glücklich – als „zweite Aufhellung“. Man wird vielleicht weiter spekulieren dürfen, dass sich die Nicht-Teilnahme des westlichen Altwestfälischen an dieser „spätnordsee germanischen“ Spaltung aus den fränkischen Anteilen erklärt, die im westlichen Westfälischen aufgegangen sind.

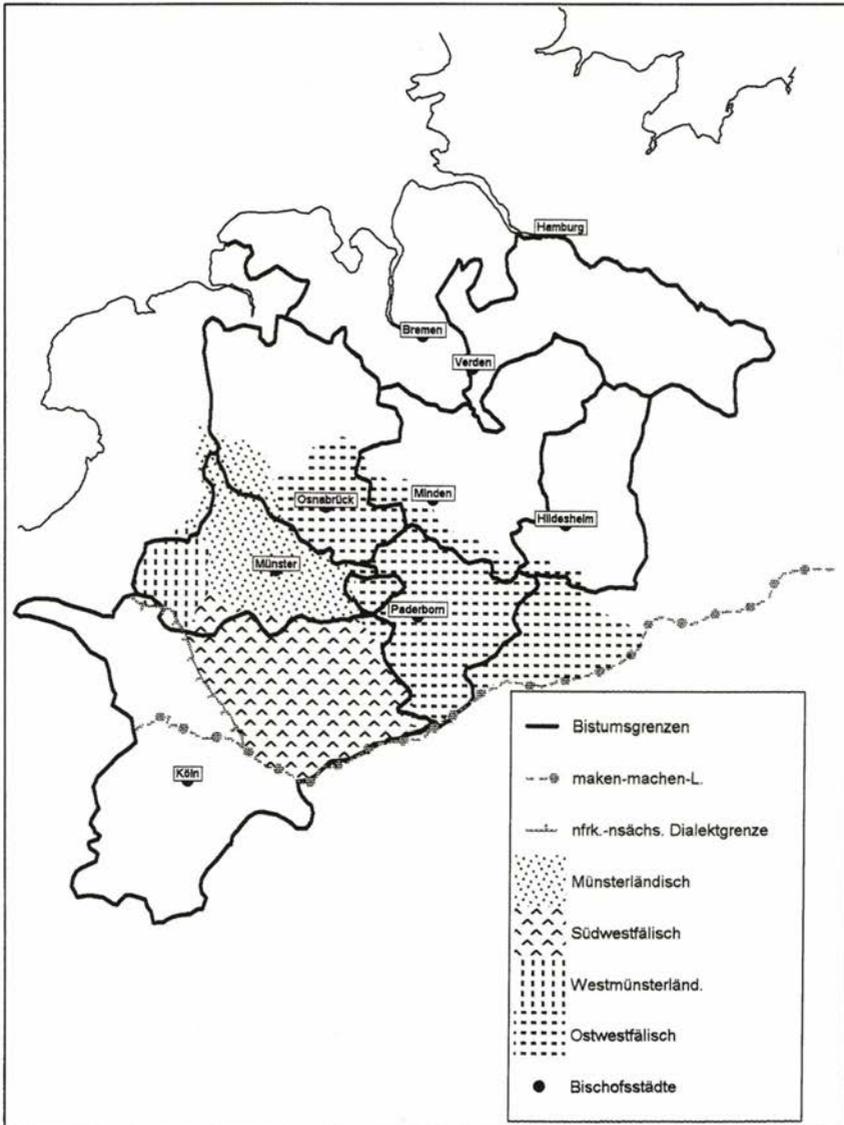
Doch was, so ist weiter zu fragen, hat den drei Teilräumen des Westfälischen zu ihren arealen Konturen verholfen? Rückschreitend ohnedies schon in der as. Zeit angelangt, wird man zunächst auf die militärisch-politische Gliederung des as. Gebietes in die drei „Heerschaften“

⁷⁹ Strukturell und im Anschluss an das benachbarte Ostwestfälische hätte es nähergelegen, \hat{e}^2 mit \hat{e}^4 zusammenfallen zu lassen; in diese Richtung tendiert auch das nördliche Ostwestfälische, in dem auf \hat{e}^{2b} der Löwenanteil von \hat{e}^2 entfällt (Wortmann 1960a, 19f.). Einige nord- und ostmünsterländische Mundarten in der Nachbarschaft des ostwestf. \hat{e}^2 -Spaltungsgebiets zeigen denn auch (nach den Lauttabellen des Westfälischen Wörterbuchs) Zusammenfall von \hat{e}^2 mit $\hat{e}^4 (+ \hat{e}^3)$, so Schale und Hopsten (Kr. Tecklenburg), Füchtorf und Marienfeld (Kr. Warendorf), Heerde und Mastholte (Kr. Wiedenbrück), wo sich auch \hat{e}^1 angeschlossen hat und \hat{o}^1 und \hat{o}^2 gleichfalls zusammengefallen sind, Beckum, Lippborg und Stromberg (Kr. Beckum); ähnlich auch im nordöstlichen Südwestfälischen: Heringhausen und Erwitte (Kr. Lippstadt).



Karte 9: Grenzen Engerns (nach Prinz 1970)

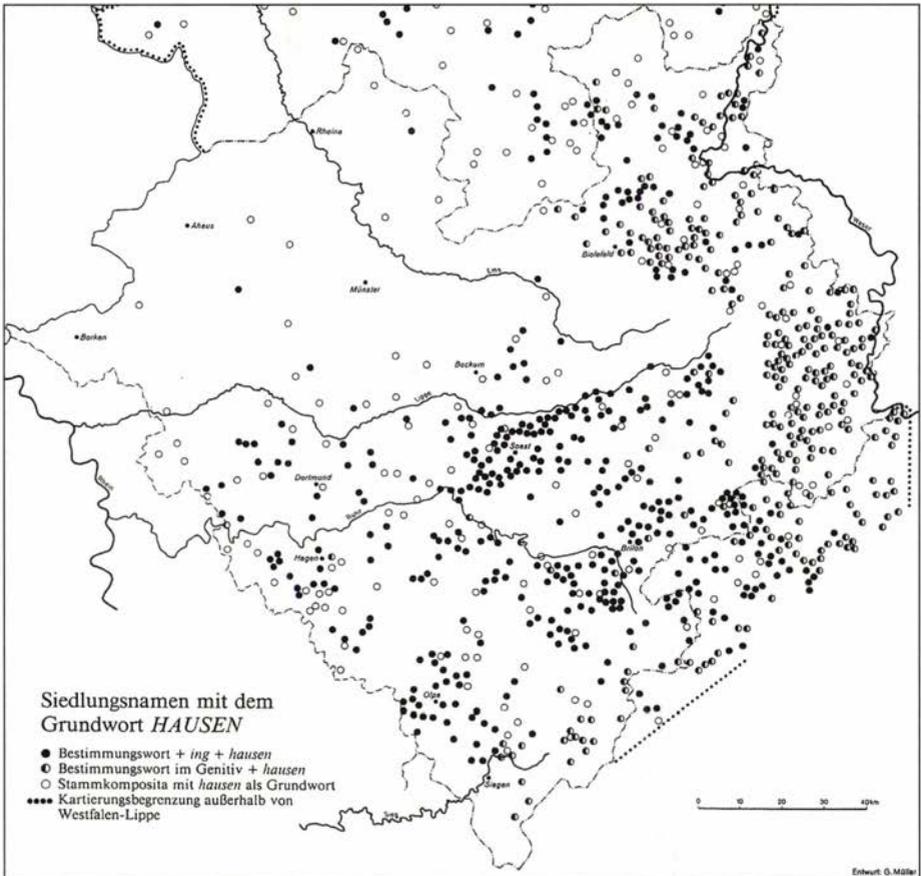
Westfalen, Engern und Ostfalen (Bauermann 1947) blicken. Diese drei *heriscepi* treten als militärische Aufgebotsverbände zuerst in den Sachsenkriegen in Erscheinung, in denen sie unter eigenen *duces* selbständig operieren. Ihr Alter und ihre genauere Bedeutung ist bei den Historikern umstritten, doch wird mehrheitlich an ein höheres Alter dieser drei sächsischen Teilvölker geglaubt (dagegen jetzt Becher 1999).



Karte 10: Mittelalterliche Bistumsgrenzen Westfalens

Karte 9⁸⁰ zeigt die Grenzen Engerns (nach Prinz 1970) zusammen mit den wichtigsten sprachlichen Grenzlinien des Westfälischen. Schon ein flüchtiger Blick zeigt, dass es

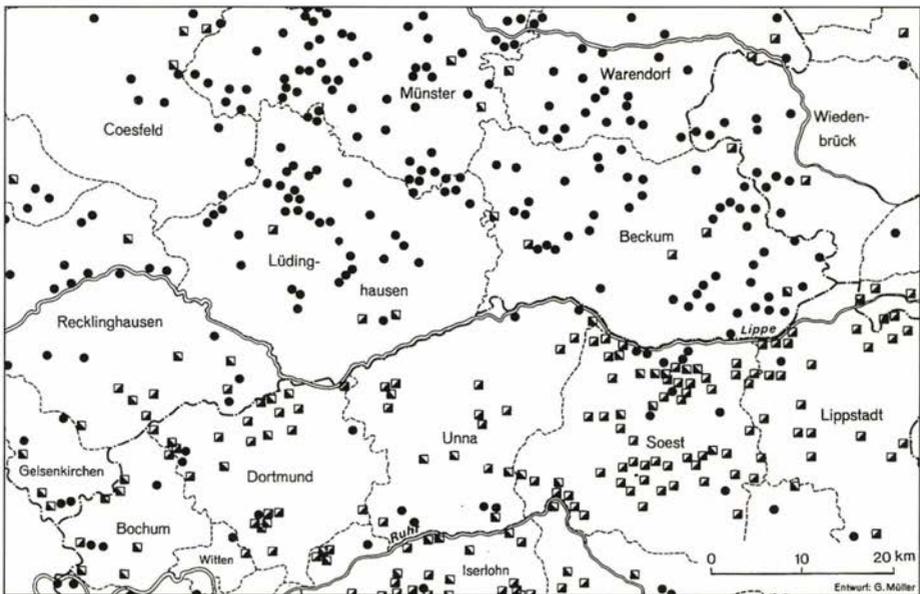
⁸⁰ Ich danke Helmut Lausberg und Robert Möller für die Erstellung dieser und weiterer Kombinationskarten zum Verhältnis der westf.-engrischen Grenzen, der Bistumsgrenzen und der Grenzen charakteristischer westf. Sprachmerkmale.



Karte 11: Siedlungsnamen mit dem Grundwort *HAUSEN* (aus Müller 1989, 62)

hier keinerlei Zusammenhang zu geben scheint. Die Karte bestätigt eindrucksvoll das, was man in der nd. Sprachwissenschaft längst schon weiß und mehrfach ausgesprochen hat: Falls es einen eigenen engrischen Sprachraum im As. gegeben haben sollte, so hat er sich sehr bald schier in Luft aufgelöst.

Dagegen zeigt sich eine teils verblüffend weitgehende Übereinstimmung mit der mittelalterlichen Bistumsgliederung Westfalens, s. Karte 10: Diese Karte ist ebenso wie Karte 9 aus Karten verschiedenen Maßstabs, verschiedenen Ausschnitts und u. U. auch verschiedener Projektion zusammengefügt worden; die Kombinationskarte kann daher nicht genauer sein als die zugrundeliegenden Karten und ihre kartographische Vereinbarkeit. Trotz dieser Einschränkungen tritt aber Folgendes klar hervor: Das Südwestfälische deckt sich in hohem Maße mit dem westfälischen Teil des Erzbistums Köln, und das Münsterländische fällt abgesehen von dem Rückmonophthongierungsgebiet Bentheim-Lingen nahezu komplett in das Bistum Münster.



- -dorf
- ▣ Bestimmungswort + ing + hausen;
- ▣ Bestimmungswort im Genetiv + hausen
- ▣ Stammkomposita mit hausen als Grundwort

Karte 12: Siedlungsnamen mit den Grundwörtern *DORF* und *HAUSEN* nördlich und südlich der Lippe (aus Müller 1989, 64)

Schwieriger sind die Deckungsverhältnisse im Falle des Ostwestfälischen, das sich von den Bistumsgrenzen her gesehen im Wesentlichen aus dem Bistum Paderborn, der nd.-ostfäl. Spitze des Erzbistums Mainz und dem westfälischen Teil des Bistums Osnabrück (außer dem Rückmonophthongierungsgebiet) zusammensetzt.

Trotz der noch untersuchungsbedürftigen Abweichungen vor allem im ostwestfälischen Bereich gibt es aber sichtlich einen engen Zusammenhang zwischen der sprachräumlichen Gliederung des Westfälischen und den mittelalterlichen Diözesangrenzen: Südwestfälisch ~ Erzbistum Köln (westf. Teil), Münsterländisch ~ Bistum Münster, Ostwestfälisch ~ Bistum Paderborn + Bistum Osnabrück (westf. Teil). Dies stimmt gut zu der konstitutiven Bedeutung, welche den fränkischen Bistumsgründungen in Sachsen für die großräumliche Strukturierung Sachsens zuzukommen scheint (Ehlers 1995, 25f.; Becher 1999, 3). Ehlers (1995, 30) stellt fest, „daß der sächsische Raum durch die karolingische Kirchenorganisation zum ersten Mal als Einheit erfaßt und für die Zukunft strukturiert worden ist; endgültig seit der ersten Hälfte des 9. Jhs. kann ‚Sachsen‘ beschrieben werden als das Gebiet der Diözesen Osnabrück, Bremen, Minden, Münster, Paderborn, Verden, Halberstadt und Hildesheim.“

Allerdings wäre es kurzschlüssig, die westfälischen Sprachräume allein als Ergebnis der raumbildenden Kraft der alten Bistümer sehen zu wollen. Es könnte sehr wohl

sein, dass die Bistumsgrenzen selbst zum Teil auf älteren Arealstrukturen aufrufen, mit denen sich auch sprachliche Unterschiede verbanden.

Dafür spricht, dass auch die von Gunter Müller (1989) untersuchten frühmittelalterlichen westfälischen ON mit *hus* und *thorp* auf eine frühe Dreiteilung von Südwestfälisch südlich der Lippe, Münsterländisch und Ostwestfälisch hindeuten, wobei sich „ostwestfälisch“ ebensowenig mit „engrisch“ deckt wie bei den in Karte 9 berücksichtigten Sprachmerkmalen. Das areale Grundmuster der Karten 11 und 12 darf man nach Müller (1989, 65) „bereits für das 9. Jahrhundert voraussetzen“, teils wird es aber noch ins 7./8. Jh. zurückreichen. Auf Karte 11 sehen wir einen ausgeprägt südwestfälischen Typ „Bestimmungswort+*ing-hausen*“ und östlich davon den ostwestfälischen Typ „Bestimmungswort im Genitiv + *hausen*“, während das Münsterland von den Bildungen mit „Bestimmungswort+()-*hausen*“ fast ganz frei ist. Der in Westfalen auf das ostwestfälische Weserbergland beschränkte Typus „genitivisches Bestimmungswort+*hausen*“ ist nach Müller von Süden, von Hessen her rezipiert worden; er sei „der älteste nachweisbare sprachliche Kontakt zwischen Hessen einerseits und engrischen und ostfälischen Sachsen andererseits.“ (Müller 1989, 66).

Karte 12 zeigt mit eindrucksvoller Deutlichkeit die Lippe – und damit zugleich ja auch die kölnisch-münstersche Bistumsgrenze und die Nordgrenze des fränkischen Brukerergebiets bis 700 – als Scheide zwischen den südwestfälischen *-ing-hausen* und den münsterländischen *-dorf*-Namen.

Auch die Wesergrenze zwischen Westfälisch und Ostfälisch tritt schon im ON-Material in Erscheinung, indem sie westf. *-inghūsun* mit früher Synkope des Fugenvokals von ostfäl. *-ingo-hūsun* und westfälische Anfangsbetonung der *hausen*-Komposita von wechselnder Betonung in Ostfalen trennt (Müller 1989, 69).

Fazit: die frühmittelalterlichen ON scheinen die zuvor anhand der Geschichte der *ê*- und *ô*-Laute und der westfälischen Bistumsgrenzen getroffene Vermutung zu bestätigen, dass wesentliche Grundlagen der westfälischen Sprachraumbildung in die Karolingerzeit zurückreichen. Für die Ausformung der westfälischen Mundarträume scheinen vor allem die fränkischen Bistumsgründungen in Sachsen und die sich in ihnen möglicherweise fortsetzenden älteren Arealstrukturen von erheblicher Bedeutung gewesen zu sein.

3.2 *Das Westfälische in altsächsischer Zeit*

3.2.1 Quellenlage

Der eindeutig westfälische Schwerpunkt in der Gesamtüberlieferung des Altsächsischen ergibt sich aus der Übersicht von Tabelle 3.⁸¹

⁸¹ Zur as. Überlieferung vgl. Sanders (2000, mit weiterer Literatur). Nicht in der Tabelle erfasst ist das gerade auch für das Altwestfälische als Sprachquelle bedeutsame Namenmaterial, vgl. dazu Beckmann (1904); Tiefenbach (1984; 1992; 1997a-b).

Zeit	innerhalb des altsächsischen Gebiets entstanden				außerhalb des as. Gebiets entstanden
	westfälisch	engrisch (ostwestf.)	ostfälisch	unsicher	
800					<i>As. Taufgelöbnis, Indiculus</i> (Mainz) <i>Hildebrandslied</i> (Fulda) <i>Abececlarium</i> (? , Walahfrid)
830/40					
vor 849					
um 850		Heliand M		Heliand P Heliand S	
3. V. 9. Jh.	<i>altengl. Werdener Glossare</i>		<i>ahd. Hildesheimer Canonesgll.</i>		Heliand V, Genesis (Ümkreis Mainz?)
9./10. Jh.	Werdener Urbare				Kölner Segensformeln (Mainz?/Köln?) Pariser Prudentiusgll. (Nordostfrankreich) <i>Heliand C</i> (Sud-England)
10. Jh.	Altwestf. Beichte Prudentiusgll. der Hs. Düsseld. F 44 Allerheiligenpredigt Essener Evangeliar-Gll. Eltener Evangeliar-Gll. Altwestf. Taufgelöbnis Essener Heberegister Prudentiusgll. der Hs. Düsseld. F 1	Lubliner Ps. Paderborner Ps.		Gernroder Psalmenkommentar	
10./11. Jh.				Straßburger Isidorgll.	<i>Glossen der Hs. Trier 40</i>
11. Jh.	Oxford Vergilglossen Gregorglossen Vergetiusglossen		Merseburger Glossen Lamspringer Glossen Gittelder Pfennig		<i>Trierer Segen</i> (??) <i>Sentenz Leos v. Vercelli</i> (Vercelli)
11./12. Jh.	Freckenhorster Heberegister			<i>St. Peterer Glossen</i>	
12. Jh.			Gandersheimer Gil.		

Abkürzungen: Ps. = Psalmen; -gll., Gll. = Glossen; Hs. = Handschrift; kursiv: ahd./aengl./anfrk. beeinflusst

Tabelle 3: Zeitliche und räumliche Verteilung der altsächsischen Quellen

Sieht man von Heliand und Altsächsischer Genesis ab, deren Herkunftsfrage ungelöst ist, so zeigt sich der beherrschende Anteil Westfalens an der restlichen as. Überlieferung sowohl in der Zahl der Quellen als auch – und dies noch sehr viel deutlicher – am Überlieferungsumfang, gemessen an der Zahl der Wortformen: Wenigstens 9 von 10 Wortformen in halbwegs sicher innerhalb Altsachsens lokalisierbaren Quellen stammen aus westfälischen Sprachdenkmälern und hier wiederum besonders aus solchen, die in Essen oder Werden entstanden sind.

3.2.2 Kennzeichen des Altwestfälischen⁸²

Im Konsonantismus hat das Altsächsische, und hier besonders das Altwestfälische, den wgerm. Stand im wesentlichen beibehalten: Es nimmt nicht an der ahd. Lautverschiebung teil, und anders als im Althochdeutschen und Altniederländischen bewahrt es anl. *h-* vor Kons. und postkonsonantisches *j* bis ins 10./11. Jh. und anl. *w-* vor Liquid wie das Niederländische auf Dauer (Beispiele: *hnigan*, *settian*, *wringan*). Die Palatalisierung von *k*, *g* vor Palatalvokalen äußert sich in altwestf. Quellen zwar nicht selten in Schreibungen wie *kierta* 'kehrte', *kiasur* 'Keiser', *skiethunga* 'Scheidung' in den „Werdener Prudentiusglossen“ und *kiesos* 'Käse', *kietelaren* 'Kesselmacher' im Freckenhorster Heberegerregister, ist hier aber nicht weiter fortgeschritten bis hin zur Assibilierung wie im Ostfälischen (wo sie aber außerhalb einiger Ortsnamen gleichfalls nicht von Dauer war). Am sogenannten Nasalspirantengesetz hatte auch das Altwestfälische dagegen vollen Anteil, z. B. as. (= aengl., afries.) *ūs* 'uns', *fiſ* 'fünf', *ōther* 'ander' gegenüber ahd. *uns*, *finf*, *ander*.

Die wichtigste Neuerung im Vokalismus ist die Monophthongierung von germ. *ai*, *au*, die sich anders als im Ahd. unabhängig von der Folgekonsonanz vollzieht, und auch im teils umlaut-, teils spaltungsbedingten Sonderschicksal von germ. *ai* zum Altfriesischen und Altniederländischen stimmt und vom Althochdeutschen abweicht. Die nordseegerm. „Aufhellung“ von wgerm. *a*, *ā* > *æ*, *ǣ* und ihre Verdampfung vor Nasal haben zwar in das Altsächsische hineingereicht, doch gibt es in den Quellen des westlichen Westfalens dafür kaum Belege: Auch an diesen Ingwäonismen hatte das Südwestfälische offenbar geringeren Anteil als andere Teile des Altsächsische, zu denen auch das Engrisch-Ostwestfälische zählte.

An der ahd.-anl. Diphthongierung von germ. *ē-ō* zu *ie*, *uo* nimmt das Altsächsische nicht teil – einmal abgesehen von temporären fränkischen Einflüssen im geschriebenen Altsächsischen und vielleicht auch im gesprochenen Altsächsischen der Oberschicht. In Sachen *i*-Umlaut stimmt das Altsächsische dagegen zum Althochdeutschen – dann jedenfalls, wenn man die wenigen Restfälle einer älteren nordseegermanischen Umlautschicht beiseite lässt.

Der Versuch, das besondere Profil des Altwestfälischen schärfer herauszuarbeiten, wird durch die skizzierte Überlieferungslage nicht wenig erschwert: Es fehlt an hinreichend umfänglichem, sicher lokalisierbarem außerwestfälischem Vergleichs- und Kontrastmaterial. Dennoch gibt es einige charakteristische Merkmale des südwestlichen Westfälischen Essens und Werdens und des Engrisch-Ostwestfälischen, vor allem vertreten durch Heliand M, im Vergleich mit dem Sprachstand des Heliand-Archetyps (repräsentiert vor allem durch das Fragment P und eingeschränkt auch durch V). Diese Merkmale werden in der folgenden Übersichtstabelle in etwas vereinfachter Form dargeboten. Das Engrisch-Ostwestfälische und das Ostfälische stimmen in fraglichen Kriterien weitgehend überein (soweit die wenigen ostfälischen Zeugnisse jedenfalls ein Urteil erlauben) und werden daher in einer Tabellenspalte zusammengefasst:

⁸² Zum Altsächsischen insgesamt Sanders (1982, 91-125; 1983a); zur as. Lautlehre: Klein (2000b); zur as. Formenlehre: Tiefenbach (2000); zur historischen Phonologie des Westfälischen: Niebaum (1974).

Langvokale							
Phoneme			as. Schreibsystem		südwestl. Westfälisch	Heliand-Archetyp	Engrisch-Ostfälisch
wgerm.	ahd.	as.	o-System	a-System	o-System		a-System
ō	uo	ō ¹	<uo> ~ <o>	<o>	god ~ guod	guod	god
au	ō	ō ²	<o>	<o> ~ <a>	ostan	ostan	osten ~ asten
Endsilbenvokale							
Endsilben			as. Schreibsystem		südwestl. Westfälisch	Heliand-Archetyp	Engrisch-Ostfälisch
wgerm.	ahd.	as.	<a,o>-System	<e,a>-System	<a,o>-System		<e,a>-System
-es ~ -as	-es	-æs	<a>	<e>	godas ~ godes	godas	godes
-e	-e	-æ			goda	goda	gode
-a	-a	-æ			sagda	sagda	sagde ~ sagda
Flexionsmorphologische Unterschiede							
Kasus, Numerus (Genus)			as. Variante		südwestl. Westfälisch	Heliand-Archetyp	Engrisch-Ostfälisch
Dat. Pl.			-um, -un – -om, -on		-on	-um ~ -om	-un
pronominale Deklination	Dat. Sg. Mask./Ntr.	them – themu - themo		themo	them	themu	
	Akk. Sg. Mask.	thana – thena		thana	thana	thene	

Tabelle 4: Merkmale des südwestlichen Westfälischen und des Engrisch-Ostfälischen

Tendenzielle Unterschiede zwischen dem Vokalismus des südwestlichen Westfälischen und dem Engrischen/Ostfälischen betreffen die Wiedergabe von as. \bar{o}^1 und \bar{o}^2 (o- versus a-System, s. Cordes 1956) und den Endsilbenvokalismus (a-o- versus e-o-/e-a-System, s. Klein 1977, 399-537; Boutkan 1995, 152-166).

Die wichtigsten nordseegerm. Züge der as. Flexionsmorphologie sind

- der verbale Einheits-Pl., z. B. *wi/gi/sia nemað* 'wir nehmen/ihr nehmt/sie nehmen';
- der Nom./Akk. Pl. der mask. a-Deklination auf -os, z. B. *dagos* 'Tage' gegen ahd. *taga*;

- die weit fortgeschrittene Tendenz, beim Pronomen der 1. und 2. Person die Unterscheidung zwischen Dativ und Akkusativ zugunsten des dativischen (ostfälisch: akkusativischen) Einheitskasus *mi* 'mir', *thi* 'dir', *ūs* 'uns', *iū* 'euch' aufzugeben. Jedoch gibt es in der altwestfälischen Überlieferung noch resthaft die alten Akkusativformen *mik* 'mich', *thik* 'dich', *unsik* 'uns' (Foerste 1950, 71-74), ebenso in mnd. westfälischen Quellen; und im Südteil des Südwestfälischen bleibt die Dativ-Akkusativ-Unterscheidung bis in die rezenten Mundarten erhalten (Rooth 1919, XXIf.; ders. 1969, XXXIX-XLIII; Sarauw 1924, 109).

Bei den neutralen *a*-Stämmen und in der *i*-Deklination bewahrt das Altsächsische die wgerm. Unterscheidung zwischen schwer- und leichtsilbigen Stämmen, die im Althochdeutschen vollständig oder weitestgehend zugunsten des schwersilbigen Deklinationstyps aufgehoben ist; daher etwa as. *kraft* (schwersilbig) – *stedi* 'Stätte' (leichtsilbig), Nom./Akk. Pl. *word* 'Wörter' – *fatu* 'Fässer'.

Andere Bereiche der altsächsischen Flexionsmorphologie zeigen starke Gemeinsamkeiten mit dem Altfränkischen, so den Umbau der *ō*-Deklination und Besonderheiten der Pronominaldeklination, die teils Neuerungen, teils Bewahrung der überkommenen wgerm. Formen darstellen. Gerade das Altwestfälische – und vor allem wiederum das Südwestfälische – steht hier dem Altfränkischen-Althochdeutschen besonders nah (Foerste 1950, zusammenfassend 150ff.). Dazu stimmt auch die erwähnte weitgehende Absenz einiger nordseegermanischer Merkmale im Südwestfälischen.

3.3 *Das Westfälische in spätaltsächsischer und frühmittelniederdeutscher Zeit*

3.3.1 Quellenlage

Aus dem 12. und 13. Jh. gibt es nur spärliche westf. Quellen, von denen gerade die nach Umfang größeren in unterschiedlicher Weise schreibsprachlich heterogen sind.

Die sog. „Mfrk. Reimbibel“ des 12. Jhs. enthält auch einen gewissen offenbar westfälischen Einschlag, der sich allerdings von den mfrk. und nfrk. Anteilen nur partiell hinreichend sicher abgrenzen lässt (Klein 1996, 402 u. 408 Anm. 11). Die „Niederdeutsche Apokalypse“ ist vielleicht noch im 12. Jh. in Westfalen entstanden, doch gerade die älteste Hs. B aus dem letzten Viertel des 13. Jhs. bietet den Text in elbstf.-hd. Überformung, unter der die westfälische Grundlage nur noch in wenigen Fällen sicher auszumachen ist (Rooth 1955; Kurlén 1945, 62-65; Bischoff 1954, 36-38). Ein wichtiges Zeugnis für das älteste frühmnd. Westfälische sind die wohl um 1200 im nordwestf. Kloster Marienfeld geschriebenen Marienfelder Glossen, obgleich auch sie einen gewissen, allerdings leicht abhebbaren hd. Sprachanteil haben.⁸³ In der

⁸³ Ausgabe: Pilkmann (1976, nicht berücksichtigt: die Korrekturen Steinmeyers in Ahd. Gl. 5, 57f.!); zur Sprache: Rooth (1976b). Rooth (ebd., 24), nimmt nur „vereinzelte, auf Vorlagen zurückgehende hochdeutsche Einschläge“ an, jedoch tragen immerhin ca. 75 von 562 Glossen hd. Spuren; da die Marienfelder Glossen offensichtlich in einem textgeschichtlichen Zusammenhang mit den mittelfränkischen Glossenhandschriften Berlin lat. 8° 73 und – mehr noch – Trier R. III. 13 stehen (vgl. Neuß 1973a, 185-187), könnten die hd. Merkmale zwar in der Tat aus einer mfrk. Vorlage herrühren (für die sich auch weitere Indizien geltend machen lassen), doch lässt der besondere Zuschnitt der hd. Elemente

Dortmunder Ausfertigung des fränkischen Landfriedens scheint dagegen die hd. Vorlage so deutlich durch (Korlén 1945, 99-101), dass bei ihrer Auswertung überall dort Vorsicht geboten ist, wo nd. Varianten auch hd. sind, so z. B. beim *s*-Anlaut von 'sollen', bei den Formen *unde*, *von*, *durch*, *oder*, bei ungesenktem *i*, *u* in offener Ton-silbe und vor *r*-Verbindung und bei *e* in *selve*, *wellen* 'wollen'.⁸⁴

Starker mitteldeutscher, speziell kölnisch-mittelfränkischer, Einfluss zeigt sich vor allem in den südwestf. Quellen und hier wiederum besonders in den Westfälischen Psalmen (Rooth 1919, XXIV-XXVI) und in den Rezepten der Hs. Oxford, Bodleian Library, Latin misc. e. 2, aus der Mitte des 13. Jhs.⁸⁵ Bei den übrigen westf. Quellen des 13. Jhs. handelt es sich nur um wenige und – abgesehen vom Rütthener Statuarrecht⁸⁶ – kleinere Rechtstexte: die Urkunde der Äbtissin Jutta von Meschede von 1207 (Korlén 1945, 92-94), den Dortmunder und den Osnabrücker Judeneid (ebd., 103-107), die Ravensberger Urkunde von 1292 (ebd., 112-115), die Urkunde Hermanns v. Neheim von 1294 (Westf. UB 7, Nr. 2317; Hinweis von Robert Peters), die Osnabrücker Sühne von etwa 1300 (Korlén 1945, 115f.) und den etwa der gleichen Zeit entstammenden Osnabrücker Brief (ebd., 117). Die Soester Stofftax-Ordnung, bislang um 1300 datiert (Korlén 1945, 108), ist nach Peters (1998b, 226, 230) erst ca. 1358 entstanden. Auch die Meppener Tauschurkunde (Korlén 1945, 117f.) gehört nach Robert Peters (mündlich) erst in die Zeit um 1360.

3.4.2 Kennzeichen des (früh)md. Westfälischen

Im 11./12. Jh. hat das Niederdeutsche offenbar rasch einige seiner nordseegerm. Kennzeichen abgestreift und sich auf das Hochdeutsche zubewegt, so in der Pluralendung der mask. *a*-Stämme (as. *dagos* – mnd. *dage*) oder in der Rücknahme des Nasalspirantengesetzes in Fällen wie mnd. *ander* gegenüber as. *ōther*. Jedenfalls noch vor 1300 scheinen sodann einige Neuerungen vollzogen worden zu sein, die für die

m. E. eher an die schreibsprachlichen Varietäten der hd. schreibenden oder hd. beeinflussten nd. Schreiber des 12./13. Jhs. denken.

⁸⁴ Auch Korlén (1945, 101f.), lässt es an der nötigen Vorsicht fehlen, wenn er *selve*, *sal/solen*, *wellen* ohne weiteres als westfälische Kennzeichen wertet. – Umgekehrt zeigt übrigens die Mainzer Ausfertigung des Landfriedens, die in Corpus Nr. 494 parallel zu der Dortmunder Fassung abgedruckt ist, einen begrenzten, aber eindeutigen nd.-westfälischen Einschlag (Klein 1996, 403-405). Das ist bei der Beurteilung des Verhältnisses beider Fassungen bisher m. W. nicht berücksichtigt worden.

⁸⁵ Maurits Gysseling hat sie in sein Corpus unter dem sprachgeographisch etwas irreführenden Titel „Nederbergse geneeskundige recepten“ aufgenommen (Gysseling 1980, 343-344). Wenn sie „in het Nederrijns-Westfaalse grensgebied“ gehören – was sehr wohl möglich ist –, so zweifellos auf die westfälische und nicht auf die niederbergisch-niederfränkische Seite. Auf eine Begründung muss hier verzichtet werden. – Mfrk. sind etwa folgende Sprachmerkmale der Rezepte: <i> für *ē*², daneben nur vereinzelt <e> (*sende* 343,26); <u> neben vorherrschendem <o> für *ō*¹; *of* 'oder', *bit* 'mit'; *nith* 'nicht' und <th, ht> für *t* (*suht* = *sūt* 'siede'); <ou> = hd. *ou* für mnd. *ō*² (*ougen*, *lougen*) neben vorherrschendem <o>; <ei> = hd. *ei* für *ē*²; *der* 'der' Nom. Sg. mask.; *her* 'er' neben *he* weist schon über das Mfrk. hinaus nach Süden; ebenso *du wile* 'du willst' (= mhd. *du wil(e)*) gegenüber mnd. *du wilt/wult/wolt*, rip. *du wilt/wolt*, mnl. *du wi(le)s/wilt/wout*), das andernfalls als Archaismus, als einsamer Nachklang von as. *wili* aufzufassen wäre.

⁸⁶ Die Londoner Hs. L des Statuarrechts ist nach Hyldgaard-Jensen (1974, 54) im Zeitraum von ca. 1275-1350, wahrscheinlich aber „etwas vor 1300“ entstanden.

Bildung des in den rezenten Mundarten aufscheinenden westfälischen Sprachraums und seine Binnengliederung mit konstitutiv geworden sind.⁸⁷

Hierzu zählt neben den bereits oben (3.1) besprochenen unterschiedlichen Veränderungen des Langvokalsystems vor allem die Entwicklung der westfälischen „Brechungsdiphthonge“ oder „Kürzendiphthonge“ in offener Tonsilbe, z. B. Umlaut-*e* > *i*^e, *bi^eke* ‘Bach’, *o* > *o^a*, *ko^aken* ‘kochen’; sie stellen zweifellos eines der auffälligsten Merkmale der westfälischen Mundarten dar. Da die Grenze des Brechungsgebiets (Karte 8) eine Rückzugslinie ist, eignet sie sich allerdings nicht zur Begrenzung des gesamtwestfälischen Sprachraums (Niebaum 1989). Kontrovers beurteilt wird das Verhältnis dieser westf. Diphthonge zu den langen Monophthongen, zu denen sich die as. Kürzen in offener Tonsilbe im übrigen Niederdeutschen entwickelt haben: Setzen auch diese Dehnungslängen die Brechungsdiphthonge voraus, aus denen sie monophthongiert worden sind (so Lasch 1914b; 1915; Wortmann 1970)? Oder sind umgekehrt die westfälischen Brechungsdiphthonge erst aus den Dehnungslängen diphthongiert worden (so Holthausen 1886; Frings 1915)? Unter der zweiten Annahme wäre die Brechung eine spezifisch westfälische Neuerung, die auch erst sehr viel später eingetreten sein könnte; dies ist aber schon wegen der sonstigen Konservativität des Westfälischen wenig wahrscheinlich. Vorzuziehen ist daher die erste Annahme.⁸⁸ Danach wäre die westfälische Brechung ein vom übrigen Mittelniederdeutschen bald verlassener frühmnd. Zustand, der jedenfalls in den Zeitraum vor 1300 zurückreicht.

Zum Abschluss eine Charakterisierung des frühmnd. Westfälischen anhand einiger westfälischer Merkmale, die bereits in Quellen bis ca. 1300 belegt sind (nach Korlén 1945; Peters 1987/1988):

Im Vokalismus kennzeichnet das frühmnd. Westfälische die partielle Beibehaltung der alten Graphien <i>, <u> für as. *i*, *u*, *ü* in offener Tonsilbe und vor *r*-Verbindung.⁸⁹ Das sonst zu *o* gewandelte *a* vor *ld*, *lt* bleibt im (Süd)Westfälischen zumeist erhalten (Peters 1987, 63; Korlén 1945, 92, 96, 102 u. 106; Rooth 1919, XVIIIf. u. LXXVf.; Hyltdgaard-Jensen 1974, 46; Neheimer Urkunde: *behalden*).

⁸⁷ Zum Problem der Abgrenzung des gesamtwestfälischen Sprachraums vgl. zuletzt Niebaum (1989, 5-9); Goossens (1983a, 56-59).

⁸⁸ Auch Beckmann (1997) wendet sich zwar gegen die Annahme, die Kürzendiphthonge seien primär und nicht aus den gedehnten Kürzen sekundär diphthongiert, doch seine phonetische Beschreibung der Zerdehnung (ebd., 138ff.) entspricht genau der von A. Lasch (1914a, § 39; 1914b, 124) gegebenen und impliziert damit eben auch schon den Beginn der Diphthongierung. Beckmann widerspricht sich selbst, wenn er betont „Zur Zeit ihrer Entstehung waren die zerdehnten Vokale noch keine Kürzendiphthonge!“ (1997, 143), unmittelbar zuvor aber bemerkt, ein zerdehnter Vokal habe „zu Beginn eine verhältnismäßig geschlossene Qualität, die im Verlaufe der Artikulation in eine offenere Aussprache übergeht“ (ebd., 142). Was ist das anderes als etwa [e:], mit dem Beckmann (ebd., 136) gewiss zutreffend A. Laschs *êê* phonetisch präzisiert? *êê* ist für Lasch aber eben zugleich „Zerdehnung“ und „Kürzdiphthong“; und diese gedehnte und zugleich minimal dissimilierte Frühstufe dürfte in der Tat zugleich Ausgangspunkt der westf. Kürzendiphthonge (durch weitere Dissimilierung) und der Dehnungslängen des übrigen Mittelniederdeutschen (durch „Einebnung“) gewesen sein.

⁸⁹ Vgl. Peters (1987, 64 u. 66); Korlén (1945, 95f. u. 106); <e, o>: ebd., 113 u. 115; Rooth (1919, XCIV-CVIII); in der Neheimer Urkunde von 1294: *ghinen*, *hymelporten*, *zighel*, *zykeryghey*; im Rütthener Recht (L) nur noch lexemspezifisch in *ghescruen*, *begripen* (Hyltdgaard-Jensen 1974, 49) und einmal in *gheghiven* 1.

Für \hat{e}^4 und \hat{o}^1 bieten die älteren westfälischen Quellen nicht selten die Schreibungen <i, ie> bzw. <u, ũ>, die hochdeutschem oder niederländischem Einfluss zuzuschreiben sind (Korlén 1945, 92, 94f., 106, 113 u. 115; Rooth 1919, CXIf., CXV-CXVIII u. CXXVI). Sicher mittelfränkisch-kölnischer Herkunft ist auch das nachgeschriebene *i, y*, das vereinzelt schon in der Neheimer Urkunde von 1294 (*verkoyft*, *eghendoyrn*, *zoyn* 'Söhne', *oyver* 'über', *reycht* 'Recht') und in den „Westf. Psalmen“ (Rooth 1919, XXV), vermehrt aber erst in westf. Quellen des 14. Jhs. wie der Soester Stofftax-Ordnung (Korlén 1945, 107f.) auftritt.

Im Konsonantismus ist das Westfälische im 13. Jh. anders als das Nordniederdeutsche und Ostfälische schon nahezu durchweg von <th, dh> zu <d> für as. *th* übergegangen.⁹⁰ Den vornehmlich, aber keineswegs ausschließlich westlichen Wandel *ft* > *cht* (Peters 1987, 73) bezeugen die „Westf. Psalmen“ schon recht häufig (Rooth 1919, CXXXIf.); ferner *styghte* 'Stift' neben *scryft* in der Neheimer Urkunde, *stichte* 1, *achter* 40, *egachten* 28, *hachte* 2, 3 und hyperkorrektes *hoftyden* für *hochtiden* 15 (Hyldgaard-Jensen 1974, 49) im Rühener Stadtrecht. Die anderen frühen westf. Quellen bieten keine Belege oder haben wie der Dortmunder Landfrieden nur bewahrtes *ft* (zweimal: Korlén 1945, 96).

Substantive: Als westfälische Kennform gilt *mensche* mit bewahrtem Umlaut-*e* (Peters 1988, 78; Korlén 1945, 221; Rooth 1919, LXXX); ebenso *vrent* 'Freund', gerundet zu *vrönt*, und die westliche, zum Mittelniederländischen stimmende Form *vrint* (Peters 1988, 80; Korlén 1945, 113, 114, 115 u. 224f.; Rooth 1919, CXXXVII; Hyldgaard-Jensen 1974, 47). Der westf. Genitiv *stades* von *stat* 'Stadt' (Peters 1987, 82f.) zählt bereits zu den Westfalismen der Niederdeutschen Apokalypse (Rooth 1955, 58; Rooth 1969, LXXIXf.); sodann auch in der Neheimer Urkunde von 1294 und im Rühener Stadtrecht.

Bei den Numeralia sind typisch für das Westfälische (wie des benachbarten Niederfränkischen) *derde* 'dritte' und *dertich* 'dreißig' mit *r*-Metathese und Senkung (Peters 1988, 92; Korlén 1945, 96, 108, 113 u. 223); sie zählen auch zu den frühen „westf. Einschlägen des nordöstlich. Koloniallandes“ (Korlén 1945, 223).

Pronomina: Mit den charakteristischen Formen *selve*, gerundet *solve* 'selb' gegenüber *silve*, *sulve*⁹¹ und *dise/dese* 'dieser' gegenüber *desse*, *disse*, *dusse*⁹² bewahrt das Westfälische die älteren Formen, die zugleich wieder zum Mitteldeutschen und Mittelniederländischen stimmen. Für 'kein' stehen in der „Nd. Apokalypse“ (Hs. B) neben den hochdeutsch beeinflussten Formen *nechein* 154, *necheime* 876, *necheineme*

⁹⁰ Vgl. Peters (1987, 73f.). Lediglich die Marienfelder Glossen (Rooth 1976b, 23f.) und die Urkunde der Äbtissin von Meschede von 1207 haben noch <th> (Korlén 1945, 92), im übrigen gilt durchweg schon <d> (ebd., 96, 106, 113, 115 u. 117).

⁹¹ Vgl. Peters (1988, 97f.); Korlén (1945, 96, 106, 108 u. 221f.); Rooth (1919, LXXXIII); Hyldgaard-Jensen (1974, 47); nordwestf. – Osnabrücker Sühne – auch *sulve*, vgl. Korlén (1945, 115f.).

⁹² Vgl. Peters (1988, 97); in den westfälischen Quellen des 13. Jhs. bietet sich folgendes Bild: Dortmunder Landfrieden *dese* ~ *dise* (Korlén 1945, 96), Osnabrücker Judeneid 1 *dise* ~ 1 *dese* (ebd., 106), Ravensberger Urkunde *dese* (ebd., 113), Dortmunder Judeneid *dise* ~ *disse* (ebd., 106), „Westf. Psalmen“ *dese* ~ *dise* ~ *desse* ~ *disse* ~ *dusse* (Rooth 1919, XCIVf.), Neheimer Urkunde *disse*, Osnabrücker Sühne *desse* (Korlén 1945, 117); Rühener Recht L *dusse* ~ 1 *desse* (Hyldgaard-Jensen 1974, 47). – Mfrik. Reimbibel *these* ~ 1 *thisemo* ~ 1 *thiëse*; „Nd. Apokalypse“ 17 *dese* ~ 10 *desse* ~ 1 *disser*.

841, *nichainen* 1456, *nicheme* 305, *nicheneme* 308, *nicheiner* 739 auch *nienen* 22, *nieme* 310; bei *nien* dürfte es sich um die Vorstufe der Kontraktionsformen *nīn* (nordwestf. u. ostelbisch) und *nēn* (südöstl. westf., ostf., nordnd.) handeln (Peters 1988, 103; Korlén 1950, 93f.). Von den westf. Quellen des 13. Jhs. bieten der Dortmunder Landfrieden neben *nin* und hd. beeinflusstem *nechein* auch noch älteres *negein*, *negen* (Korlén 1945, 95), die „Westf. Psalmen“ *negein* ~ *nein* ~ *nin* (Rooth 1919, CXXI), die Osnabrücker Sühne zweimal *nin* (ebd., 115) und das Rüthener Statuarrecht *nein*, *nen* (Hyldgaard-Jensen 1974, 141).

Verben: Mit *brenge* 'bringen' (Rooth 1919, LXXV: *brenge* ~ *bringen*) stellt sich das Westfälische wiederum zum benachbarten Mitteldeutschen und Mittelniederländischen gegen ostf.-nordnd. *bringen* (Peters 1987, 77); desgleichen mit dem s-Anlaut in *sal*, *solen* etc., während im übrigen Mittelniederdeutschen *schal*, *scholen* etc. herrschen oder doch überwiegen (Peters 1987, 80; Korlén 1945, 96, 106, 113 u. 115).

Adverbien, Präpositionen, Konjunktionen: Vornehmlich westlich und damit auch westf. Kennzeichen sind die Formen *wal* 'wohl',⁹³ *op*, *oppe* 'auf' (~ *up*, *uppe*)⁹⁴ und *ofte*, *efte*, *of*, *ef* 'oder'.⁹⁵ Ein westf. Spezifikum ist *ande* 'und' neben *unde*, von dem es bis zur Mitte des 14. Jhs. verdrängt wird.⁹⁶ Westliches *ende* herrscht im Dortmunder Judeneid (7mal ~ 2 *ande*, Korlén 1945, 106) und begegnet sonst nur vereinzelt im Dortmunder Landfrieden neben herrschendem *unde* ~ *ande* (ebd., 96 u. 101).

Wortbildung: Spezifisch südwestfälisch ist die Suffixvariante *-nüsse* statt *-nisse* (Peters 1987, 84; Grunewald 1944, 34f.; Korlén 1945, 101f., 106, 113, 115 u. 227f.; Rooth 1919, LXXVII).

Diese kleine Übersicht verdeutlicht noch einmal, wie sehr die Bindungen nach Westen und Süden, die das Westfälische offenbar seit seinen Anfängen charakterisieren, auch in frühmd. Zeit bestimmend bleiben.

⁹³ Vgl. Lasch (1914a, § 12); *wal(e)* ist mehrfach reimbezeugt in der „Niederdeutschen Apokalypse“ (Rooth 1955, 49), 1 *wal* Osnabrücker Brief (Korlén 1945, 117), 1 *wal* ~ 1 *wol* Oxforder Rezepte (Gysseling 1980, 344.16.18).

⁹⁴ Zu *op*, *oppe* ~ *up*, *uppe* in den „Westf. Psalmen“ und in südwestf. Urkunden des 14. Jhs. vgl. Rooth (1919, LXXXVI u. LXXXVIII); sofern sie überhaupt Belege bieten, zeigen die westf. Quellen des 13. Jhs. meist *up*, *uppe* (Korlén 1945, 106, 113, 115 u. 117), *uppe* Oxforder Rezepte (Gysseling 1980, 344.15.17), 8 *up*, 2 *uppe* Rüthener Statuarrecht L (Hyldgaard-Jensen 1974, 158); nur im Dortmunder Landfrieden stets *op*, *oppe* (Korlén 1945, 96, 101); *oyp* [!] Neheimer Urkunde.

⁹⁵ Vgl. Hård (1967, 91f.): *eder* im Südwestf. später von Osten her eindringend; ebd., 104: *of*, *ove* von Hause aus mfrk./nfrk./westf.; ebd., 105f.: *ef*; ebd., 112f.: *ofte* besonders nordwestlich, südwestf. *ofte* ~ *efte*; *ofte* Osnabrücker Sühne u. Osnabrücker Brief (Korlén 1945, 115 u. 117); *ove* Oxforder Rezepte (Gysseling 1980, 343.28.31); im Rüthener Statuarrecht eine bemerkenswerte Variation: *efte*, *eft* ~ *ef* ~ *ofte* ~ *eder* ~ *oder* (Hyldgaard-Jensen 1974, 153 u. 156); dazu und zu den 'oder'-Varianten im Südwestfälischen Rooth (1969, XLVf.); zu hd. beeinflusstem *oder* im Dortmunder Landfrieden Korlén (1945, 96, 100) und in den „Westf. Psalmen“ (neben *ove*, *ofte*) Rooth (1919, XLII).

⁹⁶ Vgl. Klein (1996); Korlén (1945, 92, 96 u. 106); Hyldgaard-Jensen (1974, 47); nur *unde* haben die Ravensberger Urkunde von 1292 (Korlén 1945, 113), die Neheimer Urkunde von 1294, die Osnabrücker Sühne (ebd., 115) und der Osnabrücker Brief.

II. Spätmittelalter

Rheinische Sprachgeschichte von 1300 bis 1500

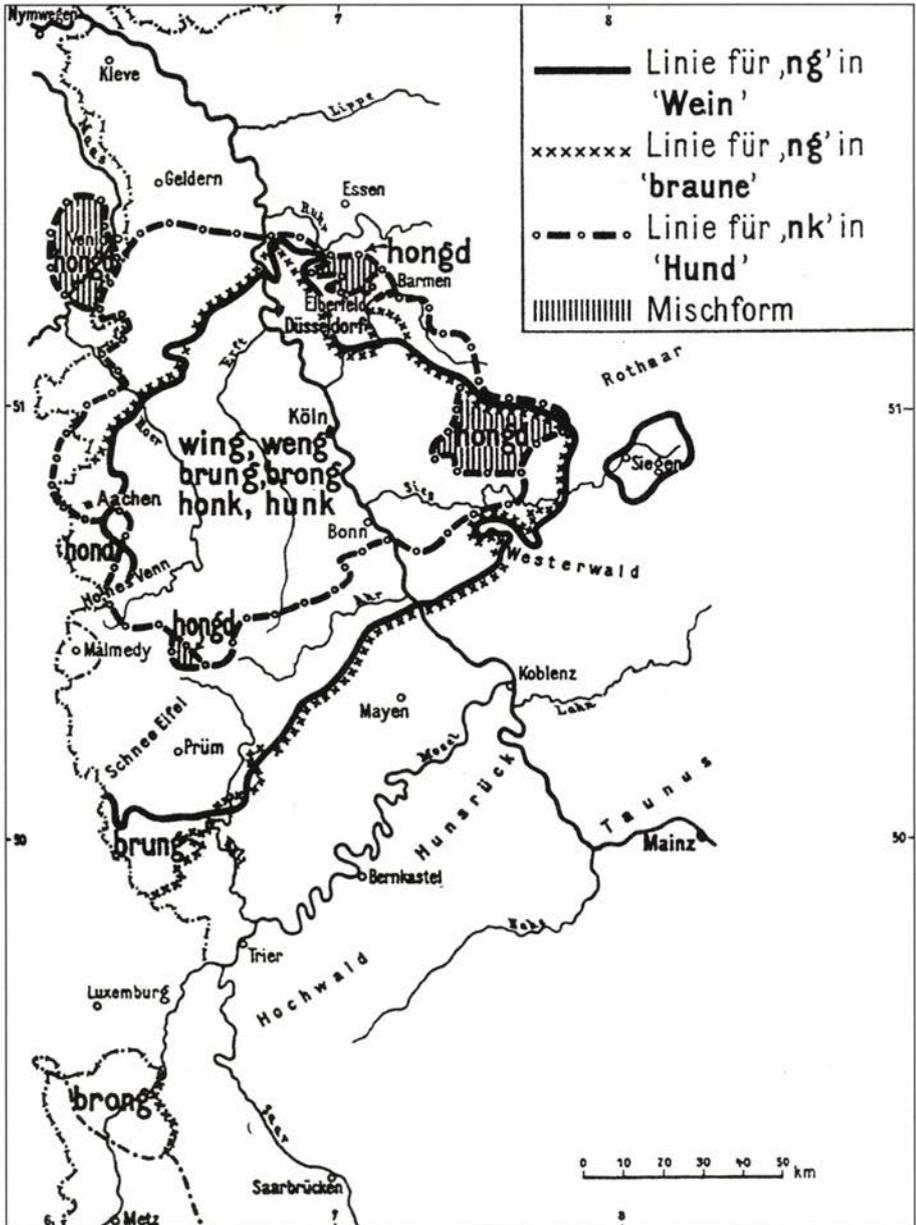
1. Einleitung
2. Die ripuarische Schreibsprache
3. Grundzüge des Ripuarischen im 14./15. Jahrhundert – ‚Konstanten‘
4. Der Vokalismus – Neuerungen
5. Südlicher Einfluss?
6. Köln: Ansätze zu einer Konsolidierung der Schreibsprache im 15. Jahrhundert
7. Jülich/Berg – Aachen – Siegburg
- 7.1 Jülich/Berg
- 7.2 Aachen
- 7.3 Siegburg
8. Autozentrierung oder Heterozentrierung?

1. Einleitung

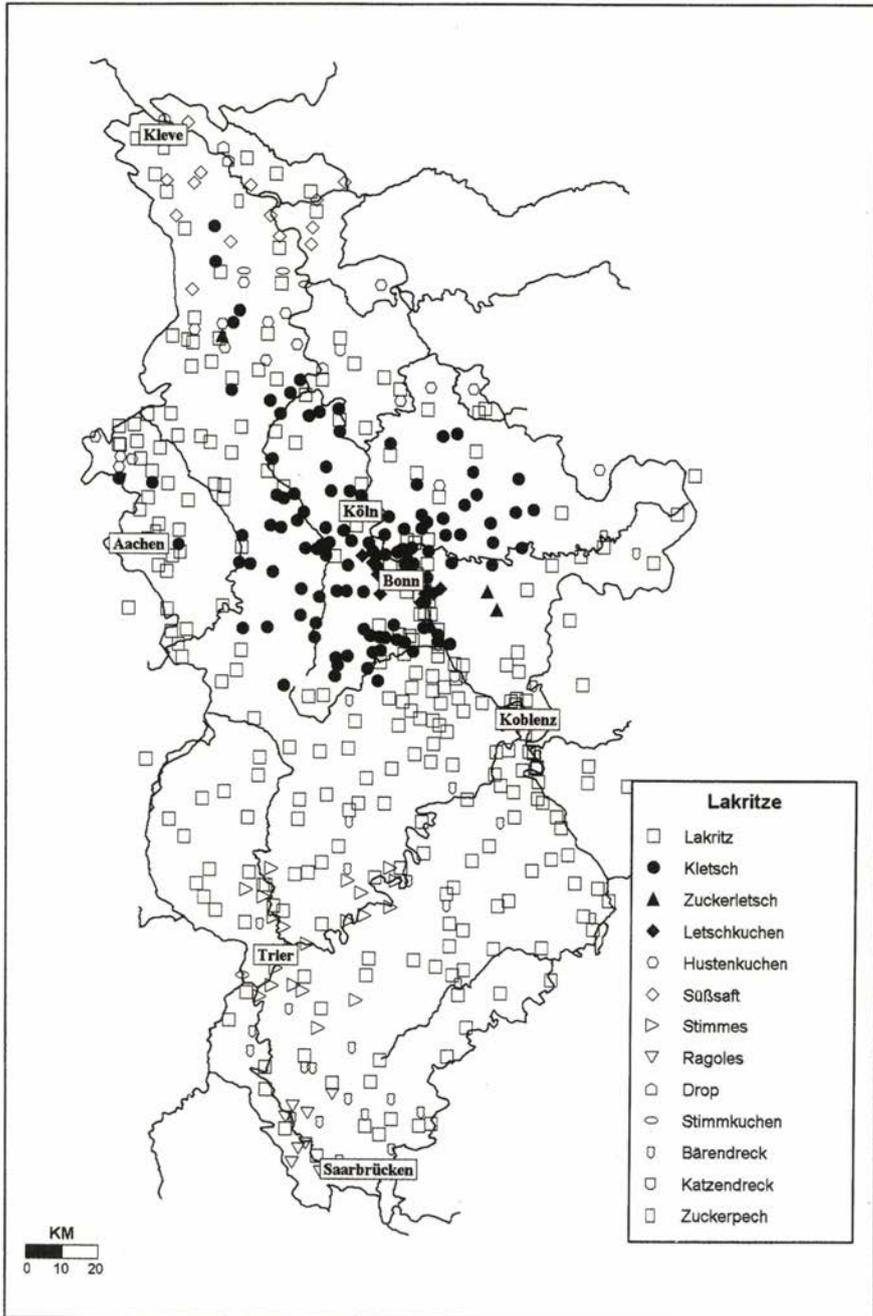
Auf der spätmittelalterlichen *mental map*, für die eine Zweiteilung *Oberland-Niederland* grundlegend war (vgl. Macha 1991b, 50f.), wurde Köln zumindest von außen eindeutig zum *Niederland* gerechnet. Meisen (1950/51, 421-450) hat auf der Basis genauer lokalisierter Belege festgestellt, dass die Nord-Süd-Grenze offenbar etwa auf der Höhe der Ahr verlief, also dort, wo auch ein starkes Isoglossenbündel – die Frings'sche „Eifelbarriere“ (Frings 1926, 103 u. ö.) – das Ripuarische vom Mosel-fränkischen trennt. In spätmittelalterlichen Kölner Quellen stößt man jedoch neben Bestätigung dieser Sicht auch vielfach auf Distanz nach beiden Seiten: Häufig werden auch die *Niederländer* als Fremde angesprochen, man zählte sich also nicht zu ihnen (vgl. Meisen 1950/51, 451f.). Dass sich allerdings in den städtischen Quellen überhaupt nicht wenig Regelungen bezüglich der Rechte und Pflichten von *Nieder-* und *Oberländern* (in erster Linie Kaufleuten) finden, macht sichtbar, dass die Kölner zwar Wert auf die Eigenständigkeit ihrer Stadt legten, aber dass das Entscheidende nicht die Distanz ist, sondern die enge Verbindung mit beiden Seiten. Das überragende wirtschaftliche Zentrum Köln lag im Schnittpunkt der rheinischen Nord-Süd- und der hansischen Ost-West-Handelsstraße, und auch kulturell bestanden Beziehungen nach beiden Seiten. So zeigt sich in der Literaturrezeption der ripuarische Raum als „ein Gebiet, in dem sich die Geltungs- und Einfluss-Sphären beider Literaturen [der mittelhochdeutschen und der mittelniederländischen] überlappten“. (Klein 1997, 96)

Diese Zwischenstellung und die Kontakte nach beiden Seiten werden auch sprachlich in den spätmittelalterlichen Quellen erkennbar. Die Sprache zeigt außerdem auch, welche tonangebende Rolle die Stadt Köln in diesem Raum spielte: Die Sprachgeographie hat eindringlich vorgeführt, dass in vielen Sprachkarten das Bild eines m. o. w. runden Kreises um Köln als Ausstrahlungszentrum anzutreffen ist¹ (vgl. Karten 1 und 2, vgl. auch Frings 1926, 169). Die Quellen des 14./15. Jhs. deuten darauf hin, dass der Einfluss Kölns zumindest schreibsprachlich noch größer war als die

¹ Vgl. Frings (1926, 156-177): „Der Kölner Kulturkreis“.



Karte 1: „Kreisbildung um Köln“ (aus Frings 1926, 165)



Karte 2: Wortkarte „Lakritze“ (nach RWA, Nr. 16)

rezenten Dialekte² zeigen, und sogar über das ripuarische Gebiet hinaus im westfälischen und niederrheinisch-limburgischen Raum spielten ripuarische bzw. Kölner Einflüsse eine Rolle.³

Allerdings ist die spätmittelalterliche Schreibsprache Kölns – wegen der Vorrangstellung Kölns, aber auch wegen der ungleich besseren Quellenlage – erheblich besser erforscht als die der übrigen Region,⁴ so dass sich die Behauptung, das Ripuarische stelle eine ausgesprochen homogene Schreiblandschaft dar, bis auf Weiteres nur auf wenige Einzelstudien und ansonsten lediglich auf Eindrücke gründen kann. Auch die folgenden Aussagen über Charakteristika und Entwicklung des Ripuarischen im 14. und 15. Jh. stützen sich im Wesentlichen auf Kölner Material, im Abschnitt 7 werden dann zumindest stichprobenartige Vergleiche mit anderen Orten vorgenommen.

Das grundsätzliche Problem, in welchem Maße von geschriebenen Quellen auf die gesprochene Sprache geschlossen werden kann, ist in letzter Zeit wieder neu ins Auge gefasst und optimistischer beurteilt worden als bisher (vgl. Elementaler 1998b; 1999). Mit durchdachten und sensiblen Methoden und bei sehr aufmerksamer Untersuchung des vorhandenen Materials im Einzelnen können sicherlich auch für das gesprochene Spätmittelripuarische noch neue Erkenntnisse gewonnen werden. Insbesondere im Hinblick auf wesentliche Züge des ripuarischen Vokalismus muss jedoch zunächst vor allem konstatiert werden, dass Vorsicht geboten ist, weil die Schreibsprache lautliche Entwicklungen in sehr ungleichem Maße umsetzt: Einiges gibt sie deutlich wieder, einiges nur teilweise und anderes „verschweigt“ sie ganz (bis auf Ausnahmefälle, die – in Ergänzung zu strukturellen Erwägungen – bezeugen, dass die entsprechenden Wandel-Prozesse gleichwohl schon stattgefunden hatten).

Wenn die geschriebenen Quellen also als Zeugnis der (sprech)sprachlichen Entwicklung selbst mit Umsicht und Vorsicht zu behandeln sind, so sind sie jedoch in einer Hinsicht besonders aussagekräftig: Gerade die stärkere Steuerung der geschriebenen Sprache, die sie u. U. von der gesprochenen abkoppelt, bedeutet, dass sie als Indikator für Sprach-Werturteile betrachtet werden kann. Die Frage des sprachlichen Einflusses von verschiedenen Seiten hat aber im hohen Maße mit derartigen bewussten oder unbewussten Werturteilen zu tun, und Sprachbewertung steht insbesondere hinter dem Schreibsprachenwechsel im 16. Jh. (vgl. Mattheier 1981), dem wohl tiefsten Einschnitt in der rheinischen Sprachgeschichte vom Mittelalter bis zum 19. Jh. Für die Vorgeschichte dieses Umbruchs ist es also von besonderem Interesse, der Bewertung der Varietäten nachzugehen.

2. Die ripuarische Schreibsprache

Ähnlich wie in anderen Regionen, insbesondere im niederdeutschen Raum, kann die Zeit des 14. und 15. Jhs. auch im Rheinland als Blütezeit der regionalen Schreibsprache betrachtet werden – ‚Blütezeit‘ einfach aufgrund des in dieser Zeit erreichten Umfangs und Stellenwerts ripuarischer Schriftlichkeit. Dass dabei auch eine weit-

² „Rezent“ bedeutet in diesem Zusammenhang ‚um 1900‘, d. h. zur Zeit der Erhebungen für den Deutschen Sprachatlas und das Rheinische Wörterbuch.

³ Vgl. Fischer (1998, 201 u. ö.), Tille (1925, 14), de Smet (1989, 233-240).

⁴ Vgl. Hoffmann/Mattheier (1985), Hoffmann (1988), Möller (1998) und die dort angegebene Literatur.

gehende Stabilität der ripuarisch-kölnischen Schreibsprache zu verzeichnen ist, die durch charakteristische, noch den heutigen Dialekt kennzeichnende Sprachmerkmale dieses Raums geprägt ist, soll im Weiteren näher ausgeführt werden.

Die große Expansion des geschriebenen Ripuarischen fand vor allem im Bereich der Politik und Verwaltung statt, wo das Lateinische im Laufe des 14. Jhs. seine Position an die Volkssprache abtreten musste. Wie Walter Hoffmann (vgl. Hoffmann 1980, 128-146; Hoffmann/Mattheier 1985, 1842-1847) für Köln gezeigt hat, geschah diese Ablösung zunächst allmählich, während in der zweiten Jahrhunderthälfte insbesondere mit dem Aufkommen neuer Textsorten⁵ das Deutsche – d. h. Ripuarische – schnell stark an Boden gewann. An der Wende zum 15. Jh. ist in der Kölner Verwaltung dann ein fast sprunghafter Übergang zu verzeichnen, der in wenigen Jahren alle noch beim Lateinischen verbliebenen Bereiche erfasst.

Auch im übrigen ripuarischen Gebiet erscheinen ab der Mitte des 14. Jhs. volkssprachige Akten und Urkunden in größerer Zahl.⁶ Allgemein nahm in dieser Zeit die Schriftlichkeit im Geschäfts- und Verwaltungsleben stark zu, so dass für Köln die Fülle kanzleisprachlicher Quellen aus dem 15. Jh. kaum noch zu übersehen ist. Dass die Kölner Quellen im ripuarischen Raum von der Menge her mit großem Abstand an erster Stelle stehen, hängt natürlich vor allem mit der Bedeutung Kölns zusammen, die ein entsprechend ausgedehntes Verwaltungsschrifttum mit sich brachte, aber auch mit der schon erwähnten besonders günstigen Überlieferungslage in Köln (vgl. Deeters 1994).

Auf dem Gebiet der Literatur gibt es keine so reiche Überlieferung genuin ripuarischer Quellen – im Vergleich zum oberdeutschen Süden zeigt sich der ripuarische Raum hier eher wenig produktiv (vgl. Beckers 1989a). Es kann indessen festgestellt werden, dass das Bild der (spät)mittelripuarischen Schreibsprache, wie es aus den literarischen Quellen zu gewinnen ist, gut mit dem der geschäftssprachlichen Texte übereinstimmt.⁷ Die charakteristischen ripuarischen Merkmale sind auch hier voll ausgeprägt (das Problem der Lokalisierung literarischer Quellen aufgrund sprachlicher Kriterien einmal außer Acht gelassen), Unterschiede betreffen vor allem Merkmale, bei denen auch innerhalb der Geschäftssprache Variation auftritt. So steht z. B. im Orientreisebericht Wilhelms von Boldensele aus der 2. Hälfte des 14. Jhs. durchgehend *und(e)* statt geläufigerem *ind* (Beckers 1980, 157), aber auch der Kölner Ratschreiber Gerlach vanne Hauwe verwendet vorwiegend *und*, daneben aber auch *ind* – so z. B. in den von ihm geschriebenen Exemplaren des Kölner Verbundbriefs von 1396: Zum einen wechseln *ind* und *und* innerhalb der einzelnen Exemplare, zum anderen unterscheiden sich diese deutlich hinsichtlich der Anteile beider Formen.⁸

Im Folgenden soll nun zunächst ein Überblick über die ‚konstanten‘ Charakteristika des Ripuarischen gegeben werden, bevor die variableren Bereiche und die schreibsprachliche Entwicklung näher betrachtet werden.

⁵ V. a. im Bereich von „Verfassung und Verwaltung“: Stadtbücher (Eidbücher), Statutenbücher, Zunftordnungen.

⁶ Vgl. Loersch (1871, 88) zu Aachen, Wisplinghoff (1964, XIII) zu Siegburg, Scheben (1923, 15) zum Herzogtum Jülich, Scheurmann (1923:VI) zum Herzogtum Berg.

⁷ Vgl. z. B. Beckers (1980), Beckers (1983), Damave (1964), Dornfeld (1912).

⁸ Für den Hinweis danke ich Dr. Manfred Huiskes, Historisches Archiv der Stadt Köln.

3. Grundzüge des Ripuarischen im 14./15. Jahrhundert – ‚Konstanten‘

Die Mittelposition zwischen Nord(west)en und Süden, die Köln und den Kölner Raum im Mittelalter in wirtschafts- und kulturgeographischer Hinsicht auszeichnete, ist auch in der Sprache wiederzufinden: Charakteristisch für das Ripuarische ist in vieler Hinsicht seine Mittelstellung zwischen dem Niederdeutschen und Niederländischen einerseits und dem Hochdeutschen bzw. Oberdeutschen andererseits.⁹

Die ripuarische Schreibsprache des 14. und 15. Jhs. gibt dies in ihren Grundzügen deutlich wieder.¹⁰ Das zeigt sich besonders augenfällig im Konsonantismus: Auf der einen Seite steht die hochdeutsche Verschiebung der Tenues in *machen*, *zyt*, *offen* etc., auf der anderen erscheinen die hochfrequenten Ausnahmen davon (*dat*, *wat*, *dit*, *allit*, *id* ‘es’ etc.) sowie das anlautend, in der Geminatio und nach Nasal/Liquid unverschoben gebliebene wg. *p* (*perd*, *up*). Ganz zum Niederdeutschen und Niederländischen stimmen das durchweg unverschobene wg. *d* (*gedain*, *bode*) sowie insbesondere die spirantisch gebliebenen wg. *b* (*geven*, *aff*) und *g* (*dach* ‘Tag’). Demgegenüber eine kleinräumigere Randerscheinung, aber wegen ihrer Bekanntheit als Charakteristikum des rezenten Ripuarischen¹¹ erwähnenswert, ist die Ersetzung des anlautenden stimmlosen *s* in frz. Lehnwörtern durch *z*: (*morgen*)*zoppe* ist in Köln schon im 14. und 15. Jh. gut belegt.¹²

Eine Art Mittelstellung des Ripuarischen kann man auch im Bereich der Pronomina konstatieren, wo teils wie im Niederdeutschen/Niederländischen *r*-loses *unse*, *de* (als Demonstrativ- bzw. Relativpronomen) und *he* ‘er’, teils *r*-haltige Formen (*wir*, *ir*, *der* – als Artikel vorwiegend mit *-r*) gelten. Bei der Nominativform Sg. mask. *he* weist auch der *h*-Anlaut in nd.-nl. Richtung, während Dat. und Akk. Sg. Mask., Dat. Sg. Fem. und Dat. Pl. (*ime*, *in*, *ir*, *inen*) sich ebenso wie das Possessivpronomen Sg. Fem. und Pl. (*ir*) mit vokalischem Anlaut vom Niederländischen absetzen. (Dies gilt allerdings nicht für das gesamte Gebiet: Am rip. Westrand mit Aachen und Teilen der Eifel steht dialektal auch in diesen Fällen *h*-Anlaut (Frings 1926, 149 ff., FSA Kt. 17, 18, 23) – zum Befund in spätmittelalterlichen Aachener Quellen s. u. 7.). Ein wichtiger Unterschied zum Niederländischen wie zum Niederdeutschen besteht weiter in der klaren Trennung von Dat. und Akk. der Personalpronomina 1.-3. Pers. Sg. und 3. Pers. Pl. (Auch hier hat der ripuarische Westrand wie das Niederländische / Niederdeutsche im rezenten Dialekt einen Einheitskasus, vgl. Steins 1921, 139 u. 142; Frings 1926, 171).

Das rip. Flexionssystem des 14. und 15. Jhs. kennt ansonsten weiterhin die charakteristischen Merkmale, deren Nähe v. a. zum mnl. System Habscheid (1997) für das 13. Jh. hervorgehoben hat. Charakteristisch sind u. a. die ‚Einheitsdeklination‘ der femininen Substantive der *ô*- und *n*-Stämme (*van der boissen* ‘Buße’ – *overmitz syne huysfrauwe*), beim Adjektiv das Flexiv *-e* neben *-Ø* im Nom. Sg. Mask. (*eyn nuwe*

⁹ Der Terminus *hochdeutsch* wird daher im Zusammenhang mit rheinischer Sprachgeschichte häufig das Ripuarische ausschließend verwendet – so auch im Folgenden.

¹⁰ Vgl. Dornfeld (1912), Langenbacher (1970), Beckers (1983), Hoffmann/Mattheier (1985, 1847-1848), Habscheid (1997), Möller (1998, 133-191).

¹¹ Wenngleich darüber hinaus im gesamten Mittelfränkischen, im Niederfränkischen und im westlichen Niederdeutschen verbreitet, vgl. Lerchner (1968); hier 402 u. 405.

¹² Z. B. Stein (1893), Bd. 2, 41 (1374), 162 (1407), 336 (1446) u. ö.

rait) und durchgehend *-er* im Gen. und Dat. Sg. Fem. und Gen. Pl. (*bynnen der alder muyren*). Beim Verb ist *-en* in der 1. Sg. Präs. Ind. eine wmd., vor allem rip. Besonderheit, *-s* in der 2. Sg. Präs. Ind. dagegen auch im Mittelniederländischen üblich (Habscheid 1997, 132). Im Ind. Präs. der 3. Pl. kommen noch *-en* und *-ent* nebeneinander vor, in der 2. Pl. in der Regel *-et* (es gibt also anders als im Niederdeutschen keinen Einheitsplural).

Auch auf lexikalischem Gebiet bestehen schließlich zahlreiche Gemeinsamkeiten des älteren Ripuarischen mit dem Niederländischen und Niederdeutschen, v. a. dem Westfälischen. Als bekannte Beispiele können die Wochentagsnamen *saterdach* 'Samstag' und *gudesdach* 'Mittwoch' angeführt werden, *paschen* 'Ostern', aber auch *quad* 'böse', *velich* 'sicher', *verleden* 'vergangen', *off* 'oder', *mer* 'aber' u. s. w. – der Vergleich mit dem rezenten Dialekt zeigt, dass die nordwestliche Bindung des Ripuarischen im lexikalischem Bereich seither deutlich geringer geworden ist. Zu den alten Gegensätzen zum Niederdeutschen/Niederländischen gehören demgegenüber z. B. *wie* statt nl. *hoe* und nd. *wo* oder die Verben *hain*, *haven* und *sagen* gegenüber nd./nl. *hebben* und *seggen*.¹³

4. Der Vokalismus – Neuerungen

Wenn die genannten Merkmale einer ripuarischen Mittelstellung als 'Konstanten' bezeichnet werden können, die im Dialekt weitgehend noch heute gelten und die in der mittelalterlichen ripuarischen Schreibsprache bis hin zum 16. Jh. regelmäßig und konsequent wiedergegeben wurden, so bietet der Vokalismus ein weniger klares und insbesondere weniger konstantes Bild. Ab dem 13./14. Jh. kommt es hier zu einem Wandel, der auf die teilweise Verschriftung – und teilweise spätere Rücknahme der Verschriftung! – des vorhergehenden Lautwandels zurückzuführen ist. Die Datierung dieser Lautwandelerscheinungen selbst, d. h. der verschiedenen Teilprozesse eines insgesamt umfassenden Umbaus des ripuarischen Vokalsystems, ist v. a. deswegen schwierig, weil eben die Schreibsprache sie in so unterschiedlichem Maße wiedergibt oder auch nicht.¹⁴

Kein Zweifel kann daran bestehen, dass die Senkung der zunächst zu /i/ /ū/ /ū/ monophthongierten mhd. fallenden Diphthonge *ie üe uo* vor 1300 vollzogen war. Sie findet sich gegen 1300 schon in größerem Umfang in den schriftlichen Quellen wieder, in <e>- und <o>- Schreibungen wie *bref* (mit Längenzeichen:¹⁵ *breif*) und *broder* (*broider*).¹⁶ Auffällig ist jedoch, dass die <o, oi, oy, oe>-Schreibungen sich im Folgenden vollständig durchsetzen, während sich für mhd. *ie* statt <e, ei, ey> wieder vorwiegend <ie> etabliert.

Auch für die mhd. steigenden Diphthonge *öu, ou* sind vor allem im 14. Jh. und früher nicht selten Monophthongschreibungen belegt (*oich* 'auch', *geroyft* 'geraubt' etc.), und auch (wenngleich seltene) umgekehrte <ou>-Schreibungen für mono-

¹³ Zumindest aus synchroner Perspektive wohl auch als lexikalische Unterschiede einzustufen.

¹⁴ Zum folgenden vgl. Wilhelm Müller (1912), Klein (1993), Möller (1998, 149-166), Mihm (1999a).

¹⁵ Hierzu s. u.

¹⁶ Voraus gehen im 13. Jh. <i>- und <u>- bzw. v. a. <ü>- Schreibungen, letztere auch für mhd. *u* und *ü* verwendet, also keineswegs mehr diphthongisch aufzufassen.

phthongiertes und gesenktes mhd. *uo* (*bouch* 'Buch') weisen in dieser Zeit auf Monophthongierung von mhd. *ou* hin – angesichts des Übergangs von <u>- zu <o>-Schreibung könnte es sich hier allerdings auch um Kompromiss-Schreibungen handeln. Bei mhd. *ei* ist der Fall demgegenüber von vornherein schwierig, weil <ei> ripuarisch ja auch für /ē/ (mit <i> als Längenzeichen) steht. Aber auch bei mhd. *ou* blieb die Tendenz zu Monophthong-Schreibungen anscheinend im Ansatz stecken, und im 15. Jh. sind die alten <ou>-Schreibungen wieder absolut dominierend (z. T. zu fast 100 %, z. B. in der Kölner Ratskanzlei, s. u. 6.). Im Übrigen gilt im Stadtkölnischen offenbar mindestens seit dem 18. Jh.¹⁷ (wieder ?) /ei/ /øi/ und /ou/, im Landkölnischen dagegen /ē/ /ō/ und /ō/, jedoch durch die rheinische Akzentuierung von monophthongiertem und gesenktem mhd. *ie üe uo* geschieden. Dass mhd. *ou* im 15. Jh. noch nicht vollständig monophthongiert war, lässt im übrigen auch die Schreibung für *o* vor /+Dental annehmen, die sich auffällig parallel entwickelt (vgl. 6.): Nach einer Phase mit zahlreichen <oi>-Schreibungen im früheren 14. Jh. kommt die Schreibung <ou> auf, die wohl nicht nur Dehnung anzeigt, sondern auch eine diphthongische Tendenz des *o* vor stark velarem / (in Richtung zu einer Vokalisierung *old* > *oud* wie im Niederländischen).¹⁸

Unklar ist auch der Fall von mhd. *ê/æ* und *æ/ô*: Diese werden im 14. und 15. Jh. praktisch durchgehend mit <e>- bzw. <o>-Schreibungen wiedergegeben,¹⁹ obwohl z. T. vermutet wird, dass die Tonerhöhung zu /ī(ə)/ /ū(ə)/ /ū(ə)/, wie sie seit dem 18. Jh. bezeugt ist (vgl. Müller 1912, 120), zu dieser Zeit schon stattgefunden hatte. Wiesinger (1970, 42f.) nimmt sogar an, dass die Tonerhöhung vor der Monophthongierung von *ie üe uo* vollzogen war. Klein (1993, 51-53) hat dagegen die umgekehrte Reihenfolge mit einer Zwischenstufe fallender Diphthongierung von *ê æ ô* plausibel gemacht: Dies würde zumindest nicht bedeuten, dass die Schreibsprache die ältere Entwicklung komplett 'ignoriert', die jüngere dagegen weitestgehend aufnimmt, sondern nur, dass die jüngere nicht (bzw. bis zum Schreibsprachwechsel nicht mehr) verschriftet wurde.

Auch die Diphthongierung von mhd. *î iu û* im Hiат findet sich in den Quellen des 14./15. Jhs. fast nicht belegt – Klein (1993, 50, Anm. 42) schließt aus den Verhältnissen im Buch Weinsberg (16. Jh.),²⁰ dass die Hiатdiphthongierung zu dieser Zeit evtl. noch im Gang war. Eine um 1410/20 zu datierende, durchweg ripuarische Handschrift des „Kölner Orientberichts“ enthält jedoch schon eine Reihe von Diphthong-Belegen im Hiат (vgl. Lucke 1998, 9 u. 89).

¹⁷ Der Unterschied zwischen stadtkölnischen Diphthongen und landkölnischen Monophthongen ist schon in den Schriften des Kölner Autors Heinrich Lindenborn im 18. Jh. klar dokumentiert (Müller 1912, 123 u. 125).

¹⁸ Vgl. Müller (1912, 114), Dornfeld (1912, 127) – vgl. a. <au>-Schreibungen für *a* vor /d (*haulden*) z. B. im Siegburger Fleischerzunftbrief von 1442 (Lau 1907, Nr. II, 37). Vor diesem Hintergrund läge es nahe, die erste Phase mit <oi>-Schreibungen so zu interpretieren, dass hier ein (abgeschwächter) Diphthong bzw. ein „geschlossener Velar mit anschließendem palatalen Gleitlaut“ (Mihm 1999a, 171f.) bezeichnet werden soll, wie Mihm (ebd.) zumindest für die Frühphase der <oi>-Graphien annimmt. Dagegen sprechen aber die <oi>-Schreibungen für mhd. *ô* und *uo* in allen Positionen, s. u.

¹⁹ Abgesehen von der Position vor *r*, die einen Sonderfall darstellt (vgl. Klein 1993, 43): Hier finden sich häufiger Belege wie *geliert*, *clierlich*.

²⁰ Vgl. Balan (1969).

Die Senkung von *i ü u* (*geschreven, over*) dagegen, die allerdings wohl auch erheblich älter ist, wird in offener Silbe (Tondehnung) wie die Senkung von *ū < uo* fast regelmäßig durch die Schreibsprache dokumentiert.

Besonders deutlich werden die Schwierigkeiten schließlich im Fall der typisch rip. Velarisierung von *t* und *n* nach mhd. *î iu û* (*zît zu zick, hiute zu hüek, brûn zu brung*) und der (weiter verbreiteten) Velarisierung von *nd* (*under zu unger*): Wenn diese Entwicklung in der Schreibsprache bis 1500 praktisch nicht zu fassen ist, so wird hier auf <n>- und <nd>-Schreibungen für *ng* verwiesen, die sich als hyperkorrekt, also als Hinweis auf eine bewusste Meidung velarisierter Formen, werten lassen (Heinrichs 1961, 102).²¹ Frings / Schmitt (1942, 53f.) können immerhin auch einen Velarisierungs-Beleg aus dem 14. Jh. (*tafelronge* statt *-ronde*) und einige aus dem 15. Jh. anführen (v. a. *zung* 'Zaun'). Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Lüneburg verwendet 1593 in seiner „Tragica comoedia von der Susanna“ Formen wie *ming, ping, gefungen* (auch übergeneralisiert: *vong* 'von') dann sogar als hervorstechendstes sprachliches Charakteristikum der zwei rheinischen Figuren, der Kölner Bäuerin und des Jülichischen Bauern²² – was u. U. als weiteres Indiz dafür gewertet werden könnte, dass es sich hier um ein besonders stigmatisiertes Merkmal handelt, das einerseits schreibsprachlich gemieden wurde, andererseits anderen Regionen zur Belustigung diente.

Die ripuarischen Quellen des 14. und 15. Jhs. sperren sich also teilweise gegen die Beantwortung sprachhistorischer Fragen. Es ist zudem sicher damit zu rechnen, dass die Schreibsprache gerade in der Zeit der Konsolidierung im 15. Jh. (s. u., Kap. 6) neuere Lautentwicklungen nicht mehr übernahm. Welche Gründe darüber hinaus die Verschriftung von Lautwandel hier begünstigten und da blockierten, kann nur teilweise vermutet werden. Eine soziolinguistische Erklärung ist in den Fällen erkennbarer Vermeidungs-Bemühungen sicherlich plausibel (vgl. Heinrichs 1961),²³ weitergehende Differenzierungen zwischen sprachlicher ‚Grund-‘, ‚Mittel-‘ und ‚Hochschicht‘ (ebd., 98) führen jedoch konkret nicht sehr weit, wenn man i. d. R. nur die schreibsprachlichen (=,hochschichtlichen‘) Formen vorfindet und nicht ohne weiteres seltene (oder gar fehlende) schreibsprachliche Varianten der ‚Mittel-‘ oder ‚Grundschicht‘ zuschreiben kann (vgl. auch Hoffmann / Mattheier 1985, 1850f.). Eine soziologische Differenzierung müsste hier jedenfalls zunächst einigermaßen sicher bei den Quellen ansetzen können, mit außersprachlichen Kriterien.

Problematisch ist schließlich auch die Frage, ob aus mittelripuarischen Schreibungen lautliche Erscheinungen erschlossen werden können, die in den rezenten Dialekten nicht (mehr) aufzufinden sind. Dies gilt insbesondere für das graphisch vielleicht auffälligste Kennzeichen der ripuarischen Schreibsprache, die Digraphien <ai>, <oi>,

²¹ Auch bei Namensschreibungen hat Elmar Neuß eine auffällige Meidung velarisierter Formen (*Frins* statt *Frings*) und Tendenz zu hyperkorrekten Schreibungen festgestellt (Vortrag über „Rheinische Personennamen in Mittelalter und früher Neuzeit“, gehalten auf der 57. Arbeitstagung des Instituts für Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande der Universität Bonn, 27.9.1999).

²² Vgl. Holland (1855, 139-157), vgl. den Hinweis von Frings / Schmitt (1942, 52).

²³ Heinrichs geht insbesondere dem Ausfall von *ch* vor *t* (mit Dehnung des vorangehenden Vokals) nach, der im rezenten Dialekt gilt und schon im 12. Jh. belegt ist, aber schreibsprachlich in späterer Zeit immer seltener auftritt.

<ei> (seltener <ay> etc. und <ae> etc.) für die entsprechenden (mhd.) Langvokale, tongedehnten Kurzvokale und (ehemaligen) Diphthonge. Hier hat sich seit Franck und Behagel die These durchgesetzt, dass es sich nicht um Diphthong-Graphien handelt, sondern die nachgestellten <i>, <y>, <e> lediglich Vokallänge bezeichnen (vgl. Klein 1995, 47) – in Übereinstimmung mit dem rezenten Ripuarischen. Bestritten wird dies neuerdings (wieder) von Mihm (1999a), der für die Ansicht plädiert, dass das nachgestellte <i> (<y>, <e>) zumindest anfangs (im 12. Jh.) einen diphthongischen Lautwert anzeigte: Die Mehrzahl der frühen <oi>-Belege aus den Kölner Schreinsbüchern des 12. Jhs. entfällt auf mhd. *ou*, und auch für die anderen dort gefundenen Belege geht Mihm (ebd., 171-178) der Möglichkeit nach, dass mit diesen Schreibungen Diphthonge oder zumindest Diphthongoide (entstanden im Hiatt und insbesondere durch Gleitlautbildung vor Dental und vor *cht*) bezeichnet werden sollten. Für die spätere Zeit räumt er einerseits ein, dass die Digraphien „sich unter bestimmten Gegebenheiten zu Längenkennzeichen entwickeln konnten“ (ebd., 180), nimmt aber andererseits an, dass die Kombination von alter und neuer Graphie in Ortsnamen wie *Noithausen* u. a. sich daraus erkläre, dass „diese *o*-Laute [vor *s*, *t* und *ch*] offenbar bei Einführung der neuen Orthographie eine spezielle phonische Qualität hatten, für die es kein geeignetes Zeichen gab“ (ebd., 172) und fordert eine schreiberspezifische Untersuchung der Digraphien, die „an verschiedenen Orten und in verschiedenen Zeitphasen für unterschiedliche Zwecke eingesetzt wurden“ (ebd., 180).

An schreiberspezifischen Analysen mangelt es für das Ripuarische des 14. und 15. Jhs. zwar noch, zumindest für Köln kann aber wohl doch angenommen werden, dass die Digraphien in diesem Zeitraum primär als Längenzeichen fungiert haben: Eine Beschränkung auf bestimmte Positionen oder Umgebungen ist z. B. in den Kölner Akten²⁴ nicht festzustellen. So stehen <ai> und <oi> in großem Umfang für ehemalige Kurzvokale in offener Tonsilbe sowie für mhd. *â* und mhd. *ô* und *uo* in geschlossener und offener Silbe (*rait* – *raides/rades*; vgl. hierzu 6.), vor Dentalen, Velaren, Labialen (*straiffen* – *gestraiff*, *geraimpt*) etc. Als gemeinsames Merkmal aller Fälle kann dagegen Länge konstatiert oder zumindest angenommen werden.²⁵ Im Übrigen wird auch bei *i* Länge häufig durch nachgestelltes <j> gekennzeichnet.

Es ist also wahrscheinlicher, dass die nachgestellten <i, y, e> in Köln im 14./15. Jh. in erster Linie als Längenzeichen zu verstehen sind. Die ‚Auswahl‘ zwischen <i>, <y> und <e>²⁶ gab den Schreibern allerdings u. U. die Möglichkeit, die Verwendung dieser Zeichen im Hinblick auf weitere qualitative Differenzierungen zu systematisieren (vgl. Elmentaler 1999, 97-99). So, wie in Köln z. B. Ansätze zu einer Funktionalisierung von <oe> (gegenüber <oi, oy>) zur Umlautbezeichnung festzustellen sind (vgl. Möller 1998, 164), könnten im Einzelfall auch andere qualitative Unterschiede in der Distribution der Längenzeichen greifbar werden – wobei allerdings auch rein graphische Kriterien zu berücksichtigen sind (am Wortende steht <e>

²⁴ In der Edition von Stein (1893) – vgl. 6.

²⁵ Auch eine Häufung von Digraphien in bestimmten Lautkontexten – wie Elmentaler (1999, 94-96) sie von einem Duisburger Schreiber berichtet – würde die Annahme der Längenkennzeichnung nicht unbedingt widerlegen: Diese Feststellung kann ebenso gut auf spezielle umgebungsspezifische Entwicklungen in der Quantität wie in der Qualität hinweisen.

²⁶ Nachgeschriebenes <e> kommt in Köln erst ab der zweiten Hälfte des 14. Jhs. auf.

statt <i>: *nae*, vor und nach <u> steht <y> statt <i>: *boyuen, huys*). Hier könnte jedoch wirklich nur eine schreiberspezifische Untersuchung weiterhelfen (vgl. auch Elmentaler 1999, 91), „denn es könnte sehr wohl sein – und es ist in der Tat so – dass es nicht bei allen Schreibern gleiche Funktion hat; hier mag es nur Länge-*i*, dort Länge- und Umlauts-*i*, bei einem andern wieder Länge- und Qualitäts-*i* sein.“ (Dornfeld 1912, 97)

Wenn also die Digraphien noch unbeantwortete Fragen aufwerfen, so kann ungeachtet dessen jedenfalls festgestellt werden, dass durch deren starke Zunahme im Spätmittelalter die nordwestliche Bindung des Ripuarischen noch augenfälliger wird. Zwar unterscheidet sich die rip. Längenbezeichnung von der nl. eben durch das Vorherrschen von <i> statt <e>, aber in der Längenbezeichnung allein als solcher und insbesondere durch nachgestellte Vokale liegt eine besonders auffällige Übereinstimmung, die sich wohl auch gleich erklärt, jedenfalls, wenn die Digraphien aus Kontraktion über *h* entstanden sind, vor dem Hintergrund der Monophthongierung älterer Diphthonge (vgl. Klein 1995, 54) – evtl. auch in beiden Fällen (?) als Übernahme französischer Graphien (vgl. Mihm 1999a, 170).

Und auch die zuvor angesprochenen verschrifteten Veränderungen im rip. Vokalismus seit dem 14. Jh. führen dazu, dass die rip. Schreibsprache im 14./15. Jh. insgesamt ein „nördlicheres“ bzw. „nordwestlicheres“ Bild bietet als vorher. Insgesamt ist also sowohl in den angestammten wie in den neueren Zügen des Ripuarischen im 14./15. Jh. die enge Beziehung zum Niederdeutschen und v. a. Niederländischen sehr deutlich. Die zeitgenössische Zuordnung Kölns zum ‚Niederland‘ erscheint insofern sprachlich nicht abwegig, und nach der Ansicht von Werner Besch (1967, 333) wäre ein „Anschluß [des Ripuarischen] an den niederländischen Typ der Schriftsprache von der Schreibtradition und Mundart her mindestens genauso organisch, wenn nicht organischer gewesen“ als der Übergang zu einer Schriftsprache süddeutscher Prägung.

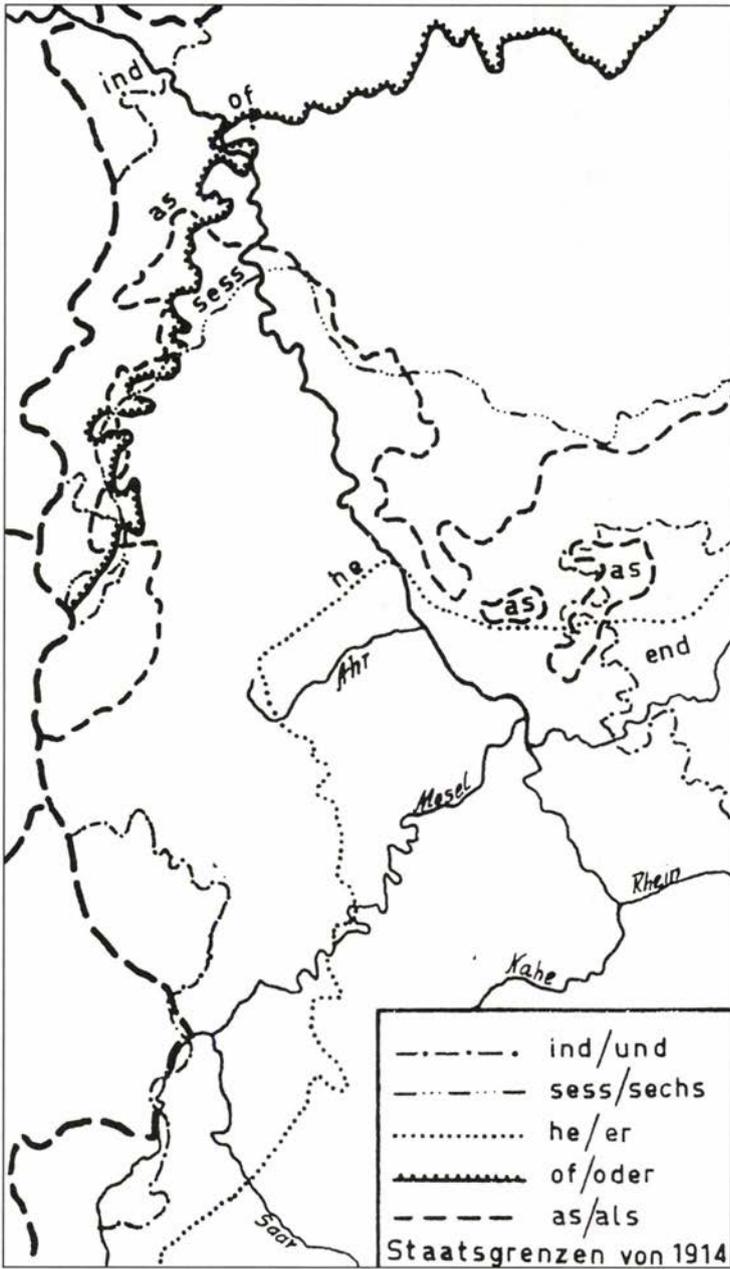
5. Südlicher Einfluss?

Wie sieht es demgegenüber nun mit dem südlichen Einfluss im Ripuarischen des 14./15. Jhs. aus?

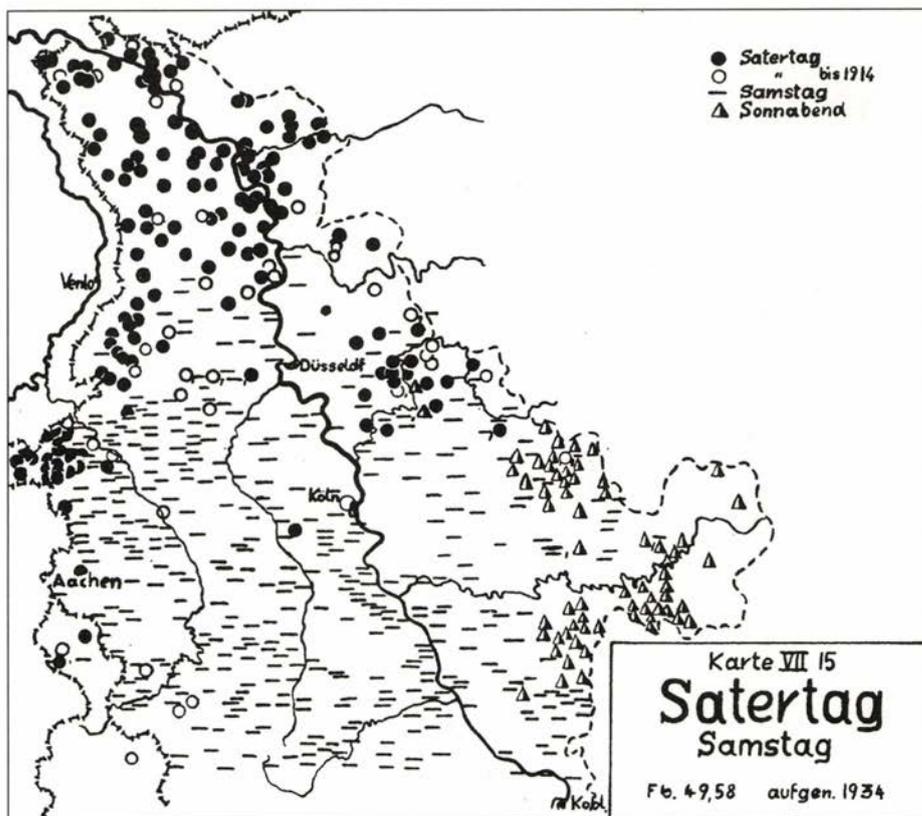
Köln ist und war das Ziel des südnördlichen Hauptstroms, der im wesentlichen von hier aus die Tiefebene überflutet. [...] Die Stadt [...] hat rund seit dem Jahre 1000 in ständig steigendem Maße südliches hochdeutsches Gut übernommen und an die Kölner Ebene weitergegeben (Frings 1926, 158),

hat Theodor Frings geschrieben und bei zahlreichen Dialektkarten auf den unverkennbaren Vorstoß südlicher Formen entlang der Rheinstraße hingewiesen (vgl. Karten 3-6).

Allerdings bietet die Kölner Schreibsprache des 14./15. Jhs. in den meisten dieser Fälle kein dynamisches, sondern ein eher statisches Bild: Während die Staffellung der 2. Lautverschiebung sich schon so darstellt wie in den rezenten Dialekten (und dies nicht erst im 14. Jh.), ist für die von Frings hervorgehobenen Beispiele in den Karten 3-6 – abgesehen von *off* (s. u.) – umgekehrt noch ausschließlich die nördliche Form



Karte 3: *ind/und, sess/sechs, he/er, of/oder, as/als* (aus Schützeichel 1974, 99)



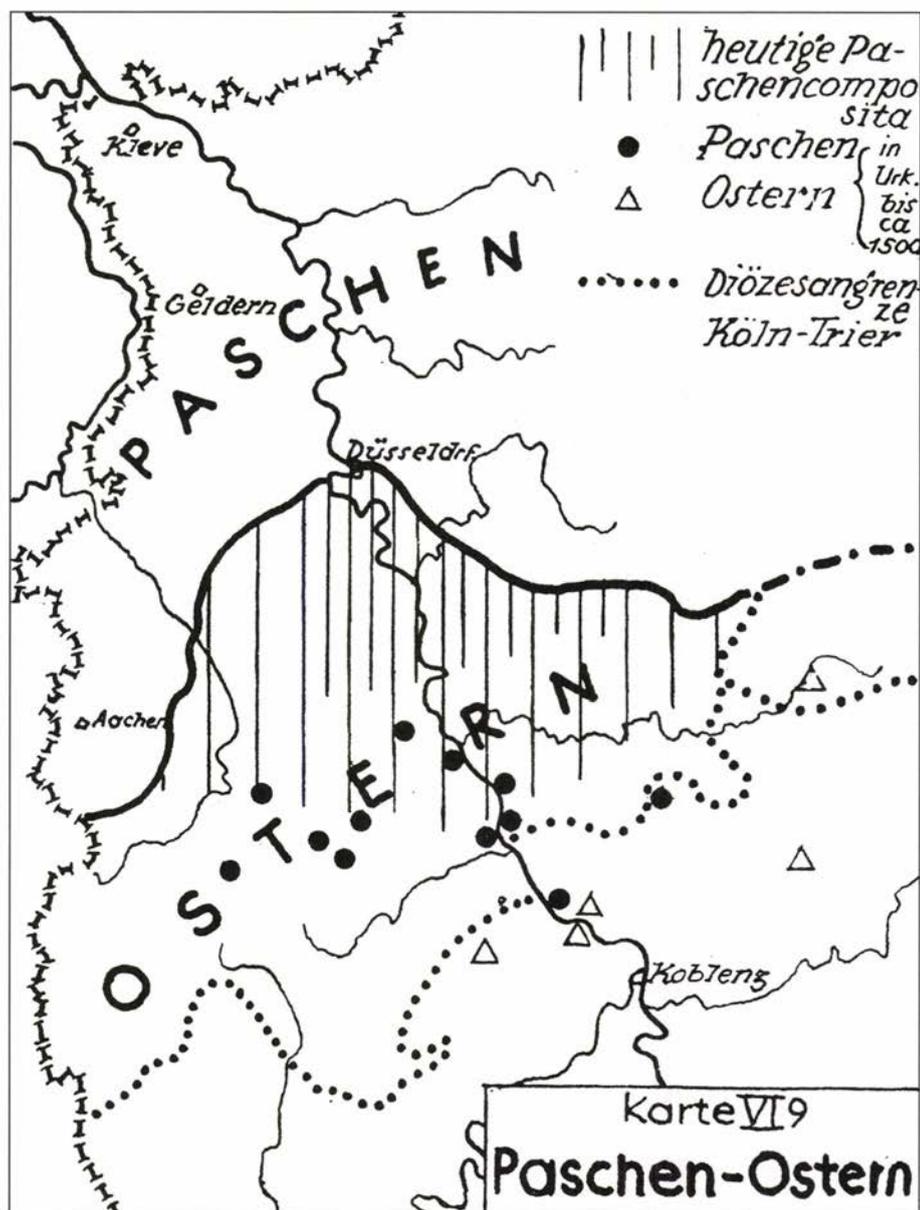
Karte 4: *Saterdag/Samstag/Sonnabend* (aus RhWB, Bd. 7, 749f.)

anzutreffen. Bei den Wörtern *Saterdag*, *Paschen*, *bestaden*, *ind* und den Formen *as*²⁷ und *sess* steht die Kölner Schreibsprache bis 1500 jedenfalls noch klar auf der nieder-rheinischen Seite,²⁸ übrigens auch bei *flesche* (Umlaut vor *sch*), das im rezenten Dialekt auch zu den von Süden her aus Köln verdrängten Formen gehört (vgl. Frings 1926, 105).

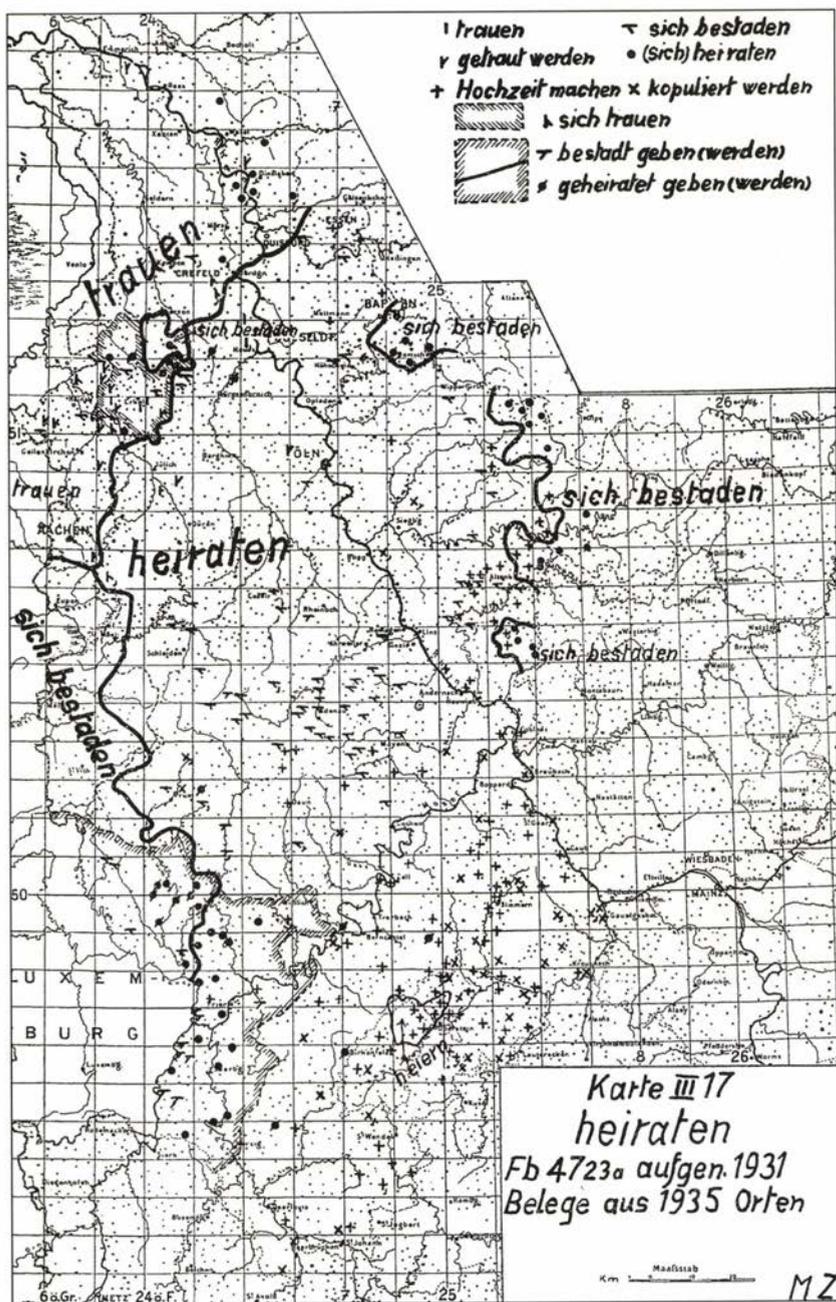
Möglich wäre natürlich, dass es sich in diesen Fällen um eine rein schreibsprachliche Traditionspflege handelte – wie ja auch nicht jede lautliche Neuerung verschriftet wurde. Gerade bei den lexikalischen Gegensätzen erscheint dies jedoch eher unwahrscheinlich. Erstens erklärt sich das Kartenbild ja daraus, dass bei einem nach beiden Seiten hin stattfindenden Sprachkontakt die südlichen Formen offenbar höheres Ansehen genossen (nicht etwa aus der Fließrichtung des Rheins – obwohl sich dieser

²⁷ Obwohl älteres *als* noch im 14. Jh. nicht selten ist, setzt sich im 15. Jh. eher *as* durch, s. u. Kap. 6.

²⁸ In den Kölner Akten bis 1500 (ed. Stein 1893) und noch darüber hinaus sind alle diese Formen gut belegt, die südlichen dagegen gar nicht.



Karte 5: Paschen/Ostern (aus RhWb, Bd. 6, 535f.)



Karte 6: heiraten (aus RhWb, Bd. 3, 459f.)

Eindruck leicht einstellt). Diese Höherbewertung hätte sich nun doch vermutlich gerade in der Schreibsprache zuerst auswirken müssen. Zweitens hat Schützeichel (1974) für den Mittelrhein gezeigt, dass die Urkundensprache des 14./15. Jhs. dort nicht die mittelfränkische Tradition bewahrt, sondern deutlich einen Übergang zu den südlichen Varianten (*das, uf, er*) erkennen lässt. Und drittens wird auch in der Kölner Schreibsprache des 15. Jhs. in einzelnen Fällen durchaus südlicher Einfluss sichtbar, z. T. sogar über den heutigen Stand des Dialekts hinaus – aber eben nur in einzelnen, wenig zentralen Fällen.

Immerhin gibt es diese Fälle.²⁹ Wenn nordwestliches *off* in der rezenten Karte von *oder* weit zurückgedrängt erscheint, dann entspricht dem tatsächlich, dass in den Kölner Quellen des 15. Jhs. *oder* und *ader* aufkommen und deren Anteil im Verlauf des Jahrhunderts stark zunimmt.³⁰ Allerdings scheint die neue südliche Form die alte nordwestliche und südliche Variante in den Texten nicht einfach nur zu verdrängen, sondern sie wird offenbar z. T. als Bereicherung im Sinne stilistischer Variation verwendet und erscheint alternierend mit der alten:

[...] dan were yemant, der yedt, dat weder den verbuntbrieff geschiege, oder sust van anderen personen, die den rait verkurtzt off veronreicht hedden, mit wairheit wist zo sagen oder vurzobringen, dat der sulchs as eyn getruwe burger ind lieffhaver dieser stat an den rait off des raitz frunde bringe [...]

(Verordnung des Kölner Rates, 1477, nach Stein 1893, Bd. I, 455f.)

Des Weiteren kommen im 15. Jh. bei einigen der weniger frequenten Lautverschiebungs-Ausnahmen und bei *lp* die verschobenen Formen auf, so bei *zoll, gesatz, helfen* – alle auch im heutigen Dialekt in verschobener Form (*helfen* jedenfalls stadtkölnisch), auch <u>-Schreibungen statt <oi> für mhd. *uo* erscheinen wieder. Die höher frequenten Lautverschiebungs-Ausnahmen *dat* etc. bleiben in der Schreibsprache bis 1500 jedoch unangetastet. Ähnlich sieht es aus im Bereich der Pronomina: *He* statt *er* bleibt, jedoch wird seit dem 15. Jh. das Demonstrativ- und Relativpronomen *de* dem Artikel entsprechend zu *der*, und gegen Ende des Jahrhunderts taucht in der Ratskanzlei auch *r*-haltiges *unser* auf. Letzteres scheint dabei jedoch eine rein schreibsprachliche Übernahme zu sein, die sich im Dialekt nicht etabliert hat, wie auch *kurz* statt *kurt*. Im kanzleisprachigen Spezialwortschatz kommen überdies auch einige lexikalische Übernahmen vor, die z. T. einen südlicheren Lautstand „mitbringen“, aber Entlehnungscharakter behalten. Man schreibt *obgemelt*, aber nach wie vor *over* und *aff*. Dass es zu derartigen Entlehnungen kommt, weist allerdings immerhin darauf hin, dass in diesem Bereich ein Prestigegefälle empfunden wurde.

In Texten der erzbischöflichen Kanzlei sind schließlich in der zweiten Hälfte des 15. Jhs., zur Zeit der Erzbischöfe Ruprecht von der Pfalz und Herrmann von Hessen, in größerem Umfang unripuarische Formen wie *das, uff, tag, haben* anzutreffen

²⁹ Zum Folgenden vgl. Möller (1998, 186-190).

³⁰ In den Kölner Akten (ed. Stein 1893) steigt der Anteil von *ader, oder* gegenüber *off* von 0,3% im 14. Jh. über ca. 6% in der ersten Hälfte des 15. Jhs. auf 35% in der zweiten Hälfte der 15. Jhs. an. *Ader* und *oder* sind dabei immer gleich häufig.

(vgl. Möller 1998, 287f.) – dies scheint sich jedoch auf die erzbischöfliche Kanzlei zu beschränken und hatte jedenfalls auf die städtische Ratskanzlei keinerlei Einfluss.

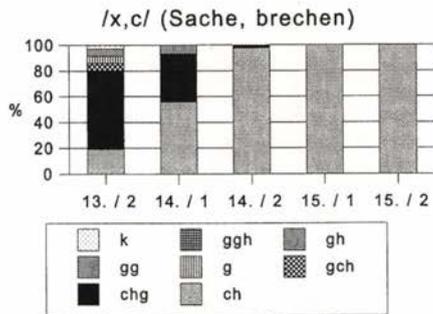
Insgesamt kann man wohl behaupten, dass die südlichen Formen im Kölnischen erst gegen Ende des 15. Jhs. überhaupt eine nennenswerte Rolle spielen und vor 1500 überhaupt keine sehr zentrale Erscheinung sind – anders als für den Mittelrhein kann für Köln im 14./15. Jh. eigentlich nicht die Rede von einer deutlichen südlichen Strömung sein. Ob für das übrige ripuarische Gebiet dasselbe gilt, wäre noch genauer zu untersuchen. Wenn aber die Annahme zutrifft, dass die südlichen Formen von Köln aus an das Umland weitergegeben wurden,³¹ dann dürften diese südlichen Formen im übrigen Ripuarischen noch jünger sein als in Köln selbst.

6. Köln: Ansätze zu einer Konsolidierung der Schreibsprache im 15. Jahrhundert

Als hervorstechende Eigenschaft der ripuarischen Schreibsprache des Spätmittelalters ist also insgesamt die Stabilität des regionalen Charakters hervorzuheben. Walter Hoffmann hat darauf hingewiesen, dass die Kölner Schreibsprache im 15. Jh. sogar einen „gewissen Normierungsprozeß“ (Hoffmann/ Mattheier 1985) auf regionaler Basis erkennen lässt. Am Material der Ratsakten³² können einige Aspekte dieser Entwicklung verfolgt werden.³³ Zum Vergleich sind die Urkunden Gottfried Hagens aus der zweiten Hälfte des 13. Jhs. danebengestellt.

Ein deutlicher Variantenabbau ist in diesem Material z. B. bei der Wiedergabe des velaren/palatalen Frikativs zu beobachten: In den Urkunden Gottfried Hagens werden die Lexeme *Sache* und *brechen* noch mit <chg>, <ch>, <gch>, <g>, <gg> und einmal mit <k> geschrieben. Im 14. Jh. stehen anfangs noch <ch> und <chg> gleichberechtigt nebeneinander, auch <gh> kommt vor. Im 15. Jh. hat sich dann klar <ch> durchgesetzt. Dass diese Entwicklung eine ripuarische, nicht vom Süden beeinflusste ist, macht die Tatsache deutlich, dass auch das rip. spirantisch gebliebene *g* im Auslaut im 15. Jh. durchgehend mit <ch> wiedergegeben wird (*dach* ‘Tag’).

Variantenabbau zeigt sich, insbesondere im vokalischen Bereich, jedoch nicht überall als linearer Prozess: Durch den schon angesprochenen Lautwandel im 13. Jh. kommen gegen 1300 erst einmal neue Graphien ins Spiel, die Variation nimmt im



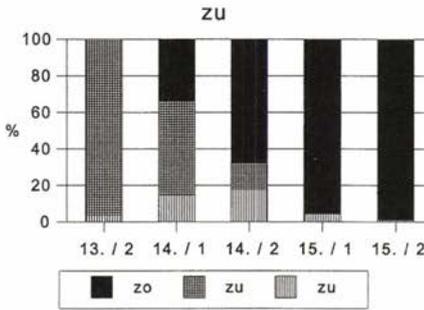
Bel.: 36 – 59 – 439 – 565 – 385

³¹ Vgl. z. B. das Kartenbild bei *von/van* (Frings 1926, 97): Hier bildet die südliche Form eine Insel um Köln.

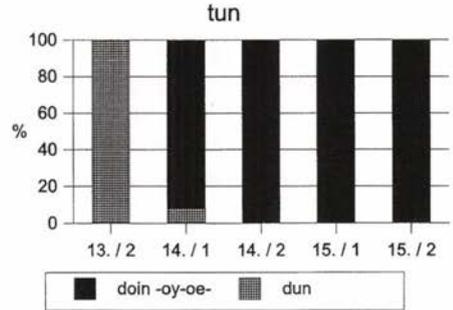
³² Nach der Edition von Stein (1893).

³³ Aufgrund der Fülle des Materials konnten dabei auch graphonematische Aspekte nur lexembezogen untersucht werden, was aber immerhin auch den Vorteil hat, dass nicht lexemspezifische Unterschiede ein vermeintliches Gesamtbild verzerren.

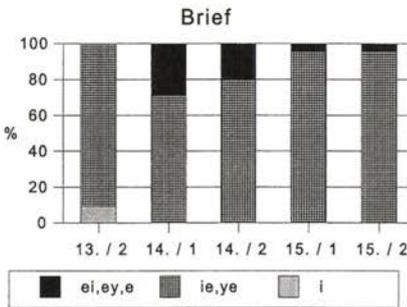
briefs von 1396 beobachten, dass der bereits erwähnte Ratschreiber Gerlach vanme Hauwe im Wechsel *kiesen* und *ke(i)sen* schreibt. Im 15. Jh. setzen sich dann bestimmte Varianten durch – und zwar im einen Fall mit dem Dialekt die neue <o>-Graphie, im anderen die traditionelle <ie>-Graphie, wie die Beispiele *zu*, *tun* einerseits und *Brief*, *vier*³⁴ andererseits erkennen lassen.



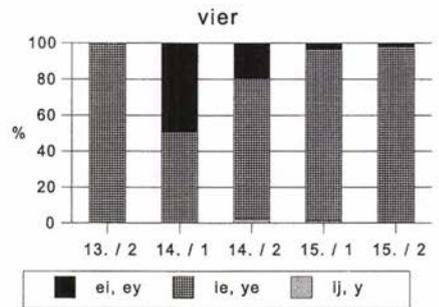
Bel.: 52 – 429 – 2190 – 3681 – 5350



Bel.: 47 – 65 – 291 – 540 – 669



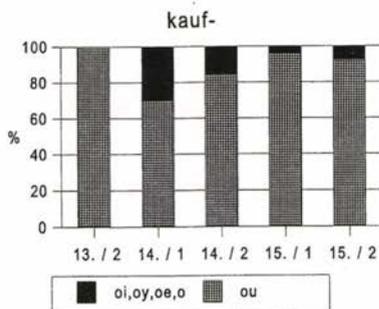
Bel.: 96 – 31 – 107 – 149 – 139



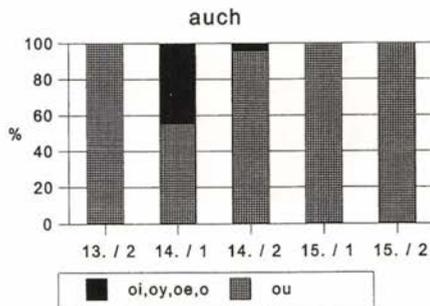
Bel.: 26 – 55 – 207 – 374 – 399

Auch für mhd. <ou> behauptet sich nach zwischenzeitlichem Schwanken dann im 15. Jh. wieder klar die traditionelle Graphie, wobei wie gesagt nicht klar ist, ob hierbei die Tradition ausschlaggebend war oder der doch noch diphthongische Lautwert.

³⁴ *Zu* und *Brief* sind zwar gesondert zu betrachten (Ersteres wegen seiner Frequenz, Letzteres als Lehnwort), stimmen jedoch in der Entwicklung klar mit *tun* und *vier* überein.



Bel.: 27 – 53 – 384 – 491 – 595

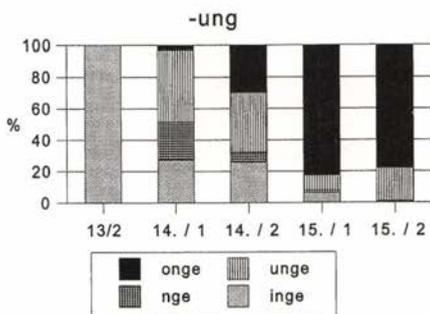


Bel.: 138 – 80 – 395 – 1001

Es fällt schwer, in diesen Entwicklungen eine eindeutige Linie auszumachen – für die Durchsetzung der jeweils einen oder anderen Variante kommen verschiedene Gründe in Frage, aber wohl am wenigsten eine Orientierung nach außen. Die Tatsache, dass auch der Prozess im 15. Jh. mit der Festschreibung bestimmter Varianten wiederum auf eine Mittelstellung zwischen hd. und nd.-nl. Gebrauch hinausläuft, spricht jedenfalls dagegen, dass die ripuarische Schreibsprache zu dieser Zeit schon von einer eindeutigen ‚Strömung‘ erfasst war. Und dass es nicht etwa diese Mittelstellung im Sinne eines Kompromisses war, die anvisiert wurde, wird aus dem z. T. klar regionalen Charakter der Entwicklung sichtbar.

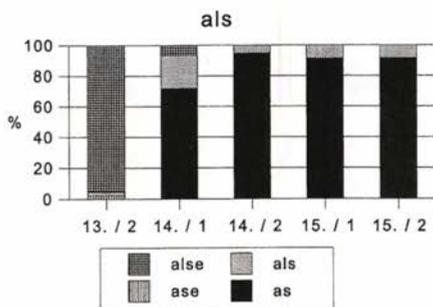
So erscheint beim Abstraktsuffix ‚-ung‘ zunächst nordwestliches *-inge* (bei G. Hagen ausschließlich) neben südlichem *-unge/-ünge* und rip. *-onge*, im 15. Jh. verdrängt *-onge* dann die anderen Varianten, trotz deren überregional größerer Geltungsgebiete. (Gegen Ende des 15. Jhs. nimmt *-unge* im Zuge der ersten Anzeichen echten südlichen Einflusses dann allerdings plötzlich zu.)

Auch im Fall von *als*, auf den Walter Hoffmann aufmerksam gemacht hat (Hoffmann 1983, 109; Hoffmann / Mattheier 1985, 1849), setzt sich gerade die Variante *as* durch, die nicht nur die neuere ist, sondern auch die außerhalb des Ripuarischen unübliche (wenngleich sie im Niederdeutschen und Niederländischen auch vorkommt). Auch die Festlegung auf die Schreibung *nyet* mit <ye> für ‚nicht‘ bedeutet zumindest graphisch einen Sonderweg. Besonders bezeichnend – und kein rein graphisches Phänomen – ist schließlich die Beibehaltung der ripuarischen Kennform *ind* für ‚und‘, die bis zum Ende des 15. Jhs. absolut beherrschend ist, obwohl am Rande schon früh *und* in Erscheinung tritt.³⁵

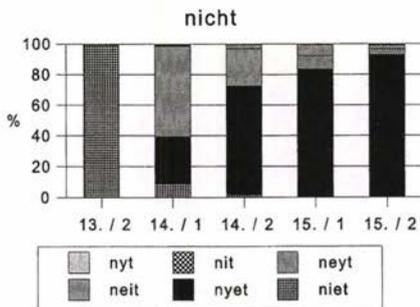


Bel.: 37 – 32 – 127 – 386 – 625

³⁵ Der Anteil von *und(e)* schwankt im 14./15. Jh. zwischen 1% und 2%. (Auf die Form *inde* entfallen in der ersten Hälfte des 14. Jhs. noch 44% der Belege, nach 1350 erscheint dann nur noch *ind*.)

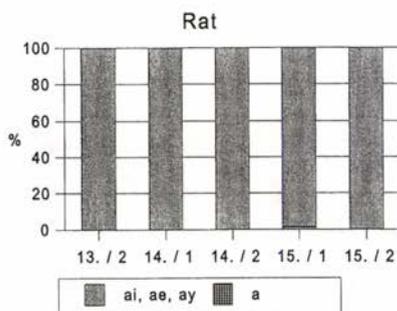


Bel.: 127 – 225 – 975 – 1083 – 983

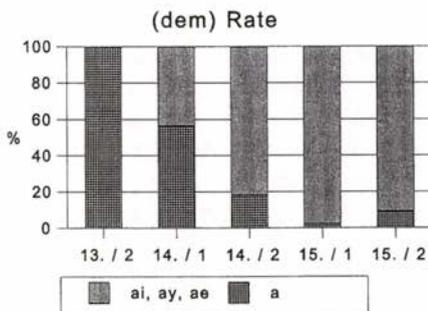


Bel.: 105 – 190 – 708 – 993 – 990

In der Längenbezeichnung kommt es anscheinend zu einer Regeländerung: Nachdem zunächst die Regel gilt, dass nur in geschlossener Silbe Längenzeichen nachgestellt werden, steht im 15. Jh. offenbar die Einheit des Morphems mehr im Zentrum, unabhängig von der Silbenstruktur. Diese Regeländerung ist aber sozusagen eine inner-ripararische – die Häufigkeit des charakteristisch ripuarischen Dehnungs-<i> </i> nimmt dadurch insgesamt noch zu.



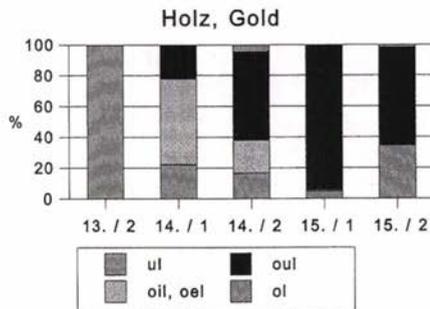
Bel.: 21 – 227 – 425 – 290 – 774



Bel.: 22 – 184 – 446 – 178 – 33

Und auch die immer noch deutliche Variation, die den Konsolidierungsprozess des 15. Jhs. von einer echten Normierung unterscheidet, zeigt schließlich das anhaltende Gewicht des regionalen Elements: So tritt die Kennzeichnung des velaren *l* in *golt*, *holz* etc. durch <ou> überhaupt erst nach 1350 auf, setzt sich zwar nicht richtig durch, aber bleibt bis 1500 stark präsent (vgl. auch Hoffmann 1983, 110).

Es bleibt also zu konstatieren, dass



Bel.: 9 – 9 – 90 – 125 – 55

sowohl in den Ansätzen einer Konsolidierung als auch in der verbleibenden Variation in Köln im 14./15. Jh. keine Tendenz zur Entregionalisierung erkennbar ist. Das stärkste Indiz für ein bewusstes Festhalten an der rip. Schreibsprache liegt jedoch wohl darin, dass im Bereich der unter 3. angesprochenen ripuarischen Konstanten in dem untersuchten Kölner Material bis 1500 praktisch überhaupt keine Variation vorkommt – hier stehen zu fast 100% die rip. Formen.

7. Jülich/Berg – Aachen – Siegburg

Für andere rip. Orte ist – wie eingangs bereits gesagt – weder die Forschungs- noch die Materiallage mit der Kölns zu vergleichen. Die Entwicklung im Einzelnen sowie die These der „Ausrichtung der gesamten Kölner Kulturprovinz auf das Zentrum“ (Mattheier 1981, 298) wären hier noch genauer zu untersuchen. Zumindest einige punktuelle Einblicke seien an dieser Stelle jedoch versucht:

7.1. Jülich/Berg³⁶

Eine annähernde Deckung der sprachlichen Gliederung mit der spätmittelalterlichen/frühneuzeitlichen politischen Gliederung konnte Frings vorweisen, indem er die Territorien von Köln, Kurköln und Jülich und Berg zusammenfasste („Kölner Kulturkreis“, vgl. Frings 1926, 154f., 163f. u. ö.). Ebenso homogen wie die rezenten Dialekte in diesem Gebiet stellt sich tatsächlich auch die Geschäftssprache des 14./15. Jhs. dar: Nach den Untersuchungen von Scheben (1923) und Scheurmann (1923) entspricht die Sprache der Urkunden der Herzogtümer Jülich und Berg nahezu vollständig dem Bild der Kölner Quellen – jedenfalls, soweit Erstere aus dem ripuarischen Gebiet stammen.³⁷

Ansonsten stimmen nicht nur die konstanten, sondern auch die variierenden Phänomene überein.³⁸ Auch in den Urkunden von Jülich und Berg herrscht für mhd. *uo* <o>-Schreibung, für mhd. *ie* jedoch zumeist mehr <ie> als <ei>, ebenso kommen auch hier vereinzelt Monophthongschreibungen für mhd. *ou* vor, <ou> dominiert jedoch deutlich. *As* und *als* wechseln wie in Köln, ebenso <o> und <u> für mhd. *u* vor Nasal und ab dem späten 14. Jh. <o>, <ou>, <oi>, <oy> und <u> vor *ld*, und auch hier fehlen in der Schreibsprache Hinweise auf die Tonerhöhung von mhd. *ê* und *ô*,³⁹ auf die ripuarische Velarisierung und auf die Diphthongierung im Hiatus. Auch die Varianten für *ch* entsprechen schließlich genau den in Köln verwendeten.

7.2 Siegburg

Die von Lau (1907) edierten Siegburger Quellen fügen sich ebenfalls genau in dieses Bild: Der rechtlichen und wirtschaftlichen Ausrichtung Siegburgs auf Köln (vgl. Lau

³⁶ Vgl. Scheben (1923), Scheurmann (1923).

³⁷ Einige Jülicher Urkunden sind offenbar im Grenzgebiet der zweiten Lautverschiebung angesiedelt und zeigen einen entsprechenden Konsonantismus, s. Scheben (1923, 47f.).

³⁸ Vgl. Scheben (1923, 27f., 31, 34, 39f., 41ff., 49, 52 u. 55); Scheurmann (1923, 33f., 43, 64ff., 70, 75f., 86, 90ff., 145, 217 u. 226).

³⁹ Außer der Schreibung <ue> in 'hören'; vgl. hierzu Anm. 41.

1907, 48*) entspricht offenbar auch eine schreibsprachliche Übereinstimmung. In dem Siegburger Kurbuch⁴⁰ (wohl eine um 1470 angefertigte Abschrift einer älteren Fassung) fällt allerdings eine Besonderheit auf: Mhd. *û* wird hier häufig mit <oi, oy> wiedergegeben (*hois* 'Haus', *mo(e)ren* 'Mauern' *boyssen* 'außen', *oyss* 'aus', *do(e)ven* 'Tauben' etc.). Eine Erklärung hierfür wäre eventuell, dass vor dem Hintergrund einer schon durchgeführten Tonerhöhung *ô* > /ū/ Unsicherheit entstanden war, ob ein *o*-Laut mit <u> oder mit <o> wiederzugeben war. Die zweimalige Schreibung <ue> (neben <oe>) für mhd. *æ* (*hueste* 'höchste') könnte als unmittelbare Wiedergabe der Tonerhöhung das Gegenstück dazu darstellen.⁴¹

Abgesehen von diesen einzelnen Abweichungen in einer Quelle, die sich auch auf einen ungeübten Schreiber zurückführen ließen, weicht die Siegburger Geschäftssprache aber offenbar nicht von der Kölner ab, wenigstens, soweit aus den wenigen publizierten Quellen⁴² ein zuverlässiger Eindruck gewonnen werden kann.

7.3 Aachen

Der westriparische Aachener Raum hebt sich im rezenten Dialekt in einigen Punkten stärker vom Zentralriparischen ab, insbesondere bei den Pronomina durch die fehlende Unterscheidung von Dat. und Akk. und durch den *h*-Anlaut in *höm*, *hem* 'ihm/ihn', *hön* 'ihnen/sie', *hōar* 'ihr/sie' (Pers. Pron. Dat./Akk. Sg. Fem.) sowie 'ihr' (Possessivpron.) (vgl. Steins 1921, 142 u. 154; FSA, Kt. 17, 18 u. 23).

Darin sowie auch im Falle der kopulativen Konjunktion (*en*)⁴³ steht dieser Westrand näher beim Niederländischen als beim Zentralriparischen. Nach Frings (1926, 150) weist die rezente Arealbildung hier auf ein Reliktgebiet in Randlage hin: Die Südströmung, der Köln jahrhundertlang ausgesetzt war, hat Aachen in einigen Fällen (entlang der Straße Köln-Aachen) noch erreicht, in anderen nicht mehr.

Stichproben in den Quellen des 14. und 15. Jhs.⁴⁴ zeigen nun, dass die Nähe zum Zentralriparischen (Kölnischen?!) in der spätmittelalterlichen Schreibsprache z. T. offenbar größer war als im (rezenten) Dialekt. So steht in einer Ratsverordnung von 1338 (Loersch 1871, Nr. I, 6) zwar noch fast durchgehend *ende*, in der nächsten bei Loersch edierten Verordnung von 1349 (Nr. I, 8) und allen späteren jedoch nur noch *ind(e)* wie in Köln – obwohl auch für ursprüngliches *inde* eigentlich eine <e>-Schreibung zu erwarten wäre, da die Senkung von *i* in geschlossener Silbe vor Nasalverbindung, die auch im rezenten Landkölnischen gilt (Münc 1904, 59-63), sich in den Aachener Quellen deutlich niederschlägt (*kent*, *zens*, *bedengt* – dagegen in den Kölner Akten nur *kint*, *zys*, *bedyngt*). Beckers (1989b, 141) spricht von der „Ablösung des

⁴⁰ Ed. Lau (1907, Nr. I, 4).

⁴¹ Scheben (1923, 43) und Scheurmann (1923, 94f.) werten diese auch in ihrem Korpora anzutreffende Schreibung dagegen als Hinweis auf den Umlaut von *ô*. – Die <u>-Schreibungen für mhd. *ou* (*duyffe* und *ruych*) fordern wieder noch eine andere Erklärung. Hier könnte eventuell eine Vereinfachung der häufiger erscheinenden Schreibung <ouy> für mhd. *ou* (*rouych*) vorliegen, die ihrerseits einem ‚Schwebezustand‘ zwischen Diphthong und Monophthong zu entsprechen scheint.

⁴² Das Siegburger Urkundenbuch (Wisplinghoff 1964) enthält leider für die Zeit ab 1300 nur Regesten.

⁴³ Vgl. Frings (1926, 151).

⁴⁴ Nr. I, 6, 8, 13, 16, 24, 27; II 11, 12, 15, 18 der Edition von Loersch (1871), ferner der Gaffelbrief von 1450 (ed. Kaemmerer 1980, 256-262).

westripar. *ende* durch die zentralrip. Leitform *inde*⁴⁵ und hebt die teilweise Verwendung von *ende* in Urkunden aus dem Aachener Raum am Ende des 14. Jhs. und „sogar darüber hinaus“ schon als bemerkenswert hervor. (Ein Hinweis auf den Abfall von *-d* ist übrigens die häufige Verwendung von *in* für ‘und’ und umgekehrt von *ind* für die Negationspartikel ‘en’ in dem auf ca. 1420-40 datierten Fragment des Stadtrechtsbuchs, Loersch 1871, Nr. II, 16).

Die Pronomina haben bis auf *he* weder in der Ratsverordnung von 1338 noch in den späteren Quellen *h*-Anlaut, nach Vrancken⁴⁵ gilt dies auch für die Aachener Stadtrechnungen 1333-91 (während im Jahre 1394 *h*-Formen auftreten). In der Verordnung von 1338 erscheinen die Vokale dagegen häufig als <oe, oy> und <û>: *oyme*, *oere*, *ûn*, offenbar wie im rezenten Dialekt gesenkt und gerundet, in den späteren Quellen dann nicht mehr gerundet: *eme*. Das widerspricht in gewisser Weise einer Übernahme der vokalisches anlautenden Form aus Köln (*yem*, *in*, *yr*), zu denken wäre evtl. an eine Kompromissbildung,⁴⁶ oder aber an einen Zusammenhang mit dem nördlicheren niederrheinischen Gebiet, wo diese Pronominalformen im rezenten Dialekt sowie in den mittelalterlichen Schreibsprachen vokalisches Anlaut und gesenkten und gerundeten Vokal haben (Kleve, Venlo⁴⁷ u. a.).

Zwischen Dativ und Akkusativ wird z. T. differenziert (Loersch 1871, Nr. II, 11: *eme* vs. *yn*), allerdings nicht durchgehend: *ind viengen eme ind vorten in op die vurgen heren Emmerich slos, ind heylten in [...]* (Stadtrechtsbuch ca. 1420-40, Loersch 1871, 97). Auch hierin ist also der Abstand zum Zentralriparischen/Kölnischen zumindest nicht ganz fest. Eine Annäherung findet schließlich auch in einem weiteren Punkt statt: In den Quellen aus dem 14. Jh. zeigen sowohl mehrere <o>-Schreibungen für mhd. *â* (*gedoyn*, *joir*) als auch die Graphie <â> (*râid*) die Entwicklung *â* > *ō* an. In den späteren Quellen wird dagegen wieder ausschließlich <a> geschrieben, wie in Köln durchgängig. (Zu der offensichtlichen Vermeidung von <o>-Schreibungen in Köln vgl. Müller 1912, 78ff.).⁴⁸ In diesem Punkt mag fraglich sein, ob die Annäherung bewusst geschah oder durch zunehmende schreibsprachliche Konservativität in beiden Städten – diese verbreitete Lautentwicklung wurde schließlich auch in anderen Regionen großenteils nicht verschriftet (vgl. Moser 1929, 142-144). Im Falle der Pronomina und bei *ind* ist dagegen wohl stark anzunehmen, dass Köln hier als Vorbild fungierte. Abweichend vom Bild der Kölner Quellen ist dagegen die schon erwähnte Senkung von *i* und ebenso von *u* vor Nasalverbindung (*kent*, *ons*),⁴⁹ die in den Aachener Texten häufig, wenngleich nicht durchgehend, erscheint. Ansonsten scheint aber die von vornherein weitgehende Übereinstimmung durch die Annäherung der Aachener Schreibsprache an die zentralrip. im 15. Jh. noch größer geworden zu sein – wobei allerdings eine genauere Untersuchung auf ausreichender Materialbasis noch aussteht.

⁴⁵ Referiert bei Zelissen (1969, 186).

⁴⁶ Auch Zelissen (1969, 190) und Tille (1925, 191 u. 198) führen die *h*-losen Formen im Westen auf östlichen bzw. Kölner Einfluss zurück.

⁴⁷ Vgl. van der Meer (1949, 164).

⁴⁸ In den Urkunden von Jülich und Berg kommen einige wenige <o>-Belege vor, vgl. Scheben (1923, 36f.), Scheurmann (1923, 55f.).

⁴⁹ Beckers (1989b, 142) spricht diesbezüglich von einer „westripar. Sonderentwicklung“.

Der Eindruck der Homogenität der rip. Schreibsprache und der Ausrichtung auf das Zentrum Köln bestätigt sich also offenbar bei näherem Hinsehen, wenngleich genauere Untersuchungen wünschenswert wären.

8. Autozentrierung oder Heterozentrierung?

Im Zusammenhang mit der Frage des südlichen Einflusses und der schreibsprachlichen Konsolidierungs-Tendenz in Köln wurde bereits festgestellt, dass bis 1500 fast ausnahmslos an den ripuarischen ‚Konstanten‘ festgehalten wurde, dass also offenbar die Intention bestand, ripuarisch und nicht anders zu schreiben. Dass dies nicht etwa mangels anderer Möglichkeiten, sondern bewusst geschah, wird deutlich, wenn man sich den Briefwechsel des Kölner Rates mit nicht-rip. Empfängern ansieht (vgl. Möller 1998): Die Schreiber der Ratskanzlei wussten offenbar genau, dass und wann sie Ripuarisch schrieben – denn sie taten es nicht immer. Im Briefverkehr mit oberdeutschen Städten schrieben Kölner Schreiber mindestens seit dem späten 14. Jh. praktisch durchgehend anders als im regionalen Rahmen: In Briefen nach Süden dominierten seit dieser Zeit die hochdeutschen Varianten statt der typisch ripuarischen Formen (vgl. Tab. 1).

Varianten	Belege in Briefen an Aachen	Belege in Briefen an obd. Empfänger
<i>up/uff</i>	323 : 6 (= 2% <i>uff</i>)	101 : 321 (= 76% <i>uff</i>)
<i>dat/das</i>	600 : 12 (= 2% <i>das</i>)	216 : 742 (= 77% <i>das</i>)
<v,ʃ> / 	1200 : 8 (= 1%)	441 : 1355 (= 75%)
<i>he/er</i>	183 : 0 (= 0% <i>er</i>)	47 : 122 (= 72% <i>er</i>)

Tabelle 1 : Hochdeutsche Varianten in Kölner Briefen 1367-1500⁵⁰

Wenn also dieselben Schreiber in innerstädtischen und innerripuarischen Schriftstücken ausschließlich rip. *dat*, *id*, *he* verwendeten, dann kann das nicht daran liegen, dass sie nichts anderes kannten, sondern nur daran, dass sie die Absicht hatten, rip. zu schreiben.

Dass die Schreiber zwar im regionalen Rahmen bewusst rip. schrieben, im Schriftverkehr mit dem obd. Süden jedoch bewusst nicht-rip. Formen verwendeten, stellt die bislang betonte stabile Position des Ripuarischen im 14./15. Jh. nun natürlich in Frage – zumal die obd. Empfänger sich ihrerseits keineswegs bemühten, rip. zu antworten. Wenn hier – einseitig – gegenüber dem süddt. Raum sprachliche Empfängerorientierung praktiziert wurde (in sehr viel geringerem Maße auch gegenüber dem Niederdeutschen und Niederländischen), lässt das annehmen, dass das Ripuarische in Köln schon vor dem Umbruch des 16. Jhs. geringer bewertet wurde als die Varietäten des Südens (die übrigens nicht weiter unterschieden wurden – wichtig waren offenbar in erster Linie die im gesamten Süden geltenden Merkmale). Zwar kam es auch vor, dass in Briefen an nd. und nl. Adressaten nd./nl. Formen verwendet wurden – dies geschah jedoch nur unregelmäßig und in sehr viel geringerem Umfang als die Anpassung an den hochdeutschen Lautstand.

⁵⁰ Vgl. Möller (1998, 286).

Wenn von einer Mittelstellung des Ripuarischen die Rede war, so war die sprachliche Aufmerksamkeit der Kölner Schreiber offenbar nicht nach beiden Seiten gleichmäßig verteilt, sondern richtete sich sehr viel stärker nach Süden. Eine mögliche Erklärung wäre, dass die Nähe zum Niederdeutschen und Niederländischen noch so stark war bzw. zumindest noch so stark empfunden wurde, dass man hier keine Notwendigkeit des sprachlichen Entgegenkommens sah. Vergleicht man allerdings mnl., mnd. und rip. Schriftstücke des 15. Jhs., so zweifelt man angesichts der deutlichen Unterschiede schnell an dieser Erklärung. Vor allem aber hat es nicht den Anschein, dass die Praxis der Empfängerorientierung tatsächlich in erster Linie der Verständigung dienen sollte: Angepasst werden oftmals gerade die Wörter, über deren Bedeutung keinerlei Unklarheit bestehen konnte – z. B. die Anrede. Man kann diese Praxis also eigentlich nur als Ausdruck einer Bewertungshaltung verstehen, nach der das Ripuarische mit seinem kleinen Verbreitungsareal im überregionalen Kontakt nicht recht angemessen schien, und nach der es einem Schreiber der Metropole Köln gut anstand, seine Weltläufigkeit durch Hochdeutsch-Kenntnisse zu demonstrieren. Dass der Blick so vorrangig nach Süden gerichtet war, dürfte dabei einerseits mit der politischen Bindung an das Reich, andererseits mit dem kulturellen Übergewicht des Südens zu erklären sein.

Wie passt dies nun zu der Feststellung, der rip. Raum habe im 14./15. Jh. sozusagen noch sprachlich in sich selbst geruht, seine Zwischenstellung zwischen Niederdeutsch/Niederländisch und Hochdeutsch bewahrt, seine charakteristische regionale Schreibsprache gepflegt und sich jedenfalls nicht in nennenswertem Maße fremden Einflüssen unterworfen? Hervorzuheben ist noch einmal, dass offenbar dieselben Schreiber im überregionalen Schriftverkehr hochdeutsche Formen verwendeten und im regionalen rein rip. schrieben. Nur einige weniger zentrale Varianten wie die genannten selteneren Lautverschiebungs-Ausnahmen lassen sich im regionalen Rahmen u. U. als Indizien für eine Süd-Orientierung ansehen, das grundsätzliche Festhalten am Ripuarischen ist jedoch offenkundig. Wenn man davon ausgehen muss, dass das Ripuarische als ‚kleine Sprache‘ geringer bewertet wurde, so kam es wohl trotzdem einfach noch nicht in Frage, im regionalen Rahmen etwas anderes als eine dialektnahe regionsgebundene Schreibsprache zu verwenden. Für eine tatsächliche „Vertikalisierung des Varietätenspektrums“ (Reichmann et al. 1988) war der überregionale Kontakt noch nicht eng genug, so dass die verschiedenen Varietäten sich noch nicht in einer Konkurrenzsituation befanden.

Die Frage nach autozentrierter oder heterozentrierter Haltung⁵¹ wäre also am ehesten mit ‚sowohl – als auch‘ zu beantworten: Eine latente Heterozentrierung scheint im 14./15. Jh. im Rheinland schon vorhanden gewesen zu sein, konnte aber im regionalen Rahmen noch nicht zur Geltung kommen. Der Ausbau der Schriftlichkeit und der überlokalen Vernetzung führte in dieser Phase zunächst einmal zu einer autozentrierten Stabilisierung des Ripuarischen.

⁵¹ Zu der Opposition Autozentrierung vs. Heterozentrierung vgl. Maas (1983, 114).

Rheinmaasländische Sprachgeschichte von 1250 bis 1500

1. Zur sprachhistorischen Problematik des Begriffes ‚Niederrhein‘
2. Zur Erforschung der rheinmaasländischen Sprachgeschichte
3. Soziopragmatische Entwicklungen und diatopische Aspekte
 - 3.1 Die Ausbildung und Durchsetzung der autochthonen Schreibsprachen
 - 3.2 Zur Binnengliederung der rheinmaasländischen Schreibsprachlandschaft
 - 3.3 Außenbeziehungen der rheinmaasländischen Schreibsprachen
4. Innersprachliche Verhältnisse
 - 4.1 Veränderungen in der innersystemaren Variation
 - 4.2 Schreibsprachlicher Wandel und Koexistenz graphematischer Systeme
 - 4.3 Möglichkeiten lautlicher, lexikalischer und syntaktischer Rekonstruktionen

1. Zur sprachhistorischen Problematik des Begriffes ‚Niederrhein‘

Die seit einigen Jahren geführte Diskussion über die Möglichkeiten einer regionalen Sprachgeschichtsschreibung des Deutschen (Besch/Solms 1998; Lerchner 1997; Mattheier 1995; Reiffenstein 1995; Ramge 1992; Reichmann 1990; Wiesinger 1990) hat nicht nur zu einer Umorientierung der bisher vorwiegend teleologisch ausgerichteten Sprachhistoriographie beigetragen, sondern auch zu einer neuen Reflexion über den Begriff der ‚Regionalität‘. Im Vordergrund steht hierbei die Frage, welche Kriterien für die Definition einer historischen Sprachregion anzusetzen sind und inwieweit eine Übertragung moderner Raumgliederungen auf spätmittelalterliche Verhältnisse zulässig ist. Am Beispiel des Niederrheins werden die Schwierigkeiten einer solchen Rückprojektion besonders deutlich, denn der neuzeitliche Begriff ‚Niederrhein‘ bezeichnet im Wesentlichen den nördlichen Teil der ehemaligen preußischen Rheinprovinz und damit ein Gebiet, das sich mit keinem der historischen Territorien deckt, die zumeist weit über dessen Grenzen hinausreichen (Hantsche 1999, 15). Auf der anderen Seite kennzeichnet der Begriff ‚Niederrhein‘ aber auch keine gewachsene Sprachregion, da die politischen Grenzziehungen der Gegenwart nicht mit den alten Mundartgrenzen konvergieren; vielmehr ergibt sich unter Ansetzung der rezenten Dialektgrenzen das Bild einer staatsgrenzenüberschreitenden Sprachlandschaft, die neben dem deutschen Niederrhein zwischen Kleve und Mönchengladbach-Düsseldorf auch den östlichen Teil der Niederlande und Belgiens umfasst und im Süden durch die Benrather Linie, im Osten durch die Einheitspluralinie und im Westen durch verschiedene Isoglossen zwischen Diest und Nimwegen begrenzt wird (Mihm 1992, 90f., s. Abb. 1).

Dass auch für die Zeit des Spätmittelalters von der Existenz einer solchen rheinmaasländischen Sprachlandschaft ausgegangen werden kann, ergibt sich aus den schriftlichen Sprachzeugnissen und steht in Übereinkunft mit den historischen Quellen über die politische Entwicklung der Region. Auf dem Boden des niederlothringischen Herzogtums und in den östlich angrenzenden, rechtsrheinischen Gebieten hatten sich bis Ende des 13. Jhs. mit den Grafschaften und späteren Herzogtümern Geldern, Kleve, Berg, Jülich, Limburg, dem Bistum Lüttich und dem Erzbistum Köln sieben größere Territorien herausgebildet sowie einige kleinere Adelherrschaften wie

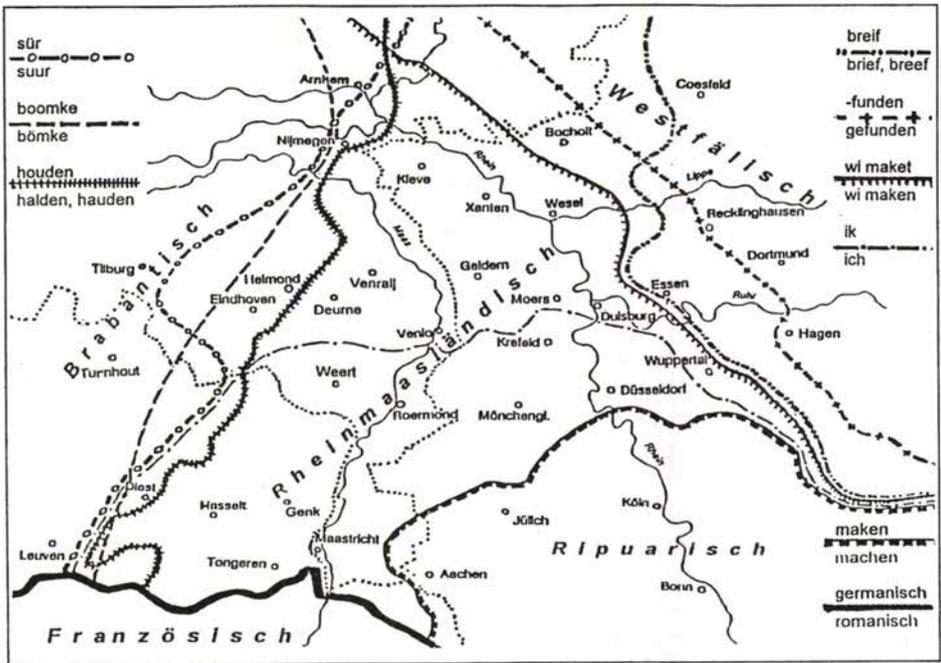


Abb. 1: Das Rhein-Maas-Dreieck

das Land Valkenburg und die Grafschaften Kuik, Kessel und Horn an der Maas und die Grafschaft Moers am linken Niederrhein (s. Abb. 2).¹

Wie zeitgenössische Chroniken bezeugen, existierte trotz dieser territorialen Vielfalt ein ausgeprägtes Zusammengehörigkeitsbewusstsein der ‚Herren zwischen Maas und Rhein‘ (*Tusschen Mase ende Rijn*), die sich gemeinsam vor allem gegen Brabant und dessen nachhaltige Expansionsansprüche richteten, zugleich aber auch von Westfalen und dem kölnischen Kulturraum abzugrenzen suchten (Petri 1965, 26; Tervooren 1989, 9). Die Kultur- und Kommunikationsgemeinschaft der Adelsherrschaften an Rhein und Maas bildete die Grundlage für die Ausbildung einer gemeinsamen Schreibtradition, deren Entwicklung im Bereich der pragmatischen Schriftlichkeit seit dem Ende des 13. Jhs. beobachtet werden kann. Diese über drei Jahrhunderte währende rheinmaasländische Schreibtradition weist eine Reihe von charakteristischen Merkmalen auf, die sich in den Quellen des südlimburgischen Raumes ebenso nachweisen lassen wie in gelderländischen, klevischen oder nordbergischen Texten, und grenzt

¹ Die Karte basiert auf der in dem Ausstellungskatalog ‚Rhein und Maas. Kunst und Kultur 800-1400‘ (Katalog Köln 1972, Bd. 1, vor S. 17; Kommentar S. 32) abgedruckten Karte von D. Staerk, wobei die farbigen Markierungen durch entsprechende Rasterungen ersetzt wurden. Zur Schwierigkeit einer genauen Bestimmung der territorialen Grenzen vgl. Hantsche (1999, 32f.). Einen Abriss der territorialen Entwicklung im Rheinmaasgebiet geben die Arbeiten von Janssen (1997, 97-111), Scheler (1996), Arens (1991a), Janssen (1984), Petri (1965).

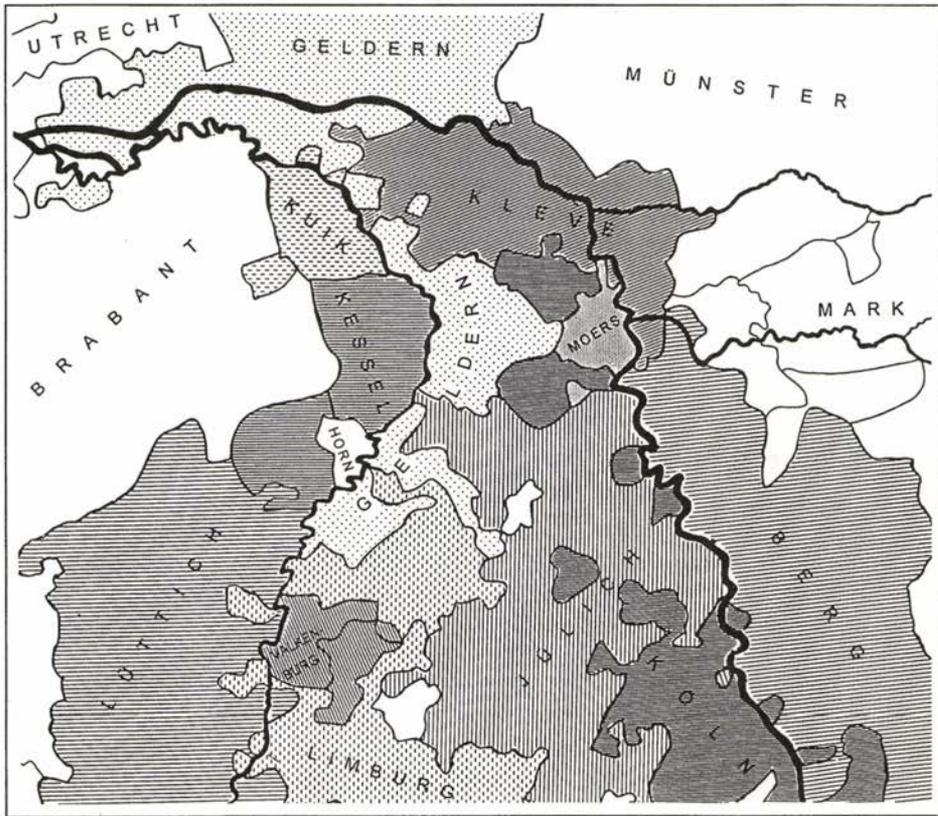


Abb. 2: Die rheinmaasländischen Territorien um 1300

sich in ihrer spezifischen Merkmalskonfiguration zugleich von den Schreibsprachen der umliegenden Regionen ab (einige Beispiele in Abb. 3).

Somit können im vorliegenden Falle die drei wichtigsten Kriterien für die Ansetzung einer historischen Sprachregion – das Vorhandensein einer Kommunikationsgemeinschaft, eine grundsätzliche sprachliche Homogenität und eine hinreichende Abgrenzbarkeit nach außen (Reiffenstein 1995, 328) – als erfüllt gelten, so dass die Verwendung des einheitlichen Terminus ‚Rheinmaasländisch‘ anstelle der in der modernen Dialektologie üblichen Bezeichnungen für die dialektalen Teilareale (‚Limburgisch‘, ‚Niederrheinisch‘, ‚Kleverländisch‘, ‚Süd-niederfränkisch‘, ‚Nord-/Süd-niederrheinländisch‘ usw.) notwendig und berechtigt erscheint.²

² Der Terminus ‚Rheinmaasländisch‘ wird von Mihm (1992, 104) zur Bezeichnung der im ‚Rhein-Maas-Dreieck‘ verwendeten Sprachvarietäten eingeführt. In der Dialektologie werden je nach Untersuchungsansatz und nationaler Forschungstradition unterschiedlichste Ausdrücke für die rheinmaasländischen Teilregionen und deren Dialekte gebraucht. So stehen für das Gebiet nördlich der Uerdinger Linie u. a. die Termini ‚Niederrheinisch‘, ‚Nordniederfränkisch‘, ‚Kleverländisch‘, ‚Noordnederrijns/

	Brabantisch	Rheinmaasländisch	Westfälisch	
{a} vor {ld}	<i>houden</i>	<i>hauden, halden</i>	<i>brief, dyenst</i>	<i>breyf, deynst</i> {ê/eo}
{o-}	<i>geloven, open</i>	<i>gelaven, apen</i>	<i>hy/he, die</i>	<i>hey, dey</i> 'er, der/die'
{iu}	<i>liede</i> 'Leute' <i>vier</i> 'Feuer'	<i>luyde, vuyr</i>	<i>oem, oen, oer</i>	<i>eme, en, ere</i> 'ihm, ihn, ihr'
{s-}	<i>zeven, zomer</i>	<i>seven, somer</i>	<i>ghyen/geen</i>	<i>neyn/neen</i> 'kein'
'ihm, es'	<i>hem, het</i>	<i>oem, et</i>	<i>wij doen, gi doet, si doen</i>	<i>we, gi, se doet</i> 3. Pl. der Verben
		<i>gelaven, apen</i>		
		<i>schepen, to, maken</i>		
		<i>ende</i>		
		<i>wyl/wij, oem</i>		
		<i>hebben, hefft</i>		
		Ripuarisch		
		{o-} <i>geloven, open</i>		
		{p, t, k} <i>scheffen, tzû, machen</i>		
		'und' <i>ind</i>		
		'wir, ihm' <i>wir, ime/eme</i>		
		'haben, hat' <i>haen, hait</i>		

Abb. 3: Differenzierende Merkmale der rheinmaasländischen Schreibtradition gegenüber dem Brabantischen, Westfälischen und Ripuarischen (Auswahl)

2. Zur Erforschung der rheinmaasländischen Sprachgeschichte

Obwohl die Beschäftigung mit der rheinmaasländischen Sprachgeschichte seit Richard Heinzels Pionierarbeit zur *Geschichte der niederfränkischen Geschäftssprache* (1874) auf eine mehr als hundertzwanzigjährige Tradition zurückblicken kann,³ ist eine flächendeckende Erforschung der historischen Schreibsprachen bislang nicht erfolgt. Abbildung 4 vermittelt einen Überblick über die Ortspunkte und Teilregionen, zu denen für den Zeitraum 1300-1500 Untersuchungen auf der Basis sicher datierter und lokalisierter Texte vorliegen.

Die Karte lässt deutlich eine Konzentration auf den südwestlichen und südlich-zentralen Teil des Rheinmaaslandes erkennen, also das Gebiet des heutigen Belgisch-

Noordnederrijlands' und 'Geldersch-Limburgsch' zur Verfügung, die teils nur einseitig auf die Dialekte des heute niederländischen bzw. deutschen Staatsgebiets bezogen werden, teils aber auch die Mundarten beiderseits der Staatsgrenze bezeichnen. Für den südlichen Sprachraum zwischen Uerdinger und Benrather Linie wurden z. B. die Ausdrücke 'Südniederfränkisch', 'Niederripuarisch', 'ripuarisch-niederfränkisches Übergangsgebiet', 'Zuidnederrijns / Zuidnederrijlands', 'Zuidlimburgs' vorgeschlagen, die ebenfalls nur zum Teil in grenzüberschreitender Bedeutung verwendet werden. Vgl. zu dieser terminologischen Vielfalt neuerdings Cajot (1998, 103f. u. 115), Bister-Broosen (1998a, 125 u. 128f.).

³ Einen allgemeinen Abriss der rheinmaasländischen Sprachgeschichte geben einige jüngere Überblicksdarstellungen von Eickmans (1998), Goossens (1998b), Mihm (1992), Cornelissen (1989).

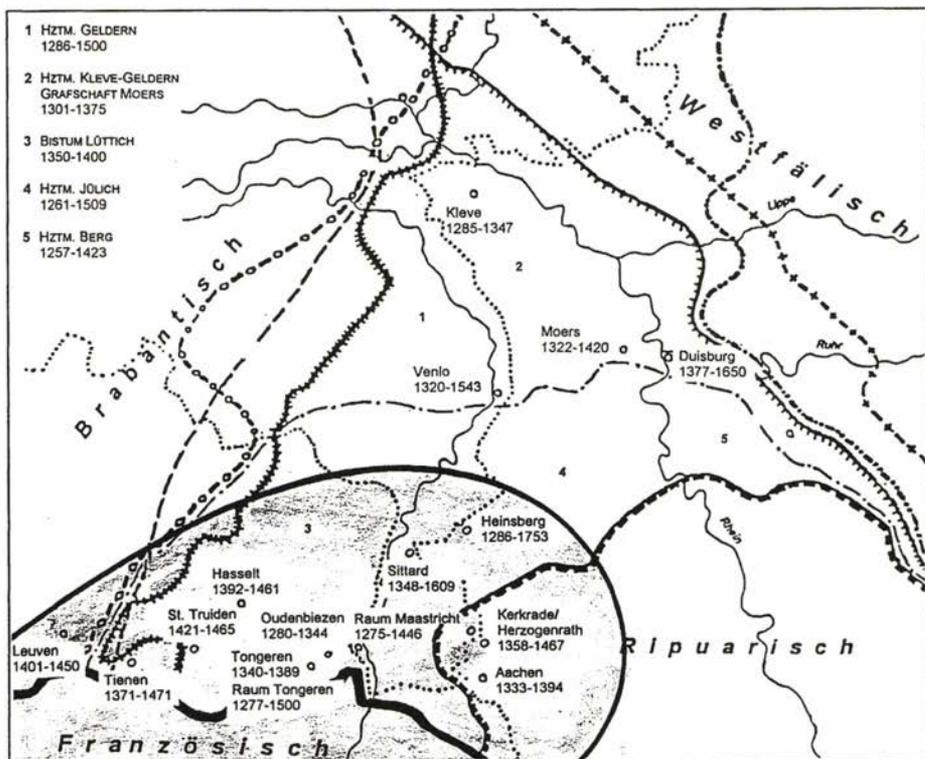


Abb. 4: Untersuchungen zu den rheinmaasländischen Schreibsprachen zwischen 1300 und 1500

Limburg,⁴ den südlichen Teil der niederländischen Provinz Limburg⁵ und den Ort Heinsberg auf deutscher Seite⁶ sowie auf das Übergangsgebiet zum brabantischen (Leuven, Tienen) und ripuarischen Raum (Kerkrade / Herzogenrath, Aachen).⁷ Dagegen kann für den südöstlichen Teil des Rheinmaasländischen, das Gebiet zwischen Mönchengladbach und Wuppertal, nur auf zwei ungedruckte und methodisch unzulängliche Dissertationen über die Urkundensprachen der Herzogtümer Jülich und Berg zurückgegriffen werden, die keine sicheren Aussagen über lokale Schreibtraditionen zulassen (Scheben 1923; Scheurmann 1924); und für das gesamte Gebiet nördlich der Uerdinger Linie liegen neben der Arbeit von Edda Tille (1925) zur Urkun-

⁴ Vgl. Belet (1939) zu St. Truiden, Dewil (1954) zu Hasselt, Noldus (o. J.) und Noldus (1936) zu Tongeren und Umgebung, Cappaert (1969) zum *Güterverzeichnis von Oudenbiezen*, Moors (1952) allgemein zur Urkundensprache des 14. Jhs. in Belgisch-Limburg.

⁵ Vgl. Kessen (1934) über den Maastrichter Raum, Wethlij (1980) und Otten (1977) zu Sittard.

⁶ Vgl. Janssen (o. J.) und Gillissen (1994).

⁷ Vgl. Hendrickx (1950) zu Leuven, Cain (1993) zu Tienen, Augustus (1965) zu Herzogenrath und Kerkrade, Vrancken (1965) zu Aachen.

densprache des Herzogtums Geldern und einer kleineren Studie von Georg Cornelissen (1994) lediglich Untersuchungen zu den Schreiborten Kleve, Venlo, Moers und Duisburg vor,⁸ während die Schreibsprachen wichtiger spätmittelalterlicher Städte wie Wesel, Emmerich, Rees, Xanten, Kalkar oder Geldern bislang unbeachtet geblieben sind. Angesichts dieser Forschungsdefizite muss sich eine Darstellung der regionalen Sprachgeschichte des 14. und 15. Jhs. vorläufig darauf beschränken, auf der Grundlage der bisherigen Untersuchungen Hypothesen zur diatopischen Gliederung und zum diachronischen Wandel der autochthonen Schreibsprachen und der gesprochenen Varietäten zu entwickeln, deren Gültigkeit und Reichweite anhand größerer Quellenstudien zu überprüfen wären. Hierbei wird im Folgenden mehrfach auf die Ergebnisse eines seit 1994 unter der Leitung von Arend Mihm an der Universität Duisburg durchgeführten Forschungsprojekts Bezug genommen, das sich mit der Diachronie der gehobenen Duisburger Schreibsprache auf der Basis innerstädtischer Rechtssetzungen des 14. bis 17. Jhs. beschäftigte (Elmentaler 1998a).

3. Soziopragmatische Entwicklungen und diatopische Aspekte

3.1 Ausbildung und Durchsetzung der autochthonen Schreibsprachen

Die Entstehung einer endogenen Schreibsprache stellt einen bedeutenden Umschlagpunkt in der Geschichte einer Sprachgemeinschaft dar (Eggers 1986, 26-28; Schmidt 1993, 100). Aus der Perspektive des Sprachhistorikers markiert dieser Prozess den Beginn gesicherter Erkenntnismöglichkeiten. Die ersten hochmittelalterlichen Verschriftungen rheinmaasländischer Varietäten gehen bis ins 12. Jh. zurück (*Servatiusfragmente*), doch setzt erst um 1220/30 eine kontinuierliche Überlieferung höfischer Reimpaarepik in der Volkssprache ein (*Trierer Floyris*, *Aiol* und *Mirabel*, *Niederfränkischer Tristan*), der bald Prosatexte mit moralischer, geistlicher und lebenspraktischer Thematik folgen, etwa die *Niederbergischen Genesungsrezepte* (um 1250), die *Nordlimburgischen Gesundheitsregeln* (1253), die *Geldersche Ritterethik* (*Nederrijns Moraalboek*, zweite Hälfte des 13. Jhs.), die Legendendichtungen *Leven van Sinte Lutgart* (Ende 13. Jh.), *Leven van Sinte Kerstinen* (Ende 13. Jh.) und *Leven van Jesus* (um 1325) oder die *Limburgschen Sermoenen* (ca. 1320-50, Abschrift um 1400).⁹

Der entscheidende Schritt zu einer allgemein verfügbaren Gebrauchsvarietät wurde aber erst durch die Verwendung des Rheinmaasländischen als Sprache der höfischen und städtischen Verwaltung vollzogen. Soweit wir wissen, hat die Etablierung dieser volkssprachigen Schreibvarietät und die damit verbundene Ablösung des Lateinischen als Verwaltungssprache im Rheinmaasraum deutlich später stattgefunden als in den westlich und südlich angrenzenden Schreiblandschaften und erstreckt sich über einen

⁸ Vgl. Sternberg (1998) zu Kleve, van der Meer (1949) zu Venlo, Overgoor (1965) und de Smet (1985) zu Moers, Elmentaler (1993; 1998a; 1998b; 1999) zu Duisburg.

⁹ Abdruck der Texte bis 1300 mit Kommentar in Gysseling (1980; 1987); zu den *Servatiusfragmenten* vgl. auch Goossens (1991a). Für *Het Leven van Jesus* und die *Limburgschen Sermoenen* vgl. die Beschreibungen und bibliographischen Angaben im Katalog von Deschamps (1970, Nr. 46 u. 93). Zusammenfassende Darstellungen zur literarischen Überlieferung im Rheinmaasraum geben Tervooren (1989), Coun (1988), Goossens (1982), de Smet (1979), Gysseling (1967), Moors (1951); für die nicht-literarische Überlieferung vgl. de Smet (1989), Goossens (1979b).

Zeitraum von mehr als einem Jahrhundert. Während dieser Prozess in Flandern bereits 1236 einsetzt (Statuten des Genter Leprosenhauses, vgl. Gysseling 1977, 20-29) und in Köln sogar schon aus dem 12. Jh. Ansätze zu volkssprachigen Aufzeichnungen überliefert sind (Schreinskarten der St. Laurenz-Pfarre, 1159-1172, vgl. Gärtner 1994; Mihm 1999a), treten die ersten rheinmaasländischen Texte erst zwischen 1260 und 1280 auf dem Gebiet der heutigen belgischen Provinz Limburg in Erscheinung.¹⁰ Diese zeitliche Verschiebung kommt auch in der Quantität der überlieferten Quellen zum Ausdruck; so stehen den knapp zwei Dutzend im *Corpus Gysseling* enthaltenen rheinmaasländischen Urkunden des 13. Jhs.¹¹ ca. 50 aus Ripuarien, 170 aus Brabant und mehr als 1000 allein aus dem flandrischen Brügge entgegen.

Zur weiteren Ausbreitung der volkssprachigen Schriftlichkeit im 14. Jh. liegen bisher keine flächendeckenden Daten vor, doch lassen die vorhandenen Untersuchungen einige Tendenzen erkennen. Der Wechsel zur Volkssprache scheint sich in den höfischen Kanzleien im Allgemeinen früher durchgesetzt zu haben als in den Stadtkanzleien, wobei sich regionale Unterschiede zeigen. So wird in der Kanzlei des klevischen Hofes der bereits unter Dietrich VIII. (1275-1305) eingeführte Brauch, sich im Schriftverkehr mit anderen Landesherren und dem niederen Adel der Volkssprache zu bedienen, auch in der Folgezeit beibehalten und zunehmend intensiviert, so dass aus der Zeit zwischen 1300 und 1346 bereits 49 volkssprachige Urkunden (darunter 27 Originalurkunden) überliefert sind (Sternberg 1998, 62-68). Am geldrischen Hof dagegen findet die autochthone Schreibsprache offenbar erst seit den zwanziger Jahren des 14. Jhs. Verwendung.¹² In den gräflichen Kanzleien von Jülich und Berg sind zwar schon im 13. Jh. vereinzelt volkssprachige Urkunden nachzuweisen,¹³ doch scheint sich der Gebrauch der Volkssprache erst in den vierziger und fünfziger Jahren des 14. Jhs. stärker durchgesetzt zu haben (Scheben 1923, 15; Scheurmann 1924, VI). In der Grafschaft Moers schließlich setzt die volkssprachige Überlieferung im Umfeld der gräflichen Kanzlei im Jahre 1341 ein, doch erst von 1372 an kann von einer relativ kontinuierlichen Tradition gesprochen werden.¹⁴ Die städtischen Kanzleien des Rheinmaaslandes scheinen im Bereich der Urkunden in der Mehrzahl zwischen 1340

¹⁰ Gysseling (1977) führt je eine Urkunde aus St. Truiden (1261) und Guigoven bzw. Tongeren (1277) an, sowie das Güterregister der Deutschordensabtei Aldenbiezen (ab 1280).

¹¹ In Gysseling (1977) sind neben den frühen Urkunden aus St. Truiden und Guigoven bzw. Tongeren 15 weitere Urkunden rheinmaasländischer Provenienz aus der Zeit zwischen 1280 und 1300 abgedruckt, von denen 8 aus dem südlichen Teil der heutigen niederländischen Provinz Limburg (Maastricht 1294(4)/1299, Stein? 1292, Neer 1290) und dem angrenzenden Heinsberg (1286) stammen, 6 aus dem Gebiet nördlich der Uerdinger Linie (Kuyk? 1286, Kleve 1296(2)/1300(2), Moers 1298) und eine aus dem Übergangsbereich zum Brabantischen (Averbode zwischen 1282 und 1300). Für die höfischen Kanzleien der Grafschaften und späteren Herzogtümer Jülich und Berg, die in ihrem nördlichen Teil dem rheinmaasländischen Sprachraum angehören, verzeichnen die Dissertationen von Scheben (1923) und Scheurmann (1924) nur 4 bzw. 3 volkssprachige Urkunden aus dem 13. Jh. (für Jülich: 1261, 1275, 1289, 1299; für Berg: 1257, 1262, 1299).

¹² Die Editionen von Scholten (1899) und Frankewitz (1985) führen für die Zeit von 1323 bis 1350 insgesamt 11 volkssprachige Urkunden des geldrischen Herrscherhauses auf.

¹³ Zu den Urkunden des 13. Jhs. vgl. Anm. 11.

¹⁴ De Smet (1985, 18f.) verzeichnet 4 Urkunden von 1341-1364 und 10 Urkunden von 1372-1393. Bei dem von ihm herangezogenen Text von 1322 handelt es sich um eine Schöffenerkunde.

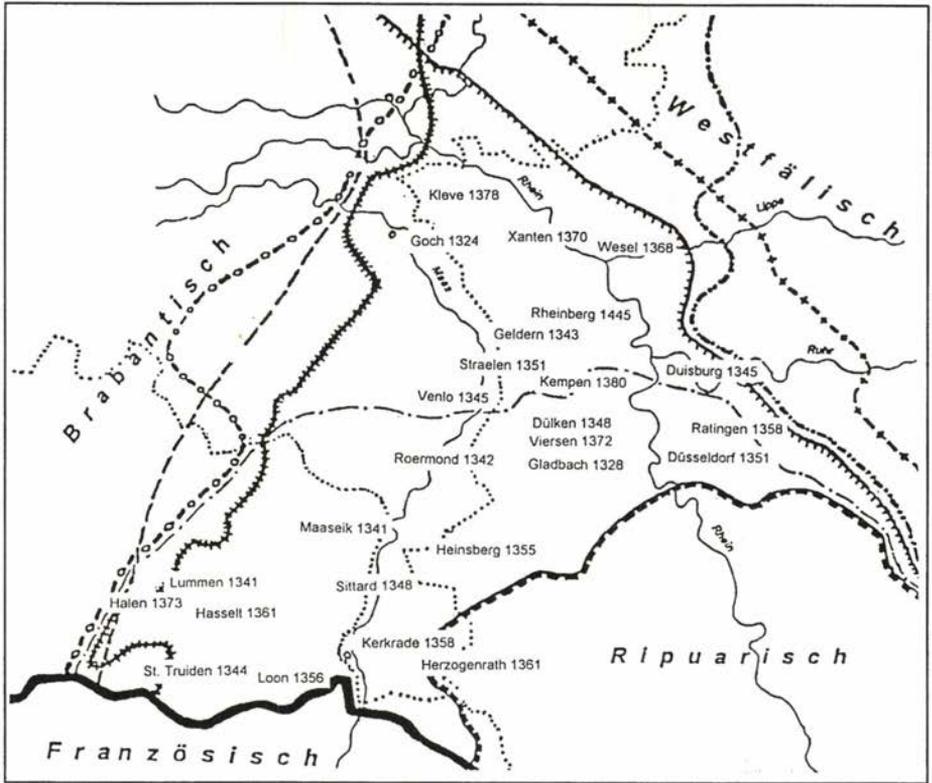


Abb. 5: Beginn der volkssprachigen Urkundenüberlieferung in rheinmaasländischen Stadtkanzleien

und 1370 zur Verwendung der Volkssprache übergegangen zu sein, wobei die territoriale Zugehörigkeit offenbar eine eher untergeordnete Rolle spielte (Abb. 5).¹⁵

Dort, wo bereits aus früherer Zeit vereinzelt volkssprachige Texte belegt sind, bricht die Überlieferung oft für mehrere Jahrzehnte ab, um dann ab 1340/50 wieder neu einzusetzen. Auch wenn mit der Möglichkeit gerechnet werden muss, dass einige volkssprachige Texte aus dieser Zeit verloren gegangen sind, deutet doch die auffällige Parallelität derartiger Überlieferungslücken in mehreren rheinmaasländischen Kanzleien darauf hin, dass der Gebrauch der Volkssprache in der ersten Jahrhundert-

¹⁵ Die Karte basiert auf den Ergebnissen einer im Rahmen des Duisburger Projekts ‚Niederrheinische Sprachgeschichte‘ im Frühjahr 1999 durchgeführten brieflichen Archivrecherche sowie einer cursori-schen Durchsicht der einschlägigen Forschungsliteratur und einiger Urkundenbücher. Den Archivleitern sei an dieser Stelle für ihre freundliche Unterstützung herzlich gedankt. Die Jahreszahlen bezeichnen jeweils den Beginn einer (relativ) kontinuierlichen Überlieferung; frühe, isolierte Einzelurkunden blieben hierbei unberücksichtigt (vgl. auch Anm. 16).

hälfte zunächst wieder zurückgegangen ist.¹⁶ Die endgültige, ‚offizielle‘ Ablösung des Lateinischen in den städtischen Kanzleien, die sich in einer Ausdehnung des volkssprachlichen Schreibens auf die ganze Breite des Kanzleischrifttums manifestiert, ist in vielen rheinmaasländischen und nordgelderländischen Kanzleien erst seit den 70er und 80er Jahren des 14. Jhs. zu beobachten. So vollzieht sich z. B. der Schreibsprachwechsel im Bereich der Stadtrechnungen in Doesburg (Nordgelder) 1373, in Duisburg und Arnheim 1377, in Venlo zwischen 1377 und 1384, in Nimwegen zwischen 1382 und 1414, in Wesel 1385 und in der Stadt Geldern nicht lange vor 1386 (Kuppers 1993, 67f.). Die kulturgeschichtliche Bedeutung dieses Vorgangs wird daran sichtbar, dass es nicht nur zu einer volkssprachigen Realisierung bereits etablierter, bisher in lateinischer Sprache verfasster Textgattungen kommt, sondern auch zu einer zunehmenden Verschriftlichung der städtischen Kommunikation und damit zur Entstehung neuer Textsorten in der kommunalen Verwaltung (z. B. Gerichtsprotokolle, Ratsprotokolle, Gedingbücher, städtische Rechtssetzungen) ebenso wie im privaten und halböffentlichen Bereich (z. B. Geschäftsaufzeichnungen, Anschreibebücher, Handels- und Privatkorrespondenz, Chroniken), wobei bis ins 16. Jh. eine stetige Zunahme der Schreibsprachverwendung beobachtet werden kann.

3.2 Zur Binnengliederung der rheinmaasländischen Schreibsprachlandschaft

Wenn sich die rheinmaasländischen Schreibsprachen des 15. Jhs. einerseits aufgrund ihres gemeinsamen Variantenprofils deutlich von den Schreibsprachen der umliegenden Regionen unterscheiden, so ist auf der anderen Seite davon auszugehen, dass es auch innerhalb der Sprachlandschaft Rhein-Maas mehrere Schreibtraditionen mit begrenzter arealer Reichweite gegeben hat. Ob es sich hierbei um klar konturierte Schreiblandschaften handelt oder eher, wie bereits Johannes Franck (1898, 51) mit Bezug auf den südwestlichen Rheinmaasraum vermutet hat, um ein Kontinuum von Varietäten, die „allmählich und in den verschiedensten Mischungen vom Ndl. abweichen und sich dem Deutsch-fränk[ischen] nähern“, lässt sich gegenwärtig noch nicht entscheiden, doch gibt es Anhaltspunkte dafür, dass für eine derartige schreibsprachliche Binnengliederung des Rheinmaasländischen vor allem drei Aspekte von Bedeutung sind:

- a) Da sich in der pragmatischen Schriftlichkeit trotz ihrer beträchtlichen Distanz zum Gesprochenen oftmals auch Spuren der jeweiligen Basismundarten finden las-

¹⁶ Aus Venlo (Herzogtum Geldern) ist als ältester nicht-lateinischer Text ein Zollbrief von 1320 überliefert, während die urkundliche Überlieferung in der Volkssprache (Schöffenbriefe) erst 1345 einsetzt (van der Meer 1949, 33f.). In Duisburg (Herzogtum Kleve) wird die erste volkssprachige Urkunde 1317 ausgestellt, die nachfolgenden erst wieder 1345 und 1348 (Milz 1989, 231, 305 u. 317f.). In St. Truiden (Bistum Lüttich) folgen den beiden frühen rheinmaasländischen Urkunden von 1261 und 1300 erst nach mehr als vierzig Jahren (1344/45) weitere Texte (Moors 1952, 64-66 u. 68f.). In Heinsberg (Herzogtum Jülich) ist eine Überlieferungslücke von fast 70 Jahren zwischen der ersten volkssprachigen Urkunde von 1286 und dem Wiedereinsatz 1355 zu konstatieren (Janssen o. J., Teil II, Urkunden I und II). Inwieweit derartige Diskontinuitäten in der Überlieferung für den südlichen Rheinmaasraum durch eine Orientierung an der Kölner Schreibtradition erklärt werden könnten, in der die volkssprachige Urkundenüberlieferung gegen Ende des 13. Jhs. ebenfalls für mehrere Jahrzehnte stark zurückgeht (Goossens 1998b, 45, mit Bezug auf Heinsberg), müsste durch weitere diatopische Vergleiche und schreibsprachliche Analysen überprüft werden.

sen,¹⁷ können sich die Schreibsprachen aus den einzelnen Teilregionen des Rheinmaasraumes durch jeweils spezifische Kennmerkmale voneinander unterscheiden. Hierbei wird die Uerdinger Linie, als bedeutendste Binnengrenze des rheinmaasländischen Dialektgebietes (Goossens 1988ff., 2. Lfg., 13-23), wohl auch für die areale Gliederung der historischen Schreibsprachlandschaft eine zentrale Rolle spielen.

- b) Aufgrund der im 15. Jh. voranschreitenden Konsolidierung der rheinmaasländischen Territorialstruktur ist zunehmend mit der Möglichkeit zu rechnen, dass sich die städtischen Schreibsprachen am Vorbild der jeweiligen höfischen Kanzlei ausrichten, so dass es zur Entstehung territorial gebundener Schreibtraditionen gekommen sein könnte.
- c) Bereits vor der Ablösung der autochthonen Schreibsprachen durch die sich ausbildende hochdeutsche bzw. niederländische Standardvarietät lassen sich besonders im Süden und Westen des Rheinmaaslandes erste Überschichtungsprozesse nachweisen, die bereits im 15. Jh. zur Entstehung bzw. Verfestigung arealer Differenzen auf schreibsprachlicher Ebene beigetragen haben.
- zu a) Der Reflex mundartlicher Gegebenheiten in den Schreibvarietäten eines rheinmaasländischen Teilareals lässt sich am Beispiel der vergleichsweise gut erforschten Schreiblandschaft der heutigen belgischen Provinz Limburg (ehemals Bistum Lüttich) beobachten. Die in diesem Raum verwendeten Schreibsprachen weisen eine Reihe von graphematischen Kennformen auf, die auf charakteristische Lautmerkmale der dortigen Dialekte verweisen und in den übrigen Teilregionen des Rheinmaasraums nicht oder deutlich seltener auftreten, so z. B. *o*-Graphien für {â} (*joir* 'Jahr', *noe* 'nach' statt sonst üblichem *jaer* / *jair*, *nae*), die Schreibung <ou> für {au} vor Labial / Guttural (*ougen* 'Augen', *loup* 'Lauf' statt *oegen* / *oigen*, *loep* / *loip*), Digraphien für Kurzvokale vor einfacher Konsonanz, vor allem für {a} (*naet* 'nass', *waes* 'war', *gaef* 'gab', *quaem* 'kam', *ongemaec* 'Ungemach', *daech* 'Tag'), und <e> für {i} in geschlossener Silbe (*bennen* 'innerhalb', *besdom* 'Bistum', *vescher* 'Fischer', *decke* 'oft', *met* 'mit').¹⁸ Oftmals finden solche potenziell mundartlich basierten Schreibvarianten auch in einem größeren Verbreitungsgebiet Verwendung, wie etwa die *h*-anlautenden Pronomina (*hoer* / *huer* 'ihr', *hoen* / *huen* – *hoem* / *huem* 'ihn, ihm'), die nicht nur im Gebiet des Bistums Lüttich, sondern auch in einem Teil der obergeldrischen Schreibsprachen (Maastricht, Sittard, aber nicht mehr in Venlo) verwendet wurden, während im Norden und Osten verschiedene vokalisch anlautende Varianten gebräuchlich waren (Wethlij 1980, 146-160). Auf der Basis graphematischer Variantenprofile für verschiedene rheinmaasländische Teilregionen ließen sich begründete Hypothesen über den Verlauf historischer Dialektgrenzen und über mögliche Isoglossenverschiebungen formulieren, deren Gültigkeit jeweils durch Vergleiche mit den rezenten Mundarten zu überprüfen wäre, wobei vor allem die Ermittlung struktureller Differenzen eine wichtige Aufgabe künftiger Forschungen darstellt.¹⁹

¹⁷ Vgl. z. B. für den niederdeutschen Raum die Untersuchung von Bischoff (1981).

¹⁸ Vgl. hierzu die Ergebnisse der in Anm. 4 bis 8 genannten Arbeiten.

¹⁹ Am Beispiel der frühen Urkundensprache (14. Jh.) der Schreiborte Venlo, Duisburg und Essen konnten im Rahmen einer voraussichtlich im Frühjahr 2001 abgeschlossenen Duisburger Dissertation von

zu b) Indizien für eine territoriale Bindung bestimmter Schreibtraditionen ergeben sich insbesondere dann, wenn sich die Herrschaftsverhältnisse verändern. So beobachtet Tille (1925, 5 u. 15-22) in der geldrischen Urkundensprache eine auffällige Zunahme östlicher Sprachmerkmale von dem Zeitpunkt an, als Geldern unter die Regentschaft der Grafen von Jülich gerät. Eine parallele Entwicklung kann Wethlij (1980, 544-547 u. 678f.) für die Schreibsprache Sittards nachweisen; auch dort bildet das Jahr 1379 einen „signifikanten Innovationszeitpunkt“ (ebd., 678), der eine Periode der zunehmenden Herauslösung aus westlichen Zusammenhängen einleitet. Da Sittard seit 1378 durch Reinald von Valkenburg regiert wurde, der Beziehungen zum Jülicher Grafenhaus unterhielt, nimmt Wethlij an, dass diese „a-westliche Orientierung“ auf (geldrisch-jülichsche Impulse zurückgehen könnte (ebd., 679). Allerdings stellte er für die Sittarder Schreibsprache nicht nur ein gehäuftes Auftreten mittelrheinischer Schreibformen fest, sondern zugleich auch eine Zunahme regionaltypischer („limburgischer“) Sprachmerkmale. Diese Beobachtungen deuten darauf hin, dass sich ein Wechsel in der territorialen Zugehörigkeit einer Stadt zwar auf deren Schreibtradition auswirken konnte, dass ein derartiger Einfluss jedoch nicht immer in einer eindeutigen Orientierung an einer neuen Zielvarietät zum Ausdruck kommt, sondern auch in der Vermeidung bestimmter, hier ‚westlich‘ anschließender Schreibmerkmale.

zu c) Auch die im 15. Jh. beobachtbaren, teils schon wesentlich früher einsetzenden schreibsprachlichen Überschichtungsprozesse (s.u. Kap. 3.3) führen, da nicht alle Teilregionen des Rheinmaaslandes gleichermaßen daran teilhaben, zur Entstehung schreibsprachlicher Binnengrenzen. Eines der am besten untersuchten Phänomene ist die Übernahme von Varianten mit lautverschobenem <ch> aus dem Ripuarischen, die sich in einigen Lexemen (*ich, mich, ouch / oich, -lich*) bereits im 13. und 14. Jh. im südwestlichen Rheinmaasraum bis an die Grenze von Brabant gegenüber den autochthonen Schreibungen (*ik, mij, ouk / oek / oik, -lik*) durchsetzen konnten (Kessen 1934, 282-291; Noldus 1936, 67-72; de Smet 1989, 231-233), während in den Schreibsprachen nördlich der Uerdinger Linie noch im 15. und 16. Jh. nicht selten die alten Formen dominieren (Tille 1925, §§ 112 u. 113/8; van der Meer 1949, §§ 220-229; Teuchert 1921). Da es sich hierbei allerdings um wenige, fast ausschließlich lexemgebundene Übernahmen handelt, sind die entlehnungsbedingten Differenzen zwischen den südmaasländischen Schreibsprachen des Bistums Lüttich und den nordmaasländisch-niederrheinischen Schreibsprachen im Gebiet von Kleve und Geldern eher gering. Anders verhält es sich mit den Schreibsprachen im Südosten, also im nördlichen Teil der Herzogtümer Jülich und Berg und des Kurfürstentums Köln. Hier lassen sich bereits sehr früh Lautverschiebungskennzeichen nach ripuarischem Verteilungsmuster nachweisen (*scheffe, -schaff, tzo, laissen, sloss, maichen, rijch*),²⁰

Hildegard Weber bereits eine Reihe von strukturellen Differenzen zwischen den lokalen Schreibsprachen ermittelt werden, die eine Ost-West-Gliederung der historischen Schreiblandschaft nördlich der Uerdinger Linie erkennen lassen.

²⁰ Vgl. z. B. Meisen (1924/26, 242-248), der das Nebeneinander verschobener und unverschobener Varianten in Christian Wierstraits *Belagerungschronik der Stadt Neuß* von 1476 aufzeigt, wobei die verschobenen Formen quantitativ klar dominieren. In Heinsberg weist bereits die älteste Urkunde von 1286 neben den rheinmaasländischen Formen zahlreiche Ripuarismen auf (*ze 'zu', zui 'zwei' neben te 'zu', teinde 'der Zehnte'; vorsprochen, gebrauch neben sake; breif neben brif, wir; hait/hain; aber hüren*

so dass die schreibsprachliche Grenze zu den in Nordriparianen verwendeten Varietäten zunehmend verschwimmt.²¹

3.3 Außenbeziehungen der rheinmaasländischen Schreibvarietäten

Obwohl die rheinmaasländischen Schreibsprachen bis Mitte des 16. Jhs. ihre regionale Prägung bewahren, finden sich zu allen Zeiten auch Spuren externer Spracheneinflüsse, die zum Teil auf das Wirken von Schreibern auswärtiger Herkunft zurückgehen, teils aber auch als adressatenbezogene Sprachverwendung oder als Orientierung an Prestigevarietäten zu deuten sind. Hierbei ist neben der Ausrichtung am Schreibgebrauch des Kultur- und Wirtschaftszentrums Köln, die im Süden des Rheinmaasraums zu den bereits angedeuteten Ausgleichstendenzen geführt hat, vor allem eine Orientierung an westlichen Vorbildern zu beobachten, während das Westfälische offenbar eine geringere Rolle gespielt hat. Oberdeutsche Einflüsse werden sich vor 1550 nur vereinzelt nachweisen lassen, da auch Köln erst ab Mitte des 16. Jhs. zur Verwendung dieser neuen Schreibvarietät übergeht (Hoffmann/Mattheier 1985, 1854f.).

In der frühen Entwicklungsperiode der rheinmaasländischen Schriftlichkeit ist nicht selten ein paralleler Gebrauch von Schreibvarietäten unterschiedlicher regionaler Prägung zu beobachten. So ist die älteste aus Duisburg überlieferte Urkunde von 1317, in der die Richter, Bürgermeister, Schöffen, Ratsleute und einfachen Bürger feierlich versprechen, den Landfrieden von Bacharach zu halten, in einer ripuarischen Schreibsprache verfasst, während mehrere Duisburger Texte aus den 50er Jahren eine eindeutig westfälische Färbung aufweisen und andere wiederum eine frühe Ausprägung der bodenständigen Schreibsprache repräsentieren.²² Da die Identität der jeweiligen Schreiber unbekannt ist, lässt sich nicht entscheiden, ob das Auftreten exogener Varianten als Orientierung an prestigeträchtigen Schreibvorbildern zu deuten ist oder ob aufgrund der noch rudimentären Ausgestaltung des städtischen Kanzleiwesens auswärtige Schreiber rekrutiert worden waren, die ihren erlernten Schreibusus in die Duisburger Schriftlichkeit eingebracht haben. Im überregionalen Schriftverkehr war

'ihrem' und *ende* 'und'; Janssen o. J., Text Nr. I), und auch die folgenden Urkunden von 1355-1400 sind stark ripuarisch geprägt (ebd., Texte II-XVIII). Nach Angaben von Gillissen (1994, 261f.) bildet *tyd* gegenüber *zyt* in Heinsberg von Beginn an die Minderheitsvariante, während sich *uff* gegenüber *up* erst nach 1550 durchsetzen kann; allerdings werden die Lexeme *offen* und *scheffe* 'Schöffe' bereits im 14. Jh. häufig mit <ff> für {p} realisiert (Janssen o. J., a. a. O.).

²¹ Aufgrund dieser Gemeinsamkeiten zwischen den Schreibsprachen beiderseits der Benrather Linie gibt Eickmans (1998, 39) zu bedenken, „ob nicht der Süden des skizzierten Raumes, das Gebiet also, das die Dialektologie gemeinhin das Südniederfränkische nennt, besser im Zusammenhang einer regionalen Sprachgeschichte des kölnischen Rheinlands behandelt würde“. Gegen eine solche Ausgrenzung der südöstlichen Schreibsprachen aus dem rheinmaasländischen Verbund spricht allerdings die bis ins 16. Jh. festzustellende Bewahrung nicht-ripuarischer Sprachmerkmale.

²² Beispiele für ripuarische Sprachmerkmale in der Duisburger Urkunde von 1317 (abgedruckt in Milz 1989, 231): *seuenzeyn*, *zü*, *scheiffene* statt *seuentien*, *to*, *schepene*, *wir* statt *wy*, *breif* statt *brief*, *dün* statt *doen*, *inde* statt *ende*, *hayn* 'haben', *hait* 'hat' statt *hebben*, *hefft*; 3. Pl.: *seynt*, *horent* statt *sien*, *horen*. – Beispiele für westfälische Merkmale in einer Duisburger Urkunde von 1350 (StA Duisburg, Bestand Herrenstrunden Nr. 115 vom 27.9.1350): *dey*, *hey*, *breyf* statt *die*, *hie/he*, *brief*; Einheitsplural auf *-t/-et*: *wi doyt*, *si seyt*, *si horet*.

offenbar schon früh ein adressatenorientierter Schreibgebrauch üblich, wie de Smet (1985, 22) in Bezug auf die höfische Urkundensprache der Grafschaft Moers feststellen konnte, wo im 14. Jh. „zwei deutlich unterschiedene Schreibsprachvarianten im Gebrauch“ gewesen sind, ein „überlandschaftlicher“, ripuarisch gefärbter Typ und ein regional- bzw. lokalsprachlicher Typ mit einer stärker westlich gefärbten Variante für den Kontakt mit Kleve / Geldern. Eine ähnliches funktionales Nebeneinander von Schreibvarietäten für den internen und externen Gebrauch ließ sich auch für die Urkunden der klevischen Hofkanzlei des frühen 14. Jhs. beobachten (Sternberg 1998, 68f.).

Mit der Konsolidierung der rheinmaasländischen Schreibsprachen gegen Ende des 14. Jhs. geht der parallele Gebrauch verschiedener regionaler Varietäten zurück, doch treten innerhalb der bodenständigen Schreibtraditionen weiterhin allochthone Merkmale auf, deren diachronischer Vergleich Rückschlüsse auf Veränderungen in der überregionalen Orientierung zulässt. So schließt die ostrheinmaasländische Schreibsprache Duisburgs bis etwa 1440 in mancher Hinsicht an westliche Traditionen an, aus denen sie sich jedoch in der Folgezeit zunehmend löst, indem bei Vorhandensein von zwei konkurrierenden Varianten jeweils die mit dem Brabantischen übereinstimmende Variante zugunsten der südlich oder östlich anschließenden Variante oder einer neutraleren Form abgebaut wird: <z> für anlautendes {s} (*zake, zegel*) wird durch <s> ersetzt, <gh> für {g} (*ghe-, daghe, dinghe*) durch <g>, <o> für {u} vor Nasalverbindungen (*ons, onder, hondert*) durch <u> usw.²³ Zugleich ist das Auftreten einzelner ripuarischer Formen festzustellen, das jedoch keiner linearen Entwicklungstendenz folgt, wie das traditionelle Bild der ‚Sprachwelle‘ suggeriert, die von Süden her die Mundarten und Schreibsprachen des Rheinmaaslandes überflutet habe, sondern vielmehr eine dauerhafte Koexistenz von alten und neuen (autochthonen und allochthonen) Merkmalen belegt. So ergibt der diachronische Vergleich von 11 Duisburger Schreibsystemen in Hinblick auf die Kennzeichnung der *k*-Verschiebung in den Lexemen *auch, gleich* und *welch* und im Suffix *-lich* ein äußerst heterogenes Bild (Abb. 6).

Die Verwendung der Graphie <ch> erweist sich als lexemabhängig und zugleich kontextgebunden, ohne dass sich eine generelle Verteilungsregel erkennen ließe. So wird das Lexem *gleich* im Durchschnitt relativ selten mit <ch> realisiert, und hierbei zumeist in offener Silbenposition, während *-lich* deutlich häufiger mit <ch>-Schreibung belegt ist, aber vorwiegend in geschlossener Silbe. Noch auffälliger sind jedoch die großen Differenzen zwischen den Schreibersystemen, die der These einer kontinuierlichen ‚Ripuarisierung‘ der autochthonen Schreibsprache widersprechen. Zwar lässt sich beobachten, dass die frühen Schreiber Everhardus und Egbertus bei der Mehrzahl der ausgewerteten Lexeme die Schreibungen <k>, <c> oder <ck> präferieren, während die Graphemsysteme der letzten beiden Schreiber Weimann und Mercator erwartungsgemäß einen höheren Anteil der Graphie <ch> aufweisen; doch

²³ Auch van der Meer (1949) und Tille (1925) konstatieren für die Venloer bzw. geldrische Schreibsprache im 15. Jh. einen Rückgang von <gh> für {g} (van der Meer, § 97; Tille, § 132). Tille beobachtet darüber hinaus auch einen Rückgang der Schreibung <z> für {s} (§ 149). Für den Übergang von <o> zu <u> für {u} vor Nasalverbindungen vgl. Elmentaler (1998a, 29).

Anteil von <ch> in %	Ev 1390	Egb 1410	LdÄ 1440	LdJ 1480	Alg 1500	Lei 1520	Vis 1530	God 1540	Cor 1550	Wei 1560	Mer 1650
<i>auch</i>	0	0	0	79	0	0	0	53	54	38	98
<i>gleich</i> (g. S.)	0	0	0	50	0	0	0	14	0	10	9
(o. S.)	0	-	0	0	-	0	100	0	50	79	48
<i>welch</i> (g. S.)	0	0	97	-	-	100	-	-	20	50	50
(o. S.)	0	-	100	0	0	79	-	100	0	45	55
<i>-lich</i> (g. S.)	100	100	100	100	100	94	79	20	97	94	96
(o. S.)	0	7	89	89	100	70	83	31	62	94	88
∅	14	21	55	53	40	49	52	36	40	59	63

Abb. 6: Die Verwendung der Graphie <ch> für {k} in den Lexemen *auch*, *gleich* und *welch* und im Suffix *-lich* in den Graphemsystemen von 11 Duisburger Stadtschreibern (Belege in %; Anteile von mindestens 50 % sind durch Grauraster hervorgehoben)

ist bei keinem der Lexeme eine diachronische Entwicklungstendenz erkennbar, sondern vielmehr ein mehrfacher Wechsel zwischen den jeweils konkurrierenden Varianten, die offenbar beide als akzeptabel erachtet wurden. So wird das Lexem *welch* im Verlauf des 15. und 16. Jhs. von drei Schreibern (1440, 1520, 1540) vorwiegend mit <ch>, von fünf Schreibern (1390, 1410, 1480, 1500, 1550) mit <k> oder <ck> realisiert und bleibt bis zum Ende des Überlieferungszeitraums in seiner Schreibung variabel. Dies gilt in ähnlicher Weise für die übrigen Lexeme, wobei dem einzelnen Schreiber offensichtlich auch die Entscheidung, in welchen Fällen er <ch> oder <k> gebrauchte, freigestellt war, so dass sich häufig gegensätzliche Distributionsmuster ergeben.²⁴ Diese Freiheit der Variantenwahl lässt sich für die meisten Lexeme bis zum Ende des Untersuchungszeitraums beobachten; lediglich für *auch* und *-lich* deutet sich im 17. Jh. eine Festlegung auf die <ch>-Variante an, wenngleich auch hier noch begrenzte Variationsspielräume gegeben sind. Von einer ‚Ripuarisierung‘ kann somit für den unmittelbar nördlich der Uerdinger Linie liegenden Schreibort Duisburg bis Mitte des 16. Jhs. nicht gesprochen werden; vielmehr bleibt das Variantenprofil der autochthonen Schreibsprache im Wesentlichen erhalten, bis diese dann in der zweiten Hälfte des 16. Jhs. zunehmend durch rheinfränkische Sprachmerkmale angereichert und schließlich gegen Ende des 16. Jhs. durch eine hochdeutsche Schreibvarietät oberdeutscher Prägung abgelöst wird.²⁵

4. Innersprachliche Verhältnisse

4.1 Veränderungen in der innersystemaren Variation

Die seit dem späten 13. Jh. im Rheinmaasgebiet verwendeten Schreibsprachen sind – ähnlich wie die regionalen und lokalen Varietäten im westfälischen, brabantischen

²⁴ So schreibt Ludger der Ältere (1440) *welch* in beiden Silbenstellungen mit <ch>, dagegen *auch* und *gleich* mit <k, ck>, während sein Sohn Ludger der Jüngere (1480) in genau umgekehrter Weise *welch* (in offener Silbe) mit <k> realisiert und *auch* und *gleich* (in geschlossener Silbe) mit <ch>. Das Schreibsystem von Leising (1520) weist dann wieder das ältere Verteilungsmuster auf.

²⁵ Vgl. Goossens (1984), Mihm (1999b) sowie Mihms Beitrag im vorliegenden Band.

oder ripuarischen Raum – durch ein hohes Maß an graphematischer Variation gekennzeichnet. Die Interpretation dieser innersystemaren Variation stellt eine wichtige Aufgabe der regionalen Sprachgeschichtsforschung dar, da die Variantenverteilung Rückschlüsse auf die Funktionsweise und Entwicklung der rheinmaasländischen Schreibsprachen ermöglicht. Eine Erweiterung oder Verminderung der innersystemaren Variationsmöglichkeiten kann einerseits auf die diatopischen Bezüge einer lokalen Schreibtradition verweisen, andererseits aber auch die Etablierung neuer Stileideale indizieren.

Auf die „diatopische Ausgleichsfunktion“ des Variantengebrauchs weist Mihm (2000a, 380) hin, der im diachronischen Vergleich der frühen rheinmaasländischen Überlieferung (*Servatiusfragmente*, um 1190-1200; *Aiol und Mirabel*, um 1220-40) mit Duisburger Schreibsystemen des 14. bis 17. Jhs. einen deutlichen Anstieg der innersystemaren Graphienvariation feststellen konnte, wobei die stärkste Variation jeweils bei den Variablen auftritt, bei denen „die Kontraste zur ripuarischen, brabantischen oder westfälischen Nachbarregion am größten sind“. Durch die Übernahme allochthoner Graphienvarianten, die neben den angestammten Formen verwendet wurden, sei versucht worden, einen schreibsprachlichen Ausgleich mit den Nachbarregionen herzustellen.

Unabhängig von diesen Tendenzen zum überregionalen Ausgleich spielen jedoch auch stilistische Funktionen beim Variantengebrauch eine wichtige Rolle. Für die rheinmaasländischen Schreibsprachen des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit scheint man im Allgemeinen davon ausgehen zu können, dass eine variantenreiche Schreibweise „als Kennzeichen eines gehobenen Schreibstils geschätzt wurde“ (Mihm 2000a, 381) und verschiedenartige sozio-pragmatische Funktionen in Bezug auf Schreiber, Adressat oder Textinhalt erfüllen konnte (z. B. Selbstdarstellung, Adressatenhonoration, Hervorhebung wichtiger Inhalte). Eine in den Schreibsystemen des späten 15. und frühen 16. Jhs. beobachtbare Tendenz zur Variantenreduktion lässt sich dementsprechend als Indiz für einen (temporären und möglicherweise textsortenspezifischen) Funktionswandel der lokalen Schreibsprache interpretieren: Das herrschende Ideal der Variabilität und stilistischen Vielfalt wird durch das der graphematischen Ökonomie abgelöst (Elementaler 1998a, 25f.). Ein solches Streben nach schreibsprachlicher Vereinfachung und Homogenisierung, das auf eine Adaption lateinischer Stilprinzipien hindeutet und möglicherweise humanistischem Gedankengut verpflichtet ist, kommt in ähnlicher Weise in den zeitgenössischen Orthographielehren der 20er und 30er Jahre des 16. Jhs. zum Ausdruck (Mihm 2000a, 382f.). Von einer schreibsprachlichen „Normierung“ im Sinne einer eindeutigen Festlegung der Graphem-Phonem-Korrespondenzen durch Ausscheidung konkurrierender Varianten (Goossens 1994, 84-86) sind freilich auch die variantenärmeren Schreibsysteme noch weit entfernt.

4.2 Schreibsprachlicher Wandel und Koexistenz graphematischer Systeme

Die strukturellen Veränderungen der bodenständigen rheinmaasländischen Schreibsprachen sind von der bisherigen Forschung nicht systematisch beschrieben worden. Aufgrund ihrer vorwiegend dialektgeographischen Ausrichtung konzentrierte sich das

diachronische Interesse der regionalen Sprachgeschichtsforschung auf den Prozess der ‚Ripuarisierung‘ und ‚Brabantisierung‘, also auf das landschaftliche Vordringen einzelner allochthoner Merkmale,²⁶ während die Entwicklung der rheinmaasländischen Schreibsprachen selbst kaum in den Blick genommen wurde. Die Arbeiten wiederum, die sich primär mit der internen Merkmalsstruktur der autochthonen Schreibsprachen beschäftigen, klammern den zeitlichen Aspekt vielfach aus, so dass auch Untersuchungen, die auf einem zeitlich ausgedehnteren Textkorpus basieren, diachronische Fragestellungen oftmals nur am Rande behandeln.²⁷

Dass jedoch eine solche Ausblendung der zeitlichen Dimension dem empirischen Befund der spätmittelalterlichen Schreibsprachen keineswegs gerecht wird, zeigt bereits ein oberflächlicher Vergleich dreier kurzer, am selben Ort (Duisburg) entstandener Texte,²⁸ die trotz der Identität von Textsorte (innerstädtische Rechtssetzung), Adressat (Rat und Bürgerschaft), Schreiberstatus (oberster Stadtsekretär) und Textinhalt (Verordnung über die Aufkündigung der Bürgerrechte) eine Vielzahl von graphematischen Differenzen aufweisen (*nyemant / nymantz, burger / borger, sijn / syn / synn, opseggen / vpseggen, he / hye / hie, kome / koeme, vur / voir, burgermester / Burgermeyster / Burgermeister, end / ind / vnd, rait / Raidt* etc. (vgl. Abb. 7).

Eine detaillierte Analyse derartiger diachronischer Differenzen im Schreibbus einer städtischen Kanzlei wurde erstmals im Rahmen des Duisburger Forschungsprojekts vorgenommen, auf das bereits mehrfach Bezug genommen wurde. Als Untersuchungskorpus wurden im Wesentlichen Textstichproben von acht Duisburger Stadtsekretären zugrunde gelegt, deren individuelle Graphemsysteme einzeln rekonstruiert und anschließend miteinander verglichen wurden. Aufgrund dieser diachronischen Kontrastierungen konnten in einer Reihe von Fällen lineare Veränderungen innerhalb der lokalen Schreibvarietät nachgewiesen werden, an denen sich exemplarisch die Erscheinungsformen des Wandels historischer Schreibsprachen im Rheinmaasraum studieren lassen. Hierzu zählen neben den bereits diskutierten Prozessen der innersystemaren Variantenvermehrung und -reduktion (Kap. 4.1) vor allem Veränderungen im Graphieninventar wie das Verschwinden einzelner, für die ältere Schreibtradition charakteristischer Graphien (z. B. <ncg>, <ay>, <oy>) und Verände-

²⁶ Viele der älteren Arbeiten verstehen sich ausdrücklich als Versuch, die von Frings rekonstruierte Überschiebung der autochthonen Dialekte im südlichen Rheinmaasraum, den „gewaltigen Kampf des Südens gegen den Norden“ (Meisen 1924/26, 201), anhand der schriftlichen Überlieferung zu stützen und präziser zu datieren (so Teuchert 1921, Scheben 1923, Scheurmann 1924, Tille 1925); aber auch die meisten neueren Arbeiten bleiben dieser Fragestellung verhaftet und konzentrieren sich vor allem auf das Vordringen der als typisch ripuarisch bzw. brabantisch geltenden Schreibformen, so etwa Gillessen (1994), Cornelissen (1994), Cain (1993), de Smet (1989) u. a.

²⁷ Cornelissen (1994, 59) behandelt den von ihm untersuchten Zeitraum 1301-1375 explizit als „synchronen Schnitt“. Janssen (o. J.) untersucht die Flexion in Heinsberger Texten von 1286-1429, ohne auf diachronische Aspekte einzugehen. Ähnliches gilt auch für die Arbeiten zu Oudenbiezen (1280-1344; Cappaert 1969), Tongeren (1340-1389; Noldus o. J.), Hasselt (1392-1461; Dewil 1954), Herzogenrath (1358-1467; Augustus 1965), in denen sich ebenfalls nur sporadisch Bemerkungen zu diachronischen Veränderungen der Schreibsprache im jeweiligen Untersuchungszeitraum finden.

²⁸ Quellennachweise: Everhardus: ‚Holtdingbuch‘, StA Dbg. Best. 10A/155, f. 14^v; Leising: Stadtrecht von 1518, StA Dbg. Best. 10A/102, f. 8^v; Weimann: Stadtrecht von 1561, StA Dbg. Best. 10A/105, f. 15^v. Kürzelaufösungen sind durch Kursivierung gekennzeichnet.

Everhardus (1398)

Oyc ys vort verkuert, dat nyemant van onsen burgeren sijn borchrecht opseggen ensal, he enkomte vur die burgermestere end den rait end segge, wie syne saeken gelegen sijn; düncd dan den burgermester end dem rade, dat syne saeken so gelegen sijn, dat it guet gedaen sy, so müecht sie em oirloff geuen, siin borchrecht optegeuen; mer wie hir bauen syn borchrecht opsech[te], die sal gebruct hebben xxiiii rijnsch gulden, vnsem heren dat derdeel, dat hiet ynricht, as men des gesint, end die stat twedel.

Leising (1518)

Dye burgerschap buyten oirloff der Burgermeystere nyt vp tseggen

Item Nyemant en sall syn borger recht vpseggen, hie enn koeme irst voir den Burgermeyster ind Raidt ind segge, woe syne saecken gelegen synt; bedunckt den Burgermeysteren ind Rade dan, dat syne saecken alsoe gelegen synt, dat ydt guedt gedaen sy, Soe moegen sye om oirloff geuen, syn borger recht vp toe seggen. Meer wye hyr en boeuen syn borch recht vp sechte, dye sall gebroect heben xxiiii Rynsche golden gulden.

Weimann (1561)

Die Burgerschap buiten oirloff Burgermeister vnnd Rait nit vpteseppen

Nymantz sall synn Burgerrecht vpseggen, hie enn koeme irst voir denn Burgermeister vnnd Raidt vnnd die vrsache derhaluenn, vnnd wo syne sache gelegenn is, angeue. Bedunckt dann Burgermeistern vnnd Raidt vurschreuen die vrsache erheblich vnnd angeneem to synn, moegen sie Ime oirloff geuenn, syn burger recht vptoseppenn. Wer wie hijrbouen synn Burgerrecht vpsechte, die sall verbroickt hebbenn xxiiii golde rinsche gulden.

Abb. 7: Verordnung über die Aufkündigung der Bürgerrechte aus drei Duisburger Handschriften von 1398, 1518 und 1561

rungen im Graphemgebrauch, so z. B. im Bereich des Konsonantismus die zwischen 1380 und 1420 vollzogene Ablösung des Graphems $\langle f \sim \{-b\} \rangle$ (*half, brief*) durch das Graphem $\langle ff \sim \{-b\} \rangle$ (*halff, brieff*), die ab 1520 zu beobachtende Durchsetzung des Graphems $\langle f \sim \{-f\} \rangle$ (*faeren, fremt*) gegenüber älterem $\langle v \sim \{-f\} \rangle$ (*vaeren, vremt*) oder der etwa zur gleichen Zeit eintretende Rückgang von $\langle c \rangle$ (gegenüber $\langle ck \rangle$) für auslautendes $\{-k\}$ (*marc, boec > marck, boeck*), sowie im vokalischen Teilsystem z. B. die Ablösung von $\langle ij \sim \{i\} \rangle$ durch $\langle y \sim \{i\} \rangle$ (um 1500) und der Wechsel von $\langle ey \sim \{ai\} \rangle$ zu $\langle ei \sim \{ai\} \rangle$ (um 1550).³⁰ Darüber hinaus lassen sich seit dem 15. Jh. in einigen Bereichen Ansätze zu einer Standardisierung der Wortschreibung beobachten. So wird die in den älteren Quellen belegte Graphienvariation bei den ehemaligen

²⁹ Als „Graphem“ wird hier die Zuordnung einer Graphie zu einer Lautposition definiert. Unter einer „Lautposition“ wird die phonisch noch undefinierte Einheit eines idealisierten lauthistorischen Referenzsystems verstanden, das auf dem rekonstruierten Lautsystem des Westgermanischen basiert. Lautpositionen werden in geschweiften Klammern wiedergegeben, Graphien in spitzen Klammern; die das Graphem konstituierende Verbindung von Graphie und Lautposition wird durch eine Tilde gekennzeichnet.

³⁰ Ähnliche Beobachtungen finden sich auch bei Tille (1925) und van der Meer (1949) in Bezug auf die Schreibsprache des Herzogtums Geldern und der Stadt Venlo; so z. B. zum Rückgang von $\langle ay, oy \rangle$ (van der Meer, § 255), zur Durchsetzung von $\langle ff \rangle$ für $\{-b, -f\}$ (van der Meer, §§ 245-246; Tille, §§ 120/6 u. 140/6), von $\langle f \rangle$ für $\{-f\}$ (van der Meer, § 18; Tille, § 140/1), von $\langle ck \rangle$ für $\{-k\}$ (Tille, § 113/7; dagegen keine Entwicklung in Venlo, nach van der Meer, § 84).

Kurzvokalen vor spezifischen Konsonantenverbindungen (*woerde / worde, goilt / goylt / golt, seynden / seinden / senden, reichter / richter*) zunehmend eingeschränkt, wobei sich jeweils die monographischen Schreibungen als Standardvarianten durchsetzen,³¹ und im Rückgang von Kontraktionen wie *opter* 'auf der', *oppen* 'auf den', *hiet* 'er es', *sies* 'sie dessen', *thom* 'zu dem' zugunsten der etymologischen Vollformen *op der, op den, hie et, sie des, tho dem* wird eine Tendenz zu einer durchgängigen Wortsegmentierung sichtbar.

Everhardus 1390			Egbertus 1410		
<ij>-<y>	<uy>-<u>	<ue>-<u>	<ij>-<y>	<ue>-<u>	<uy>-<u>
<ie>	<ue>-<ue,oe,u>	<oy>	<ie>	<oi,ue>-<o,u>	<oe>-<o>
<e>	<oe>	<oe>-<o>	<ee>-<e>	<oe>-<o>	<oe>-<o>
<ey>	<oe>	<oe>	<ey>	<oe,oi>-<o>	<oe>-<o>
	<ae>-<a>			<ae,ai>-<a>	
Ludger der Ältere 1440			Ludger der Jüngere 1480		
<ij>	<uy>	<uy>	<ij>-<ie>	<ue>	<uy>
<ie>	<oe>-<oi>	<oi>	<ie>	<ue>	<ue>
<ei>-<e>	<oi>	<oe>-<oi>	<ee>-<e>	<oi>-<oe>	<oi>-<oe>
<ey>-<e>	<oi>-<o>	<oi>	<ey>	<oe, oi, o>	<oi>
	<ae>-<ai>			<ae>-<a>	
Algert 1500			Leising 1520		
<y>	<uy>	<uy, ue>	<y>	<uy>	<uy>
<ie>	<ue>	<oe>	<ye>	<oe>	<oe>
<ei>-<e>	<oe>	<oe>	<ee>-<e>	<oe>	<oe>
<ei, ey>	<oe>	<oe, oi>	<ey>	<oe>	<oe>
	<ae>-<a>			<ae>	

wgerm. Referenzsystem

1. {i} {û/iu} {û}
2. {ê/eo} {ô} {ô}
3. {ai/â} {âu} {au}
4. {ai} {âu} {au}
5. {â}

Abb. 8: Vergleich der Graphemsysteme von sechs Duisburger Stadtschreibern im Bereich des Langvokalismus (Angabe der Leitgraphien)

In zahlreichen Fällen ließ der diachronische Vergleich der Graphemsysteme jedoch Zweifel daran aufkommen, ob die beobachteten Unterschiede tatsächlich einen Schreibsprachwandel im Sinne einer gerichteten Entwicklungstendenz kennzeichnen. Die interpretatorischen Schwierigkeiten lassen sich am Beispiel der Langvokalsys-

³¹ Vgl. zum Rückgang von Digraphien für ehemalige Kurzvokale vor spezifischen Konsonantenverbindungen in Venlo: van der Meer (1949, §§ 105, 107-108, 122 u. ö.), in der geldrischen Urkundensprache: Tille (1925, §§ 11/3, 18/2-3, 24/3, 26-27, 29/3-4 u. ö.). Zur Funktion dieser Digraphien in den älteren Schreibsprachen vgl. Elmentaler (1999).

teme der sechs zwischen 1390 und 1520 in Duisburg tätigen Stadtsekretäre veranschaulichen (vgl. Abb. 8).³²

Die Differenzen zwischen den sechs Schreibsystemen lassen in den meisten Bereichen keine klare Entwicklungsrichtung erkennen. So wird die Lautposition {û/iu} in geschlossener Silbe in wechselnder Folge durch die Leitgraphien <uy> und <ue> realisiert (um 1390, 1440, 1500, 1520 wird vorwiegend <uy> geschrieben, z. B. *huysken* 'Häuschen', *duyr* 'teuer'; um 1410 und 1480 vorwiegend <ue>: *huesken*, *duer*), und ein vergleichbarer Graphienwechsel zeigt sich auch bei einigen anderen Lautpositionen wie {ô} (z. B. Wechsel von *vueren* – *voiren* – *voeren* 'führen'), {ô} (z. B. *doyn* – *doen* – *doin* – *duen* 'tun') und {ai/â} (z. B. *mer* – *meer* – *meir* 'aber'). In der lokalen Schreibsprache lässt sich somit im Vergleich der Graphemsysteme eine diachronische Alternanz zwischen mehreren konkurrierenden Schreibweisen konstatieren. Neben der inner-systemaren Variation von Schreibvarianten hat es offensichtlich auch eine inter-systemare Variation gegeben, die dadurch zustande kam, dass die einzelnen Schreiber die Freiheit besaßen, dieselbe historische Lautposition durch jeweils unterschiedliche Graphien zu bezeichnen.

Diese ‚idioskriptale Lizenz‘ der Schreiber erstreckt sich aber nicht nur auf die Wahl des jeweiligen Graphems, also der spezifischen Zuordnung von Graphien und Lautpositionen, sondern erlaubt auch eine jeweils unterschiedliche Ausschöpfung der Möglichkeiten zur graphematischen Klassengliederung:

- Reihendifferenzierung: Die Langvokalpositionen der ersten und zweiten Reihe stehen in einigen Schreibsystemen in graphematischer Opposition (1390, 1440, 1500, 1520), während in anderen Systemen Tendenzen zu einer graphematischen Kollision von {î} und {ê/eo}, {û/iu} und {ô} sowie {û} und {ô} zu beobachten sind (vor allem 1480). Auch die Differenzierung der zweiten und dritten Reihe ist in den einzelnen Systemen unterschiedlich stark ausgeprägt (durchgängige Opposition: 1390, 1480; Kollision im mittleren und hinteren Bereich: 1520).
- Umlautkennzeichnung: Die Lautpositionen {ô} (= wgerm. *ô* vor Umlautfaktor) und {ô} (= wgerm. *ô* ohne Umlautfaktor) werden teils differenziert (1390, 1500), teils fallen sie zusammen (1480, 1520).
- Silbenspezifische Differenzierung: Die Langvokale in geschlossener und offener Silbe werden von Egbertus (1410) fast durchgängig graphematisch differenziert (in 11 von 13 Lautpositionen), von Leising (1520) dagegen nur bei der Lautposition {ai/â}, während sich die übrigen Systeme zwischen diesen beiden Polen bewegen.

Aufgrund der zeitlichen Nähe der Schreiberstichproben und des Fehlens einer gerichteten Entwicklungstendenz lassen sich auch diese strukturellen Differenzen zwischen den sechs idioskriptalen Systemen nicht als schreibsprachlicher Wandel interpretieren; vielmehr sind sie als Indiz dafür zu werten, dass es in der oberschichtigen

³² Angegeben ist jeweils die für eine Lautposition ermittelte Leitgraphie. Falls mehrere Graphienvarianten in etwa gleicher Frequenz verwendet werden, werden die häufigsten Varianten angeführt. Im Falle einer unterschiedlichen Realisation der Vokale in geschlossener und offener Silbe werden die jeweils verwendeten Leitgraphien oder Varianten getrennt angegeben. Beispiel: Die Angabe <ae,ai>-<a> als Entsprechung der Lautposition {â} besagt, dass {â} in geschlossener Silbe durch die Graphien <ae,ai> realisiert wird, in offener Silbe dagegen vorwiegend durch die Leitgraphie <a>.

Schreibsprache rheinmaasländischer Städte eine langfristige Koexistenz verschiedener graphematischer Systeme gegeben hat. Hierbei mag die Ausrichtung an unterschiedlichen Schreibvorbildern eine Rolle gespielt haben, doch ist auch die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass die Schreiber eine jeweils unterschiedliche ‚Rasterung‘ des Gesprochenen vornehmen oder sich auf unterschiedliche Ausprägungen der ober-schichtigen Sprechvarietät beziehen (Elementaler 2000a).

Zieht man zum Vergleich die ältere Überlieferung im nordwestlichen Sprachraum heran, dann wird deutlich, dass es eine solche Parallelität verschiedener Schreibsysteme schon in der Frühphase der rheinmaasländischen Schriftlichkeit gegeben haben muss. Van Ginneken (1938, 4) Differenzierung einer ‚einfachen‘ und ‚doppelten‘ Schreibweise („enkele“ vs. „dubbele schrijfwijze“) lässt sich als ein erster Ansatz verstehen, diese Koexistenz graphematischer Traditionen zu charakterisieren, der sich allerdings noch ausschließlich auf die äußere Graphienform bezieht. Einen strukturellen Zugriff bietet dagegen Mihms (2000b) am Beispiel des Vokalismus vorgenommene idealtypische Unterscheidung von „lautdifferenzierenden“ Schreibsystemen, in denen die phonischen Einheiten der Bezugsvarietät relativ feinrastrig abgebildet werden, und „lautabstrahierenden“ Systemen, die sich im Extremfall auf den Gebrauch der fünf monographischen Vokalgraphien <a>, <e>, <i>, <o> und <u> beschränken, so dass zahlreiche Phoneme graphematisch zusammenfallen.³³ Unter den rheinmaasländischen Quellen des 12. und 13. Jhs. entspricht das Vokalsystem der *Servatiusfragmente* (Hs. F) eher dem lautabstrahierenden Typus (mit nur 7 graphematischen Klassen), während das System des *Aiol* mit 18 vokalischen Graphemklassen bereits eher den lautdifferenzierenden Typus repräsentiert (Mihm, ebd.). Wie am Beispiel der Duisburger Langvokalsysteme zwischen 1380 bis 1520 (Abb. 8) gezeigt werden konnte, lassen sich bis ins 16. Jh. und darüber hinaus Repräsentanten dieser beiden Grundtypen graphematischer Systeme finden, die in einer lokalen Schreibtradition nebeneinander bestehen konnten, wobei sich durch die Spezifizierung der jeweiligen graphematischen Klassenbildung in Hinblick auf die vertikale Differenzierung von Lautreihen, die horizontale Differenzierung von palatalen und velaren Vokalen, die silbenspezifische Differenzierung oder die folgekontextspezifische Differenzierung zusätzliche qualitative Klassifikationskriterien ergeben.

4.3 Möglichkeiten lautlicher, lexikalischer und syntaktischer Rekonstruktionen

Traditionell besteht ein zentrales Anliegen der Sprachhistoriographie darin, aus der schriftlichen Überlieferung Rückschlüsse auf Strukturen und Veränderungen der gesprochenen Sprache zu ziehen.³⁴ Dies gilt auch für die rheinmaasländische Sprachgeschichtsforschung, die sich hierbei, da sie ihre wesentlichen Impulse zunächst durch die wegweisenden Arbeiten der dialektgeographischen Schule erhalten hatte – Frings selbst regte, nach anfänglichen Bedenken gegenüber einer Auswertung der

³³ Ein solches System mit nur fünf Vokalgraphien lässt sich z. B. für den *Niederdeutschen Glauben* (ca. 1150-1200) rekonstruieren, vgl. Mihm (2000b).

³⁴ Vgl. Sonderegger (1983, 1526f. u. 1533-1535), Debus (1983, 932 u. 941) sowie Reichmanns (1998, 15) umfangreichen Themenkatalog für „eine auf die Geschichte der Sprechsprache bezogene Historiolinguistik“.

schriftlichen Überlieferung,³⁵ die Untersuchungen zur Urkundensprache der Herzogtümer Jülich, Berg und Geldern an – vor allem auf das Problem der Erschließung historischer Lautgegebenheiten konzentriert hat, während die Verhältnisse im Bereich der Syntax, Morphologie und Lexik weniger intensiv untersucht wurden. So ist die Syntax der historischen Schreibsprachen des Rheinmaasraums bislang weitgehend unerforscht geblieben,³⁶ und auch text- und pragmlinguistische Arbeiten sind rar, obwohl die Analyse des reichhaltigen Verwaltungsschrifttums aus dem 15. und 16. Jh. nicht nur neue Möglichkeiten für eine genauere Klassifikation historischer Textsorten eröffnen würde,³⁷ sondern auch Aufschluss über die kommunikative Funktion syntaktischer und diskursiver Strukturen in der gesprochenen Sprache des Rheinmaasraums geben könnte, etwa durch die Analyse von Textpassagen mit Wiedergaben mündlicher Rede, wie sie sich z. B. in Gerichtsprotokollen finden (Mihm 1995a; 1995b; Rösler 1995; 1997b). Etwas günstiger stellt sich die Forschungslage für den Bereich der Morphologie dar, wengleich sich die meisten Untersuchungen auf die Verbflexion und das Pronominalsystem beschränken und nur wenige darüber hinausgehende Beschreibungen morphologischer Systeme vorliegen, die zudem kaum Rückschlüsse auf gesprochensprachige Verhältnisse zulassen.³⁸ Die vorliegenden Untersuchungen zur Lexik schließlich beziehen sich teils auf die stark formalisierte Urkundensprache³⁹, teils auf die rheinmaasländische Glossarienüberlieferung des 14. und 15. Jhs. (z. B. *Glossarium Bernense*, Anfang 14. Jh.; *Glossarium Harlemense*, um 1440/50; *Teuthonista*, 1477)⁴⁰, deren Analyse jedoch weniger über den Wortschatz und die Wortgeographie der historischen Dialekte Aufschluss gibt, sondern in erster Linie wissenschaftsgeschichtliche Einblicke in die Praxis der spätmittelalterlichen

³⁵ Vgl. Frings/van Ginneken (1919, 105), Frings (1921, 9f.).

³⁶ Eine positive Ausnahme bildet Jacob van Ginnekens Untersuchung zum *Taalschat van het Limburgsche Leven van Jesus* (1938), die einen ausführlichen Syntexteil enthält (151-271).

³⁷ Möglich wäre hier etwa eine Anknüpfung an Stegers (1998, 293-296) am Beispiel Straßburgs erarbeiteter Klassifikation von Textsorten der frühneuzeitlichen Verwaltung, deren Anwendbarkeit auf die pragmatische Überlieferung rheinmaasländischer Kanzleien zu prüfen wäre. Für den mittelniederdeutschen Raum sei auf die soziopragmatischen Studien von Rösler (1997a) und Tophinke (1999) verwiesen, die sich am Beispiel von Quellenmaterial aus dem Bereich der Handelsschriftlichkeit mit dem Problem der Rekonstruktion historischer Kommunikationsformen und Textstrukturen beschäftigen.

³⁸ Zur Verbflexion vgl. z. B. die Arbeiten von Cappaert (1969, 1-32), Moors (1952, 417f.), Augustus (1965, 92-99). Umfassendere morphologische Untersuchungen zu rheinmaasländischen Texten bieten Tille (1925, 158-189), Scheben (1924, 62-107), Janssen (o. J., Teil B, 1-69), Overgoor (1965, 65-126) sowie Kern (1895, 88-166) in seinen Untersuchungen zu den *Limburgschen Sermoenen* und van Ginneken in der Studie über *Het Leven van Jesus* (1938, 67-150). Für den Gebrauch der Pronomina ist für den Zeitraum bis 1300 auf Zelissens (1969) einschlägige Untersuchung zu verweisen; über die Verhältnisse in späterer Zeit geben viele der hier zitierten Einzelstudien Auskunft.

³⁹ Vgl. z. B. Moors (1952, 345-367), Augustus (1965, 100-108). Oftmals werden lexikologische Fragen nur insoweit berührt, als sie zur Erhellung allochthon motivierter Wandlungsprozesse beitragen; so beschränkt sich z. B. die Arbeit von Otten (1977, 86-107) auf die Beschreibung des „Lexemersatzes“, der Verdrängung heimischer Lexeme durch ihre hochdeutschen Entsprechungen (*boven* > *uber*, *achter* > *hinder*).

⁴⁰ Herausgegeben von de Man/van Sterkenburg (1977), van Sterkenburg (1973), Verdam (1896).

Lexikographie vermittelt.⁴¹ Die Analyse des Wortschatzes lokal gebundener und möglichst dialektnaher Textquellen bildet somit ein Desiderat der historischen Lexikologie des Rheinmaasländischen.

In Anbetracht dieser Forschungssituation erscheint es am lohnendsten, die Möglichkeiten und Grenzen der Rekonstruktion gesprochener Sprache im Rheinmaasländischen des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit am Beispiel der phonetisch-phonologischen Ebene zu diskutieren, da die Erschließung historischer Lautverhältnisse in der regionalen Sprachhistoriographie relativ häufig intendiert worden ist. Wie jedoch bereits Simon van der Meer in seinem Aufsatz über die *Problematiek der Limburgse Isoglossen in de Middeleeuwen* (1947, 16f.) feststellt, waren insbesondere in älteren Untersuchungen die zugrunde gelegten Quellen für eine lauthistorische Interpretation vielfach denkbar ungeeignet, denn statt der Handschriften wurden sprachlich unzuverlässige Editionen des 19. Jhs. verwendet, anstelle lokal gebundener Quellen wurden Urkunden der herzoglichen Kanzleien herangezogen, die aufgrund ihrer regionalen und überregionalen Ausrichtung kaum Rückschlüsse auf dialektale Lautverhältnisse zulassen, auf eine präzise Datierung und Lokalisierung der Quellen wurde häufig verzichtet, und schließlich wurde oftmals die spätmittelalterliche Territorialstruktur als Kriterium für die Quellenauswahl angesetzt, so dass Texte aus ganz unterschiedlichen Dialektgebieten zu einem Korpus zusammengefasst wurden.

Ausgehend von seiner Kritik an der älteren Forschung formuliert van der Meer einige Bedingungen für die Rekonstruktion phonischer Gegebenheiten aus schriftlichen Quellen, deren grundlegende Bedeutung auch aus heutiger Sicht nachdrücklich hervorzuheben ist, so etwa die Beschränkung des Textmaterials auf innerstädtische Originalquellen, die Durchführung diachronischer Längsschnittuntersuchungen und die Interpretation des graphematischen Befundes im ständigen Vergleich mit dem Lautstand der rezenten Mundarten. In seiner Arbeit über die historische Schreibsprache von Venlo (1949) versucht van der Meer dieses Programm umzusetzen, indem er den Schreibgebrauch der internen Venloer Schriftlichkeit zwischen 1320 und 1543 konsequent mit dem Lautstand des rezenten Lokaldialekts kontrastiert (§§ 1, 12 u. 274), um Isoglossenverschiebungen im Venloer Raum nachzuweisen (§§ 30, 226, 262 u. 271). Seine phonischen Interpretationen bleiben jedoch letztlich spekulativ, da der Nachweis struktureller Äquivalenzen zwischen Schreibsprache und Dialekt nicht erbracht wird, sondern nur eine isolierte Ausdeutung einzelner Graphien erfolgt; eine Vorgehensweise, die auch noch jüngere Arbeiten wie die Studie von Wethlij (1980) über *Tekengebruik en klankinformatieve waarde bij de vocaalspelling in de Sittardse oorkonden* kennzeichnet.

Eine Möglichkeit, hier zu gesicherteren Erkenntnissen zu gelangen, bieten strukturelle Analyseverfahren, die den Nachweis kontextabhängigen Schreibens ermöglichen und Rückschlüsse auf zugrunde liegende Lautdifferenzen erlauben.⁴² Durch Anwen-

⁴¹ So in den Untersuchungen von van Sterkenburg (1975) über das *Glossarium Harlemense* und von Bellaard (1904) und Eickmans (1986) über den *Teuthonista*.

⁴² Überlegungen, die in eine ähnliche Richtung gehen, finden sich gelegentlich schon in älteren Arbeiten, führten dort jedoch nicht zur Ausarbeitung eines konsistenten Untersuchungsverfahrens. So betont bereits Holmberg (1925, 73) nachdrücklich, der Wert einzelner Graphien sei „nur im Zusammenhang mit

derung eines derartigen Untersuchungsverfahrens auf Duisburger Texte konnte nachgewiesen werden, dass die Schreiber bei der Graphienverwendung durchaus phonische Differenzierungen der gesprochenen Bezugsvarietät wiedergegeben haben müssen, wie an einem Beispiel demonstriert werden kann, das die Realisierung der alten Langvokale und Diphthonge im mittleren und hinteren Bereich betrifft (Abb. 9).

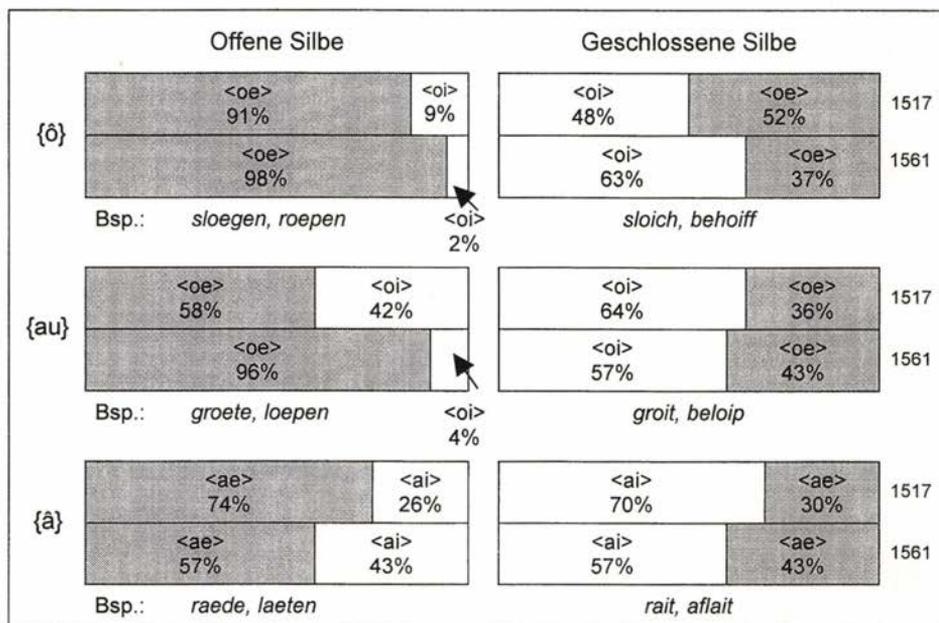


Abb. 9: Silbenspezifischer Graphienwechsel im Bereich der alten Längen und Diphthonge in zwei Duisburger Schreibsystemen (Wassenberch 1517, Weimann 1561)

In Bezug auf die Wiedergabe von {ô}, {au} und {â} lässt sich in zwei Duisburger Schreibsystemen des 16. Jhs.⁴³ ein silbenspezifischer Digraphenwechsel beobachten, dem im rezenten Dialekt ein allophonischer Wechsel zwischen Vokalen mit ‚Träglichkeitsakzent‘ in geschlossener und einfachen Langvokalen in offener Silbe entspricht (Elementaler 1998b). Während in geschlossener Silbe vorwiegend die Varianten auf *-i* verwendet werden, dominieren in offener Silbe die Digraphien auf *-e*. Da dieser statistisch signifikante Unterschied in der silbenspezifischen Realisierung der alten Längen und Diphthonge auch innerhalb desselben Lexems auftritt (*groit* vs. *groete*, *lait* vs. *laeten*) und daher nicht auf den Einfluss der graphischen Umgebung zurückgeführt werden kann, kann gefolgert werden, dass die Schreiber mit der Alternanz von *-e* und

der sonstigen orthographie der betreffenden quellen zu beurteilen, und auch so ist nicht immer sicher zu entscheiden, was sie bedeuten“.

⁴³ Textgrundlagen: *Die Chronik des Johann Wassenberch* (ediert in Mihm 1981); Duisburger Stadtrecht von 1561 (vgl. Anm. 28).

-i eine silbenabhängige Aussprachedifferenz in der ober-schichtig gesprochenen Varietät zum Ausdruck gebracht haben. Die Analyse der schreibsprachlichen Überlieferung erlaubt somit in diesem Fall den sprachhistorischen Nachweis einer bislang nur aus den rezenten Mundarten bekannten Lauterscheinung, ein Verfahren, das auch für die Untersuchung anderer rheinmaasländischer Dialektareale gewinnbringend eingesetzt werden könnte.⁴⁴

⁴⁴ Ein weiteres Beispiel für eine derartige Kennzeichnung phonischer Differenzen in der historischen Duisburger Schreibsprache wird in Elmentaler (1999) diskutiert.

Westfälische Sprachgeschichte von 1300 bis 1500

1. Einleitung
2. Der Schreibsprachenwechsel vom Latein zum Mittelniederdeutschen
3. Sprachausbau im 15. Jahrhundert
4. Das westfälische Schreibsprachenareal
 - 4.1 Abgrenzung nach außen
 - 4.2 Sprachliche Kennzeichen der regionalen westfälischen Schreibsprachen
 - 4.3 Zeitliche Variation
 - 4.4 Schichtenspezifische Variation
5. Sprachkontakte
6. Gesprochene Sprache

1. Einleitung

Der Beitrag versucht, die sprachlichen Verhältnisse Westfalens im 14. und 15. Jh. zu beschreiben. Kurz vor bzw. um 1300 erscheinen in Westfalen – nach einer fast vollständigen Unterbrechung von rund 200 Jahren – Texte in niederdeutscher Sprache. Der Prozeß des Schreibsprachenwechsels vom Latein zur Volkssprache erfasst den westfälischen Raum; neben das Latein treten westfälische Varietäten. So entsteht – als eine der regionalen Sprachlandschaften des Niederdeutschen – ein westfälischer Schreibsprachenraum. In ihm kommt es um 1360/70 zu Konsolidierungsprozessen. Im 15. Jh. geht der Sprachausbau des Westfälischen weiter.

Zur Rekonstruktion des Sprachgebrauchs werden die sprachlichen Varietäten mit gesellschaftlichen Gruppen und funktionalen Anlässen in Beziehung gesetzt. Neben der schriftlichen ist auch die mündliche Sprachpraxis zu rekonstruieren. Für den Bereich der Sprachbewusstseinsgeschichte sind in diesem Zeitraum keine Aussagen möglich; es ist von der prinzipiellen Gleichwertigkeit der volkssprachigen Varietäten auszugehen.

In der Zeit nach 1500 wird der Grund für die folgende Epoche der westfälischen Sprachgeschichte gelegt, den Schreibsprachenwechsel vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen.

2. Der Schreibsprachenwechsel vom Latein zum Niederdeutschen

Im Bereich der Schriftlichkeit bildet die mittlere Sprachstufe des Niederdeutschen in Westfalen, das Mittelwestfälische, keine kontinuierliche Fortsetzung des Altwestfälischen. Nach dem Ende der altwestfälischen Überlieferung im 11. Jh. wurde etwa 200 Jahre, bis kurz vor bzw. um 1300, fast ausschließlich lateinisch geschrieben.¹

„Differenzierung und Komplizierung des öffentlichen Lebens führten dazu, daß der mündliche Verkehr als ungenügend erfahren und durch die schriftliche Kommunikation ergänzt oder ersetzt wurde“ (Moser 1985, 1400). Das Bedürfnis nach Sicherheit

¹ Vgl. den Beitrag von Thomas Klein in diesem Band.

führte zur schriftlichen Fixierung der rechtlichen, administrativen und wirtschaftlichen Entscheidungen. Neben die geistliche und die fürstliche Schriftlichkeit trat in den Städten nach 1200 die des Rates. Das lateinische Stadtrecht von Soest, die sog. „alte Kuhhaut“, stammt aus der Zeit zwischen ca. 1200 und ca. 1260. Doch maß man im 13. Jh. mündlichen Abmachungen noch größere Bedeutung bei als schriftlichen Verträgen. *Vox viva plus valet quam scriptura*, heißt es in einer westfälischen Urkunde von 1269 (WUB 3, Nr. 834).

Der Verschriftlichungsprozess – mit den Schreibbedürfnissen der Schichten, die nicht über ausreichende Lateinkenntnisse verfügten – bewirkte den Schreibsprachenwechsel vom Latein zur Volkssprache. Neben das Latein traten lokale westfälische Schreibsprachen. Diese drängten das Latein in immer mehr Schreibdomänen zurück.

Was die Gründe des Wechsels speziell für den niederdeutschen Raum anbelangt, hat Gerhard Cordes einmal geäußert: „Man möchte versucht sein, die Frage, warum Niederdeutschland zur dt. Uk. übergeht, zu beantworten: weil es im Südwesten, Westen und Süden geschehen ist“ (Cordes 1959, 65). Der Wechsel findet im niederdeutschen Gebiet später statt als im niederländischen Westen und im hochdeutschen Süden. Innerhalb Niederdeutschlands beginnt der Übergang zur Volkssprache in Westfalen später (vor bzw. um 1300) als in Ostfalen (erste Hälfte des 13. Jhs.) und im Nordniederdeutschen (Mitte des 13. Jhs.). Als in Westfalen der Wechsel zur volkssprachigen Urkunde einsetzt, ist dies in allen benachbarten Schreibsprachlandschaften bereits geschehen. Die niederdeutschen Sätze in einer lateinischen Urkunde der Äbtissin des Klosters Weddinghausen bei Meschede von 1207 (Korlén 1945, 92-94) – zusammen mit den Marienfelder Glossen sind sie das älteste Zeugnis in mittelniederdeutscher Sprache – stellen einen Einzelfall dar. Mit Sicherheit aus dem 13. Jh. stammen die Ravensberger Urkunde von 1292 (Korlén 1945, 112-115) und die Urkunde Hermanns von Neheim von 1294 (WUB 7, Nr. 2317). Die Dortmunder Handschrift des fränkischen Landfriedens ist frühestens 1281 entstanden, kann aber jünger sein. Die übrigen von Korlén besprochenen westfälischen Texte sind nicht genau zu datieren; sie gehören der Wende vom 13. zum 14. bzw. dem 14. Jh. an. Es handelt sich meist um kurze Rechtstexte; umfangreichere literarische Denkmäler sind die aus Südwestfalen stammenden Psalmen (Rooth 1919) und Breviertexte (Rooth 1969). Die erhaltenen Bruchstücke des einzigen in frühmittelniederdeutscher Sprache überlieferten Artusromans sind wohl als Reste einer von einem westfälischen Kopisten im späten 13. Jh. angefertigten Abschrift (eines rheinischen Artusepos?) anzusehen (Beckers 1974; ders. 1982, 29).

Vor allem das zweite Jahrzehnt des 14. Jhs. kann als zögernder Anfang der kontinuierlichen Überlieferung volkssprachiger Texte betrachtet werden (Rooth 1919, Xiff.; Goossens 1983a, 73). So setzen in Münster zuerst in diesem Jahrzehnt Urkunden in der Volkssprache ein. Im Verkehr mit bereits volkssprachig urkundenden Personen bzw. Institutionen kommt die bischöfliche Kanzlei als Empfängerin mit volkssprachiger Schriftlichkeit in Berührung und beginnt, Urkunden in niederdeutscher Sprache auszustellen. Am 14. April des Jahres 1311 beurkundet der Adelige Peter van der Lecke, dass das Haus Werth Eigentum des Stifts Münster sei; am 9. Juni 1311 überträgt er sein Haus Werth Bischof Ludwig von Münster. Am selben Tag belehnt Bischof Ludwig Peter van der Lecke mit Haus Werth (WUB 8, Nr. 631, 651, 652).

Die Urkunden des Ausstellers Peter van der Lecke sind in einer niederrheinischen Varietät geschrieben; in der Urkunde des Bischofs wird – nach Lage der kopyalen Überlieferung – zum ersten Mal von einem münsterischen Aussteller Volkssprache verwendet.

Der Wechsel von mehrheitlich lateinischen zu mehrheitlich niederdeutschen Urkunden findet in den städtischen Kanzleien in der zweiten Hälfte des 14. Jhs. statt. In Münster fällt der Umschlag in die Jahre zwischen 1370 und 1375 (Peters 1995a, 147). In Osnabrück übertrifft beim Richter der Neustadt zum ersten Mal im Jahre 1370 die Zahl der volkssprachigen die der lateinischen Urkunden. Die übrigen Osnabrücker Kanzleien folgen mit einer gewissen Verzögerung, so der Rat der Stadt in den 80er Jahren (Weber 1987, 137). In die westlichen Randzonen drang die volkssprachige Urkunde von Utrecht her ein. Der Ablösungsprozess ist – abgesehen von den Vorläufern um 1300 – noch nicht untersucht.

Im Bereich der weltlichen Literatur gab es beim Wechsel vom Latein zur Volkssprache einen Sonderweg: Hier verlief die Ablösung nicht geradlinig vom Latein zum Mittelniederdeutschen. Auch in Westfalen wurde mittelhochdeutsche Dichtung in einem Mitteldeutsch mit niederdeutschen Spuren rezipiert (Klein 1987).

Aus der Zeit der Entstehung einer niederdeutschen Schriftlichkeit neben der lateinischen, aus der ersten Hälfte des 14. Jhs., ist für Münster eine dritte Schreibsprache bezeugt: Vom jüdischen Friedhof stammt ein im Jahr 1324 aufgerichteter Grabstein – der älteste erhaltene jüdische Grabstein Westfalens – mit einer hebräischen Inschrift. Auch wurde in Münster am 13. Mai 1343 die Scheidungsurkunde eines Beckumer Juden ausgestellt (Aschoff 1988, 2; Peters/Ribbat 1993, 623). Bei der Verfolgung des Jahres 1350 wurde die jüdische Gemeinde vernichtet.

3. Sprachausbau im 15. Jahrhundert

Nach dem Schreibsprachenwechsel in Recht, Verwaltung und Handel war eine Verteilung von Latein und Niederdeutsch erreicht, die im Großen und Ganzen bis zur Reformation Bestand hatte. Die regionalen westfälischen Varietäten besetzen die Mehrzahl der schreibsprachlichen Domänen, das Rechtswesen, die Verwaltung, den Geschäftsverkehr. Im 15. Jh. breitete sich die Alphabetisierung, infolge des Aufkommens der *dudeschen scryffscholen* und privater Schulen, in weitere städtische Schichten aus. Der Sprachausbau des Westfälischen schritt weiter fort: Die Chronistik wurde nun volkssprachig. Auch die Domänen Wissensvermittlung und Religion gingen, soweit sie sich an Laien wandten, d. h. in Schriften zur Laienbildung und zur Erbauung, zur Volkssprache über. Die Vokabularien sind im 15. Jh. nicht länger lateinisch-lateinisch, sondern lateinisch-niederdeutsch und in einigen Fällen niederdeutsch-lateinisch (Fischer 1992; Peters 1992b). Ein Zeugnis des niederdeutschen Sprachausbaus in der Mitte des 15. Jhs. ist der *tractatulus dans modum teutonisandi casus et tempora*, der 1451 in Münster geschrieben wurde. In dieser sog. Münsterschen Grammatik wurde, wohl zum ersten Mal in Deutschland, eine Teilstruktur der lateinischen Sprache in der Volkssprache beschrieben (Wilken 1877; Sodmann 1983a; Peters

1994d). Ebenfalls in der Mitte des 15. Jhs. ist ein Arzneibuch entstanden, das aus dem Kloster Abdinghof (Paderborn) überliefert ist.²

Am Ende des 14. Jhs. entstand in Deventer, begründet von Geert Groote, eine religiöse Erneuerungsbewegung, die *Devotio moderna*. Die Vertreter dieser Bewegung verwandten in ihren Schriften neben dem Latein eine Literatursprache, die auf der Schreibsprache der Ijsselstädte fußte. So sind etwa die Lebensbeschreibungen der Schwestern vom gemeinsamen Leben aus dem Meester-Geertshuis zu Deventer (ca. 1480) und die der Nonnen aus Diepenveen (1524) in der Volkssprache geschrieben (de Man 1919; Brinkerink 1904, Scheepsma 1997).

Die *Devotio moderna* griff bald von den östlichen Niederlanden ins nördliche Westfalen aus. In Münster wurde im Jahr 1400 eine Niederlassung der Brüder vom gemeinsamen Leben gegründet. Im Leben der Fraterherren spielte die Produktion von Handschriften eine große Rolle; das Vervielfältigen von Büchern diente als Mittel zur Glaubenserfahrung und zum Broterwerb (*fratres non verbo, sed scripto praedicantes*). Die Bibliothek der münsterischen Fraterherren wurde zum größten Teil während der Täuferherrschaft (1534/35) vernichtet, doch lassen sich anhand von Handschriften, deren Provenienz aus dem Fraterhaus feststeht, Angaben zur Sprachwahl machen. Liturgische Handschriften, theologische Werke und Breviere sind natürlich in lateinischer Sprache geschrieben, so etwa das Missale aus Nienborg (1425), das Missale aus St. Remigius zu Borken (1481), das Antiphonarium zu Ennigerloh (1479), eine Handschrift mit vier Traktaten des Johannes Gerson (1436), das Brevier des Hermann von Langen (1464). Daneben entstand ein reichhaltiges Erbauungsschrifttum in der Volkssprache. Überliefert sind aus Münster u. a. der „Spiegel der leyen“ (1444)³, „Dat myrren bundeken“ (1480), der „Lectulus noster floridus“ (1486), der „Wyn-gaerden der sele“ (1486, Fragment von 1502) (Oeser 1964, Derendorf 1994). Als Rektor des münsterischen Schwesternhauses Niesinck hat der Fraterherr Johannes Veghe niederdeutsche Predigten gehalten (um 1492), die vom Fraterherrn Johannes Becker aufgezeichnet wurden (Jostes 1883).

Die Verdienste der Fraterherren um den Ausbau des Niederdeutschen sind bedeutend. Mit ihren Traktaten und Predigten haben sie der Volkssprache in den östlichen Niederlanden und im nördlichen Westfalen neue Funktionsbereiche erschlossen und ihre Ausdrucksmöglichkeiten erweitert (Peters/Ribbat 1993, 625f.).

Latein bleibt die Sprache von Theologie und Wissenschaft. Es ist die Sprache des Lektorus, der Humanisten und des geistlichen Gerichts. Die Zurückdrängung der lateinischen Sprache verlief nicht geradlinig: Die zweite Hälfte des 15. Jhs. ist nicht nur durch den niederdeutschen Sprachausbau charakterisiert, sondern auch durch die intensive Pflege der lateinischen Sprache. Die lateinische Sprachpflege ist das Ziel der Humanisten, zu deren nordwestdeutschem Zentrum sich um 1500 die Stadt Münster entwickelte. Im Kreis um Rudolf von Langen und Johannes Murmellius entstand eine neulateinische Dichtung.

² Das Abdinghofer Arzneibuch wird von Mareike Temmen in ihrer im Entstehen begriffenen Dissertation ediert.

³ Friedel Rooffs ediert den *Spiegel der leyen* im Rahmen ihrer im Entstehen begriffenen Dissertation.

Die erste Druckerei Westfalens wurde 1485 in Münster eingerichtet (Haller 1986). Druckereien in Soest und Lippstadt folgten erst 1523. Das Aufkommen des neuen Mediums steht in Münster in engem Zusammenhang mit dem Humanismus. Aus der Presse Johannes Limburgs erschienen zwischen 1485 und 1488 sieben Werke, drei kirchliche und vier humanistische Texte, alle in lateinischer Sprache. Gleich zu Anfang wurden Werke der neulateinischen Literatur gedruckt, so 1486 Rudolf von Langens *Carmina*.

Am Westrand war Deventer eine bedeutende Druckerstadt. Weitere Druckorte im Ijsselgebiet waren Zwolle und Kampen. Auch in Köln wurden für den westfälisch-niederdeutschen Markt Drucke in niederdeutscher Sprache produziert (Beckers 1989c), so 1478 die Kölner Bibeln in einer niederrheinischen und einer niederdeutschen Parallelversion. Die Nähe zu Deventer und Köln, von wo aus der westfälische Raum beliefert wurde, erklärt es wohl, dass vor 1500 in Münster kaum, in den übrigen westfälischen Städten nicht gedruckt wurde.

4. Das westfälische Schreibsprachenareal

Durch den Schreibsprachenwechsel vom Latein zur Volkssprache entstanden regionale westfälische Schreibsprachen. Das Mittelwestfälische ist Teil des Mittelniederdeutschen. Es erfüllte schreibsprachliche wie sprechsprachliche Funktionen.

4.1 Abgrenzung nach außen

Abgrenzbar ist das westfälische Schreibsprachenareal nach Süden durch die Nordgrenze der hochdeutschen Lautverschiebung vom Hochdeutschen und nach Osten durch die Wesergrenze vom Ostfälischen. Nach Norden gibt es ein Übergangsgebiet zum Groningisch-Ostfriesischen und zum Nordniedersächsischen.

Schwierigkeiten bereitet es, das Westfälische nach Westen hin abzugrenzen. Zwischen Flandern-Holland und dem Baltikum erstreckt sich ein Kontinuum miteinander verwandter Dialekte und Schreibsprachen. Zwischen den Schreibsprachen gibt es allmähliche Übergänge; eine strukturelle Sprachgrenze zwischen Niederländisch und Niederdeutsch ist, anders als zwischen Niederdeutsch und Hochdeutsch, nicht vorhanden (Peters 1984, 55; Goossens 1994, 82). Innerhalb des niederländisch-niederdeutschen Kontinuums bilden der geldrisch-klevische, der ostniederländische und der westfälische Raum ein Übergangsgebiet zwischen dem Kernmittelniederländischen (holländisch, flämisch) und dem Kernmittelniederdeutschen (nordniedersächsisch, ostfälisch) (Goossens 1983a, 64). Wenn auf eine Abgrenzung zwischen dem Mittelniederländischen und dem Mittelniederdeutschen nicht verzichtet werden soll, kann die Grenzziehung zwischen dem Geldrisch-Kleverländischen und dem Westfälischen vorgenommen werden (Peters 1984, 55). Im Süden und Norden der klevisch-westfälischen Grenze gibt es Mischareale, bei denen der Versuch einer Zuordnung zum Mittelniederländischen oder zum Mittelniederdeutschen als müßig erscheint (Peters 1984, 55).

1. Im Ostteil des Bergischen Landes, zwischen Duisburg und Drolshagen, ging – wohl im 14. Jh. – ein schmaler Streifen vom *-t-* zum *-en-* Plural über, die Rhein-Ijssel-Linie

verlagerte sich nach Osten. „Offensichtlich hat sich die fränkisch-sächsische Grenze hier der bergisch-märkischen Territorialgrenze angepaßt“ (Foerste 1957, 1763).

2. Bildet schon das Westfälische ein Übergangsareal zwischen dem Mittelniederländischen und dem Mittelniederdeutschen östlich der Weser, so nimmt die Schreibsprache der östlichen Niederlande eine Position zwischen dem Mittelniederländischen und dem Westfälischen ein. In den östlichen Niederlanden südlich der Drente, also in Overijssel und in der ehemaligen Grafschaft Zutphen, werden Mundarten, die zum Westfälischen gerechnet werden können, von Schreibsprachen überdacht, die sprachtypologisch zwischen dem Holländisch-Utrechtschen und dem Nordwestfälischen anzusiedeln sind. Die politische Zugehörigkeit zum Bistum Utrecht (Overijssel) und zu Geldern (Grafschaft Zutphen) bewirkte von Anfang an in den Schreibsprachen einen starken westlichen und südlichen Einfluss. Bedeutend wurde die Schreibsprache der Ijsselstädte, das Ijsselländische, als Sprache der *Devotio moderna*.

Das Westfälische lässt sich als eine Sammlung von Schreibformen zwischen dem Mittelniederländischen und dem Mittelniederdeutschen östlich der Weser beschreiben. In der Laut- und Formenlehre überwiegt die niederdeutsche Färbung: /e:/ statt /i:/ für westgerm. /ē/, /eo/, Einheitsplural der Verben (auf -t oder -en) im Präs. Ind., /h/-lose Pronominalformen im Dat. und Akk. (Goossens 1983a, 64).

4.2 Sprachliche Kennzeichen der regionalen westfälischen Schreibsprachen

Westfälische Schreibzentren sind Münster, Dortmund, Soest, Osnabrück, Herford und Paderborn. Im Grenzbereich von West- und Ostfalen liegen Minden, Lemgo und Höxter.

Die genannten sprachlichen Kennformen stammen vornehmlich aus dem phonologischen Bereich sowie aus dem der Kleinwörter (Lasch 1914a, 12ff.; Foerste 1957; Peters 1983, 70f.; 1985c, 1253 [2. Aufl. i. Dr.]; 1987/1988/1990).

- /o/ vor /t/-Verbindung wird gelegentlich <a> geschrieben: *karn* ‘Korn’, *vart* ‘fort’, *wart* ‘Wort’. – Für /i/, /ü/, /u/ in offener Silbe und vor r-Verbindung bewahrt das frühmittelniederdeutsche Westfälische partiell die Schreibungen <i>, <u>: *witen* ‘wissen’, *sune* ‘Sohn’. In der zweiten Hälfte des 14. Jhs. dringen die Schreibungen <e>, <o> auch ins Südwestfälische ein. – Selten erscheint <a> für δ^2 , δ^2 vor /t/: *ar* ‘Ohr’, *haren* ‘hören’.
- Der Nasalschwund vor stimmlosen Reibelauten ist teilweise rückgängig gemacht: *ander*, *uns*. – Der Lautwandel /ft/ > /cht/ tritt häufiger auf als im übrigen niederdeutschen Gebiet. Schon in den Westfälischen Psalmen ist er häufig bezeugt (Rooth 1919, CXXXIf.).
- Der Genitiv von *stad* ‘Stadt’ lautet *der*, *des stades*. – Das Gerundium endet auf -ene, das allmählich durch -en verdrängt wird, während im Nordniedersächsisch-Ostfälischen -ende vorherrscht. Auch als substantivierte Form des Gerundiums gilt -en (statt -ent) (Åsdahl Holmberg 1996).
- Es heißt westfälisch, mit s-Anlaut, *sal*, *solen/sollen* statt *schal*, *schol(l)en*. – *bren-gen* ‘bringen’; *döt* ‘tut’ statt *deit*, *konde(n)* statt *kunde(n)*.
- In *mensch(e)* ist das Umlaut-e bewahrt und nicht zu /i/ erhöht. – *vrent*, gerundet zu *vrönt*, ‘Freund, Verwandter’, statt *vrünt*.

- *derde* ‘dritte’ statt *dridde/drüdde*, *dertich* ‘dreißig’ statt *drittich/drüttich*. – *ses*, *seven* bleiben ungerundet.
- Pronomina: Von Anfang an gilt *uns*; *us* ist äußerst selten. Das Personalpronomen ‘dieser’ lautet *desse*, anfänglich auch noch *dese*, im Südosten *disse/düsse*. – *selve* mit der gerundeten Variante *sölve* ‘derselbe’ statt *silve/sülve*. – *wel* ‘wer’ neben *we*. – *jüwelik*, *malk* ‘jeder’. – *nîn* ‘kein’, im Südosten *nên*.
- Adverbien: *wâr* ‘wo’, *wû* neben *wô* ‘wie’, *wal* neben *wol* ‘wohl!’, *no* ‘noch’.
- Präpositionen: *hent* (nordwestfälisch), *bit/bet*, *winte* ‘bis’. – *dör* ‘durch’; *kegen* und *tegen* ‘gegen’; *sünder* ‘ohne’; *tüsschen* ‘zwischen’.
- Konjunktionen: Neben *unde* ‘und’ wird bis zur Mitte des 14. Jhs. *ande* geschrieben; am Westrand finden sich auch *ende* und *inde*. – Die Kombination *eder/ofte* ‘oder’ charakterisiert das Nordwestfälische, die Kombination *eder/efte* das Südwestfälische. – Für ‘aber, sondern’ sind *men* und *mer* in Gebrauch. – *dan*, *den* ‘(komparatives) als’; *want(e)* ‘denn, weil’; *wattan* ‘obwohl’.

In einem Teil der Fälle ist das westfälische Inventar nach Westen und Südwesten hin offen, sind die Varianten auch mittelniederländisch und/oder ripuarisch: *sal*, *brenge*, *mensche*, *derde*, *selve*, *malk*, *wal*, *tegen*, *sünder* (*sonder*), *tüsschen*, *ofte*, *mer* (*mâr*), *dan* ‘als’, *want*.

Die Binnengliederung des Westfälischen zeigt einen Hauptgegensatz zwischen dem Nord- und dem Südwestfälischen. Im Westen wie im Osten dieses westfälischen Kernbereichs gibt es Übergangslandschaften: im Westen zwischen dem Mittelniederländischen und dem Westfälischen das Ijsselländische in den östlichen Niederlanden, im Osten als Übergangszone zwischen west- und ostfälisch das Ostwestfälische.

Das Nordwestfälische ist durch die Varianten *desse*, *nîn*, *jewelik/jüwelik/malk*, *nîn*, *wal*, *up*, *hent* ‘bis’ sowie durch die Kombination *eder/ofte* charakterisiert.

Im Ost- und Südwestfälischen sind die Verbindungen *ñ(j)/* zu *igg/*, */ü(w)/* zu *ugg/* (südwestfälisch) bzw. */uw/* (ostwestfälisch) geworden (Hiattilgung): *friggen* ‘freien’, *nigge* ‘neue’, *buggen/buwwen* ‘bauen’. Das Ostwestfälische, die Übergangszone zum Ostfälischen, hat überwiegend *sc(h)al*, *vrünt*, *sülve*, *twisschen* (Fedders 1993).

Im Südwestfälischen ist */a/* vor */ld/*, */lt/* erhalten: *halden* ‘halten’, *salt* ‘Salz’ statt *holden*, *solt* im übrigen Westfalen. Südwestfälische Kennformen sind das Suffix *-nüsse* ‘-nis’, *disse/düsse*, *nên* neben *nîn*, *jüwelik* ‘jeder’, *nit* neben *nicht*, *op* ‘auf’, *winte* ‘bis’, die Kombination *eder/efte* ‘oder’.

Das Ijsselländische im Westen hat natürlich Anteil an den genannten niederländisch-westfälischen Gemeinsamkeiten: *sal*, *brenge*, *mensche*, *derde*, *selve*, *tegen*, *sünder/sonder*, *tüsschen*, *ofte*, *dan* ‘als’, *want*. Mit der Entwicklung */a/* zu */o/* vor */ld/*, */lt/* (*olt*, *solt*), mit den Kennwörtern *vrent*, *hillich*, *sünte*, *wal*, *mer* steht es auf niederdeutsch-westfälischem, mit der Senkung von */u/* zu */o/* vor Nasalverbindung (*ons* ‘uns’), mit *elk* ‘jeder’, *gên* ‘kein’ auf niederländischem Standpunkt. Eine ijsselländische Kennform ist *gîn* ‘kein’. Charakteristisch ist die Konkurrenz zwischen der niederländischen und der westfälisch-niederdeutschen Variante: *brief/breef* (westgerm. */ē/*), *liefl/leef* (westgerm. */eo/*), *dese/desse*, *niet/nicht*, *op/up*, *ende/unde*.

4.3 Zeitliche Variation

Die These, die das Bild der mittelniederdeutschen Sprachgeschichte lange Zeit geprägt hat, lautet: Die Schreibsprachen der frühen Zeit (13./14. Jh.) sind lokal bzw. landschaftlich bestimmt. Sie sind gekennzeichnet durch eine sprechsprachnahe Orthographie und durch Variantenvielfalt. Seit der zweiten Hälfte des 14. Jhs. sei die Schreibsprache des Hansevororts Lübeck zum normgebenden Muster geworden. Die sog. „lübische Norm“ habe sich im niederdeutschen Sprachgebiet ausgebreitet und die Formen der regionalen Schreibsprachen zurückgedrängt. Die Geschichte des Mittelniederdeutschen erscheint so in zwei Perioden unterteilt, in die „Frühzeit“ im 13. und im größeren Teil des 14. Jhs. und die sog. „Blütezeit“ in den letzten Jahrzehnten des 14. und im 15. Jh.

Zur Begründung der These wird zum einen die Orthographie angeführt. Die Schreibung der Frühzeit sei verhältnismäßig phonetisch, sie lasse die gesprochene Sprache erkennen. Dagegen zeige die Orthographie des 15. Jhs. eine etymologisierende und archaisierende Tendenz, sie stelle die nicht mehr gesprochenen Vollformen wieder her.

14. Jh.
sir, mitter, upme, teym marc

15. Jh.
siner, mit dere, up deme, teyn mark.

Die Assimilation von /nd/ zu /nn/ und von /ld/ zu /ll/ ist in der gesprochenen Sprache bereits durchgeführt; sie wird des öfteren auch geschrieben: *orcunne* 'Urkunde', *gellen* 'gelten'.

Sicherlich sind im Mittelniederdeutschen sprechsprachliche bzw. sprechsprachnahe Formen in der frühen Zeit häufiger in der Überlieferung anzutreffen als später. Doch sind regionale Unterschiede zu beachten: Die Orthographie früher Texte aus Westfalen scheint von Anfang an sehr gefestigt zu sein. Dies kann nicht durch einen orthographischen Einfluss aus Lübeck erklärt werden.

Die älteste datierte westfälische Urkunde, die Ravensberger Urkunde von 1292, schreibt ausnahmslos die Vorsilbe *ge-* im Part. Prät.; das Personalpronomen 'uns' wird ausschließlich mit Nasal geschrieben. Die Assimilation /nd/ zu /nn/ ist nicht verschriftlicht: *hundert, orkunde*. – In Osnabrück finden sich nur ganz geringe Spuren gesprochener Sprache, etwa *olen* statt *olden* 1365, *hunnert* 1348 (Weber 1987). Auch in den ostwestfälischen Städten Herford und Lemgo ist die Schreibung der Assimilation äußerst selten (Fedders 1990).

Zum anderen wurden die nordniederdeutschen Formen der sog. Münsterschen Grammatik als Beweis für die Geltung einer lübischen Norm in Westfalen angeführt. Hierbei wurde jedoch übersehen, dass es sich bei dieser Grammatik nicht um einen münsterischen, sondern um einen Stendaler Druck aus der Presse Joachim Westvals (um 1488) handelt (Sodmann 1983a; Peters 1994d).

Zwar ist die Bedeutung des Faktors Zeit für die westfälischen Schreibsprachen geringer zu veranschlagen als die Bedeutung des Faktors Raum, doch lassen sich einige Kennzeichen des frühen Mittelniederdeutschen in Westfalen anführen: Die Graphien <i> <u> für altsächsisch /i/ /ü/ /u/ in offener Silbe und vor *r*-Verbindung werden be-

sonders in Südwestfalen häufig beibehalten. Nicht selten finden sich in den ältesten westfälischen Quellen unter hochdeutschem oder niederländischem Einfluss für ê⁴ und ô¹ die Schreibungen <i, ie> bzw. <u, û> (Rooth 1919, CXIf., CXV-CXVIII u. CXXVI; Korlén 1945, 92, 94f., 106, 113 u. 115). Die aus den langen e- und o-Lauten entstandenen Diphthonge werden nicht verschriftlicht; Diphthongschreibungen finden sich als Reflexe gesprochener Sprache z. B. im Soester Bürgerbuch (Peters 1998b). Die Länge des Vokals bleibt im 14. Jh. meist unbezeichnet.

Unter westlichem Einfluss findet sich in der ersten Zeit der Plural auf -n im Ind. Präs. der Verben: „Wi Lodewich, van der ghenade Godes biscop to Monstere, don kundich allen denghenen, de dessen bref sien unde horen lesen [...]“ (Urkunde vom 5. Februar 1320, WUB 8, Nr. 1394). – Westlicher Herkunft ist auch die Variante *vrint* ‘Freund’. Von Anfang an wird, im Gegensatz zu den anderen niederdeutschen Schreibsprachen, ganz überwiegend *uns* statt *us* geschrieben. Im Nordwesten Westfalens ist die Reliktform *dese* ‘dieser’ belegt. Die Konjunktion *ande* steht neben *unde*, von dem es bis zur Mitte des 14. Jhs. verdrängt wird (Klein 1996).

In den letzten Jahren haben Münsteraner Arbeiten zu neuen Einsichten in die zeitliche Entwicklung der nordwestlichen Schreibsprachen geführt (Fedders 1987; 1990a; 1993; Peters 1995d; Weber 1987). Normierungs- bzw. Ausgleichsprozesse können insbesondere in schreibsprachlichen Mischarealen erforscht werden, in denen Varianten der Kernareale konkurrieren (Goossens 1983a, 64). Normierung bzw. Ausgleich ist ein Prozess, bei dem von mehreren Varianten nur eine übrig bleibt oder bei dem eine neue Variante eine vorhandene ersetzt. Hierbei wird häufig ein Stadium des Variantenausbaus durchschritten, d. h. alte und neue Variante existieren nebeneinander.

Im nordniedersächsischen Oldenburg werden zwischen 1360 und 1385 örtlich-regionale sowie westfälisch-westliche Formen ersetzt; es findet ein nordniederdeutscher Ausgleich statt: *dôt* ‘tut’ > *deit*, *derde* > *drüdde*, *malk* > *jewelik*, *nîn* wird zu *nîn/nên* ausgebaut. Am Westrand des Nordniedersächsischen werden die westfälischen Varianten verdrängt (Peters 1995d).

Das nordwestfälische Osnabrück liegt in der Kontaktzone zwischen dem Zentralwestfälischen und dem Nordniedersächsischen. Als Schreibsprache aus dieser Kontaktzone gibt sich das frühe Osnabrückische zu erkennen:

- beim Verb ‘sollen’ wechseln <s>- und <sc>- anlautende Formen (*sallscal*);
- nebeneinander stehen westfälisch *der*, *des stades* und *der stat*, westfälisch *vrend* und nordniederdeutsch *vrund*, *selve* und *sulve*, *nîn* und *ne(y)n*, *wâr* und *wôr* ‘wo’, *wal* und *wol*, *sunder* und *âne* ‘ohne’, *tusschen* und *twisschen*.

In frühmittelniederdeutscher Zeit gelten also bei einigen Variablen eine westfälische und eine nordniedersächsische Variante nebeneinander. Schon um 1350 setzt ein Variantenabbau ein, bei dem „ein Ausgleich zur konstanten Verwendung der westfälischen Variante durchgeführt“ wird (Weber 1987, 158). Ulrich Weber (1987, 145) spricht von einer „Westfalisierung“ der osnabrückischen Schreibsprache.

Bemerkenswert ist der Befund für das Personalpronomen ‘uns’: Bei großer Belegdichte wurde lediglich einmal, 1365, die nasallose Variante *usen* ermittelt (Weber 1987, 147). Es wird deutlich, dass die nasalhaltige Form eher von Süden als von Osten ins Nordniedersächsische gelangt sein wird.

Die ostwestfälischen Städte Herford und Lemgo liegen in der Kontaktzone zwischen der zentralwestfälischen und der ostfälischen Sprachlandschaft. In beiden Städten konstatiert Wolfgang Fedders (1990a, 65) in den 60er Jahren des 14. Jhs. das Verschwinden einer Reihe von frühmittelniederdeutschen Varianten. Auch in Herford nehmen, wenn auch nicht so ausgeprägt wie in Osnabrück, doch stärker als in Lemgo, westfälische Varianten zu. Nach 1370 setzt sich *sunder* 'ohne', im 15. Jh. setzen sich *wal* und *tüsschen* durch. Ab 1440 dominiert beim Verb 'sollen' wieder der *s*-Anlaut. Herford orientiert sich im 15. Jh. zum Kernwestfälischen hin, während Lemgo seine Stellung zwischen dem Westfälischen und dem Ostfälischen beibehält. Hatte, nach Abbau der frühmittelniederdeutschen Variantenvielfalt, von etwa 1365-1465 in Lemgo eine örtliche Schreibtradition gegolten, dringen „seit den 60er Jahren des 15. Jh.s“ (Fedders 1993, 354) Varianten ein, die eine Auflösung des ein Jahrhundert lang geltenden Schreibusus signalisieren, und die mehrheitlich aus dem Ostfälischen stammen: *duisse* ersetzt *desse*, es erscheinen *iowelik* 'jeder', *ane* 'ohne'. Bei den Pronomina 'ihm, ihn, ihr, ihnen' dringen Varianten mit <o> ein (*öme, öne, öre, öñ*).

Nach einer Periode der frühmittelniederdeutschen Variantenvielfalt (vor etwa 1360) kommt es in den westfälischen Schreibsprachen zwischen 1360 und 1390 zu Ausgleichsprozessen. Frühmittelniederdeutsche Varianten werden abgebaut oder ersetzt. Es wird eine gewisse Konsolidierung des Schreibgebrauchs erreicht, es bilden sich örtliche Schreibtraditionen aus. Der örtliche Schreibusus fußt auf regionaler Grundlage. Im Norden des niederdeutschen Sprachraums gibt es Tendenzen zu einem großräumigen Ausgleich. Die nordniederdeutsche Ausgleichssprache wird traditionell als „klassisches Mittelniederdeutsch“ oder als „Hanesprache“ bezeichnet. Im Süden des niederdeutschen Sprachraums entstehen kleinräumige Areale, so im Südwesten das Westfälische. Bemerkenswert ist die Entwicklung in den Übergangszonen: Das Oldenburgische wählt örtliche und westfälische Varianten ab, es wird „nordniederdeutscher“. In der südlichen Grenzzone zwischen Westfälisch und Nordniederdeutsch ist in Osnabrück eine „Westfalisierung“ zu beobachten. In der Kontaktzone zwischen zentralem Westfälisch und Ostfälisch ist in Herford ebenfalls die Zunahme westfälischer Varianten zu verzeichnen. In Lemgo bleibt die sprachliche Stellung zwischen West- und Ostfälisch erhalten.

Im 15. Jh. sind im niederdeutschen Areal Ansätze zu gesamtsprachlichem Ausgleich zu beobachten. Diese sind in Westfalen nur schwach ausgeprägt. Immerhin setzt sich in Westfalen – in regional unterschiedlich starkem Maße – der verbale Einheitsplural auf *-en* durch.

In der südlichen Hälfte des niederdeutschen Sprachraums sind die Ausgleichsprozesse eher kleinräumig und schwach verlaufen. Dies hat Jan Goossens zu der Hypothese der „inneren Schwäche“ veranlasst, wegen der die südniederdeutschen Schreibsprachen nicht im Stande gewesen seien, im 16. Jh. die hochdeutsche Welle abzuwehren (Goossens 1994, 98). Diese Hypothese gewinnt an Wahrscheinlichkeit durch die Beobachtung, dass die kleinräumigen Normierungsansätze noch vor 1500 in Richtung auf eine spätmittelniederdeutsche Variantenvielfalt gelockert werden.

4.4 Schichtenspezifische Variation

4.4.1 Soziale Variation

Zur Untersuchung sozial bedingter Variation in der Schreibsprache einer Kanzlei sind Angaben über das in der Kanzlei tätige Personal von Bedeutung. Diese sind in der Regel – außer der Namensnennung – im 14. Jh. nicht, im 15. Jh. selten zu erhalten. Die Sprache eines Schreibers ist geprägt von seiner Herkunft, seinem Ausbildungsort, der höheren Umgangssprache seines Schreibortes sowie dem Schreibusus seiner Kanzlei. Der Spielraum für inter- wie intrapersonelle Variation ist vor der Mitte des 14. Jhs. sicher größer als später.

In den Städten Westfalens gibt es in der Regel nur einen Stadtschreiber. Dieser bestimmt naturgemäß den örtlichen Schreibusus. Selbst Münster besitzt in der Mitte des 15. Jhs. nur einen Stadtschreiber, der sich einen *underschryver* hält (Peters / Ribbat 1993, 623). In Soest wird das Bürgerbuch von den Kämmererherren, also Laienschreibern, geführt. Diese schreiben sprechsprachnäher als die Berufsschreiber (Peters 1998b; 1999b).

Drucke in mittelniederdeutscher Sprache erschienen außer in den Ijsselstädten auch in Köln (Beckers 1989c; Schmitz 1989). Nach der Verwendung der Kopula 'und', *unde* bzw. *ende*, werden die beiden Kölner Bibeln (um 1478) als K^u und K^e bezeichnet. Vermutlich war K^u vor allem für den ostwestfälisch-nordniederdeutschen Raum bestimmt (*ju* 'euch', *selven* 'selbst', *iewelik* 'jeder', *nên* 'kein', *nicht* 'nicht'). Als Verbreitungsgebiet von K^e war vermutlich der Raum zwischen Ijssel, Ems und Niederrhein beabsichtigt (*u*, *selven*, *ygelik*, *gen*, *niet*) (Ahtiluoto 1968; Gesenhoff / Reck 1985, 1285). Die sprachliche Gestaltung der Kölner Bibeln war offensichtlich vom intendierten Absatzgebiet bestimmt.

4.4.2 Funktional-situative Variation

Das Mittelniederdeutsche diente als Verwaltungssprache der Städte und Territorien, als Rechtssprache, als Sprache des Handels sowie als Literatursprache. Die Amts- und Rechtssprache wird getragen von den städtischen Magistraten durch die Hand der Stadtschreiber, die Sprache des Handels von den (Fernhandels-)kaufleuten, die Literatursprache vom gebildeten Bürgertum und vor allem von der Geistlichkeit (Sanders 1982, 150).

Die städtische Verwaltung wurde in zunehmendem Maße differenziert. Es kann zwischen der kanzleii internen und der kanzleii externen Überlieferung unterschieden werden. Texte für den internen Betrieb sind Stadtbücher, Ratsprotokolle, Kämmererechnungen und Akten. Texte für den externen Gebrauch sind Urkunden sowie für die Bürgerschaft bestimmte Verordnungen. Korrespondenz wird mit auswärtigen Empfängern geführt.

Unterschiedliche Schreiblagen lassen sich, je nach Schreibsituation und Schreib Anlass, in den Verwaltungstextsorten feststellen. Konzepte sowie Texte für den internen Kanzleigebrauch wie Stadtbücher und Stadtrechnungen weisen eher regionale Varianten auf. So findet sich in den münsterischen Kämmererechnungen aus der Mitte des 15. Jhs. eine innerörtliche Schreiblage: *-et*-Pluralendung der Verben im

Präsens Indikativ neben *-en*, *dosse* neben *desse*, *solve*, *des stades* (Peters 1995a, 152). Beispiele für Adressatenorientiertheit finden sich in münsterischen Schreiben an den Herzog von Kleve sowie an die Stadt Köln (Peters/Ribbat 1993, 629f.).

Im Bereich der Rechtssprache hat sich in Westfalen (Dortmund, Soest) eine eigene Tradition herausgebildet. Westfälischen Ursprungs sind *bursprake* 'Bürgerversammlung, feierliche Verkündigung älterer und neuerer (Polizei)verordnungen', *torfacht egen* 'städtisches Grundeigentum' sowie *eggehachte wapen* 'scharfe Waffen' (Hyldgaard-Jensen 1964). Die lübische Rechtssprache ist sowohl west- als auch ostfälisch beeinflusst.

Der hansische Handel des 14. und 15. Jhs. ist schriftlich organisiert. Hansekaufleute korrespondieren mit ihren Geschäftspartnern; für interne Geschäftsaufzeichnungen führen sie Handlungsbücher. Die Sprache dieser Texte scheint eher regional als überregional geprägt zu sein. Die Sprache der Handlungsbücher des in Brügge lebenden Kaufmanns Hildebrand Veckinchusen vom Anfang des 15. Jhs. weist westliche, d. h. niederländisch-westfälische, Merkmale auf, wie die Kennformen *sal* 'soll', *elk* 'jeder', *op* 'auf', *tot* 'bis' erweisen. Eine eingehende Untersuchung dieser Quelle steht noch aus.

Die aus der frühmittelniederdeutschen Zeit überlieferten literarischen Werke, die Westfälischen Psalmen sowie die Breviertexte, sind in südwestfälischem Mittelniederdeutsch geschrieben. Auch Schriften, die aus der religiösen Erneuerungsbewegung der *Devotio moderna* hervorgegangen sind, sind in den jeweiligen regionalen Schreibsprachen – ijsselländisch bzw. nordwestfälisch – verfasst. In der münsterischen Schreibtradition steht die Schreibsprache der Predigten des Fraterherren Johannes Veghe vom Ende des 15. Jhs.: *sollen*, *vrent*, *juwelik* 'jeder', *nijn* neben seltenerem *ghijn* 'kein'. Zum (ost)niederländischen Schreibspracheneinfluss im Erbauungsschrifttum der *Devotio moderna* siehe das Kapitel 5 Sprachkontakte.

Als Sprachbezeichnung dient – neben *düdesch* – der Ausdruck *westfelesch*. Dieser 1513 belegte Terminus⁴ dokumentiert das Bewusstsein der Westfalen, dass es eine westfälische Sprache gibt, und bestätigt die von der historischen Sprachwissenschaft herausgearbeitete Sonderstellung Westfalens im niederdeutschen Sprachraum.

5. Sprachkontakte

In Sprachkontaktbeziehungen stand das Westfälische zum hansischen Raum von England bis Nowgorod, doch im späten Mittelalter noch stärker zum Rheinland und zu den östlichen Niederlanden.

Während des gesamten Mittelalters ist Westfalen, insbesondere Südwestfalen, religiös und kulturell nach Köln ausgerichtet. Westfälische Geistliche, Studenten und Kaufleute zogen nach Köln und erwarben dort auch ripuarische Sprachkenntnisse. Schon in frühmittelniederdeutscher Zeit machte sich sprachlicher Einfluss auf westfälische Texte geltend: in der Dortmunder Handschrift des fränkischen Landfriedens (vermutlich nach 1281) und in der westfälischen Psalmenübersetzung von etwa 1300 (Rooth 1919).

⁴ Vgl. den folgenden Beitrag.

Auch niederländischer Einfluss ist schon in den frühesten volkssprachigen Texten feststellbar. In der Ravensberger Urkunde von 1281 steht das westliche *vrint*.

Vom literarischen und damit sprachlichen Kontakt des westfälischen Adels zum hochdeutschen Süden zeugen Handschriften westfälischer Provenienz. Doch spielte sich dieser Kontakt hauptsächlich im 13. Jh. ab.

Im 15. Jh. ist der westfälische Wirtschaftsraum vor allem nach Westen und Südwesten hin orientiert. Enge kulturelle Beziehungen bestehen nach Köln und in die östlichen Niederlande. Zur Bezeichnung der vokalischen Länge wird im 15. Jh. vor allem in Südwestfalen nach ripuarischem Vorbild ein nachgestelltes *i* geschrieben (*jair*, *raid*). Doch auch im nordwestfälischen Münster finden sich seit der Mitte dieses Jhs. neben *e-* auch *i-*Schreibungen.

Im frühen 15. Jh. macht sich beim westfälischen Adel ein Einfluss der mittelniederländischen Dichtung bemerkbar. Um 1400 ließ das Adelsgeschlecht von Altenbockum genannt Grünberg eine Umschrift des Planetenbuchs, einer niederländischen astrologischen Lehrdichtung, ins Westfälische herstellen (Beckers 1982, 35). Graf Everwin I. von Bentheim gab in der ersten Hälfte des 15. Jhs. eine niederdeutsche Abschrift des Versromanzkyklus Jacobs van Maerlant und Lodewijks van Velthem über die Gral- und Artussage in Auftrag.⁵ Bemerkenswert ist, dass diese Dichtungen entweder allein (Planetenbuch) oder zum größten Teil (der Gral-Artus-Zyklus) in ihrer westfälischen Umschrift erhalten geblieben sind (Beckers 1982, 35).

Die religiöse Erneuerungsbewegung der *Devotio moderna* ging vom ostniederländischen Deventer aus. Die ostniederländische Schreibsprache beeinflusste das Erbauungsschrifttum der westfälischen Devoten. Jostes urteilt: „Ja manche mitten in Westfalen entstandene Schriften sind in ihrer Sprache so stark holländisch gefärbt, daß man bedenken tragen muß, dieselbe überhaupt westfälisch zu nennen“ (Jostes 1883, LIII). Die Sprache der Predigten des Fraterherren Johannes Veghe (Ende 15. Jh.) steht zum einen in der lokalen münsterischen Schreibtradition, zum anderen zeigt sich ostniederländischer Einfluss, etwa in der starken Flexion der Adjektive, im Zahlwort *tijne* 'zehn' und in *ghijn* 'kein' neben mehrheitlichem *nijn*.

Stärker als in den Predigten Veghes ist der niederländische Einfluss in Traktaten, die aus dem münsterischen Fraterhaus stammen. Der niederländische Einfluss ist vorlagenbedingt. Durch das Abschreiben einer (ost)niederländischen Vorlage entsteht eine niederländisch-westfälische Mischsprache, bei der das Mischungsverhältnis von Handschrift zu Handschrift variiert. In der Handschrift von 1486, die den „Lectulus noster floridus“ und den „Wyngaerden der sele“ enthält, finden sich die Niederlandismen *sterck*, *du hebst*, *sullen*, *ellic* 'jeder', *gheen* 'kein' (Peters/Ribbat 1993, 630). Daneben ist der religiöse Wortschatz der *Devotio ostniederländisch* geprägt.

Nach älterer Ansicht hat sich vor und um 1400 die lübische Schreibsprache im gesamten Sprachraum, also auch in Westfalen, verbreitet (zu dieser These Peters 1995c). Neuere Forschungen haben die These von der Geltung der sog. lübischen Schriftsprache in Westfalen nicht bestätigen können (Weber 1987; Fedders 1990a; 1993). In Westfalen kam es, wie in Kap. 4 ausgeführt wurde, zu innerwestfälischen Normierungsansätzen. Die Übernahme der *-en*-Pluralendung der Verben galt als

⁵ Zur Gral-Artus-Zyklus-Handschrift Graf Everwins I. vgl. die Ausgabe von Timothy Sodmann (1980).

Beweis für die Übernahme der „Hansesprache“ aus dem Norden. Die Tatsache jedoch, dass diese Pluralendung sich in Ostwestfalen später durchgesetzt hat als in Nord- und Südwestfalen, lässt vermuten, dass sie sich von Westen her in Westfalen verbreitet hat.

Die bedeutendste Kontaktsprache war aber im 14. und 15. Jh. sicherlich das Latein. Im größeren Teil des 14. Jhs. war es Schriftsprache in Verwaltung und Recht, Theologie und Wissensvermittlung, im 15. Jh. blieb es Sprache von Theologie und Wissenschaft.

Das Westfälische hat seinerseits sprachlich vor allem auf den Ostseeraum eingewirkt. An der Ostsiedlung des 12. und 13. Jhs. und damit an der Bildung des ostniederdeutschen Dialektareals hatten westfälische Sprecher hervorragenden Anteil. Westfalen waren in Ostholstein und in Mecklenburg entscheidend am Landesausbau beteiligt. Zu den lübischen Gründerfamilien gehörten die Attendorn, Bocholt, Coesfeld und Warendorp. Die westfälischen Siedler haben vor allem den mecklenburgischen Wortschatz beeinflusst: *Hamm* 'Angel des Sensenblatts', *sügel* 'Pfriem', *wēsbôm* 'Heubaum', *wēdik* 'Enterich' sind Beispiele für mecklenburgisch-pommersche Wörter westfälischer Herkunft.

Seit dem Ende des 13. Jhs. macht sich im nordniederdeutschen Sprachraum zwischen Stade-Hamburg und dem Baltikum ein westlicher, d. h. westfälischer, rheinischer und niederländischer Einfluss bemerkbar. In der ersten Hälfte des 14. Jhs. sind westliche Spuren im Nordniederdeutschen nicht selten (Korlén 1950). Die Schreibsprache des Baltikums ist bis ins 15. Jh. stark westfälisch geprägt. Das westfälische *vrent* tritt im 14. Jh. in Quellen aus Stade, Hamburg, Lübeck und Mecklenburg auf; *derde* bleibt in lübischen und baltischen Texten auch in späterer Zeit häufig. Aus der Formenlehre ist die Genitivbildung *der*, *des stades* zu erwähnen. In der lübischen Rechtssprache sind *bursprake*, *torfacht egen* und *eggehachte wapen* westfälischen Ursprungs (Hyldgaard-Jensen 1964).

Die westlichen Sprachzüge im Nordniederdeutschen erklären sich als Folge der Siedlung und durch sprachliche Fernwirkung. Vermutlich haben die westlichen Sprachmerkmale zur gesprochenen ostelbischen Sprache gehört und sind, wenn auch nur im Ausnahmefall, in die geschriebene Sprache gelangt (Bischoff 1961, 11).

Der westfälische Dialektraum ist nach Klaas Heeroma nach Westen expansiv gewesen. Das Gebiet östlich der Ijssel habe zwischen etwa 1200 und 1600 lexikalische Neuerungen aus Westfalen übernommen (*nēdendōr* 'Scheunentür', *geitling* 'Amsel', *wē(d)ik* 'Enterich'). Heeroma hat die These der „westfaalse expansie“ in einem Sprachatlas zur Diskussion gestellt (Heeroma 1957ff.). Ludger Kremer (1980) bietet eine kritische Darstellung der Theorie. Wenn, wie hier geschehen, die ostniederländischen Mundarten des hier behandelten Zeitraums zum Niederdeutschen gerechnet werden, dann ist die „westfaalse expansie“ als innerwestfälischer Vorgang zu werten.

6. Gesprochene Sprache

Die mittelwestfälischen Mundarten bauen auf altwestfälischer Grundlage auf. Im 12. Jh., einer Zeit, in der nur Latein geschrieben wurde, hatte sich der Sprechsprachenwandel vom Altsächsischen (Altniederdeutschen) zum Mittelniederdeutschen

bzw. vom Alt- zum Mittelwestfälischen vollzogen.⁶ Im 13. Jh. wird sich der westfälische Mundartenraum herausgebildet haben. Seine Hauptkennzeichen sind die Kürzendiphthongierung („westfälische Brechung“) und die – regional unterschiedliche – Diphthongierung der ê- und ô-Laute. Von den neun alten Kürzen in offener Silbe (*a*, „Sekundärumlauts“-*ä*, *ë*, „Primärumlauts“-*e*, *i*, *u*, *ü*, *o*, *ö*) sind im Westfälischen sieben unterschieden (*ā*, *e^a* (ë + ä), *i^e* (e + i), *u^e*, *ü^e*, *o^a*, *ö^a*) (Wortmann 1970; Beckmann 1997). Das Ostfälische kennt fünf, das Nordniedersächsische nur drei Qualitäten. Im Westfälischen bleibt für diese Laute ein eigenes diphthongisches Subsystem bestehen, während sie im außerwestfälischen Gebiet ins Langvokalsystem übergewechselt sind. Nach den regional unterschiedlichen Diphthongierungsprozessen der altlangen ê- und ô-Laute, die noch dem 13. Jh. angehören⁷, wird der westfälische Dialektraum in vier Areale eingeteilt: das Ostniederländisch-Westmünsterländische, das Münsterländische, das Süd- und das Ostwestfälische.

Ein Charakteristikum des Süd- und des Ostwestfälischen ist die Lautentwicklung im Hiat. Die Hiatstellung wurde in Südwestfalen mittels eines *g*, im nördlichen Ostwestfalen mittels eines *g* oder *w* (bzw. vor *m* mittels *b*) beseitigt: südwestfälisch *friggen* ‘freien’, *nigge* ‘neue’, *buggen* ‘bauen’, *hoggen* ‘hauen’, *truggen* ‘trauen’; ostwestfälisch *friggen*, *nigge*, *buwwen*, *howwen*, *trubbm*.

Zur Wortgeographie: Wortgeographische Gegensätze innerhalb des Mittelniederdeutschen können bis in die Missionszeit zurückreichende Unterschiede fortsetzen. Wie in altsächsischer Zeit herrschen in Westfalen die in einem westlichen Verband stehenden Wochentagsbezeichnungen *gōdensdag* und *sāterdag*; das übrige Niederdeutsche hat *middewēken* und *sunnāvend*. Die Wortgrenze im Bereich der Weser tritt etwa bei den mittelniederdeutschen Handwerkerbezeichnungen zu Tage (Åsdahl Holmberg 1950). Wie bei den Wochentagsbezeichnungen gehört Westfalen in einen größeren Wortverband Niederlande-Rheinland-Westfalen. Der Gerber heißt in Westfalen *lōer*, in Ostfalen *gerwer*, der Flickschuster im Westfälischen *lapperllepper*, im Ostfälischen *bōter/oltbōter*. Für den Kürschner hat das Westfälische, wie seine westlichen Nachbargebiete, aus dem Romanischen *pelser*, das Ostfälische aus dem Ostmitteldeutschen *kōrsenwerchte* entlehnt.

Im einschlägigen Zeitraum haben im westfälischen Sprachraum verschiedene Wortbewegungen stattgefunden. Zwischen 1200 und 1600 sollen sich die westfälisch-ostniederländischen Gemeinsamkeiten ausgebildet haben.⁸ Eine Neuerung aus dem Fränkischen ist *sal* gegenüber *scal* ‘soll’; *sīn* ‘sein’ tritt neben as. *wesan*, mnd. *wēsen*. Vom Niederrhein her ist im 14.-16. Jh. *pütte* ‘gemauerter Brunnen’ in nördlicher und östlicher Richtung gegenüber *sōd* expandiert (Hartig 1963, mit Beispielen aus Münster). Die *sāterdag*-Ostgrenze dagegen ist eine Rückzugslinie, wie mittelniederdeutsche Belege für *sāterdag* aus Ostwestfalen zeigen (Müller 1989, 46).

Einfluss der Ijsselstädte auf das Westfälische wird seit dem 15. Jh. fassbar, zum einen im Fachwortschatz der *Devotio moderna*, zum anderen auch mit *küper* ‘Bött-

⁶ Vgl. den Beitrag von Thomas Klein in diesem Band.

⁷ Vgl. die Beiträge von Thomas Klein und Hermann Niebaum.

⁸ Zur sog. „westfaalse expansie“ vgl. Kap. 5 Sprachkontakte.

cher', das seit dem Ende des 15. Jhs. in den östlichen Niederlanden und in Westfalen früheres mnd. *bödeker* verdrängte (Witte 1982, 146 und 206-209; Müller 1989, 50).

Der Abstand zwischen geschriebenem und gesprochenem Westfälisch ist recht groß. Für den westfälischen Raum ist daher die grundsätzliche Verschiedenheit von Geschriebenem und Gesprochenem zu betonen. Dies wird deutlich am Teilsystem der tonlangen Vokale:

/ie/	/ië/	/ue/		
/ea/	/öa/	/oa/	<e>	<o>
	/a:/			<a>

Für sieben Phoneme stehen die Schreibungen <a> <e> <o> zur Verfügung; nur im frühmittelniederdeutschen Westfälischen werden auch <i> und <u> verwendet. Die Brechungsdiphthonge, die für das Westfälische so charakteristisch sind, werden also nicht bezeichnet. Dies gilt auch für die vor /r/ + Konsonant stehenden Diphthonge (*kearke, bearg, fōarste, woarst*):

/ea/	/öa/	/oa/	<e>	<o>
------	------	------	-----	-----

Auch die Ergebnisse der Diphthongierungsprozesse der langen *e*- und *o*-Laute werden im Normalfall nicht geschrieben (Peters 1998b). Der Plural Ind. Präs. der Verben endet in der gesprochenen Sprache auf *-et*; die Schreibsprachen belegen, besonders in der zweiten Hälfte des 15. Jhs., *-en* neben *-et*. Die Duale, die im südwestlichen Westfalen (Mark) in pluralischer Funktion verwendet werden, gehören nicht der Schrift an. Gesprochen wird *us*, geschrieben wird *uns*.

Wer etwas über das gesprochene Westfälisch erfahren möchte, ist auf die schriftliche Überlieferung angewiesen. Im Geschriebenen finden sich Reflexe gesprochener Sprache (Bischoff 1981; Bischoff/Peters 2000). Besonders wenn der Schreiber nicht Berufs-, sondern nur Gelegenheitsschreiber war, konnte es zu Regelverstößen kommen und auch Dialektales in das zu Schreibende einfließen. Doch auch ein Berufsschreiber konnte gelegentlich, besonders „wenn die Eile die Flüchtigkeit begünstigte“ (Bischoff 1981, 5), „Fehler“ machen.

Von mundartlichen und hyperkorrekten Schreibungen aus können Einblicke in gesprochenes Westfälisch gewonnen werden. Es geht hierbei um wiederholt vorkommende Verstöße gleicher Art, die auf eine sprechsprachliche Grundlage schließen lassen. Reflexe gesprochener Sprache sind besonders in solchen Schreibsprachenlandschaften zu erwarten, in denen zwischen geschriebener und gesprochener Sprache ein großer Abstand herrscht. Dies sind im westfälischen Raum insbesondere das Südwestfälische (Diphthongierung der oberen ê/ö-Reihe, Hiattilgung) und das Ostwestfälische (Diphthongierung der unteren ê/ö-Reihe, Hiattilgung).

1. Besonders in der Frühzeit schreibt man gelegentlich die sprechsprachlichen Assimilationen benachbarter Laute, Kontraktionen zweier oder mehrerer Wörter.

bi er (< *ener*) *iuncurowe* 1324 Werl Statuten; *wam men* (< *wan men*) 1326 ebd.; *insime hūs eder insime garden* 1324 ebd.; *metter* (< *met der*) *tyth* 1326 Werl Urk.; *sir* (< *siner*) *echten vrauwen* 1417 Graf von Ravensberg.

2. Vor den Konsonantenverbindungen /ld/, /lt/ ist /a/ zu /o/ velarisiert und in den meisten niederdeutschen Mundarten zu /o:/ gedehnt worden. Dieses schloss sich durchweg der Entsprechung von δ^2 an, wurde also in Ostwestfalen zu /au/ diphthongiert.

oult 1472, *aulde* 1477, *behaulden* 1479 Lemgo, *haulden* 1527 Brilon.

3. Im Ostwestfälischen wurde /a/ vor /l/, /ll/ zu /o/ velarisiert. In der Schreibsprache Lemgos tritt <o> in etwa einem Viertel der Belege auf, ist also als Minderheitsvariante anzusehen. In Herford schreibt man gewöhnlich <a>, im 14. Jh. selten <o>: *ol* 'all' 1347, 1355, 1368, 1379; *oller* 'aller', *ols men* 'als man' 1378. In Osnabrück gilt <a>; *ollet* 'alles' 1336 im Stadtbuch ist ein Reflex gesprochener Sprache, der im Gegensatz zur schreibsprachlichen Tradition steht.

4. Vereinzelt wird in westfälischen und oldenburgischen Texten für *gras* 'Gras' mundartliches *gres* geschrieben.

den lütteken Greshof 1385 Herford; *de koye de wy in dat gres dryuet* Ende 15. Jh. Freckenhorst Hofesrecht.

5. Vereinzelt vorkommende Doppelschreibung eines Vokals oder nachgeschriebenes <i, y> deuten an, dass /e/ vor /ld/ gedehnt gesprochen wurde. Gewöhnlich wird *velt* geschrieben.

in holthe, in veelde, in water 1349 Kloster Clarenberg; *an acker, an veilde, an wesen* 1410 Rüthen; *veelt marck* Kloster Vinnenberg.

6. Ganz vereinzelt scheinen Schreibungen Dehnung eines Vokals vor /nd/, /nt/ anzudeuten. Es kann aber auch ripuarischer Schreibeinfluss vorliegen.

gheeyndet weyrt 1350 Soester Schra; *eynde* 1367 Unna, 1516 Kamen; *keyndere* 1491 Bielefeld.

7. Mnd. δ^1 (< westgerm. /ō/) wurde im Südwestfälischen zu /au/, im Umlautfall zu /oi/, diphthongiert. Hier sind, als Reflexe gesprochener Sprache, <au>-, <ou>- bzw. <eu>-Schreibungen möglich. Sie zeigen, dass die Diphthongierung von δ^1 im 14. Jh. bereits erfolgt war (Peters 1998b).

tot siner selues behouf 1358 Soest Stofftax-Ordnung im Stadtbuch. – Soest Bürgerbuch I: *Ernst dey Houtwelkere* 1341, *Andreas plaucmekere* 1352, *Elsebe Plauchstollersche* 1371, *Werneke Haufnagel* 1382, *Gert Kaufoet* 1437. – *mit ghauten willen der ebbedissen* 1343 Kloster Clarenberg; *dit hort miir moder half toũ und hiir van hort [...]* *my de helfte tau* 1395/96 Dortmund Urk.; *van einem kouffelle enen hellinck* 1324 Werl; *Ich [...]* *dav kundych* 1358 Kloster Oelinghausen bei Arnsberg; *tũ behauf* 1361 ebd.; *doũn* 1449 ebd.; *brouder* 1360 Kloster Rumbeck bei Arnsberg. *vor unsen vrigen steulen* 1345 Bernhard Herr zur Lippe; *Evert Greünenbergh* 1413 Soest Bürgerbuch I; *Else Weusthoves* 1436 ebd.

8. Mnd. δ^2 (< westgerm. /au/) wurde im Ostwestfälischen und im Münsterländischen diphthongiert. Hier können als sprechsprachlicher Reflex *au-*, *ou-*Schreibungen auftreten.

Beispiele aus Lemgo sind *gaugreve* 1378, *clauster* 1421, 1480, *ouch* 1417, 1419, *ouk* 1459, 1479. – *Wy sind gelouffligen (...) eyndrechtig overkomen* 1457 Münster.

Im Münsterländischen wurde der Umlaut δ^2 über /oi/ zu /ai/ diphthongiert.

gedeydet 'getötet' 1405 Münster.

9. In Süd- und Ostwestfalen setzt im 14. Jh. die Hiattilgung ein (s. o.).

die ffysscherigge 1314 Güterverzeichnis Drasenbeck; *vor den vriggenstole, vor unsen vriggen grascapen* 1342 Graf von der Mark; *friggen* 1445 Lemgo; *myt vriggen willen* 1492 Herford; *Nyggedor* 1404 Soest Bürgerbuch I; *Tonygges Nyggebechker* 1449 ebd.; *twintich nygge wynkannen* 1491 Werl; *nyggefunde* 1504 Attendorn; *vornygget* 1457 Lemgo; *twintich Egger* 1314 Güterverzeichnis Drasenbeck; *hundert eggere* 1385 Sieveringsen bei Soest; *teyggen* 'zehn' 1486, 1493 Lemgo; *kogge* 'Kühe' 1548 Soester Schra; *koygge* 1440 Lemgo.

10. Die Schreibsprachen verraten nur selten, dass im Westfälischen eine Neigung zu Svarabhaktivokalismus vorhanden war. Dieser findet sich vorzugsweise zwischen Liquiden (*r*, *l*) und einem tautosyllabischen Konsonanten (Peters 1999b).

- /r/ vor Labial: *Heman mitten Koreve* 1357 Soest Bürgerbuch; *Dyderich dey aremborstere* 1373 ebd.; *Henr. de Aldendorip* 1336 ebd.
- /l/ vor Labial: *Rolef* 1388 Soest Bürgerbuch, *Raulef* 1420 ebd.
- /r/ vor Velar: *weric* um 1300 Westfälische Psalmen; *Jo. Manichwerich* 1307 Soest Bürgerbuch; *maryc* 1310 Rütthen Statut, *kerycwigen* ebd.; *Waltherus de Eversberig* 1302 Soest Bürgerbuch.
- /l/ vor Velar: *melic* um 1300 Westfälische Psalmen; *Lete de Walicmolen* 1328 Soest Bürgerbuch.

11. Die Konsonantenverbindungen /ld/ und /nd/ sind schon zu Beginn der mittelniederdeutschen Überlieferung zu // bzw. /nn/ assimiliert. Die Erscheinung ist ganz überwiegend sprechsprachlich geblieben.

orkunne 1334 Kloster Clarenberg, 1353 und 1354 Lemgo, 1366 Lippstadt Stadtrecht, 1368 Ahlen; *ere ingesinne* 1411 Osnabrück Stadtbuch; *Hillebrandes hus* 1369 Münster.

12. Am Südrand des Westfälischen begegnet in wenigen Fällen die Schreibung <ng> für <nd>.

gesynge 'Gesinde' 1486 Alte Bürgersprache der Freiheit in Meschede. Hyperkorrekte Schreibung: *samenunde* für *samenunge* um 1300 Westfälische Psalmen.

13. Intervokalisches -d- neigt in der gesprochenen Sprache zum Ausfall.

Con. de Parborne 1330 Soest Bürgerbuch; *sin lant tusschen Werle vnde Bureke* 'Büderich in Westfalen' 1460 Werl; *anderer berver* (< *bidver*) *lude genoich* 1449 Bielefeld.

14. Nach /n/ und nach /l/ ist zuweilen ein epenthetisches /d/ eingefügt, das manchmal geschrieben wird.

4 honder 'Hühner' Ende 14. Jh. Freckenhorst Hebereger. – *kelder* 1463 Bielefeld;
dre scholder 'Schüler' ca. 1496 Bielefeld.

15. Das anlautende /g/ wird in westfälischen Mundarten bis heute als velarer Reibelaut gesprochen. Schon das Freckenhorster Hebereger (11. Jh.) belegt *chebur* 'Nachbar'.

16. In den westfälischen Breviertexten des 14. Jhs. ist das halbschwache Prät. *gafte* (zu *giewen* 'geben') belegt: *einen propheten gafte ic di in deme volke* (19,53). In der unmittelbaren Fortsetzung der Stelle hat der Schreiber das überregionale *gaf* geschrieben: *Enforte nit van erre angesichte, want ic mit di bin vnde tu eyne propheten gaf ic di dem volke*.

17. Die altsächsische Pluralendung der mask. *a*-Stämme *-os*, die durch *e* ersetzt wurde, hat in den Mundarten ihr Anwendungsgebiet erweitert.

brutmans 1355 Dortmund Statuten; *susters* 1463 Bielefeld.

Die Mehrheit der angeführten Beispiele wurde aus Bischoff (1981) übernommen.

Die Masse der Bevölkerung sprach im späten Mittelalter die örtlichen westfälischen Mundarten. Der Zuzug von auswärts brachte auch Sprecher nichtwestfälischer Mundarten in die Städte. Hinzu kamen in ihnen die Sprachen auswärtiger Besucher, fremder Kaufleute und Prediger: vor allem hochdeutsch, rheinisch, niederländisch, nordniederdeutsch. Die „Fahrenden“ – Spielleute, Gaukler, Akrobaten – bildeten eine Sondersprache aus, das Rotwelsch, eine Mischsprache mit deutschen, hebräischen und zigeunerischen Anteilen. Jiddisch wurde in Westfalen bis zur Vernichtung der jüdischen Gemeinden im Jahr 1350 gesprochen. Lateinische Sprechsprache ist im Klerus und im Kreise der Intellektuellen als Schulsprache (Lateinschulen) präsent. In seiner Ode auf die Stadt Münster hebt Murmellius den Humanisten Rudolf von Langen hervor: „Ja, auch wenn er in der erhabenen Sprache Ciceros redet!“ (Peters / Ribbat 1993, 630).

III. Frühe Neuzeit

Rheinische Sprachgeschichte im 16. Jahrhundert

1. Einleitung: Abgrenzungen, Forschungsstand, Darstellungskonzept
2. Sprachstrukturwandel
 - 2.1 Schreibsprache
 - 2.2 Drucksprache
3. Sprachgebrauchswandel
 - 3.1 Zur Verortung der ‚neuen‘ Schreib- und Drucksprache
 - 3.2 Latein – Volkssprache
4. Sprachbewertungswandel: interpretative Aspekte des Umbruchs

1. Einleitung: Abgrenzungen, Forschungsstand, Darstellungskonzept

In einem Kölner Testament vom 1.2.1500 beurkundet der Notar Adam Pex de Burchloen den ‚aktuellen‘ Gesundheitszustand der Testatorin Marie Sudermann aus der bekannten patrizischen Familie, 1443 und dann von 1471-1473 als Weinhändlerin in Köln bezeugt. Darin wird formell bestätigt, dass sie *gainde ind stainde, yrre synne, witze, reden ind gedancken verstendich ind mechtich, doch etwas swaich van lyve* sei (Klosterberg 1996, 143). Die schreibsprachlichen Formen dieser Formel wie des gesamten, umfangreichen Testaments sind natürlich auch gut auf mein Thema zu beziehen: Sie weisen durchgehend typische Merkmale des mittelripuarischen Schreibdialekts des 14./15. Jhs. auf, wie sie Robert Möller in ihrer Dynamik und Konstanz in diesem Band dargestellt hat: *ind*, apokopiert aus *inde*, <ai> für sicher langes /a:/, auch in *swaich*, weiter *van lyve* mit der Graphie <v> für den erhaltenen wgerm. Reibelaut, aber – schon – *doch* anstatt älterem *mer* oder *aver*, und *etwas* (statt *yedt* < *iwiht*). Solche zeitgenössischen Veränderungen wohl ‚oberländischer‘ Herkunft sind im weiteren Text noch sehr selten, wenn sich etwa in den 170 edierten Zeilen des Testaments (vgl. Klosterberg 1996, 143-148) 2x *als* gegenüber 11x *as*, *asdat*, *asdan* findet, oder 4x *ader* gegenüber 11x *off*: Varianten, die zum Ende des 15. Jhs. auch sonst in Köln greifbar werden. Erste Diphthongschreibungen gehören zwar ebenfalls zu diesen Entwicklungen in Köln, sie fehlen im Sudermann-Testament bei 85 möglichen Fällen aber völlig.¹

Für das folgende 16. Jh. geht es in Köln und im weiteren ripuarischen Rheinland – und nur diesen Teilraum des Mittelfränkischen werde ich berücksichtigen² – um den im Testament der Marie Sudermann so gut wie gar nicht greifbaren weitreichenden und komplexen Prozess der Aufgabe/Abwahl/Zurückdrängung dieses im 15. Jh. relativ konsistenten mittelripuarischen Schreibdialekts in der Schriftlichkeit resp. in der Textüberlieferung, und damit zugleich um das erhebliche Auseinanderdriften von Schriftsprache und Mundart. Über die gesprochene Sprache in diesem Raum lassen sich trotz wieder einsetzender Bemühungen um ihre Rekonstruktion und sogar ihre

¹ Zu frühen Diphthongschreibungen vgl. Wrede (1926), zu ‚südlichem‘ Einfluss bis um 1500 Möller in diesem Band.

² Ansätze zu einer Einbeziehung auch des moselfränkischen Raumes in Hoffmann (1993), zum Niederrhein im 16. Jh. Mihm in diesem Band.

Varietäten-Schichtung³ nur wenige Grundzüge erschließen aus dem Vergleich von gegenwärtigen Mundartverhältnissen und der schriftsprachlichen Überlieferung, aber für eine Darstellung sprachgeschichtlicher Entwicklungen im 16. Jh. reicht das sicher nicht aus und wird deshalb hier nicht weiter behandelt.⁴

Den gesamten Varietätenwechsel in der Schriftlichkeit vom regionalen mittelriparischen Schreibdialekt zu einer überregionalen Schriftsprache muss man sich in verschiedene Teilprozesse mit unterschiedlichen Verlaufsformen gegliedert vorstellen. Diese betreffen innere wie äußere Sprachgeschichte, oder in einer anderen Aspektuierung die Sprachstruktur mit den verschiedenen Sprachebenen, den Sprach- oder Varietätengebrauch und die Sprachbewertung in der Sprachgemeinschaft des mittleren oder ripuarischen Rheinlandes.

Nach dem immer noch bedeutenden Beitrag von Willy Scheel (1893) über die Sprache der Drucke aus der ‚katholischen‘ Offizin des Jaspas van Gennep (1532-1564) und mit einem kursorischen Überblick zur kanzeleisprachlichen Entwicklung im ersten Teil (s. Abb. 2) sind gerade in den letzten 15 Jahren eine Reihe von weiteren Arbeiten erschienen, die – wie könnte es anders sein – die Entwicklungen im 16. Jh. auch wieder am überragenden zentralen Ort dieses Raumes, Köln, deutlicher herausgearbeitet und sprachhistoriographisch unterschiedlich akzentuiert haben.⁵

Methodisch und materialiter müssen für eine valide Darstellung des Verlaufs der genannten Teilprozesse des Umbruchs im 16. Jh. möglichst dicht gestaffelte Korpora von Texten analysiert werden (räumlich, zeitlich, textsortenbezogen, überlieferungsbezogen). Das gilt einmal hinsichtlich der objektsprachlichen Strukturen und Merkmale auf allen Ebenen: Denn nach dem bisherigen Forschungsstand reicht der sprachstrukturelle Umbruch von erheblicher individueller, idioskriptaler Variation⁶ v. a. in Handschriften bis zu ausgeprägter druckschriftlicher Konstanz in Drucken resp. Offizinen. Eine ähnliche, allerdings nicht korpusbezogene programmatische Forderung sollte gelten hinsichtlich der direkten (sehr selten und eher zufällig) und indirekten (oft aus der Variation selbst ableitbar) metasprachlichen Hinweise der Texte auf Sprachgebrauch und -bewertung in der Sprachgemeinschaft.

Eine Vielzahl von Faktoren ist zu berücksichtigen, um der diachronischen wie diastatischen Komplexität des schriftsprachlichen Umbruchs im 16. Jh. näher zu kommen. Das durchaus mögliche Verfahren synchroner Schnitte könnte den Blick auf die Dynamik und die Diskontinuitäten der Entwicklung mit zeitlicher und wohl auch räumlicher Differenzierung eher verstellen. Der Umbruch verläuft nämlich in intra- und intertextueller Variation, Texte nicht-riparischer Herkunft können weitgehend in ihrer Sprachform übernommen oder aber in verschiedenen Abstufungen in die eigene schreib- oder druckdialektale Form eingepasst werden (vgl. Beckers 1989), es gibt Unterschiede der Sprachform zwischen Drucken und Handschriften (auch desselben Textes), zwischen Textsorten/Gattungen, und das alles mit differentiellen personalen oder

³ Zu neuen Versuchen in dieser Richtung sei auf Duisburger Projekte verwiesen, zuletzt Elmentaler (1999).

⁴ Für Köln Mattheier in der Neubearbeitung von Hoffmann/Mattheier (1985) [HSK 2.2 i. Dr.].

⁵ Ich nenne hier in alphabetischer Reihe und in Auswahl Beckers (1976; 1989c; 1993), Hoffmann (1983/84; 1991; 1993), Macha (1991b), Mattheier (1981; 1981/82), Möller (1998), Schmitz (1993).

⁶ Diesen Begriff übernehme ich gerne von Elmentaler (1998, 24).

gesellschaftlichen Hintergründen und Motivationen. Im Bewusstsein der damit verbundenen Probleme wähle ich deshalb den Ausgang der Darstellung von exemplarischen Textdemonstrationen.⁷ Wenn möglich, werden genauere frequentielle variabel-linguistische Analysen einbezogen oder referiert (vgl. Hoffmann 1983/84 u. Abb. 1).

Die im Folgenden referierten Ergebnisse und Überlegungen können lediglich Bausteine sein für eine valide und extensive Darstellung des Umbruchsverlaufs in der Schriftsprachlichkeit vom ripuarischen Schreibdialekt zu einer Ausprägung von frühneuhochdeutscher Schriftsprache im Schreiben und Drucken im 16. Jh.⁸

2. Sprachstrukturwandel

2.1 Schreibsprache

Mit der begrifflichen Fassung als „Übernahme hochdeutscher Formen“ (Schützeichel 1972, 54) oder als erstaunliche „Umlagerung“ des Kölnisch-Ripuarischen in das Hochdeutsche (Besch 1967, 333) oder aber als ausgeprägte „Überschichtung durch die oberdeutsche Varietät“ (Mattheier 1981, 293) wird eigentlich nur das Ende der Entwicklungen im 16. Jh. gewichtend benannt – und das sind noch zu diskutierende Gewichtungen des Vorgangs (s. u. 3.1.) –, aber einer genaueren Interpunktion des schriftsprachlichen Ersetzungsprozesses entsprechend dem o. g. ‚Programm‘ sollte man damit nicht ausweichen. Denn dieser Ersetzungsprozess war, auch im Druckbereich, „alles andere als ein gradliniger und zielgerichteter Vorgang“ (Beckers 1989, 72), gerade im bis gegen 1500 sprachlich durchaus (noch) selbstbewussten ripuarischen Rheinland, und auch in Köln.⁹ Zunächst sollen deshalb unterschiedliche sprachstrukturelle Text-Ausprägungen einer ‚mittleren‘ (Hand-)Schriftlichkeit in chronologischer Folge bei vergleichbarer Textsorte vorgestellt werden.

Das anfangs zitierte notarielle Testament von 1500 (Klosterberg 1996) muss man durchaus der traditionellen mittelripuarischen Schreibsprache zurechnen: Es gibt keinen Fall von Diphthongschreibung, regelhaften <ch>-Ausfall (*nae, seesden*), nur <o>-Schreibungen in -zo- ‚zu, zum, dazu‘ (80 x), in den Suffixen ‚-unge‘ und ‚-tum‘ (*paissdomb* ‚Papsttum‘, *saissonge* ‚Setzung‘), den ripuarischen Stand der Lautverschiebung (*wyspenning, pond, dit, dat*), lexikalische Besonderheiten wie *tusschen, overmitz, umbtrint, off* (11x gegenüber 4x *ader*), *kyff* ‚Keifen‘, *gyfft* ‚Gabe‘ u. ä. Häufigeres formelhaftes *besatzt ind bescheiden* (statt *gesat ...*), seltenes -schaft als Suffix, *nent* neben *noempt*, ändern nichts an diesem Befund. Die Apokope von älterem *inde* ist vollständig durchgesetzt mit 133 *ind*, ein modernes *und(e)* findet sich aber nicht.¹⁰

Mit einigen kölnischen Texten um das Jahr 1525 lässt sich nun der angelaufene schreibsprachliche Wandel in der ‚mittleren‘ städtischen Schriftlichkeit möglicherweise etwas differenzierter veranschaulichen. Es handelt sich um folgende Texte: Ein Beschwerde- und Bittschreiben der Universitätsleitung an den Rat um ‚Reformierung‘

⁷ Dieses ‚Verfahren‘ habe ich auch im Beitrag Hoffmann (1993) ausführlicher angewandt.

⁸ Zum generellen Weg von Regionalität zu Überregionalität vgl. Besch (1993).

⁹ Vgl. zur Differenzierung solchen sprachlichen Selbstbewusstseins schon im 15. Jh. Möller (1998) sowie ders. in diesem Band.

¹⁰ Zur Apokope in der rheinischen Sprachgeschichte vgl. Klein (2000a).

der Zustände an der Universität (Edition: Urkunden 1865), ein Bericht resp. ‚Fahndungs-Ausschreiben‘ der Stadt nach Handwerker-Unruhen 1525 (Edition Looz-Corswarem 1980, 95-97), und mehrere hochgerichtliche Protokolle von 1526 über die Vernehmung und Verurteilung einiger der beteiligten Handwerker (Edition: Höhlbaum 1892). Der universitäre Bittbrief kann insgesamt durchaus noch als schreibdialektal ripuarisch¹¹ charakterisiert werden, aber einige oberländisch-hochdeutsche Merkmale treten doch schon selten bis systematisch auf: 4 Belege für Diphthongierung (132 ohne), mediales in 7 Fällen, z. B. *loebliche*, für wg. Reibelaut mit den Graphien <v, f(f)>, z. B. *loeffliche*, in 99 Belegformen, nur noch 3x *syn* gegen bereits 16x *si(y)nd(t)* in der 3. Pl. des Verbum Substantivum, ähnlich 3x *is(β)* gegen 21 *ist* in der 3. Sg. Am Beispiel der Belegformen mit der Partikel ‚nach‘ lässt sich die Mischsprache nochmals exemplifizieren: altes *na* 2x, neueres *nae* 8x, neues *nach* 2x, dann *naburlich*, *nachfolgens*, *nachdem*. Symptomatisch ist z. B. auch, dass in einer Zeile, (Urkunden 1865, 221f.) altes *geweist is* neben neuem *bleben ist* steht. Weiter finden sich im Text schon allein die modernen Formen *und* wie *als* und *zu* und *-ung* im Abstraktsuffix. Durchaus hiermit vergleichbar sind die Sprachformen des kleinen städtischen Fahndungsschreibens, auch wenn z. T. andere Merkmale betroffen sind. Die Einmischung moderner Merkmale hat jedenfalls auch hier begonnen.¹² In beiden Texten bleibt die tradierte Bezeichnung langer Vokale durch ein nachgestelltes Vokalzeichen erhalten, wobei allerdings die ältere komplementäre Verteilung nach den Silbenstrukturen aufgegeben wird.¹³

Die umfangreicheren Vernehmungsprotokolle der Handwerker von 1526 scheinen noch den ‚dialektalsten‘ Eindruck zu hinterlassen, sind aber keineswegs ohne Spuren der angelaufenen Neuerungen. Unter den unverschobenen Kleinwörtern findet sich allein *es* in 36 Fällen, kein *i(d)t*, aber sonst nur *dat* (54x), *dit* (3x), *wat* (7x) und *allet* (1x). In 397 Belegen heißt es nur *und*, ähnlich *ist* (19x) und nur einmal *is*, 15x *sint* gegen einmal *sin*.¹⁴ Postvokalischer <ch>-Ausfall erscheint noch ganz überwiegend – es gilt nur *sees*, *niest(-)* ‚nächst(-)‘ 13x, *niet* ‚nicht‘ 51x, nur 1x *nicht* und *nit* –, aber ‚nach-‘ weist schon 20 <ch>-haltige Belegformen auf gegenüber 61x *na(e)-*. Fast nur in der Bedeutung ‚ob‘ (13x) wird altes *of* verwendet, nur einmal in der Bedeutung ‚oder‘, dafür 8x *oder*, *odir*. Spirantisches wg. /ʃ/ ist nur in 14 Fällen, z. B. *aber* (2x) (gegen *aver* 13x) oder 2x *abschrieven* (!) zu übergegangen, sonst konsequent in 332 <v, f(f)>-Schreibungen erhalten. Bei dieser Variable scheint die Schreibpraxis des Hochgerichts etwas konservativer als die der Ratskanzlei, in der in den Briefen an Aachen nach 1521 „sogleich überwiegt“ (Möller 1998, 143). Auch dieses Fall-

¹¹ Es tauchen auf allein *dat* 48x, *up*, *off*, *nae*, u. ä. und älterer Wortschatz wie *letze* ‚(Vor)lesung‘, *doechde* ‚Tugend‘, *joigt* ‚Jugend‘ in verschiedenen Schreibungen; vielleicht ist ein niederfränkischer / -deutscher Schreiber beteiligt wegen *to* oder *seker*. Zu berücksichtigen ist auch, dass die Universität eine städtische Einrichtung ist.

¹² Die unverschobenen Kleinwörter *dat* etc. 17 / *das* etc. 4, *up* 1 / *uff* 15 / *auff* 5, nur *ist* 10, nur *und*, schon mehr <-b-> als im Uni-Brief mit 30x v gegenüber 14x b, *as* 2 / *als* 5 etc.

¹³ Die Entwicklung dieses neuerdings strittigen Phänomens soll hier nicht weiter verfolgt werden, s. Möller in diesem Band.

¹⁴ Die möglichen Graphie-Varianten wie *vnnd*, *vnndt*, *sindt* etc. sind nicht an den Originalen geprüft und deshalb unberücksichtigt.

beispiel spricht damit eher für die Notwendigkeit, zumindest für die frühe Phase des sprachlichen Umbruchs auf einzeltextliche Analysen mehrerer Variablen zu setzen, nicht (allein) auf die bisherigen Einschätzungen der Literatur (z. B. Scheel 1893) mit dem ‚Modernisierungs-Vorsprung‘ der erzbischöflichen Kanzlei oder konkreten Zeitstellungen für den Wandel in den verschiedenen Variablen-Komplexen. Weiterhin zeigt das im Verhörprotokoll natürlich oft anzutreffende Personalpronomen der 3. Sg. m. eine Verteilung von (noch) 74x *hei* gegenüber (schon) 36x *er*; *gewest* erscheint 1x gegenüber *gewesen* 29x,¹⁵ die Präposition *zu-* 114x in der hochdeutschen, 101x in der schreibdialektalen Form *zo*, das Substantivsuffix *-ung* 26x in hochdeutscher, 17x in ripuarischer *-ong(e)*-Schreibung. Dagegen ist älteres *up-* mit nur noch 3 Belegformen völlig von im Konsonantismus ‚neuem‘ *uf-* in 179 Belegformen verdrängt. Vielleicht erweisen die varianten Schreibungen des Lexems ‚Holzfahrtag‘¹⁶ in 7 Belegformen den besonderen Mischstatus dieser Verhörprotokolle: *zo houlzverdage*, *houlzvardaig*, *uf houlzfardaig* (3x), *uf houlzfordaig*, *uf houlzverdaig*; ‚regelmäßig‘ die Digraphien <ou> für mhd. /o/ vor l+Konsonant, auch in Wortformen von ‚folgen‘, ‚Volk‘, ‚Gold‘, im Prät. von ‚wollen‘ mit insgesamt 41 Belegen (nur 3x <-ol->), schwankend die Schreibungen der Allomorphe von ‚fahr‘ und ‚tag‘. Diese zum und im 15. Jh. markant auftretende graphische Kennzeichnung wohl des velaren /t/, von Robert Möller (in diesem Band, Kap. 6) als für die Regionalität bezeichnendes Element bewertet, findet sich offenbar nur (noch) hier so konsequent; Weinsberg etwa in der zweiten Hälfte des 16. Jhs. scheint sie in seinem Tagebuch überhaupt nicht mehr zu verwenden, jedenfalls nicht in den Belegformen des Lexems ‚Holzfahrtag‘.

Aus dem kleinen vorgestellten Befund darf man wohl schließen, dass die sprachstrukturelle Entregionalisierung in der Kölner Geschäftsschriftlichkeit in den zwanziger Jahren sicher in Ansätzen greifbar ist, aber die traditionellen Elemente des usuellen ripuarisch-kölnischen Schreibdialekts des 15. Jhs. noch zu erheblichen Teilen die Schreibpraxis bestimmen. Dass es in dieser Zeit auch umgekehrte Mischungsverhältnisse mit schon erheblich reduzierten schreibdialektalen Merkmalen geben kann, dafür lässt sich z. B. die knappe Transfixurkunde anführen, mit der Hermann von Wied 1521 in Bonn die 1463 niedergeschriebene, völlig schreibdialektal geprägte Erblandesvereinigung zwischen dem Erzbischof und den kurkölnischen Landständen besiegelt (Edition: Walter 1866, 394f.): es heißt (nur) *von*, *und*, *haben*, *lieben*, *uff(-)*, *sechs-*, *obgemelt* u. a. Allerdings wird man einen solchen Text vielleicht einer gehobeneren Ebene von Schriftlichkeit zuordnen wollen.

Die folgenden Jahrzehnte, auf die hier – auch mangels vorliegender Untersuchungen – nicht näher eingegangen werden kann,¹⁷ haben dann die Modernisierung ganz entschieden beschleunigt, handschriftliche Texte nach der Mitte des Jahrhunderts, aber auch schon der 40er Jahre, weisen eine viel stärker hochdeutsche Prägung auf. Dieser eindeutigen Tendenz widerspricht es keineswegs, wenn auch in dieser Phase noch geschäftssprachliche wie private Texte zu finden sind, die mehr oder weniger

¹⁵ Macha (1991, 46) hat in den Turmbücher-Protokollen von 1525 noch zu 68,8% *gewest*.

¹⁶ Donnerstag nach Pfingsten, Volksfest der Gaffeln in den Wäldern Kölns.

¹⁷ Man vgl. die Protokolle über Vernehmungen in Sittlichkeitsdelikten zwischen 1488 und 1538 bei Haschagen (1905), die offenbar eine chronologisch kontinuierliche Zunahme hochdt. Merkmale aufweisen.

starke Mischungen und Anteile von alt und neu aufweisen. So zeigt ein knappes Ratsprotokoll von 1543 (Edition: Groten 1996) entgegen der Übersicht bei Scheel (1893, 30) doch noch zahlreiche „dialektische Formen“, auch wenn *und für ind, ist für is* regelmäßig auftreten.

Eine Ordnung über die Lepra-Diagnose, zwischen 1540 und 1580 geschrieben für die städtischen Provisoren (Edition: Hort 1996) und noch weniger ‚offiziell‘, scheint in der Mischung von (mehr) alten und (manchen) neuen Merkmalen mit einigen sonderbaren Schreibungen und Wortformen ein besonders typisches Produkt des Übergangs bei weniger geübten (?) Schreibern zu sein. Es wechseln mit unterschiedlichen Frequenzverhältnissen *proeve* und *probe*, *geloven* und *geloben*, *das* und häufiger *dat*, *zurzeit* und *zo ziden*, *gethaen* und *doen*, *helpen* und *helffen*, *as* und *alß*, *nae* und schon häufiger *nach*, noch häufiger *off* und *oder/ader*, *uff*, *up* und einmal *auff*; *ist*, *und* sind schon ohne schreibdialektale Konkurrenten fest. Hieran lässt sich m. o. w. eine spezifische Misch-Ausprägung im ‚Balancestadium‘ (Macha 1991, 47) des kölnischen und ripuarischen Schreibens um die Mitte des 16. Jhs. im unteren Bereich mittlerer Schriftlichkeit beobachten, in der eine hochdeutsche Zielvarietät nur erst an den Rändern des schreibsprachlichen Varianzraumes aufscheint.

Dass die (frühneu)hochdeutsche Zielvarietät aber auch in diesem Zeitraum ziemlich weitgehend erreicht werden kann, vermag das Aktenstück mit den sog. Oktoberartikeln von 1546 (Edition: Repgen 1988, 378-394) von einem Schreiber im ‚Büro‘ des Kölner Offizials Johannes Gropper (1503-1559)¹⁸ zu erweisen: Die Diphthongierung ist fast vollständig durchgeführt, nur bei *uff-*, *uss-* noch nicht, das wg. /b/ vollständig durch ‚ersetzt‘, im Komplex des Lautverschiebungs-Konsonantismus gibt es kein regionales Merkmal mehr. Bei den weiteren oben behandelten Merkmalen wird durchgängig die jeweils moderne Variante verwendet, lediglich einige traditionelle Längenschreibungen bleiben erhalten. Vielmehr erscheinen schon gelegentlich die – noch zu behandelnden – oberdeutschen ‚Marker‘ wie *-nus(ß)* (4x) im Substantiv-Suffix, singular *<p>* für /b/ im Anlaut in *pleiben*, <ai> für <ei> in *hailig* (2x) neben *heilig* (6x) und *hilg* (2x), erste Indikatoren für eine neue, stärker oberdeutsch fokussierte Entwicklung der Schreibsprache in Köln.

Weit fortgeschritten in Richtung auf die (frühneu)hochdeutsche Schreibsprache sind die ebenfalls einer mittleren Schriftlichkeit zuzuordnenden Protokolle in den sog. Turmbüchern nach der Mitte des 16. Jhs. Zwei Text-Beispiele von 1569 und 1571 sind wiederum dem neuen Quellenband zur Geschichte der Stadt Köln entnommen (Edition: Schwerhoff 1996). Die Diphthongschreibung ist recht konsequent durchgeführt (je 1x *siner* und *beniden* ‚beneiden‘, *duvelsfenger*),¹⁹ es gilt schon *auss(-er-)*, 1x *auf-*, sonst bleibt *uff(f)-* (18x) wie auch in späteren Texten noch erhalten, ebenso einige anlautende /d/ (*bedragen*, *Duvelsfenger*), sogar einige oberdeutsche <pf>-Schreibungen, die nicht in die Schriftsprache eingegangen sind (vgl. Frühneuhochdeutsche Grammatik, §L58): *diepff* ‚Dieb‘, *geworppfen*; es bleiben einige Langvokalmarkierungen

¹⁸ Johannes Gropper war reformorientierter Offizial des Kölner Erzbischofs, hat sich aber dann zum entscheidenden Gegenspieler von Hermann von Wied entwickelt. Die Oktoberartikel enthalten eine Art kirchenpolitische Programmatik, auf die ein neuer Erzbischof verpflichtet werden sollte.

¹⁹ *Deuren* für *Düren* ist wohl Umlautsbezeichnung.

gen wie in *wasmaissen*, auch in *Raet*. V. a. tauchen wiederum und verstärkt die hochdeutsch/oberdeutschen Marker auf: anlautend <p>, (*Nachpaur*, *gepotenen*, *pracht* etc.), auch wenige <ai>-Schreibungen wie *haim*, *frailich* für altes /ei/, freilich auch noch 18x <ai> als traditionelle Längenbezeichnung für /a:/. Die bei Macha 1991 ausgewerteten Protokolle für 1575 und 1592 entsprechen für diese Phänomene ganz offenbar diesem Befund. Damit werden auch auf der Textsorten-Ebene solcher Gerichts-Protokolle die grundlegenden Veränderungen in der Sprachstruktur gegenüber der ersten Hälfte, insbesondere dem ersten Drittel des Jahrhunderts deutlich.²⁰

Für andere Teilräume und Überlieferungsorte des ripuarischen Sprachgebietes fehlen genauere variablenlinguistische Untersuchungen des Schreibsprachwandels im 16. Jh.²¹ Ein vorläufiger Blick (vgl. Hoffmann 1993, 143ff.) bestätigt aber doch auch hier den Eindruck des Umschlags in der Schreibsprachlichkeit zur zweiten Hälfte des 16. Jhs. hin. Die Überlieferung des Aachener Westens kenne ich leider zu wenig, einschlägige Weistümer aus diesem Bereich des Herzogtums Jülich (vgl. Harleß 1869/70) weisen aber offenbar eine ähnlich komplexe intratextuelle Verteilung alter und neuer Merkmale auf wie die etwa zeitparallelen Kölner Texte. Bonner geschäftssprachliche Texte, von Notariats-Urkunden bis zu Zinsregistern, auf der dörflichen Weistums-Ebene oder bei Bürger-Inventaren, sind ab etwa 1550 stark hochdeutsch geprägt.²² Dies schließt wiederum die Möglichkeit unterschiedlicher Varietäten-Anteile in individuellen Textausprägungen nicht aus. So weist die eigenhändige handschriftliche Notiz des Bürgermeisters Hillebrand Hellmichs auf der Rückseite einer ‚hochdeutschen‘ Urkunde von 1574 (Edition: Loersch 1898, 70), in der er ein eigenes Haus in Bonn verkauft, moderne Elemente auf (*dass*, *ist*, *genant*) in unregelmäßigem Nebeneinander mit alten schreibdialektalen (*breiff*, *huissgen*) und wohl sprechsprachlichen Direktanzeigen (Dentalausfall in *gerich(t)lich geschatz(t)*):

Disser breiff ist belangen, dass mir dass huissgen in der Straißberger gaessen, daß amptmanß huissgen Rheyartz Kaster, canonich zu Bonn, genant, gerichtlich geschatz, und jair und tag gestanden, und ich mit recht erlang.

Zwei weitere Beispiele mögen den Varietätenwechsel zur Mitte des 16. Jhs. auch außerhalb der Metropole Köln anzeigen. Im Zunftbrief der Siegburger Töpfer, der Ulner oder Aulner, heißt es in § 3 der Fassung von 1531: *Eins oelners son, der dat hantwerck irst leert ind oeven will, sall ...*, im parallelen § 5 der Fassung von 1552 dagegen: *Wan eins oulners son das hantwerk lehren und uben will, so soll ...* also kein schreibdialektales *sall*, kein *dat*, kein *oeven* mehr (Edition Lau 1907, 119 u. 132). Der in der Edition dazwischenstehende Schneider-Zunftbrief von 1534 (Lau 1907, 121-125) ist als (frühneu)hochdeutsch zu charakterisieren.²³ Ein Akzise-Privileg des Jüli-

²⁰ Scheel (1893, 30), setzt die ‚Gemeinsprache mit geringen dialektischen Formen‘ in den Turmbüchern seit 1560 an.

²¹ Die urkundensprachlichen Untersuchungen Scheben (1923) für Jülich und Scheurmann (1923) für Berg reichen nur bis in das 15. Jh.

²² Eine größere Sammlung von Bonner Texten für sprachgeschichtliche Seminare liegt in einem Textheft zusammengestellt vor.

²³ Nicht verschwiegen sei, dass alle 3 Texte bei Lau nur nach Abschriften des 16. Jhs. (= zeitgenössisch?) vorliegen, dies könnte die unterschiedliche Varietätenwahl beeinflusst haben. Allerdings wird der Zunft-

cher Herzogs erscheint in der Fassung von 1563 für den Herausgeber Bers (1991) „erstaunlich“ weitreichend modernisiert gegenüber dem nur in einer Kopie von 1536 erhaltenen ursprünglichen Text von 1490, direkt greifbar z. B. in der Herzogs-Titulatur: 1490/1536 *van goitz gnaden*, 1563 *von Gottes gnaden* etc.²⁴ Eine grobe, stichprobenartige Durchsicht der höchst materialreichen, aber nie sprachwissenschaftlich ausgewerteten ‚Quellen zur Jülich-Bergischen Kirchenpolitik‘ von Otto Redlich (1907-1915) lässt als vorläufiges Ergebnis wiederum die Annahme zu: Der Wechsel vom ripuarischen Schreibdialekt zur (früh)neuhochdeutschen Schriftsprache erfolgt im Jülicher Territorium wohl spätestens zu Beginn der zweiten Hälfte des 16. Jhs.²⁵

Über dieser Hauptlinie der schriftsprachlichen Entwicklung, die progredient und chronologisch (ziemlich) kontinuierlich, ohne dass man eine kleinschrittige, für alle ripuarischen Teilräume gleiche Phasierung annehmen müsste, auf eine hochdeutsche Varietät zuläuft, darf man nicht übersehen, dass es gegen diese Tendenz oder quer zu ihr stehende sprachliche Nebenlinien und Diskontinuitäten gibt.²⁶ Für den Bereich der Schreibsprache muss hier natürlich zuerst auf das monumentale Tagebuch des Hermann Weinsberg verwiesen werden, der zwischen 1552 und 1597 in einer chronologisch relativ konstanten Mischsprache schreibt (vgl. Balan 1969; Hoffmann 1983/84). Aber auch bei ihm gibt es je Variable unterschiedliche Schwankungsbreiten zwischen ‚alt‘ und ‚neu‘ (vgl. Abb.1).

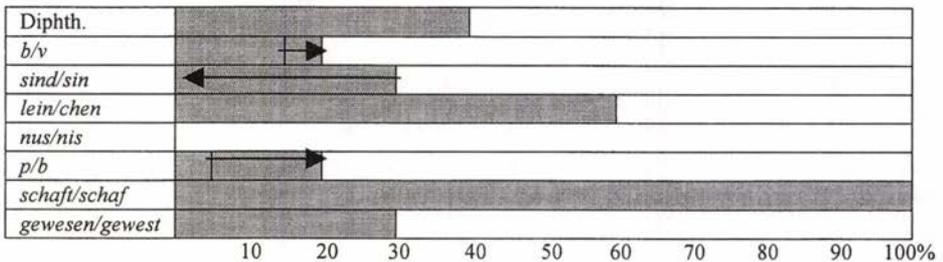


Abb. 1: Variablen im Buch Weinsberg in % der modernen Varianten (grau unterlegt)²⁷

Klaus Mattheier (1981/82) hat andererseits noch beim Rechnungsbuch der Weinsberg-Nichte Elisabeth Horns, 1581-1597 zum Ende des Jahrhunderts geschrieben, eine klare schreibdialektale Grundierung ausgemacht, und das Tagebuch des Jan van Brackerfelder, Kölner Gewaltrichter, zwischen 1560-1573 niedergeschrieben, enthält

brief der Töpfer von 1552 bei Dornbusch (1873, 100-115), komplett nach der Original-Urkunde ediert: Der Text entspricht dem bei Lau.

²⁴ Das schon im Südniederfränkischen liegende jülichsche Amt Erkelenz hat ebenfalls in den 60er Jahren eine klare Umstellung der Amtssprache in allen Domänen auf den hochdeutschen Typus vollzogen, vgl. Egert (1994).

²⁵ Die Sprache der Düsseldorfer Kanzlei des Dreifach-Herzogtums mit nieder- und mittelfränkischen Raumbezügen dürfte ein besonders interessantes Objekt für unsere Fragestellung sein, bisher m. W. nicht untersucht.

²⁶ Ob man diese eher mit den ‚Umwegen‘ bei Mattheier (1981) charakterisieren sollte statt der bairisch-oberdeutschen und dann ostmitteldeutschen Varietätenwahl?

²⁷ Die Pfeile sollen die chronologische Entwicklung der Varianten andeuten.

nur bei wenigen linguistischen Variablen zu ganz geringen Prozentsätzen ‚hochdeutsche‘ Varianten, aber bereits öfter als manche Drucke *auff* (Hoffmann 1983/84, 68), das in anderen Texten noch bis in das 17. Jh. als lexikalischer Sonderfall *uff* erhalten bleibt. Ein umfangreiches notarielles Nachlass-Inventar eines Kölner Patriziers von 1586 „hat in der Diphthongierung bei Ausscheidung der *uff*-Belege zu 86%, in der *v/b*-Variable zu 90%, in der *sin/sind*-Variable zu 100% die neue Variante, in der *gewest/gewesen*-Variable aber zu 100% die alte ripuarische Variante mit immerhin 81 Belegformen“ (Hoffmann 1983/84, 77). Auf solche intraindividuelle, aber auch intertextuelle Variation stößt man in dieser Phase des Schreibsprachwandels nicht selten, sie muss für eine sprachgeschichtliche Darstellung des Verlaufsprozesses m. E. stärker berücksichtigt werden als bisher geschehen.

2.2 Drucksprache

Im Buchdruck stellen sich diese Variations-Verhältnisse natürlich anders dar, die Entwicklung wird hier viel früher und anders greifbar. Nur ein Beispiel: Der Drucker Hiero Fuchs (Alopecius) publiziert in Köln bereits 1529/30 anonym einen weitgehend hochdeutschen Druck, der das Verhör des 1529 hingerichteten protestantischen Predigers Adolf Clarenbach aus Lennep, z. T. in wörtlicher Rede, wiedergibt (Faksimile Klugkist Hesse 1929). Nur gerade die Inquisitoren verwenden (resp. erhalten zugeschrieben) noch einige ausgeprägt (schreib)dialektale Sprachformen.²⁸ 1526 hat derselbe Drucker aber auch eine ripuarische Version von Luthers Neuem Testament herausgebracht, Vorlage für den Bonner Druck des Laurentius von der Mühlen 1547, 1524 auch eine niederdeutsche (Schmitz 1984, 136-139; Hoffmann 1991).

Für die Sprachstrukturgeschichte im ripuarischen Rheinland im 16. Jh. wird man nach dem Vorstehenden festhalten müssen, dass die Entwicklung zwar eindeutig auf dem Weg ist zu einem weitreichenden Abbau schreibdialektaler Merkmale, dass diese Umstrukturierung aber in einem breiten Varianzraum und nicht kontinuierlich glatt oder ‚organisch‘ verläuft, in unterschiedlicher Füllung und Mischung je Text, je Domäne, je Schreiber oder Drucker, die man mit variablenlinguistischen Analysen beschreiben, aber nicht statistisch exakt ‚vermessen‘ kann. Die Drucke stehen dabei, wie nicht anders zu erwarten, an der Spitze der Entwicklung. Der bahnbrechenden Arbeit von Willy Scheel (1893) über den Drucker/Autor Jaspar von Gennep kann man zum einen entnehmen, dass sich selbst in dessen ‚kölnischen‘ Drucken „Spuren des Dialektes in Lautstand und Flexion [nur] bis ca. 1554 [finden lassen], freilich immer schwächer werdend“ (Scheel 1893, 75), und zum anderen, „daß nach dem Jahre 1543 kein dialektkölnischer Druck in Köln mehr gedruckt worden ist.“ (Scheel 1893, 31).²⁹ Dem kann man inzwischen die nach Textsorten in der gesamten Drucküberlieferung differenzierte Darstellung von Beckers (1989) zur Seite stellen mit dem Resultat, dass bis ca. 1525 das „regionalsprachliche Beharrungsstreben der

²⁸ Parallel in diesem Aspekt verhält sich offenbar ein weiterer Druck mit allen Acta samt Verhör, wohl von Cervicornus in Köln ebenfalls 1529 gedruckt, eine genauere Untersuchung der Sprachenverteilung muss an anderer Stelle erfolgen.

²⁹ Den Druck des Neuen Testaments Bonn 1547 und Köln 1553 kannte Scheel noch nicht, vgl. Hoffmann (1991).

Kölner Buchdrucker weitgehend ungebrochen war; erst im Verlauf der folgenden drei Jahrzehnte haben die sprachlichen Neuerungstendenzen dann allmählich – in der einen Textsorte schneller, in der anderen langsamer – die Oberhand gewinnen können. [...] Bevorzugte Einfallstore für das Hochdeutsche“ waren dabei weltliche Fach- und Erzählliteratur sowie die theologische Kontroversliteratur (Beckers 1989, 44). Wolfgang Schmitz hat aus buchgeschichtlicher Sicht 1993 eine stärker zugespitzte und statistisch unterlegte Zusammenfassung der Entregionalisierung im Kölner Buchdruck geliefert: „Das Ripuarische verliert in den dreißiger Jahren seine herausragende Position und ist seit den vierziger Jahren eine zu vernachlässigende Größe.“ (Schmitz 1993, 226). Dem entspricht das Urteil von Rudolf Juchhoff (1970): „Ein rein dialektkölnischer Druck ist seit dem Beginn der vierziger Jahre nicht mehr nachzuweisen.“ Dass dann ein 1547 in Bonn, 1553 nochmals in Köln erscheinender altripuarischer Druck des lutherischen Neuen Testaments als völlig isoliert und seine Sprachform schon als retrospektiv-archaisierend gelten muss, verweist nochmals auf die beschleunigte Modernisierung in Richtung auf die (früh)neuhochdeutsche Schriftsprache im Köln/Bonner Buchdruck schon weit vor 1550 (vgl. Hoffmann 1991). Bis in die 30er Jahre des 16. Jhs. standen sich aber auch in diesem Überlieferungssektor noch traditionelle und moderne Ausrichtung in den Druck-Sprachformen gegenüber. Die Entwicklungsstufen in diesem Prozess, die Bedeutung der reformatorischen Auseinandersetzungen für die Wahl der Sprachformen oder Varietäten, die Wege der verschiedenen Offizinen wie der verschiedenen Textgruppen werden bei Schmitz (1993) zwar in den Grundzügen benannt. Linguistisch-sprachstrukturelle Mikroanalysen von Drucken, Offizinen, Textvarianten gerade in der Anlaufphase fehlen aber noch weitgehend, sieht man von Ansätzen bei Scheel (1893, 36-39) ab.

Ausgeprägte Mischtexte mit stark variierenden Sprach-Anteilen ripuarischer und hochdeutscher Provenienz wie in den Manuscripta (s. o. bis zum besonderen Fall des Weinsberg-Tagebuchs) scheint es in den Drucken ‚literarischer‘ Textsorten (profaner wie religiöser) auch vor 1540 nur selten zu geben, sie gehen nicht zuletzt auf die unterschiedliche Adaption von Textvorlagen aus anderen Sprachräumen zurück (ausführlich Beckers 1989). Nicht selten sind in diesem Bereich dagegen bis in die zwanziger Jahre Parallelausgaben in ripuarischer und ‚hochdeutscher‘ Sprachform, z. B. bei den Drucken im Pfefferkorn-Reuchlin-Streit ab ca. 1507 (Schmitz 1989, 589f.). Bei den Amtsdrucksachen spielen offenbar die Aussteller eine Rolle für die verwendete Drucksprache. Schon nach 1520 werden solche Amtsschriften in hochdeutscher Sprachform gedruckt, wenn mehrere Aussteller neben Stadt und Erzbischof von Köln daran beteiligt waren, ‚Drucksachen‘ des stadtkölnischen Rates blieben noch bis nach 1530 bei der traditionellen Drucksprache. Erzbischöfliche Amtsschriften zeigen nach Beckers (1989, 51) bereits am Anfang des 16. Jhs. hochdeutsche Züge (vgl. auch Wrede 1926).

Wie ein stadtkölnischer hochoffizieller Amtstext in zunächst schreibdialektaler Urkundenschreibe zur späteren hochdeutschen Druckfassung sprachlich nahezu vollständig modernisiert werden kann, vermag der Fall des Kölner Transfixbriefes von

1513³⁰ zu veranschaulichen, wenn man der handschriftlichen Urkunde von 1513 (Edition: Cardauns 1877) den Druck von ca. 1570 (Köln: ohne Drucker, Bestand des IGL) gegenüberstellt. Daraus stelle ich zur Veranschaulichung der Darstellung den Textanfang in Paralleldruck nebeneinander (vgl. Hoffmann 1993, 152-154):

[1513:] Im namen der hilliger unverdeilter driveldicheit, amen. So dat wesen der minschen van angeborner natüir gebrechlich, die geschicklicheit und verstantnis ungelich in onderscheidonge der vurfallender sachen und hendele zo ziden dörch natüirlich begerte, die gemeinlich snell is zo boesen, ouch durch vernüfft ind oirsachen anders ind anders bewegt, getzoigen und geleidt, dairdurch der gemein nütz unthalden ader gemeirt off gekrenckt wirt, und aver die gerechticheit eine stanthafftige möider der dinge aller regerinne und glichmeissichinne ist, eime iederen giffit dat sine, ouch fridt und einicheit, aen die der gemein nütz niet beschien mach, sulchs allet steit in gemüede der minschen, die ungelicher sin, verstantniss und meinünge sin, dairumb ist noit, nütz ind güdt gewesen und zo hulff der gedechtniss gesetze und ordnung zo machen, die in schriften zo vervassen, dairdurch die vernüfft gesterckt, recht, fridt und einicheit, auch treuwe, gehoirsamheit und lieffde under den burgeren, dae inne der gemein nütz steit, meir und meir geplantz, unthalden, gehanthafft, dat wreveliche gemüede getzempt, arges ind ovell so vill moegelich verhoidt, unwissenheit und vergess uissgedreven, erstoeret, uff dat ouch die dinge, so uiss ungelichen verstande eine zit her in irtomb ind missbruich gefallen, wederumb in güde ordenünge uffgericht, gestelt, die fredesamer und guede minschen beschirmt und die boesen gestraiffit werden.

[1570:] IM Namen der Heiligen vnuertheilter Dreyfaltigkeit / Amen. So das wesen der Menschen von angeborner Natur gebrächlich / die geschicklicheit vnd verständig vngleich in vnderscheidung der fürfallenden sachen vnd händel / zu zeiten durch natürliche Begierde / die gemeinlich schnell ist zum bösen / auch etwan durch vernunft vnd ander vrsachen anders bewegt / gezogen vnd geleytet / dardurch der gemeine (Marginalie: Justitia) nutz enthalten vngewehret / oder auch gekränkct werde / Vnd aber die Gerechtigkeit ein standhafftige Mutter aller dingen / der regierung gleichmässig ist / einem jedern gibt das sein / auch Fried vnd Einigkeit / ohn die der gemeine nutz nicht bestahn mag / erhelt / solchs alles stät in Gemüt der Menschen / die vngleicher Sinne / Meynung vnd Verständnuß sein / darumb ist nutz vnd gut gewesen (Marginalie: Ordnung in schriften) / vnd zu hülf der gedächtnuß gesetzt / ordnung zumachen / die in Schrifte zuerfassen / dardurch die Vernunft gestärckt / Recht / Fried vnd Einigkeit / auch traw / gehorsam vnd liebe / vnder den Burgern darinn der gemeine nutz stehet / mehr vnd mehr gepflantz / erhalten / gehandhabt / vnd freuntliche Gemüter gezeumet / arges vnd vbels / so viel möglich verhütet / unwissenheit vnd vergessenheit außgetrieben vnd verstört / auff dass auch die jenige so auß vngleichem verstand ein zeither in Irrthumb vnd Mißbräuch gefallen / widerumb in gute ordnung auffgericht vnd bestellt / dass friedsame vnd gute Menschen beschirmt / vnd die bösen gestrafft werdē.

3. Sprachgebrauchswandel

3.1 Zur Verortung der ‚neuen‘ Schreib- und Drucksprache

Aufgrund der vorgestellten und hoffentlich genügend aufschlussreichen sprachstrukturellen Beispiele kann man zunächst sicher die allgemeine Forschungsaussage bestätigen: Das 16. Jh. ist die entscheidende Phase der Verhochdeutschung rheinischer

³⁰ Der Transfixbrief enthält die Modernisierung und Anpassung der kölnischen Ratsverfassung des Verbundbriefes von 1396.

Schriftlichkeit. Die „prinzipielle Gleichberechtigung der Varietäten“ (Haas 1999, 112) gilt schon zum Ende des 15. Jhs. immer weniger. Mattheier (vgl. Hoffmann/Mattheier 1985, 1851) nennt es zu recht eine „Achsenzeit“ in der sprachlichen Entwicklung Kölns, und das gilt sicher für den ganzen ripuarischen Sprachraum und darüber hinaus. Eine mittleripuarische Varietät wird mit komplexen Umstellungsvorgängen durch eine (welche?) oder die allgemein-hochdeutsche Leitvarietät abgelöst, in Drucken schneller und durchgreifender als in Handschriften, und mit einer zunehmenden Vertikalisierung im gesellschaftlichen Gebrauch und Prestige: die Verwendung von Schreibdialekt oder dann auch nur von schreibdialektalen Merkmalen wird zunehmend zurückgedrängt in die private und in die untere Hand-Schriftlichkeit. Die Frage nach der Art und dem Status der neuen Zielvarietät muss man nach dem großen Wurf der Oberdeutsch-Hypothese von Klaus Mattheier (1981) wohl doch stärker modifizieren nach jüngeren Untersuchungen von Jürgen Macha (1991) und anderen Beobachtungen (Möller 1998). Die schon im 15. Jh. vorbereitete (Möller in diesem Band) und im 16. Jh. massiv greifende Fremd-Orientierung im Rheinland hat eine deutlich hochdeutsche Zielrichtung, die aber wohl nicht mit einer klaren oberdeutsch-bairischen Übersichtung ab der Mitte des 16. Jhs. identifiziert werden kann. Es geht im Rheinland im 16. Jh. nicht um einen Varietätenwechsel der Art, dass von der mittleripuarischen Varietät zu einer auch nur annähernd gleichartigen anderen gewechselt würde. Vielmehr steht in dieser Phase bereits eine weiträumig verbreitete hochdeutsche Druck- und z. T. auch schon Schreibsprache an mit einer fortgeschrittenen Vereinheitlichung in vielen Bereichen der Sprachstruktur, „eine Art Hauptströmung neuer, hochdeutscher Schriftlichkeit“ (Macha 1991, 49). Auch in der Kanzleischriftlichkeit werden eng-regionale Merkmale zunehmend gemieden und weiträumig geltende übernommen: „Man will ‚Hochdeutsch‘ schreiben.“ (ebd., 48) So ist etwa das Merkmal der z. T. auch nur lexembundenen Initialschreibung <p> in *pleiben, pitten, Nachpa(u)rn* etc., wie die Frühneuhochdeutsche Grammatik nachweist (1993, § L 44, 2.), schon sehr weit verbreitet in ober- wie mitteldeutschen, sogar norddeutschen Texten in der Mitte des Jhs. Und wenn Hermann Weinsberg 1584 in seinem diffusen Urteil über *die groisse verenderong in der schrift* u. a. auch von *oberlendischen oder nederlendischen wort instat der alter colnischer sprachen* (Buch Weinsberg Bd. 3, 232f.) schreibt, hat er dabei sicher ein Oberland im Kopf, das südlich etwa von Ahr und Mosel ansetzt. Diese Vorstellung findet sich auch in aller Deutlichkeit in Zeugnissen der Siegburger Töpfer, die z. B. 1564 vom *Oberlant boven Andernach* sprechen (Lau 1907, 144). Gut vergleichbar ist das Konzept der *Ober- oder Hochtutsche(n)* Druckersprache bei Sebastian Helber 1593 (Edition: Roethe 1882, 24; Haas 1999, 111), der eine kölnisch-jülichsche, eine sächsische (d. h. niederdeutsche) und eine flämisch-brabantische (d. h. niederländische) Druckvarietät gegenüberstehen. Denn innerhalb der *ober- oder hochtutsche* erscheint als erste Untergliederung eine *Mitter Teutsche*, diphthongierende Druckvarietät, die u. a. in Mainz, Leipzig, Nürnberg gedruckt wird, und die auch die Kölner Offizinen dann einschließt, *wan sie das Ober Teutsch verfertigen*

(Roethe 1882, 24).³¹ Man darf zugespitzt formulieren: Oberland und Hochdeutsch meinen aus der kölnisch-riparischen Perspektive denselben (dialektgeographisch) mitteldeutsch-oberdeutschen Raum als eine relative Einheit. Am Usus dieses Raumes als strukturierende Zielvorstellung orientiert sich der kölnisch-riparische Sprachgebrauch im 16. Jh. Drucker und zunehmend auch Schreiber wählen damit eine Sprache der ‚Mitte‘ und vollziehen eine klare Abwahl der Sprache der ‚Ränder‘ (für Köln etwa des Niederländischen oder Niederdeutschen), wie es jüngst Walter Haas (1999) am Fall des Petrus Canisius deutlich herausgearbeitet hat.

3.2 Latein – Volkssprache

Nicht ganz marginal bleibt neben dem im Vorstehenden allein angesprochenen innervolkssprachlichen Weg in Schreib- und Drucksprache der Anteil lateinischer Textproduktion im Rheinland auch noch im 16. Jh., sicher auch situationsgebunden in mündlicher Verwendung in Theologie, Liturgie, schulischer und religiöser Praxis. Jedenfalls berichtet zum 30.03.1584 der studierte und gebildete Kölner Advokat und Ratsherr Hermann Weinsberg in seinem monumentalen Tagebuch (Weinsberg Bd. 3, 235):

Ich plach vormail zu latin zu bichten, aber es straipte mich eins ein monich, wolt haben, ich sult uff deutsch bichten, do gewan ich mich ins deutsche.

Haben damals und vorher viele Menschen, auch unter den Laien, lateinisch gebeichtet? Das muss man sicher nicht annehmen, aber es ist ein kommunikatives ‚Problem‘ im 16. Jh. Zum andern bleibt bekanntlich der Buchdruck auch im 16. Jh. noch überwiegend beim Latein. Von 1466 bis 1600 werden in Köln ca. 4.000 Bücher aufgelegt, 1.000 davon ‚hochdeutsch‘, 480 niederdeutsch, der Rest von ca. 2.500 in lateinischer Sprache (vgl. Stopp 1978; allgemein von Polenz 1991, 223). Die lateinische Buch- und Gelehrtensprache lebt also auch hier durchaus weiter, natürlich differenziert nach Textsorten, wenn man etwa an die Universität in Köln denkt, wie auch nach Offizinen (vgl. dazu Schmitz 1989). Das Geschäftsschrifttum dagegen ist deutlich vor 1500 eine komplett volkssprachliche Domäne, sowohl in den Manuskripten als auch in den Amtsdrucksachen (vgl. Schmitz 1979 zu Einblattdrucken bis 1500). Andererseits zeigt der Handschriftencensus Rheinland, der intentional alle mittelalterlichen Handschriften³² des Landesteils Rheinland in Nordrhein-Westfalen bis 1550 verzeichnet – und das sind immerhin 2557 Nummern –, dass über 80% der Handschriften bei der lateinischen Sprache bleibt (vgl. Handschriftencensus 1993). Der zwischen 1543 und 1550 für den reformationswilligen Kurfürsten Hermann von Wied (1515-1547) druckende Laurentius von der Mülen (aus Köln) hat in Bonn über 30 Drucke herausgebracht, und zwar durchweg hochdeutsche, kaum lateinische und einen (schon ziemlich verqueren) altripuarischen, das lutherische Neue Testament im Jahre 1547, nochmals in Köln 1553 (vgl. Piel 1924). Das Druckœuvre des bedeutendsten Druckers der katholischen Seite in Köln, des oben genannten Jaspas von Gennep

³¹ Vgl. zur Oberland-Hochdeutsch-Debatte und Helber: Macha (1991b, 49ff.), Haas (1999, 111f.), Meisen (1950/51).

³² Nicht identisch mit Texten; zumeist sind es Sammelhandschriften und auch kein Archivgut.

(1532-1564), enthält dagegen unter 229 Drucken mehr als die Hälfte in lateinischer Sprache (vgl. Gattermann 1957). Für eine Beschreibung des Sprachverwendungsgefüges im 16. Jh. darf dieser Aspekt nicht vernachlässigt werden.

4. Sprachbewertungswandel: interpretative Aspekte des Umbruchs

Eine sprachgeschichtliche Darstellung des Ersetzungsprozesses von Schreibdialekt durch Schriftsprache im Rheinland im 16. Jh. muss sich neben der sprachstrukturellen Beschreibung dieses Vorgangs und seiner Verankerung in der gesellschaftlichen Sprachpraxis auch die weitergehende Frage nach dem zugrundeliegenden Bewertungs- oder Sprachbewusstseinswandel stellen, der ja nur solche tiefgreifenden strukturellen Umbrüche im Rheinland hervorgerufen und bewirkt haben kann. Sprachwandel gerade solcher Dimension wie im 16. Jh. im Rheinland fällt nicht vom Himmel, die Sprecher/Schreiber/Drucker vollziehen ihn unter zeitgenössischen, kulturgeschichtlich begründeten Bedingungen, aufgrund von Kenntnissen und mit Intentionen. Dass diese nicht leicht zu rekonstruieren sind, muss man hier nicht betonen.

Wie Robert Möller (1998) eindrücklich gezeigt hat, sind – in allerdings diffuser Rezeption – erste Merkmale einer ‚oberländischen‘ Schriftsprache/Varietät schon im 15. Jh. in Köln bekannt, wenn die Briefe aus der Ratskanzlei an mittel- und oberdeutsche Städte in z. T. erheblichem Ausmaß empfängerorientierte Sprachformen verwenden. D. h. es bildet sich ein Bewusstsein für die Möglichkeit heraus, auch fremde Varietäten wählen und ihre Sprachformen verwenden zu können, eine „latente Heterozentrierung“ (Möller in diesem Band). Im 16. Jh. wird solche Heterozentrierung zunehmend aktualisiert und im (Schrift)Sprachbewusstsein der Gesellschaft verbreitet. Dies bedeutet auf der anderen Seite, dass der alte eigenregionale Schreib- und auch z. T. noch Druckdialekt im Rheinland zum 16. Jh. problematisch und zum 17. Jh. obsolet wird, er verliert an Prestige und wird letztlich bis auf (z. T. beachtliche) idioskriptomale Reste aufgegeben. Vielleicht ist es nicht ganz überspitzt, wenn man in der kleinen Variablenanalyse zum großen Tagebuch des Hermann Weinsberg (1552-1597) einen (späten) Niederschlag fast aller möglichen Auswirkungen solchen Sprachbewusstseinswandels erkennen will (s. Abb. 1): Komplette Durchführung wie komplette Vermeidung der ‚modernen, fremden‘ Variante, verschiedene Mischungsfrequenzen mit progressiven wie regressiven Ausschlägen in der Chronologie seines Schreibens. Sein prinzipielles Bewusstsein für die *groisse verenderung* nicht nur *in der schrift* wurde bereits erwähnt. Die unterschiedlich orientierte intra- und interindividuelle Variation in den Texten spricht für einen solchen ablaufenden generellen Wandel im Sprachbewusstsein,³³ auch wenn explizite metasprachliche Äußerungen rheinländischer Autoren rar sind.

Der Buchdruck muss sicher als einer der Promotoren einer nicht regional geprägten Schriftsprache gelten. Die aktuelle Textsorte der ‚Neuen Zeitungen‘, wie sie auch Weinsberg ständig liest und ausschreibt, mit Nachrichten aus aller, gerade auch der Neuen Welt, aus allen Regionen des deutschen Reiches, werden in Köln schon im

³³ Dazu gehört auch der interessante Fall einer modernisierenden Aufnahme eines väterlichen Briefes in das Tagebuch Weinsbergs, der sich zufällig erhalten hat. Die Bearbeitung steht noch aus.

zweiten Jahrzehnt nicht mehr in Ripuarisch umgesetzt (Beckers 89, 53f.): Das neue Medium Buchdruck benötigt und fördert überregionale Sprachformen und beschleunigt damit den Bewertungswandel. Die Manuscripta folgen in einem hoch-variativen Prozess deutlich zeitverschoben nach bekannten soziolinguistischen Schichtungsmustern (eine jeweils zu differenzierende hohe, mittlere, private Schriftlichkeit), wie sie im Ansatz die Tabelle von Scheel (s. Abb. 2) reflektiert, auch wenn diese Übersicht hinsichtlich ihrer quantitativen Grundlagen nicht genau nachzuvollziehen ist.

Kanzlei	Erstes Auftreten der neuen Diphthonge	Im Konsonantismus zeigt sich vereinzelt obd. Einfluss	Gemeinsprache mit geringen dialektischen Formen	Aufhören der dialektischen Formen
Erzb. Urkunden	ca. 1520	ca. 1500	1542-43	1544
Mann-Lehnsbuch	ca. 1529	1516	ca. 1550	?
Briefbücher	1517	1510	1541-43	1600
Ratsprotokolle	1522	1520	1549	1650 (!)
Turmbücher	?	?	1560	ca. 1585
Schreibsbücher	1546	1560	1570	1578

Abb. 2: Schreibsprachliche Textgruppen Kölns im 16. Jahrhundert (nach Scheel 1893, 30)

Den Gebrauchs- und Bewertungswandel reflektiert sicher auch die Entwicklung bei den erhaltenen in Köln gedruckten ABC-Büchern für den Erstlese- und Schreibunterricht, auf die Hartmut Beckers (1993) aufmerksam gemacht hat. Nach einem schreibdialektalen Druck von 1520 wird noch 1537 eine ostmitteldeutsche Vorlage aus Wittenberg ripuarisiert, um 1550/60 erscheint dann ein *Handbuechleyn der Kynder* in einer frühneuhochdeutschen Sprachform.

Die religiösen und politischen Veränderungen im Zeichen von Reformation (Hermann von Wied bis 1547) und Gegenreformation (Johannes Gropper u. a.) mit einer ausgedehnten Produktion von kontroverstheologischen Streitschriften auf allen Ebenen haben sicher nicht zuletzt das Hochdeutsche in der Kölner und Bonner Druckz. T. auch Schreibsprache entschieden gefördert.³⁴ Die wirtschaftlichen und politischen Entwicklungen mit Verlagerungen der Macht- und Handelszentren in den Süden des Reiches zwingen auch die Rheinländer/Kölner, die schon im 15. Jh. in den Briefen der Ratskanzlei geübte ‚Adressatenorientierung‘ ihrer Korrespondenz (s. Möller 1998) sozusagen zum Sprachgebrauchsprinzip zu machen und intentional hochdeutsch (= Deutsch des Oberlandes) zu schreiben.

Dabei geht es dann aber nicht mehr um die gleichen Ausgangsbedingungen, die offenbar noch den anonymen Autor des berühmten Kölner *Schriftspiegels* von 1527, wie schon in der wiedergefundenen niederdeutschen Vorlage des *Tytel Boek*, Braunschweig 1508,³⁵ zu der Forderung geführt hatten, dass man als Kanzleischreiber doch

³⁴ Titel und Textauschnitte der heftigen publizistischen Auseinandersetzungen v. a. bei Schlüter (1957), erweiterte Neufassung in Vorbereitung.

³⁵ Eine Edition beider Versionen von Christian Fischer/Robert Möller befindet sich in Vorbereitung.

mehrere Schreibsprachen erlernen und schreiben können möchte, jedenfalls abgeschlossen für die anderen Schreib-Varietäten sein müsste (vgl. Möller 1998, 17). Welche Schreibsprachen hätten das im weiteren 16. Jh. denn überhaupt noch einigermaßen trennscharf sein sollen für einen Kölner Schreiber und Leser? Die in den Forderungen nach Kenntnis der anderen Schreibsprachen vorausgesetzte Gleichberechtigung der regionalen Schreibsprachen als Zustandsbeschreibung der Gebrauchsverhältnisse in diesem Zeugnis ist offenbar nicht mehr ganz zeitgemäß, wenn sie von einem eher horizontalen Nebeneinander der Varietäten wie noch im 15. Jh. ausgeht. Und selbst im 15. Jh. scheint sie für Köln nicht fraglos zu stimmen, wenn Robert Möller (1998) die ausgeprägte Empfängerorientierung im Briefverkehr der Kölner Ratskanzlei beschreibt, im Gegensatz zur Sprachpraxis der mittel- und oberdeutschen Stadtkanzleien. Die ripuarische Drucksprache des *Schriftspiegels* selbst ist bereits 1527 beinahe ein Anachronismus, vielleicht auch, weil der Ursprungstext aus dem Niederdeutschen stammt? Zu diesem Zeugnis gesellt sich die Äußerung des aus Lippstadt gebürtigen Mönches in Werden, Johannes Cincinnius (Kraushaar), der ebenfalls 1527 aus westfälisch-niederdeutscher Perspektive in einem theologischen Kompendium (s. Juchhoff 1970, 202) der *Coelch sprache* noch eine besondere Mittler- und Binfunktion als *mitteldanich vnd angeneym dutzsch* zwischen *boven* (= Oberland) und *beneden* (= Niederland) zugemessen und deshalb seine eigene westfälische zurückgestellt hatte: wohl ein bereits unzeitgemäßer Reflex einer ehemals weiterreichenden Geltung des kölnischen Schreibdialektes (jedenfalls bis nach Westfalen?).

Demgegenüber übernimmt der Kompilator eines *new Epistel Büchlein*, Balthasar Fron, Köln 1564 bei Anthon Keyser, zwar in hochdeutscher Version das *Schriftspiegel-Zitat*, und empfiehlt wiederum einem Schreiber,

Als so er ein Franck, Schwab, Beyer, Reynlender etc. Geboren ist, soll er auch sachsen-scher, Merckischer und anderer sprach verstand haben, und hinwider, Ist er ein Niddersachs, Mercker etc. sol er auch des hochteutschen, Meichßnischen und Obernsachsichen sich befleissigen,

aber er erweitert diesen Passus in ganz entscheidender Weise, nämlich um die Feststellung, *wie dann fast alle berümpfte schreiber in teutschem Landt sich der Ober-teutsche(n) sprach in jrem schreiben gebrauchen.* (Goetz 1992, 334) „Die Gleichberechtigung aller regionalen Varietäten des Deutschen ist auch theoretisch aufgegeben“ (Möller 1998, 20), und zwar ganz unabhängig davon, was hier nun ‚hochdeutsch‘ und ‚oberdeutsch‘ sprachstrukturell meinen. Der Bewertungswandel zur Mitte des 16. Jhs. wird in diesem Zusatz m. E. in frappierender Weise deutlich. Die zitierten Forderungen des *Schriftspiegels* sind durch die Praxis der *berümpften schreiber in teutschem landt* bereits Geschichte geworden. Dass die konkreten Textausprägungen noch bis in das 17. Jh. regionale Markierungen aufweisen im ‚Amalgam‘ (Macha 1991, 49) intendiert hochdeutscher Schriftlichkeit, dass z. T. auch sprechsprachlich grundierte dialektale Merkmale auftreten, gehört zu den noch genauer zu analysierenden ‚Wegen und Umwegen‘ in der rheinischen Sprachgeschichte des 16. Jhs., in deren Zentrum ein massiver Varietäten-/Schreibsprachenwechsel steht.

Rheinmaasländische Sprachgeschichte von 1500 bis 1650

1. Regionalität und externe Übersichtung
2. Historische Voraussetzungen und Hintergründe
 - 2.1 Territoriale Zentralisierung und Expansion
 - 2.2 Wirtschaftsgeographische Zusammenhänge
 - 2.3 Einflüsse der Reformation
- 2.4 Die Auswirkungen des niederländischen Unabhängigkeitskrieges
3. Der räumlich-zeitliche Übersichtsablauf
4. Schreibsprachlich induzierter Sprachwechsel?
 - 4.1 Beweisprobleme für Schreibsprachlichkeit
 - 4.2 Zur Erklärung der Übergangsvarietäten
5. Der soziokulturelle Kontext
 - 5.1 Die frühneuzeitliche Vielsprachigkeit der Oberschichten
 - 5.2 Das Bestreben zur Markierung gesellschaftlicher Rangverhältnisse
 - 5.3 Zur Bewertung des Schreibsprachenwechsels

1. Regionalität und externe Übersichtung

Wenn der neue Leitbegriff „Regionalität“ (Hinrichs 1987; Schneidmüller 1992; Irsgler 1996; Blotevogel 1997; Gessinger/Fischer 1998) für die sprachgeschichtliche Forschung fruchtbar werden soll, wird man sich nicht darauf beschränken dürfen, die unter nationalhistorischem Aspekt gewonnenen Ergebnisse auf moderne Verwaltungseinheiten zu beziehen oder lokalen Befunden eine regionale Deutung zuzumessen. Vielmehr muss der polyzentrische Charakter der Sprachentwicklung innerhalb der Germania zum Ausgangspunkt der Forschung gemacht werden, wobei es vor allem gilt, das, was aus der reichsgeschichtlichen Perspektive des 19. Jhs. als „Zersplitterung“ bezeichnet oder moralisierend als „Uneinigkeit der germanischen Stämme“ beklagt wurde, als die genuine Organisationsform des gesellschaftlichen Lebens jener Zeit zu begreifen. Nur so können schließlich die historischen Regionen als die eigentlichen Aktions- und Kommunikationsräume der damaligen Menschen erfasst werden und einen verlässlichen Rahmen für die Erforschung sprachlicher Innovations- und Normierungsprozesse bilden.

Für den Nordwesten der heutigen Bundesrepublik bedeutet ein solcher Ansatz nicht nur die Abkehr von den nachnapoleonischen Raumbegriffen¹ „Nördliches Rheinland“ und „Niederrhein“ zugunsten der mittelalterlichen Region des Rhein-

¹ Auch den umfassenderen Raum „Rheinland“ fasst Mattheier (1998) als eine sprachhistorische Größe auf, die erst seit 1815/16 Bedeutung angenommen habe. Der bei ihm diskutierte Gegensatz zwischen einer Regionsdefinition nach sprachhistorischen und nach kommunikationshistorischen Kriterien gilt jedoch hauptsächlich für neuere Epochen, in denen die kommunikativen Gegebenheiten mit Verfahren der Informantenbefragung und teilnehmender Beobachtung erfasst werden können; dort wo die kommunikativen Verhältnisse nur aus den überlieferten Texten oder aus metasprachlichen Zeugnissen extrapoliert werden können, besitzt er weniger Gewicht. In jedem Fall aber müssen neben den lautlichen, lexikalischen oder syntaktischen Indizien für die kommunikativen Zusammengehörigkeiten auch die textuellen und soziopragmatischen berücksichtigt werden (Mihm 1995a).

Maas-Landes², sondern auch einen Verzicht auf die fast ausschließlich für das Hochdeutsche entwickelten Epochengliederungen (Hartweg/Wegera 1989, 18ff.; Roelcke 1998), da der sprachhistorische Entwicklungsgang in dieser Region einen spezifischen Verlauf nimmt, der in der übrigen Germania ohne Parallele bleibt. Er lässt sich in groben Zügen durch die folgenden fünf Hauptphasen charakterisieren (Goossens 1984; Mihm 1992). Nach der bis ins 12. Jh. reichenden überlieferungsarmen Zeit (1.) bildet sich vom 13.-15. Jh. zunächst eine voll ausgebaute bodenständige Regional-sprache aus (2.). In Konkurrenz zu ihr setzt sich aber vom 15.-17. Jh. eine Überschiebung durch externe Sprachvarietäten durch (3.), die damit zugleich einen für das 17.-19. Jh. charakteristischen Zustand diastratischer und diatopischer Polyglossie einleitet (4.). Diese wird seit dem 19. Jh. schrittweise reduziert und entwickelt sich zu der heutigen adstratischen niederländisch-deutschen Sprachenverteilung (5.).³

Die dritte Phase, in der sich die Überschiebung vollzog und die innerhalb des Gesamtverlaufs das eigentlich diskontinuierliche Element und damit den entscheidenden sprachhistorischen Wendepunkt darstellt, hat bisher keine intensive Erforschung erfahren und soll daher im folgenden in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt werden. Dazu ist zunächst der Vorgang als Ganzes in den Blick zu nehmen, um eine Übersicht über die bisherigen Kenntnisse und die offenen Fragen zu gewinnen. Der Prozess begann damit, dass seit der Mitte des 15. Jhs. nördlich der Benrather Linie für die gehobene Sprachverwendung zunächst ripuarische und später auch oberdeutsch geprägte Übergangsvarietäten üblich wurden. Diese stromabwärts voranschreitende Ausbreitung des Hochdeutschen verlangsamte sich gegen Ende des 16. Jhs. und kam, bevor sie im Westen die Maas und im Norden die Gabelung des Rheins erreichte, zum Stehen, so dass eine Art Sprachgrenze entstand zwischen jenen Städten, die in formellen Domänen Hochdeutsch verwendeten und solchen, die grundsätzlich die rheinmaasländische Regionalvarietät beibehielten. Im 17. Jh. setzte dann ein zweiter Überschiebungsprozess aus der entgegengesetzten Richtung ein, der nun in den gehobenen Sprachgebrauch jener westlichen Städte, die bisher am bodenständigen Rheinmaasländisch festgehalten hatten, zunehmend brabantische und später auch holländische Elemente einführte. Darin aber zeichnet sich erstmals die Entstehung einer hochdeutsch-niederländischen Sprachgrenze ab.

Die bisherige Behandlung dieser Vorgänge betraf vorwiegend ihre Auslegung im Hinblick auf bedeutende nationalhistorische Ereignisse, wobei man die neuhoch-

² Zur räumlichen Abgrenzung dieser Region und zu ihren konstitutiven Merkmalen ausführlich Elementaler (in diesem Band), Mihm (1992). Unter methodischem Aspekt kann das Rheinmaasdreieck als exemplarischer Fall einer untergegangenen Kommunikationsregion gelten. Denn das gegenwärtige Regionalbewusstsein weist hier entsprechend der belgischen, niederländischen und deutschen Nationalitätszugehörigkeit eine deutliche Dreiteilung auf, während für den heutigen Kommunikationsraum durch die Gültigkeit der niederländischen und deutschen Standardsprache zumindest eine Zweiteilung anzunehmen ist. Die Existenz einer einheitlichen Kommunikationsregion wird daher nur noch durch die aus 8 Jahrhunderten erhaltene Textüberlieferung bezeugt sowie durch die im 19. und 20. Jh. beschriebenen Dialekte der bodenständigen Agrarbevölkerung.

³ Diese Gliederung orientiert sich ausschließlich an den in der sprachlichen Überlieferung sichtbaren Kontinuitäten und Diskontinuitäten (von Polenz 1991, 80). Zu anderen Gliederungsvorschlägen, die auch Rezeptions- und forschungsgeschichtliche Kriterien einbeziehen, Cornelissen (1989/90); Goossens (1998b, 41); Eickmans (1998, 44).

deutsche Überschichtung ohne eine entsprechende Differenzierung als Teil des norddeutschen Sprachwechsels auffasste (Gabrielsson 1983), dessen tradiertes Deutungsmuster (Möhn 1973, 1983a; Sodmann 1983, 1985; Sanders 1982, 153ff.; Stellmacher 1990, 69) in neuerer Zeit nicht mehr überprüft worden ist, obwohl es immer wieder „eine gewisse Ratlosigkeit“ hervorruft (Peters 1998a, 122). In diesem Sinne werden die hochdeutschen Überschichtungsvorgänge auf das Erstarken der Territorialherrschaften, den Niedergang der Hanse oder die Ausbreitung der lutherischen Reformation zurückgeführt, auch wenn die regionalspezifischen Befunde damit nicht recht in Einklang zu bringen sind. In ähnlicher Weise stellte man die neuniederländische Überschichtung meist in Zusammenhang mit dem Unabhängigkeitskampf der Niederlande, ohne dabei zu berücksichtigen, dass zunächst nicht die Sprache der selbständig gewordenen Nordprovinzen ins Rheinmaasland vordrang, sondern die des Herzogtums Brabant, das bis zum Beginn des 19. Jhs. im Verband des alten Reiches geblieben ist. Diese Forschungslage macht es notwendig, zunächst die regionalhistorischen Konstellationen und Ereignisse in Grundzügen ins Gedächtnis zu rufen, damit für die Interpretation der sprachhistorischen Prozesse eine geeignete Bezugsebene zur Verfügung steht. Daneben aber ist in intensiverer Weise als bisher eine entgegengesetzte Untersuchungsrichtung zu verfolgen, die von den Lebensbedingungen und kommunikativen Bedürfnissen der damaligen Sprachbenutzer und Sprachgemeinschaften ausgeht und danach fragt, welche spezifischen Vorteile die Übernahme allochthoner Sprachmerkmale und Varietäten für sie gehabt haben könnte.

2. Historische Voraussetzungen und Hintergründe

2.1 *Territoriale Zentralisierung und Expansion*

Die Neuordnung politischer Herrschaftsformen wird zuerst im westlichen Nachbargebiet des Rheinmaaslandes deutlich, wo während des 15. Jhs. die bis dahin selbständigen Territorien des heutigen belgisch-niederländischen Raumes von den burgundischen Herzögen zu einer politischen Einheit verschmolzen wurden und sich durch die Subordination der Verwaltungsstrukturen zu einem europäischen Macht- und Kulturzentrum, aber auch zu einer militärischen Großmacht entwickelten (Calmette 1973; Prevenier/Blockmans 1986). Für die Landesherren des Rheinmaaslandes wurde daher Burgund zum bewunderten Vorbild, so dass an den Residenzen der Region vielfach die französischsprachige Hofkultur der burgundischen Herzöge übernommen wurde, wodurch sich innerhalb der Region die soziale Distanz zu den Lebens- und Sprachformen des landsässigen Adels und des städtischen Patriziats vergrößerte (Hilger 1984). Dass der mächtige Nachbar, zu dessen Herrschaftsbereich schon seit 1288 auch das im Rheinmaasland gelegene Herzogtum Limburg gehörte, zugleich eine erhebliche Bedrohung darstellte, wurde unter Karl dem Kühnen (1467-1477) deutlich, der die Vision verfolgte, ein karolingisches Lotharingen wieder aufzurichten, das unter Einschluss des gesamten Rheinmaaslandes von der Nordsee bis zur Adria reichen sollte (Paravicini 1976). Mit diesem Ziel annektierte er gewaltsam die rheinmaasländischen Territorien, und zwar 1468 Lüttich und 1472 Geldern, und versuchte 1474, sich in ähnlicher Weise das Erzbistum Köln einzugliedern, indem er die Stadt Neuß belagerte (Gilliam 1975).

Diese weitreichenden Pläne wurden allerdings durch eine zweite expansionswillige Großmacht verhindert, nämlich das Haus Habsburg, das für die rheinmaasländische Geschichte der folgenden Jahrhunderte entscheidenden Einfluss gewann. Bereits 1469 hatte Kaiser Friedrich III. versucht, das Herzogtum Burgund durch eine Heiratsvereinbarung zwischen seinem Sohn Maximilian I. und der Tochter Karls des Kühnen für Habsburg zu gewinnen. Im Heerlager vor Neuß wurde diese Ehe 1475 verabredet und 1477 nach dem Tode Karls des Kühnen in Gent geschlossen (Wiesflecker 1971, 88-136). Dadurch war nicht nur eine völlig neue europäische Machtkonstellation entstanden, sondern auch eine Verkehrsachse Wien-Brüssel, die diagonal durch die gesamte Germania verlief. Sie entwickelte sich in der Folgezeit, weil Maximilian I. über 15 Jahre und sein Nachfolger Karl V. einen großen Teil seines Lebens in Niederburgund verbrachte (Wiesflecker 1971, 136-248; Koenigsberger 1994), zu einer vielbefahrenen Heerstraße, die über Köln durch das südliche Rheinmaasland führte und auf der ein kontinuierlicher Austausch von Botschaften, diplomatischem Personal, Gesandtschaften und militärischen Verbänden stattfand. Ohne Zweifel werden dadurch auch die kulturellen Kontakte zwischen Nord und Süd gefördert worden sein, so dass die Frage nach einem Zusammenhang mit den Übersichtungsprozessen durch oberdeutsche Varietäten unmittelbar nahe liegt.

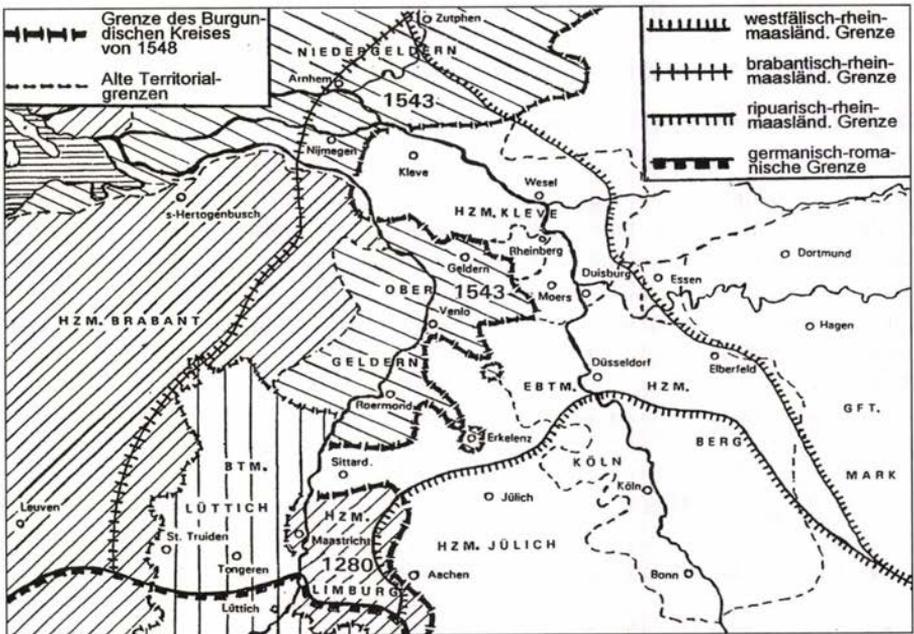


Abb. 1: Das Rheinmaasland nach seiner politischen Teilung in den burgundischen und den westfälischen Kreis durch Karl V.

Expansions- und Zentralisierungstendenzen bestanden aber auch innerhalb des Rheinmaaslandes, wo der Herzog von Kleve und der Herzog von Jülich-Berg 1496 eine Vereinigung der beiden Territorien durch die Verheiratung ihrer Kinder vereinbarten (Janssen 1984; Preuß 1984). Da der Thronfolger der Vereinigten Herzogtümer, Wilhelm der Reiche (1516-1592), aber bereits vor seiner Regierungsübernahme (1539) die Nachfolge des kinderlos verstorbenen Herzogs von Geldern angetreten hatte (1537), war ein nordwestliches Großterritorium entstanden, das von der Zuiderzee bis zur Ahrmündung reichte (Bers 1970; Fuchs 1993). Durch diese Expansion war jedoch ein Konflikt mit dem noch mächtigeren Haus Habsburg heraufbeschworen, der zur entscheidenden Weichenstellung für die neuzeitliche Entwicklung der Region führte. Kaiser Karl V., der als Herzog von Burgund ebenfalls Ansprüche auf Geldern erhob, besiegte im Geldrischen Erbfolgekrieg Wilhelm den Reichen und verpflichtete ihn im Vertrag von Venlo 1543 zur Abtretung Gelderns und zu lebenslanger Loyalität gegenüber Habsburg. Das Herzogtum Geldern aber gliederte Karl V. seinen burgundischen Besitzungen ein, die er 1548 zum Burgundischen Reichskreis zusammenschloss. Für diesen setzte er dann 1550 auf dem Reichstag in Augsburg eine partielle Reichsunabhängigkeit durch, indem er ihn von den Beschlüssen des Reichstages und des Reichskammergerichtes ausnahm (Arndt 1998, 31ff.). Damit aber war das Rheinmaasland erstmals politisch in eine westliche und eine östliche Hälfte geteilt,⁴ und da diese auch reichsrechtlich bedeutsame Grenze trotz einzelner Veränderungen in den folgenden 150 Jahren nicht wesentlich revidiert wurde, darf man in ihr das erste realhistorische Faktum sehen, das auf die spätere sprachliche Teilung des Rheinmaaslandes hindeutet.

2.2 Wirtschaftsgeographische Zusammenhänge

Wenn der Niedergang der Hanse häufig zur Erklärung für das nördliche Vordringen des Hochdeutschen herangezogen wird, so beruht dies auf einer älteren, aber kaum überprüften Vorannahme, nach der die Entfaltung der nördlichen Schreibsprachen durch den Aufstieg des hansischen Städtebundes erklärt wurde und durch die es gegenwärtig zu einer fast formelhaften Gleichsetzung von Hansesprache und Mittelniederdeutsch gekommen ist.⁵ Für die rheinmaasländischen Hansestädte Arnheim, Nimwegen, Emmerich, Wesel, Duisburg, Venlo, Ratingen, Düsseldorf, Lennep, Roermond, Solingen (Stein 1913, 524ff.; Hantsche 1999, 56f.) muss die Gültigkeit dieser Vorannahme von vornherein ausgeschlossen werden, da in ihnen bereits eine

⁴ Bei dieser Teilung spielte es unter sprachhistorischem Aspekt nur eine geringe Rolle, dass das Bistum Lüttich und die Abteien Thorn und Stablo Malmedy nur durch einen schmalen Landschlauch verbundene Enklaven des Niederrheinisch-Westfälischen Kreises innerhalb des Burgundischen Kreises darstellten. Denn diese Territorien standen militärisch wie kulturell im unmittelbaren Einflussbereich der burgundischen Zentralmacht (Schneider 1985, 39, 201f.; Dotzauer 1989, 263, 275, 281).

⁵ So ist in neueren Sprachgeschichten zu lesen, dass das Mittelniederdeutsche „fast ausschließlich der Hanse gedient“ habe und „ihr auf Gedeih und Verderb verbunden“ war (Keller 1986, 365) oder dass es „zwischen 1300 und 1500 als Koine des Hanseatischen Bundes florierte“ (Wells 1990, 106). Möglicherweise hat hier der plakative Buchtitel „Sachsensprache, Hansesprache, Plattdeutsch“ (Sanders 1982; dazu auch 1983b) zu Missverständnissen verleitet. Eine eingehende Auseinandersetzung mit der zugrundeliegenden Hansethese bieten die Arbeiten von Peters (1985b; 1987; 1995c).

feste volkssprachliche Schreibtradition herrschte, als im Hanseverkehr noch das Lateinische verwendet wurde, und später, als sich die lübische Schreibsprache im wendischen Hansedrittel als überregionale Verkehrsvarietät auszubreiten begann, keine Annäherung stattfand (Elementaler 1998a, 27). Eine derartige sprachliche Eigenständigkeit war keineswegs eine Besonderheit der rheinmaasländischen Städte, sondern galt zumindest für das gesamte Kölner Hansedrittel (Winterfeld 1955; Rörig 1971, 392ff.; Alberts 1975; Deeters 1988), zu dem auch die Städte in Westfalen sowie im Zuiderzee- und IJsselgebiet gehörten. Dementsprechend wurde auf den regionalen Hansetagen je nach der gastgebenden Stadt teils die ripuarische, teils die ijsselländische, westfälische oder rheinmaasländische Schreibsprache verwendet. Ähnliches gilt offensichtlich auch für den ostfälischen und südmärkischen Raum (Peters 1998a, 118).

Da die volkssprachige Schriftlichkeit in diesen Gebieten also unabhängig vom Aufstieg der Hanse entstanden war und auch ihre weitere Entfaltung ausschließlich von den wachsenden lokalen Schreibenforderungen getragen und gefördert wurde, an denen die Hansesachen jeweils nur wenige Prozente oder Prozentbruchteile ausmachten, kann der Wechsel zum Hochdeutschen kaum durch den Bedeutungsverlust des Städtebundes verursacht worden sein. Darüber hinaus besteht für diesen Erklärungsansatz auch noch das grundsätzliche Problem, dass die Blütezeit der Hanse übereinstimmend in die Zeit vor dem Stralsunder Frieden (1370) datiert wird, als die zentrale Hanseschriftlichkeit noch lateinisch geführt wurde, und dass der wirtschaftliche Bedeutungsrückgang von da an bis zum letzten zentralen Hansetag 1669 relativ kontinuierlich erfolgte (Dollinger 1981, 364ff.). Daher bestehen keine konkreten Anhaltspunkte dafür, den zweimaligen Hansesprachwechsel, nämlich vom Lateinischen zum Niederdeutschen (endgültig 1380) und vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen (um 1550), an bestimmten Veränderungen des wirtschaftspolitischen Status festzumachen.

Grundsätzlich ist bei der Diskussion der wirtschaftsgeographischen Einflüsse auf die Sprachgeschichte stärker als bisher zu berücksichtigen, dass während des Spätmittelalters der nordeuropäische Wirtschaftsschwerpunkt nicht im Ostseeraum, sondern im äußersten Nordwesten lag. Dort war in Flandern und Brabant seit dem 13. Jh. durch die Entwicklung der Tuchindustrie eine dichte Städtelandschaft entstanden, in der nicht weniger als fünf Städte die Größe Lübecks übertrafen, teils mit doppelter und dreifacher Einwohnerzahl (Isenmann 1988, 30ff.; Lademacher 1993, 22ff.; Israel 1995, 114). Für die Wirtschaft des Rheinmaaslandes bewirkte diese Gewichtsverteilung eine bevorzugte Ausrichtung nach Flandern, Brabant und England, obwohl der Verlauf der beiden Wasserstraßen Rhein und Maas und der bedeutende transeuropäische Handelsweg, der am Rande der Mittelgebirge von der Kanalküste bis Osteuropa führte, Wirtschaftsbeziehungen in alle Richtungen ermöglichte (Alberts 1961; Dösseler 1980; Militzer 1985; Looz-Corswarem 1991). Eine Verstärkung erfuhr diese Nordwestorientierung noch dadurch, dass das zweitbedeutendste Wirtschaftszentrum der Germania, die stromaufwärts gelegene Metropole Köln, schon im 13. Jh. versuchte, den direkten Handel der rheinmaasländischen Städte mit dem süddeutschen Raum durch die Einführung des Rheinstapels zu behindern. Köln aber übertraf bis

zum 16. Jh. sowohl an Einwohnerzahl als an Fläche nicht nur die Hansehauptstadt Lübeck (Deeters 1988, 103), sondern auch alle süddeutschen Städte.

Allerdings kündigte sich hier bereits seit dem Ende des 14. Jhs. die entscheidende wirtschaftsgeographische Gewichtsverlagerung an, die die frühe Neuzeit prägen sollte. Denn Nürnberg und Augsburg konnten damals das traditionelle Wirtschaftszentrum Köln zwar nicht an Größe, aber im Hinblick auf die wirtschaftliche Dynamik erstmals überflügeln (Kellenbenz 1967, 30; Irsigler 1979; Hoffmann 1988, 111). Vor allem diese Kräfteverschiebung wird demnach auch im Mittelpunkt eines Erklärungsansatzes stehen müssen, der für den hochdeutschen Sprachwechsel im Rheinmaasland wirtschaftsgeographische Gegebenheiten in Anspruch nimmt.

2.3 Einflüsse der Reformation

Die weitverbreitete Auffassung, dass der hochdeutsche Sprachwechsel durch die Reformation verursacht oder gefördert worden sei, wird von der neueren Forschung in der Weise präzisiert, dass Luther selbst zwar vom Fortbestand mehrerer deutscher Landschaftssprachen ausgegangen sei, dass aber durch seine Wirkung, insbesondere durch die hochdeutsche Theologenausbildung, die Kirchenorganisation und die Verehrung des lutherischen Wortlautes der Wechsel zum Hochdeutschen maßgeblich gefördert worden sei (Gabrielsson 1983; Bellmann 1983; von Polenz 1991, 286ff.). Die Tragfähigkeit dieser Auffassung wird allerdings durch den Ereignisablauf im Rheinmaasraum grundsätzlich in Frage gestellt, da sich Sprachwechsel und Reformation hier in einer ganz andersartigen Konstellation vollziehen (Smolinsky 1991; Schulte 1995; Stöve 1996). Denn die Lehren Luthers fanden hier zu seinen Lebzeiten wenig direkte Aufnahme, sondern bewirkten zunächst nur die Entstehung verschiedenartiger Reformgemeinden im Geiste der *Devotio moderna* und des Täuferturns, die dann allerdings sehr bald in den Untergrund gedrängt wurden, da die Landesherren eine Reform innerhalb der alten Kirche oder im Sinne eines dritten, von Erasmus inspirierten Weges durchsetzen wollten. In dieser Zeit aber war bereits die erste Welle der hochdeutschen Überschichtung weit nach Norden vorgedrungen.

Als Karl V. sich in der kurzen Toleranzphase 1539-1541 um einen Ausgleich zwischen den Konfessionen bemühte, wurde es dem Kölner Erzbischof Hermann von Wied und Herzog Wilhelm dem Reichen möglich, ihre eigenen Reformationspläne voranzubringen, so dass zu dieser Zeit zahlreiche Städte im östlichen Rheinmaasraum die neue Lehre einführten, allen voran Wesel, Moers und Duisburg, aber auch zahlreiche Gemeinden im bergischen, jülichischen und kurkölnischen Gebiet (Stempel 1991; Dünnwald 1998, 65-82). Diese heterodoxen Städte, die sich zunächst an der Lehre Luthers orientierten, wurden schon bald zu Anlaufpunkten für auswärtige Religionsflüchtlinge, da Karl V. im Burgundischen Kreis die Ausbreitung des Calvinismus durch die Inquisition zu verhindern suchte. Bereits seit 1544 gründeten wallonische Flüchtlinge französischsprachige Reformgemeinden und ein Jahrzehnt später setzte eine Zuwanderung Tausender Exulanten aus Flandern und Brabant ein, die 1567 einen Höhepunkt erreichte, als Herzog Alba die Statthalterschaft im Burgundischen Kreis übernommen hatte (Schilling 1972; Hantsche 1996; 1999, 76f.).

Wegen ihrer gewerblich-ökonomischen Fähigkeiten und ihrer gehobenen bürgerlichen Kultur gewannen diese Exulanten einen bedeutenden Einfluss auf die bodenständigen Entwicklungen, so dass nach ihrem Vorbild seit 1580 die lutherisch gewordenen Städte und Landschaften allmählich zum Calvinismus übergingen, was damals auch eine kulturelle Trennung vom lutherisch geprägten norddeutschen Raum bedeutete (Stempel 1991). Auf die bis dahin katholisch gebliebenen Gebiete wirkte sich diese zweite Reformation jedoch nicht aus, so dass im östlichen Teil des Rheinmaaslandes die Bevölkerung zu 80% altgläubig blieb und protestantisch-calvinistische Mehrheiten nur in den Gebieten um Wesel, Moers und Duisburg sowie im Bergischen Lande bestanden (Finger 1998; Hantsche 1999, 78f.).

Unter sprachhistorischem Aspekt verdient diese konfessionelle Entwicklung vor allem deshalb besondere Beachtung, weil sie einen Kausalnexus zwischen Reformation und hochdeutschem Sprachwechsel nachdrücklich in Frage stellt, was sich vor allem an den folgenden Punkten verdeutlichen lässt:

- Die hochdeutsche Übersichtung begann im Rheinmaasland lange vor der Wittenberger Reformation und kann daher nicht durch sie verursacht sein.
- Die seit 1540 in den Städten vordringende Reformation begünstigte den Sprachwechsel in keiner Weise, vielmehr gingen die katholischen Städte wie Neuss, Kempen und Rheinberg (Rosenkranz 1956, 275, 450, 460) im internen Verkehr zwei Jahrzehnte früher zum Hochdeutschen über als die protestantischen Hochburgen Wesel und Duisburg.
- Der verstärkte lutherische Einfluss seit 1544, insbesondere die Anstellung von in Wittenberg ausgebildeten Pfarrern sowie die Einführung von Luthers Katechismus und Gesangbuch (Stempel 1991) zeigten keine Auswirkung auf die jeweils herrschenden Sprachverhältnisse.
- In Städten wie Wesel und Duisburg wurde der interne Übergang zum Hochdeutschen erst nach 1590 vollzogen, d. h. nachdem die Städte unter dem Einfluss ihrer „niederländischen“ Exilgemeinden vom Luthertum zum Calvinismus übergetreten waren.⁶

Insgesamt legt daher der Verlauf der reformatorischen Bewegungen im Rheinmaasland die Folgerung nahe, dass die kulturellen Prozesse, die den Sprachwechsel zum Hochdeutschen auslösten und vorantrieben, in keinem Kausalzusammenhang mit der konfessionellen Entwicklung standen. Damit ist aber zugleich auch die grundsätzlichere Frage gestellt, inwieweit es für die anderen norddeutschen Regionen notwendig oder erlaubt ist, eine verursachende oder fördernde Wirkung durch die Reformation anzunehmen.

2.4 Die Auswirkungen des niederländischen Unabhängigkeitskrieges

Die große Bedeutung, die die Entstehung des autonomen niederländischen Staates für die Herausbildung und Geltung der neuniederländischen Standardsprache besitzt,

⁶ Auf die Paradoxie, dass sich gerade während des starken niederländisch-reformierten Einflusses das Hochdeutsche durchsetzte, hat bereits Tervooren (1996, 36) hingewiesen. Wenn er gleichwohl die Reformation als das Einfallstor der hochdeutschen Sprache bezeichnet, so findet das in den empirischen Befunden keine Stütze.

begünstigt die Vermutung, dass bereits der 80jährige Krieg, der zu dieser Unabhängigkeit führte, direkte sprachpolitische Konsequenzen gehabt habe. Diese Annahme erweist sich jedoch schon deshalb als problematisch, weil in diesem Krieg, der als innerburgundischer Adelsaufstand gegen die spanisch-habsburgische Zentralregierung begann, während der ersten 10 Jahre fast ausschließlich um innenpolitische, konfessionelle und wirtschaftliche Fragen gekämpft wurde. Aber auch, als mit der Union von Utrecht (1579) und dem Placaet van Verlatinghe (1580) das endgültige Kriegsziel, nämlich die Herauslösung der 7 Nordprovinzen aus den 17 Provinzen des Burgundischen Kreises deutlich wurde, waren damit keine sprachpolitischen Zukunftspläne oder Folgeerscheinungen verbunden (Schilling 1976; Parker 1979; Lademacher 1993; Erbe 1993; Israel 1995; Arndt 1998).

Für das Rheinmaasland bedeutete dieser Krieg daher vor allem das Ende einer wirtschaftlichen und kulturellen Blütezeit, da die militärischen Aktionen nicht nur seinen Westteil, insoweit er innerhalb des Burgundischen Kreises lag, in Mitleidenschaft zogen, sondern auch seinen östlichen Teil, insbesondere die Vereinigten Herzogtümer (Petri 1976; Schneider 1985, 162ff.; Hantsche 1999, 74f.). Der kontinuierliche Stellungskampf hochgerüsteter Armeen zerstörte nicht nur die politischen Strukturen und ökonomischen Ressourcen der Region, sondern verschärfte auch jene Konflikte, die in keinem direkten Zusammenhang mit der niederländischen Unabhängigkeit standen. So entstand aus dem Kölner Krieg (1582-1589), in dem es primär um die Besetzung des Erzbischofsstuhles ging, unter internationaler Beteiligung ein langwährender und grausamer Verwüstungskrieg. Der Jülich-Klevische Erbfolgestreit (1590-1614), in dem über die zukünftige Herrschaft in den Vereinigten Herzogtümern entschieden wurde, entwickelte sich zu einer 24jährigen Auseinandersetzung, die schließlich zu einer Teilung führte, bei der Kleve und Mark an Brandenburg fielen, Jülich und Berg an Pfalz-Neuburg. Im 30jährigen Krieg schließlich geriet der innerburgundische Kampf dann völlig in das Interessensspiel der europäischen Großmächte, wobei die abwechselnde Anwesenheit oranischer, spanischer, kaiserlicher, schwedischer und französischer Armeen mit entsprechenden Eroberungen, Verwüstungen und Besetzungen weder zu einer militärischen noch zu einer politischen Lösung des Konfliktes beitragen konnten.

Als schließlich im Frieden von Münster das Ausscheiden der sieben Nordprovinzen aus dem Burgundischen Kreis besiegelt wurde, bedeutete dies zwar eine wesentliche Veränderung der nordwesteuropäischen Machtkonstellation, hatte jedoch keine direkten Auswirkungen auf die rheinmaasländischen Sprachverhältnisse. Denn die Grenze des Burgundischen Kreises, mit der 100 Jahre zuvor Karl V. die Region in eine West- und eine Osthälfte geteilt hatte, blieb in ihrer Wirkung vollständig erhalten. Dabei stellte es unter sprachhistorischem Aspekt nur eine geringfügige Modifikation dar, dass der kleine niedergeldrische Gebietsabschnitt nördlich von Kleve nun zur unabhängigen Niederländischen Republik gehörte und fortan nicht mehr von Brüssel, sondern von Den Haag aus verwaltet wurde, während die übrigen drei Viertel der zum Burgundischen Kreis gehörenden Rheinmaasterritorien weiterhin unter der Brüsseler Regierung blieben. Nur einen geringen Einfluss auf die sprachgeschichtliche Entwicklung wird man auch jenen Sprachkontakten zumessen dürfen, die sich während des Krieges durch fremdsprachige Besetzungen oder durch territorialen Besitzwechsel

ergaben. So hat es in der Sprache Wesels, die damals bereits hochdeutsch überschichtet war, keine Spuren hinterlassen, dass die Stadt zunächst 15 Jahre unter spanischer (1614-1629) und daran anschließend 43 Jahre (1629-1672) unter oranischer Besatzung lag (Prieur 1991). Die Grafschaft Moers war sogar für 102 Jahre an Oranien gefallen (1600-1702) und wurde von niederländischen Statthaltern regiert, ohne dass in ihr das gerade heimisch gewordene Hochdeutsch eine erkennbare Einschränkung erfahren hätte (Cornelissen 1988a; Mihm 1992).

Die indirekten Wirkungen des 80jährigen Krieges auf die regionale Sprachgeschichte waren dagegen weitreichend und tiefgreifend. Denn die Entmachtung der bodenständigen Landesherren, der Bedeutungsverlust Kölns und der völlige Niedergang der heimischen Wirtschaftskraft bewirkten, dass die Bevölkerung der Region, allen voran der Adel und das gehobene Bürgertum, sich verstärkt auf externe Kulturzentren ausrichtete. Hier übten nach wie vor die südwestliche Metropole Paris und der französischsprachige Hof in Brüssel eine große Anziehungskraft aus, aber auch das Amsterdam des Goldenen Zeitalters, das auf den gesamten Nordwesten ausstrahlte, und schließlich die süddeutschen Höfe und Städte sowie das im Osten der Germania neu entstandene Kulturzentrum um Leipzig. Die Heterozentrierung der einheimischen Eliten, die in der frühen Neuzeit in der Regel auch mit einer kulturellen Mehrsprachigkeit verbunden war (von Polenz 1991, 232ff.; 1994, 59ff.), musste langfristig wie eine zentrifugale Kraft wirken, die allmählich eine sprachliche Auseinanderentwicklung des Rheinmaaslandes zur Folge hatte. Derartigen freiwilligen Annäherungen bestimmter Sprechergruppen an externe Prestigesprachen ist daher ein größeres Gewicht für die Sprachgeschichte der Region beizumessen als den Einflüssen anderssprachiger Regierungen oder Besatzungen.

3. Der räumlich-zeitliche Überschichtungsablauf

Die dargestellten real- und kulturhistorischen Zusammenhänge beleuchten Hintergründe und Voraussetzungen, vor denen sich die sprachlichen Neuerungen im Rheinmaasland vollzogen haben. Sie können jedoch keine zureichende Erklärung für die Überschichtungsprozesse bieten und verdeutlichen damit die Notwendigkeit, gegenstandsnähere Interpretationsansätze heranzuziehen, wie sie etwa im Rahmen der historischen Pragmatik (Mattheier 1982; 1995; Cherubim 1998) und des kulturanalytischen Modells (Maas 1983; 1987) entwickelt wurden. Dabei geht es zunächst darum, die der sprachlichen Überlieferung eingeschriebenen Spuren historischer Textverwendung systematisch zu erfassen und für die Rekonstruktion kommunikativer und soziopragmatischer Zusammenhänge fruchtbar zu machen. Erst durch den Vergleich dieser Daten mit den Befunden der Alltagsgeschichte (Wegera 1998) sowie mit den historischen Gegebenheiten des kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Mikrobereichs sind dann auf einer mittleren Ebene Hypothesen über die Beweggründe und kommunikativen Vorteile zu diskutieren, die die damaligen Sprechergemeinschaften veranlassten, externe Sprachmerkmale zu bevorzugen. Eine notwendige Voraussetzung dafür ist jedoch eine präzise Beschreibung der einzelnen Überschichtungsabläufe, so dass zunächst eine Chronologie der sprachlichen Neuerungen

für ausgewählte Ortspunkte zu ermitteln ist, aus der dann ein Bild vom räumlichen Voranschreiten dieser Entwicklung entstehen kann.

Eine nach diesen Prinzipien umfassende Beschreibung der sprachlichen Neuerungen wird gegenwärtig in dem Duisburger DFG-Projekt „Zur Entstehung der deutsch-niederländischen Sprachgrenze im Rheinmaasland“ erarbeitet, das im Herbst 1999 seine Arbeit aufgenommen hat (Elementaler/Mihm/Stichlmair 2000). In ihm wird das Vordringen externer Sprachmerkmale an 12 repräsentativen Schreiborten der Region aufgrund archivalischer Quellen analysiert, wobei nicht nur ein Bild von der räumlichen und zeitlichen Ausbreitung der Überschiebungen gewonnen werden soll, sondern auch von ihren möglichen kommunikativen Funktionen und von ihrem Geltungswert für die damaligen Sprachbenutzer. Solange diese Ergebnisse noch nicht vorliegen, kann sich eine vorläufige Darstellung zunächst nur auf die wenigen Einzelstudien stützen, die sich von unterschiedlichen Fragestellungen her mit dem rheinmaasländischen Sprachwechsel befasst haben. Sie beziehen sich, abgesehen von der frühen ortsübergreifenden Untersuchung, die Neuß (1973b) den Synodalprotokollen gewidmet hat, jeweils auf einzelne Schreiborte, nämlich auf Sittard (Otten 1977), Eupen/ Lontzen/ Baelen (Wintgens 1982), Heinsberg (Gillesen 1994), Erkelenz (Egert 1994) und Duisburg (Mihm 1999b). Da sie jedoch nur einen kleinen Gebietsausschnitt aus dem Gesamttraum repräsentieren, sollen ihre Ergebnisse hier durch eine Auswertung der bisher gedruckten Quellen ergänzt werden, wobei aus Gründen der textsortenbezogenen Vergleichbarkeit und der ortsspezifischen Aussagekraft nur innerstädtische Verwaltungstexte herangezogen wurden.

Der aus diesem Material ersichtliche zeitlich-räumliche Ablauf der hochdeutschen Überschiebung sowie die Herkunft der typischen sprachlichen Merkmale lässt bereits erkennen, dass die verbreitete Auffassung, nach der das Ostmitteldeutsche (Gabrielson 1983, 125ff.) bzw. „die obersächsisch-meißnische Intellektuellensprache“ (Sanders 1979) die Schreibsprachen nördlich der Benrather Linie abgelöst habe, keine Gültigkeit für das Rheinmaasland besitzt. So geht aus den Arbeiten von Otten (1977) und Gillesen (1994) hervor, dass schon vor 1450 und verstärkt in der Zeit 1450-1540 hochdeutsche Sprachmerkmale in die rheinmaasländischen Varietäten übernommen worden sind, wobei bemerkenswerterweise bestimmte hochdeutsche Kennzeichen wie $\langle b \rangle \approx \{-b-\}$ statt $\langle v \rangle \approx \{-b-\}$ ⁷ z. B. in *geben* für *geven* oder $\langle t \rangle \approx \{d-\}$, $\langle pf \rangle \approx \{p-\}$ in *tag* für *dag*, *pfund* für *pund* und die neuhochdeutsche Diphthongierung, die für das Ostmitteldeutsche charakteristisch sind, vollständig gemieden wurden. Demnach kommt das Ostmitteldeutsche hier nicht als Vorbild in Frage, vielmehr werden daran, dass die nach Norden vordringenden hochdeutschen Merkmale alle unmittelbar hinter der Benrather Linie im Kölner Raum gebräuchlich waren, die Strahlkraft und der Vorbildcharakter der ripuarischen Sprache deutlich. Offensichtlich aber besaßen die ripuarischen Merkmale nicht alle die gleiche Attraktivität, was aus einer charakteristischen Merkmalssukzession ersichtlich wird, die sowohl auf graphematischer wie auf

⁷ Grapheme werden als Relationen zwischen den in spitzen Klammern wiedergegebenen Graphien im Sinne von Buchstaben oder elementaren Buchstabenkombinationen und den in geschweiften Klammern wiedergegebenen etymologischen Lautpositionen dargestellt, für die der westgermanische Lautstand als Bezugsebene gilt. Der Graphemausdruck $\langle v \rangle \approx \{-b-\}$ bedeutet also, dass in einem Schreibgebrauch inlautendes westgermanisches *b* durch die Graphie $\langle v \rangle$ wiedergegeben wird.

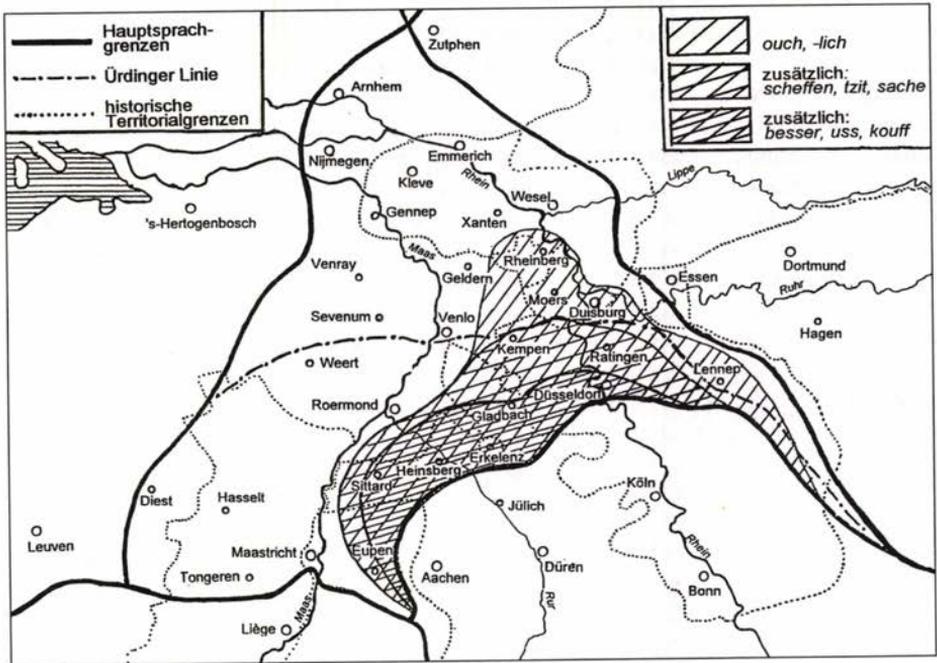


Abb. 2: Ripuarische Überschichtungswellen im Rheinmaasland bis 1540

lexikalischer Ebene zu beobachten ist. Schon vor 1450 wurde das Graphem $\langle ch \rangle \approx \{-k\}$ im Lexem *ouch* sowie im Derivationsuffix *-lich* in die nördlichen Schreibsprachen übernommen. Ihnen folgten wenig später in einer zweiten Welle die Grapheme $\langle ff \rangle \approx \{-p\}$, $\langle tz, z \rangle \approx \{-t\}$, $\langle ch \rangle \approx \{-k\}$ in Lexemen wie *scheffen* 'Schöffe', *tzit*, *bezaelen*, *sache* u. a., und daran schlossen sich in einer dritten Phase die restlichen Konsonantengrapheme $\langle ss \rangle \approx \{-t\}$, $\langle ss \rangle \approx \{-t\}$, $\langle f \rangle \approx \{-p\}$ an, die die rheinmaasländische Schreibsprache seit alters von der ripuarischen unterschieden hatten, mit Belegen wie *besser*, *uss*, *kouff* usw.

Da die räumliche Reichweite dieser frühen hochdeutschen Entlehnungen noch keine entsprechende Untersuchung erfahren hat, ist im Augenblick nur eine vorläufige Einschätzung aufgrund innerörtlicher gedruckter Quellen aus 15 rheinmaasländischen Städten möglich. Dabei zeichnet sich ab, dass die frühesten Merkmale bis 1540 auch am weitesten nach Norden vorgedrungen sind, und zwar linksrheinisch über die Grafschaft Moers hinaus bis ins kurkölnische Amt Rheinberg, rechtsrheinisch bis zur Ruhrmündung. Die Merkmale der zweiten ripuarischen Welle haben rheinabwärts zumindest die Urdinger Linie erreicht, während die dritte Welle nicht weit über Düsseldorf und Mönchengladbach hinaus gekommen zu sein scheint. Bis zu dieser

Linie haben sich jedenfalls am Anfang des 16. Jhs. die lokalen Schreibsprachen weitgehend dem Ripuarischen angeglichen.⁸

Während sich diese Überschichtung aus der unmittelbaren südlichen Nachbarschaft in den folgenden Jahrzehnten weiter rheinabwärts bewegt, treten am Südrand der Region um 1540 die ersten Neuerungen auf, die nicht zum genuinen Bestand des Ripuarischen gehören, aber seit dem 2. Drittel des 16. Jhs. zunehmend aus südlicheren Sprachvarietäten in den Kölner Sprachgebrauch übernommen wurden (Hoffmann 1983/1984, 1993; Mihm 1986). So werden nun die jenseits von Rothaargebirge und Eifel beheimateten Formen wie *das, was, es* für *dat, wat, et* und *uf* für *up* verwendet sowie das Graphem ≈{-b-, -b}> statt <v>≈{-b}> und <f>≈{-b}> z. B. in *uber* für *over* und *selbst* statt *selfs*. Nur wenig später, teilweise auch gleichzeitig, erscheinen dann jene Merkmale, die ihren Ursprung südlich von Spessart und Odenwald haben, vor allem das Graphem <t>≈{d-, -d-}> z. B. in *tun* statt *don, gute* statt *gode* und die Diphthongierungsgrapheme, zuerst <ei>≈{î}> z. B. in *dweil* für *dewile, seine* für *sine*, gefolgt von <eu>≈{iu}> in *gezeuge* statt *getuge, neu* statt *muwe/nie* und <au>≈{û}> z. B. in *aus* statt *uit*. Als letztes erscheint dann das Graphem <p̄>≈{p-}> etwa in *pfenning* statt *penning* (Otten 1977; Gillissen 1994; Mihm 1999b). Da die Überschichtungen dieser zweiten Phase wiederum von Süden nach Norden vordringen und in ihrer Abfolge deutlich erkennen lassen, dass die moselfränkischen und rheinfränkischen Kennzeichen früher übernommen werden als die genuin oberdeutschen, hat man davon auszugehen, dass auch diese Sprachmerkmale rheinabwärts ins Rheinmaasland vorgedrungen sind und keinen Umweg über das Ostmitteldeutsche genommen haben.⁹

Die Zunahme der oberdeutschen Elemente in den städtischen Schreibsprachen erfolgt merkmals- und lexembezogen und dauert in der Regel mehr als drei Jahrzehnte. Dabei wird jedoch der kontinuierliche Annäherungsprozess offensichtlich niemals bis zu Ende durchgeführt, vielmehr bricht die Anreicherung mit oberdeutschen Merkmalen an einem bestimmten Entwicklungspunkt ab zugunsten eines sprunghaften Übergangs zu einem nahezu vollständigen Hochdeutsch. Ein solcher Wechsel hat in Sittard 1556 stattgefunden (Otten 1977, 133), in Heinsberg 1562 (Gillissen 1994, 261ff.) und in Erkelenz 1567 (Egert 1994, 17ff.), in Wesel 1591¹⁰ und in Duisburg 1598 (Mihm 1999b, 77). Da für die übrigen Städte noch keine entsprechenden Untersuchungen vorliegen, kann der mutmaßliche Übergangszeitpunkt wiederum nur aufgrund gedruckter stadinterner Quellen bestimmt werden, wobei als vorläufiges

⁸ Die Auflistung des diesem Überblick zugrundeliegenden Quellenmaterials muss einer ausführlicheren Darstellung der räumlich-zeitlichen Verbreitungsprozesse vorbehalten bleiben.

⁹ Damit entsprechen diese Befunde weitgehend der von Mattheier (1981) vertretenen These, nach der für Köln zunächst mit einer oberdeutschen und erst später mit einer ostmitteldeutschen Überschichtung zu rechnen ist.

¹⁰ In Wesel liegt eine besonders interessante Entwicklung vor, weil der Stadtsekretär Johann von Raesfeld diesen Wechsel zweimal vollzogen hat. Wie Tim Stichlmair im Rahmen des Duisburger Projektes feststellte, zeichnete Raesfeld die Ratsprotokolle von 1587 bis September 1591 zunächst in unterschiedlichen Übergangsvarietäten auf. Im Oktober 1591 wechselt er dann mit Beginn der neuen Ratsperiode zu einer oberdeutschen Protokollsprache, die er jedoch nur wenige Jahre beibehält. Danach verwendet er wieder Übergangsvarietäten, bis er 1611 dann erneut zum Oberdeutschen übergeht, das er bis zum Ende seiner Protokollführung 1619 beibehält.

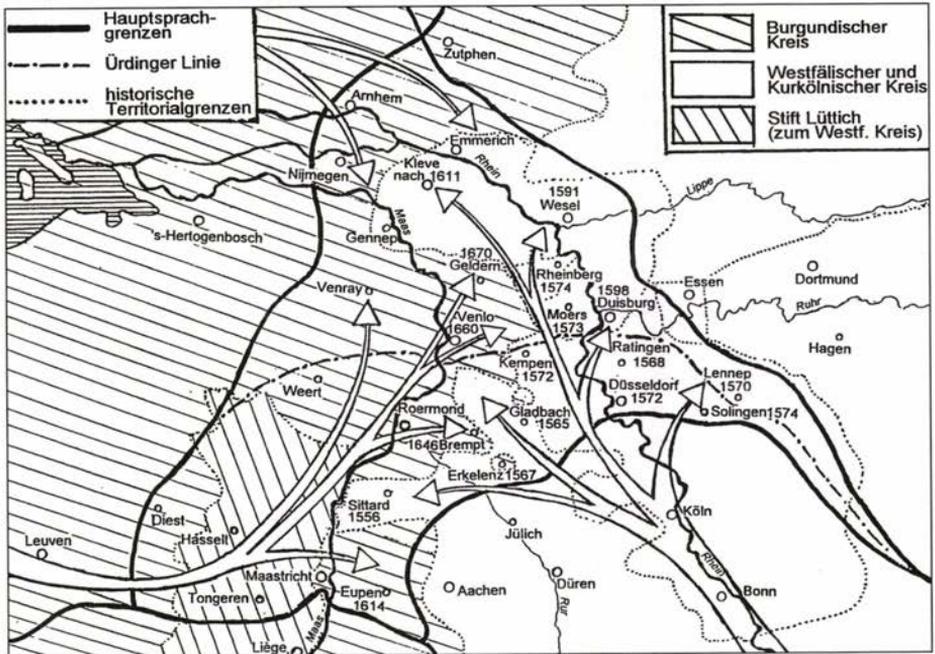


Abb. 3: Die Übernahme der neuhochdeutschen bzw. neuniederländischen Schriftsprache im innerstädtischen Gebrauch

Datierungskriterium das Auftreten von Texten galt, in denen die oberdeutschen Merkmale mindestens zu 75% realisiert waren. Nach dieser vorläufigen Einschätzung hat sich der Wechsel in Gladbach 1565 vollzogen, in Ratingen 1568, in Lennep 1570, in Düsseldorf und Kempen 1572, in Moers 1573, in Solingen und Rheinberg 1574. Aus diesen Anhaltspunkten lässt sich folgern, dass die oberdeutsche Überschichtung sich in ähnlicher Weise wie die vorangegangene ripuarische zunächst im Jülicher, Kurkölnen und im rheinnahen bergischen Gebiet ausbreitet und nördlich der Uerdinger Linie nur die linksrheinischen Territorien der Grafschaft Moers und des kurkölnischen Amtes Rheinberg erreichte. Demgegenüber scheint sich der Wechsel im Herzogtum Kleve erst 20-30 Jahre später vollzogen zu haben. In der Stadt Kleve selbst wird jedenfalls die Jahresrechnung des Stiftes Monterberg noch 1611 in rheinmaasländischer Sprache abgefasst.

Wesentlich geringer sind bisher die Kenntnisse über jenen Sprachwechsel, der sich innerhalb des burgundischen Kreises vollzog, wo die rheinmaasländischen Varietäten allmählich durch das Brabantische und im Norden wohl auch durch das Holländische abgelöst wurden. Diese Überschichtung war allerdings auch weniger tiefgreifend als die hochdeutsche, da die Differenz zwischen dem Brabantischen und dem Rheinmaasländischen sich auf eine überschaubare Anzahl von Merkmalen beschränkt (Wintgens 1982, 140ff.). Da somit die Übernahme des Brabantischen aus

sprachstruktureller und -ökonomischer Sicht wesentlich näher lag als die des Hochdeutschen, ist es um so bemerkenswerter, dass sie erst mit einer beträchtlichen Zeitverzögerung einsetzte. Während des ganzen 16. Jhs. blieben im burgundischen Teil des Rheinmaaslandes die bodenständigen Varietäten in Gebrauch, ja es fand auch hier eine Überschichtung mit oberdeutschen Sprachmerkmalen statt, die um 1580 ihren Höhepunkt erreichte, aber von einigen Ausnahmen im Jülicher Grenzgebiet abgesehen (Egert 1994) kaum zu einem Sprachwechsel geführt hat. Erst vom zweiten Jahrzehnt des 17. Jhs. an vermehren sich in innerörtlichen Schriftstücken zunehmend die typisch brabantischen Schreibmerkmale. In Eupen / Lontzen / Baelen wird diese Veränderung bereits seit 1614 sichtbar (Wintgens 1982, 150), wesentlich später in den bei Roermond liegenden Orten Brompt 1646 und Niederkrüchten 1654 (Egert 1994, 35), in Venlo erst nach 1660 und in Geldern um 1670. Auch hier hat sich also der Sprachwechsel maasabwärts von Süden nach Norden ausgebreitet, und der schrittweise Übergang macht zugleich deutlich, dass es sich dabei nicht um eine Zentralisierungsmaßnahme der habsburgisch-spanischen Verwaltung handelt. Vielmehr hat man, wie auch auf der östlichen Seite der burgundischen Kreisgrenze, mit einer zwanglosen Orientierung auf die jeweiligen Kultur- und Wirtschaftszentren zu rechnen, bei der sich vor allem die gebildete und überregional ausgerichtete Bevölkerung der dort gültigen Sprache annäherte.

4. Schreibsprachlich induzierter Sprachwechsel?

Nach der herrschenden Auffassung wurde der norddeutsche Sprachwechsel dadurch eingeleitet, dass die Kanzleischreiber das Hochdeutsche als Verwaltungssprache übernahmen und es von dort weiter in die privatrechtliche und private Schriftlichkeit vordrang (Gabrielsson 1983, 130ff.; Sodmann 1983, 117ff.; Bichel 1985, 1866f.). Erst durch den Umgang mit diesen Texten in einer Phase der medialen Diglossie (Peters 1998a, 123) habe sich die externe Varietät schließlich auch in den Bereich der gesprochenen Sprache ausgebreitet, wobei sich der Prozess der Vermündlichung vor allem im 17. oder 18. Jh. vollzogen habe (Foerste 1957, 1800; Möhn 1973, 118ff.). Dieses Verlaufsmodell¹¹ muss im Vergleich zu anderen bekannten Sprachwechsellvorgängen als singulär gelten (Mihm 1999b, 67ff.) und verdient schon aus diesem Grunde eine eingehende Überprüfung, aber auch deshalb, weil beim damaligen Alphabetisierungsstand die Schriftlichkeit noch relativ geringe Anteile der gesellschaftlichen Kommunikation abdeckte. Gegen dies Modell sprechen aber vor allem mehrere metasprachliche Nachrichten, die eine frühe mündliche Aufnahme des Hochdeutschen bezeugen. So berichtet der Hamburger Domherr Albertus Krantz bereits vor 1505, als noch keine städtische Kanzlei Norddeutschlands einen Schreibsprachwechsel vollzogen

¹¹ Ein früher Beleg für diese Auffassung findet sich bei Seelmann (1908, 33), der auch eine interessante Imagination des Spracherwerbsprozesses gibt: „Als man in den Städten Niederdeutschlands begann hochdeutsch zu reden, nahm man sich nicht die Aussprache Ober- oder Mitteldeutschlands zur Richtschnur, sondern man sprach in den zunächst aus Handschriften oder gedruckten Büchern erlernten hochdeutschen Wortformen die einzelnen Buchstaben so aus, wie man es bei mnd. Schriftstücken gewöhnt war.“ Diese eingängige Vorstellung setzte sich zu Beginn des 20. Jhs. weitgehend durch. Bereits Kluge (1918, 150) spricht von „einem Sieg des Hochdeutschen auf dem Papier“.

hatte, dass die Niederdeutschen begännen, das Zischeln und die „unlieblichen, verdrießlichen“ Diphthonge des Oberdeutschen nachzuahmen, und stellt diesen sprachlichen Adaptionsprozess in eine interessante Parallele zur frühneuzeitlichen Mehrsprachigkeit der Gebildeten: Wie in Süddeutschland das Italienische üblich werde und in Flandern das Französische, so werde in Norddeutschland das Hochdeutsche verwendet.¹²

Weitere Belege dafür, dass das Hochdeutsche im Norden tatsächlich gesprochen worden ist, sind unübersehbar. So bezeugt Bartholomäus Sastrow, dass der Greifswalder Bürgermeister 1528, als er betrunken war, nur noch Hochdeutsch sprechen wollte, 1539 wird der Stralsunder Bürgermeister verspottet, weil er den Herzog Philipp von Pommern bei einem Empfang auf Niederdeutsch begrüßte (von Polenz 1991, 291), der in Frankfurt an der Oder lebende Professor Abdias Prätorius beobachtet, dass norddeutsche Reisende bei ihrer Rückkehr meist die meißnische Sprache mitbrächten, und der in Meißen lebende Maler Erhard Gaulrapp lädt 1572 seinen Bruder aus Schwerin ein, damit er bei ihm die hochdeutsche Sprache erlerne.¹³ Auch für den Nordwesten liegt ein gewichtiges Zeugnis vor, da bereits 1550 der Dortmunder Humanist Jacob Schöpffer über die Verbreitung des Hochdeutschen in Westfalen berichtet, dass

nit wenige bey vns funden werden / so sonderlichen lust zů jener sprache gewonnen / vnd dieselb nicht allein lesen / sondern auch der natürlicher Oberlendischer art nach pronuncieren (Schulte Kemminghausen 1927, LX).

Diese Aussagen lassen keinen Zweifel daran zu, dass gesprochenes Hochdeutsch bereits im frühen 16. Jh. für zahlreiche Sprecher des Niederdeutschen eine Attraktivität besaß und teilweise auch im internen Verkehr verwendet wurde, so dass die Frage zu stellen ist, welche Gründe eigentlich für die These sprechen, dass das Hochdeutsche anfangs nur der schriftlichen Kommunikation vorbehalten gewesen sei und erst in den folgenden Jahrhunderten vermündlicht wurde.

4.1 Beweisprobleme für Schreibsprachlichkeit

Das bisherige Verfahren, mit dem man die nur auf die Schreibsprache begrenzte Verwendung einer Sprachform wahrscheinlich machte, lässt sich an Ottens Studie über Sittard veranschaulichen. Er kommt dort bei der Behandlung des vordringenden *b* in *abent* und *geben* gegenüber *avent* und *geven* (1977, 59) zu der Feststellung,

der *v/b*-Ersatz ist ein rein schreibsprachliches Faktum. Kein autochthoner Sittarder Bürger hat zur Zeit der erforschten Periode in den vorzuführenden Fällen wohl jemals ein *b* gesprochen.

¹² Die sprachkritischen Bemerkungen finden sich gleich am Anfang seines lateinisch abgefassten Geschichtswerkes „Saxonia“, das bis zum Jahre 1504 fortgeführt ist. Es wurde 1520 posthum in Köln gedruckt. Eine hochdeutsche Übersetzung von Basilius Faber erschien 1563 in Leipzig.

¹³ Die Nachweise finden sich, soweit nicht anders vermerkt, bei Mihm (1999b, 74); dort auch der Wortlaut der Quellen in Auszügen.

Zu dieser Gewissheit kommt Otten aufgrund eines traditionellen Beweisverfahrens, das auf drei verschiedenen Stücken beruht, nämlich:

- (1) auf der frühesten lokalen Schreibüberlieferung, durch die in diesem Fall das westgermanische *-b-* grundsätzlich durch <u> oder <v> wiedergegeben wird, so dass eine alte spirantische Aussprache anzunehmen ist,
- (2) auf den Befunden der Dialektologie, die in diesem Fall belegen, dass in den bodenständigen Mundarten der Gegenwart ausschließlich die spirantische Aussprache gilt,
- (3) auf der Annahme, dass dort, wo die Befunde von (1) und (2) zusammengehen, die im Mittelalter und in der frühen Neuzeit gesprochene Ortsvarietät sichtbar wird und demnach jene Überlieferungsbefunde, die der Übereinstimmung von (1) und (2) widersprechen, als rein schreibsprachlich anzusehen sind.

Die Tragfähigkeit dieses Beweisganges beruht in entscheidendem Maße auf der früher allgemein akzeptierten Voraussetzung, dass im Bereich der gesprochenen Sprache zunächst eine Monoglossie gegolten habe, deren Gliederung in verschiedene soziale Varietäten sich erst im 17. Jh. vollzogen hat. Von dieser Annahme hatte sich jedoch bereits Frings (1944, 72ff.), der sie selbst vorher vertreten hatte, abgewandt und schon für das Mittelalter eine soziale Schichtung der Mündlichkeit angenommen. Seither ist diese Auffassung immer wieder bestätigt worden (Bischoff 1956; Heinrichs 1961; Wiesinger 1980a; Wolf 1981, 173ff.; Ernst 1994, 36ff., 58ff.), und es gibt sogar verlässliche metasprachliche Nachrichten, nach denen in den Städten von Patriziern, von der bürgerlichen Mittelschicht und vom einfachen Volk unterschiedliche Varietäten gesprochen wurden (Mihm 1999b, 68f.).

Bei dem allmählichen, durch überzeugende Untersuchungsbefunde gestützten Abrücken von der Monoglossie-These wurde in der Regel jedoch nicht mitreflektiert, dass damit auch dem traditionellen Beweisverfahren für reine Schreibsprachlichkeit der Boden entzogen war und schließlich auch die These von der schreibsprachlichen Bedingtheit des norddeutschen Sprachwechsels ihre entscheidende Stütze verloren hatte. Denn geht man von einer diastratischen Gliederung der gesprochenen Sprache aus, dann sind die historischen Schreibsprachen am ehesten als Repräsentationen der ober-schichtlichen Mündlichkeit aufzufassen, während die heutigen Mundarten demgegenüber als Indizien für die Sprache der damaligen Grundschichten gelten müssen. Demzufolge kann aus einem sprachlichen Kontrast zwischen der historischen Schreibsprache eines Ortes und ihrer heutigen dialektalen Entsprechung nicht auf die reine Schreibsprachlichkeit der historisch überlieferten Form geschlossen werden, sondern zunächst nur auf eine Besonderheit oder Neuerung der ober-schichtigen Mündlichkeit. Nur in jenen Fällen, wo sich die diastratische Deutung verbietet, erscheint es berechtigt, von einer rein schreibsprachlichen Erscheinung zu sprechen. Dies bedeutet aber nicht weniger, als dass sich die Beweislage durch das Abrücken von der Monoglossie-These umgekehrt hat und dass die Auffassung vom schreibsprachlich verursachten Sprachwechsel nur in dem Maße Plausibilität besitzt, wie es gelingt, neue Sachargumente außerhalb des traditionellen Beweisverfahrens dafür zu finden.

4.2 Zur Erklärung der Übergangsvarietäten

Der Übergang zum Hochdeutschen hat sich in den rheinmaasländischen Städten wie auch in den östlich angrenzenden Gebieten Niederdeutschlands in einem langwährenden Prozess vollzogen, der zunächst daran sichtbar wird, dass einzelne hochdeutsche Wörter und Suffixe in den bodenständigen Schreibsprachen auftauchen, und zwar variierend mit den einheimischen Entsprechungen. Unter der Voraussetzung, dass diese Anreicherung nur auf den Bereich der Schriftlichkeit begrenzt gewesen ist, lässt sich jedoch keine adäquate Erklärung für die Qualität und die Dauerhaftigkeit der Übergangsvarietäten finden. In der Regel werden sie als unvollkommene Versuche der Schreiber verstanden, sich das ihnen bisher nicht geläufige Hochdeutsch anzueignen, wobei zum Beweis meist einzelne hybride Schreibungen herangezogen werden, die den Eindruck erwecken, als seien die Schreiber durch die mechanische Übertragung von hochdeutschen Graphemen auf bodenständige Wörter zu falschen Verhochdeutschungen gekommen.¹⁴ Derartige Einzelbelege sind jedoch für die Übergangsvarietäten insgesamt untypisch und lassen sich fast nur bei ungeübten und unbeholfenen Schreibern, wie es sie zu allen Zeiten gegeben hat, feststellen. Das typische Kennzeichen für die Übergangsvarietäten ist dagegen die variierende Verwendung korrekt geschriebener südlicher und nördlicher Formen, die sich auch bei gebildeten Schreibern über mehrere Jahrzehnte erstreckt und teilweise, wie die Longitudinalstudien zum klevischen Chronisten Johann Turck (Eickmans 1999) und zum Duisburger Stadtsekretär Weymann (Mihm 1999b) zeigen, keine wesentliche Progression erkennen lässt. Dass dieser Anreicherungsprozess nicht im Sinne eines Spracherwerbs interpretiert werden kann, ergibt sich einerseits aus seiner Dauer, da der Lernfortschritt insbesondere in einer Zeit, wo die Fähigkeit, verschiedene Regionalvarietäten zu verwenden, bereits zur Grundausbildung eines Schreibers gehörte (Möller 1998, 18ff.), als zu gering angesehen werden muss. Andererseits lässt sich für verschiedene Schreiber, die die hochdeutsche Schreibweise bereits beherrschen, nachweisen, dass sie parallel dazu noch über lange Zeit hinweg auch die Übergangsvarietäten verwendeten.¹⁵ Aus diesem Grunde kann der Spracherwerbshypothese keine erklärende Kraft beigemessen werden.

¹⁴ Eine Auflistung solcher vermeintlich „vollends falschen hd. Neubildungen“, die dem Unvermögen und Übereifer der Schreiber zugeschrieben werden, bietet Gabriellson 1983, 128f. Dabei blieb außer Betracht, dass Varianten und Kompromissbildungen primär als Kontakterscheinungen bei gesprochenen Varietäten auftreten und die Schreiber möglicherweise nur wiedergegeben haben, was damals in der Mündlichkeit üblich war. Die Bewertung von Ausgleichs- und Kompromissformen als „falsches Hochdeutsch“ entspricht im übrigen der Ideologie des niederdeutschen Purismus während der 1. Hälfte des 20. Jhs., der das Missingsch stigmatisierte und generell keine Kontakterscheinungen zwischen „reinem Niederdeutsch“ und „reinem Hochdeutsch“ gelten lassen wollte. Dementsprechend begriff man die Übergangsvarietäten als ein „von hd. Elementen durchseuchtes Nd.“ oder als „verderbte Sprache“, mit der die Schreiber bei einem „grausigen Nebeneinander“ „auf halbem Wege stehengeblieben“ seien (Böttcher 1921, 64f.; Teske 1927, 69f., 83).

¹⁵ Ein besonders deutliches Beispiel dafür bietet der Bocholter Prior Johannes Spick (Peters 1999a), der für seine chronikalischen Aufzeichnungen abschnittsweise Latein, Rheinmaasländisch, Hochdeutsch und Übergangsvarietäten verwendet. In ähnlicher Weise lässt sich der Gebrauch der Übergangsvarietäten bei dem Weseler Stadtsekretär Johann von Raesfeld (vgl. Anm. 10) und dem Duisburger Sekretär Georg Weymann (Mihm 1999b) nur als Varietätenpräferenz erklären.

Eine andere Deutung der Übergangsvarietäten geht von der begründeten Annahme aus, dass die Schreiber zunächst gar nicht beabsichtigten, hochdeutsch zu schreiben, und erklärt die neuhochdeutschen Einfügungen damit, dass sie der bodenständigen Schreibweise auf diese Weise einen damals erwünschten modischen Anstrich geben wollten (Otten 1977, 77; Gabrielsson 1983, 127). Diese Schreibschmuckhypothese kann jedoch aus drei gewichtigen Gründen nicht als tragfähig angesehen werden. Erstens ging die kalligraphische Entwicklung gerade in jener Zeit zu völlig schmucklosen Gebrauchsschriften über, weil offenbar erhöhte Anforderungen an die Schreibgeschwindigkeit gestellt wurden. Wenn aber die hochdeutschen Formen in unverminderter Häufigkeit auch in solchen Texten vorkommen, in denen die Zeitnot und die Geringschätzung gegenüber der äußeren Form deutlich zum Ausdruck kommt, dann beweist das, dass es sich nicht um ornative Zutaten der Schreiber handeln kann. Zweitens müssten sich, unter der Voraussetzung, dass im mündlichen Verkehr ausschließlich die bodenständige Varietät verwendet worden wäre, derartige Schreiberübersetzungen in Ratsprotokollen und Gerichtsbüchern als Verständigungsbarriere gegenüber Auftraggebern und Benutzern ausgewirkt haben, insbesondere, wenn die bodenständige Lexik durch hochdeutsche Wörter mit anderen Wurzeln ausgetauscht wurde. Drittens spricht schließlich noch ein dialektologischer Befund gegen diese Hypothese. Denn wenn die Schreiber sich ausschließlich die neuhochdeutschen Texte, mit denen sie damals Umgang hatten, zum Vorbild genommen hätten, dann wäre es zu einer gleichmäßigen Berücksichtigung aller hochdeutschen Merkmale gekommen. Es bliebe also unerklärt, warum zunächst nur die ripuarischen Merkmale übernommen wurden, danach die mosel- und rheinfränkischen und erst zum Schluss die genuin oberdeutschen.

Die rein schreibsprachlichen Erklärungen für die Übergangsvarietäten sind daher nicht mit den Überlieferungsbefunden in Einklang zu bringen, so dass auch der Bereich der Mündlichkeit in die Betrachtung einbezogen werden muss, wobei insbesondere die Frage zu überprüfen ist, ob die geschriebenen Übergangsvarietäten als Reflexe von damals gesprochenen Übergangsvarietäten aufgefasst werden können. Für eine derartige Annahme spricht einerseits die beobachtete Merkmals sukzession; denn wenn Dialektmerkmale aus benachbarten Varietäten früher übernommen werden als die aus entfernteren und ihre Reihenfolge ungefähr mit dem Abstand zu den jeweiligen Isoglossen korrespondiert, dann spricht dies für einen direkten Kontakt zwischen den Sprechergemeinschaften und gegen eine schriftliche Vermittlung. Andererseits lässt sich das wortgebundene Vordringen der südlichen Neuerungen einleuchtend als eine zunehmende Anreicherung der gesprochenen Sprache mit hochdeutscher Lehnlexik erklären, aber kaum als rein graphematische Adaption.

Noch deutlichere Belege für die mündliche Ausbreitung der südlichen Neuerungen stellen jene Beobachtungen dar, die eine phonische Kontrolle bei der Übernahme und Verwendung hochdeutscher Formen erkennen lassen. Schon Neuß (1973b, 16f.) hatte festgestellt, dass undiphthongiertes *uf* im Rheinmaasland bis zum Ende des 17. Jhs. in Gebrauch bleibt, während die Diphthongierung bei *aus* und *Haus* schon hundert Jahre vorher vollständig durchgeführt ist, und hatte dies zu Recht darauf zurückgeführt, dass hier seit alters dem diphthongierungsfähigen *ûf* des Südens ein kurzvokalisches *up/uf* gegenüberstand. Wäre für die Übernahme der hochdeutschen

Formen allein das Vorbild schriftlicher Quellen ausschlaggebend gewesen, dann hätte *auf* mit derselben Regelmäßigkeit in der neuhochdeutschen Schreibweise erscheinen müssen wie *aus* oder *Haus*. Die hier erkennbare Korrespondenz zwischen den südlichen Neuerungen und den Lautstrukturen der bodenständigen Varietäten beobachtete Balan (1969, 362ff.) in noch viel größerem Umfang an den chronikalischen Aufzeichnungen des Kölner Kaufmannes und Juristen Hermann Weinsberg aus den Jahren 1561-1597. Die neuhochdeutsche Diphthongierung ist dort nur in den Wörtern durchgeführt, in denen die westgermanischen Langvokale nach Auskunft der rezenten Dialekte noch zweimorig ausgesprochen wurden, nicht jedoch dort, wo bereits die kölnische Vokalkürzung eingetreten war. Aufgrund dieser Verteilung konnte Balan den überzeugenden Nachweis führen, dass die Übernahme der neuhochdeutschen Diphthonge „in starkem Maße von den Lautverhältnissen der gesprochenen Sprache abhing“ (1969, 387).

Aus diesen Befunden insgesamt hat man die Folgerung zu ziehen, dass die neue Aussprache der Diphthonge in der Kölner Gesellschaftsschicht, der Weinsberg angehörte, bereits um 1550 verbreitet war, wobei sie anfangs offenbar nur in jenen Wörtern eine Prestigelautung darstellte, in denen die alte Zweimorigkeit des Vokals erhalten geblieben war. Eine vergleichbare Beobachtung zur phonischen Kontrolle bei der Übernahme hochdeutscher Formen hatte bereits Lasch (1910, 173) bei ihrer Untersuchung des Sprachwechsels in Berlin gemacht und war zu dem Ergebnis gekommen, „daß in Berlin die neue Sprache nicht nach dem Schriftbilde, sondern nach dem Gehör rezipiert ist“ und dass „an eine Aufnahme des Hd. allein durch das Schriftbild (wie dies Seelmann im NdJb. 34, 33 annimmt) nicht zu denken ist“. Alle diese Befunde machen also deutlich, dass den Übergangsvarietäten schon früh eine gesprochene Realität zukam und ihre geschriebenen Äquivalente im wesentlichen nicht als Kunstprodukte der Kanzlisten anzusehen sind, sondern als Reflexe dieser gesprochenen Realität.

5. Der soziokulturelle Kontext

Für die weitere Aufklärung der frühneuzeitlichen Überschichtungsprozesse ist die Erforschung ihrer soziokulturellen Kontexte von entscheidender Bedeutung, da nur auf diese Weise die Bestrebungen der damaligen Sprechergemeinschaften sichtbar werden können, die zur Lockerung der Loyalitäten gegenüber den bodenständigen Varietäten führten. Derartige Kenntnisse sind Voraussetzung für die Klärung der Frage, warum sich damals die Struktur der Sprachwertsysteme von einem polyzentrischen zu einem bipolaren Grundmuster wandeln konnte, so dass schließlich innerhalb der Festlandsgermania nur zwei moderne Kultursprachen entstanden (Besch 1985b; Goossens 1985a; 1996a; de Grauwe 1992). Die Unzulänglichkeiten des bisherigen Wissensstandes auf diesem Gebiet gehen weniger auf eine zu geringe Anzahl an einschlägigen Untersuchungen als auf die Art der in ihnen verwendeten Methoden zurück. Denn den etwa 30 Arbeiten, die den kanzeleispezifischen Ablauf des Sprachwechsels an verschiedenen Ortspunkten beschreibend dokumentieren (Peters 1994b, XVIIIff.), stehen nur wenige Studien gegenüber, die mit hypothesengeleiteten Untersuchungsansätzen die Hintergründe dieser Prozesse aufzuhellen versuchen (Mattheier

1981, 1982; Maas 1984; 1987; McAlister-Hermann 1988; Mihm 1999b), so dass es im Augenblick die vordringlichste Aufgabe zu sein scheint, Prozessmodelle und Erklärungshypothesen zu entwickeln, die dann in gezielten Einzeluntersuchungen überprüft werden können.

Bei einer derartigen Modellbildung muss einerseits stärker als bisher berücksichtigt werden, dass Sprachwechsel und Sprachuntergang aus der Sicht der vergleichenden Sprachwissenschaft durchaus bekannte Erscheinungen darstellen (Dressler 1988; Kloss 1994; de Bot 1996; Gal 1996) und die dort bereits entwickelten Typologien verlässliche Interpretationshilfen darstellen. Als noch wichtiger aber erscheint es, den Primat der Kommunikations- und Kulturgeschichte für diese Fragestellung zu berücksichtigen. Denn da Veränderungen des Sprachgebrauchs eindeutig in diesen Bereich gehören, der ja häufig nur in einem gebrochenen Verhältnis zu den Ereignissen der Realgeschichte steht, sind die immer naheliegenden Assoziationen zu realhistorischen Wissensbeständen zunächst fernzuhalten, während die kommunikations- und kulturgeschichtlichen Veränderungen jener Zeit intensiver als bisher in den Blick genommen werden müssen. Aus dieser Perspektive verdienen vor allem zwei Neuerungen der frühneuzeitlichen Kultur eine besondere Aufmerksamkeit, die in einem Zusammenhang mit den sprachlichen Überschichtungsprozessen zu stehen scheinen und bisher nur unzureichend berücksichtigt worden sind, nämlich (1) die damalige Gepflogenheit der Oberschichten, für ihre interne Kommunikation externe Sprachen zu verwenden, und (2) das zunehmende gesellschaftliche Bestreben, die Differenzierungen der ständischen Hierarchie äußerlich sichtbar zu machen.

5.1 Die frühneuzeitliche Vielsprachigkeit der Oberschichten

Der im Spätmittelalter funktional begrenzte Gebrauch von Fremdsprachen, der für den Adel in militärischen und diplomatischen Diensten und für die patrizische Kaufmannschaft, sofern sie Fernhandel betrieb, unerlässlich war, erlebte seit dem 15. Jh. eine wesentliche Ausweitung des Verwendungsbereichs, indem die westlichen Fürstentümer zunehmend dazu übergingen, das Französische für die Konversation bei Hofe zu verwenden, während an süddeutschen Residenzen das Italienische und später auch das Spanische in dieser Funktion üblich wurde.¹⁶ Diese obergesellschaftliche Vielsprachigkeit, die sich auch beim städtischen Patriziat ausbreitete (Cherubim 1987) und eine Art Vorspiel zum Französischen der Alamodezeit darstellte, ist als Teil eines allgemeinen soziokulturellen Prozesses zu verstehen, der alle Lebensbereiche umfasste und sich auch in der gleichzeitigen Übernahme von Kunstgegenständen, Modedirectionen, Alltagsitten oder Zeremonien äußerte. Er beruhte letztlich auf einer identifikatorischen Ausrichtung der einheimischen Eliten auf den Lebensstil externer Kulturen und kann daher in Anlehnung an Maas (1984; 1987) als kulturelle Heterozentrierung der Oberschichten bezeichnet werden. Da bei den norddeutschen Oberschichten während dieser Zeit eine deutliche Orientierung an der Kultur der süddeutschen Höfe und Städte festzustellen ist, liegt es nahe, auch die mehrfach bezeugte

¹⁶ Zusammenfassende Darstellung und Literaturnachweise bei von Polenz (1991, 232 ff., 242); außerdem Schröder (1980), Christ (1983), Christmann (1992). Die ältere Literatur verzeichnet Bach (1965, 279).

Verwendung des Hochdeutschen als Konversationssprache an niederdeutschen Residenzen (Lasch 1927, 89, 325; Sanders 1982, 157; Bichel 1985, 1866) im Sinne dieser obergesellschaftlichen Vielsprachigkeit zu interpretieren, zumal häufig gleichzeitig damit oder nur wenig später auch das Französische vordrang. Die obergesellschaftliche Heterozentrierung hätte in diesem Sinne also auch einen Beitrag zur Vertikalisierung der ursprünglich gleichberechtigten Regionalvarietäten innerhalb der Festlandsgermania geleistet (Reichmann 1988; 1990).

Speziell für die rheinmaasländischen Verhältnisse erweist sich die frühneuzeitliche Vielsprachigkeit insofern als ein fruchtbarer Erklärungsansatz, als hier im 16. Jh. neben den traditionellen Sprachen Latein und Rheinmaasländisch das Französische und drei externe germanische Varietäten in Gebrauch kommen, nämlich das Ripuarische, das Oberdeutsche und das Brabantische, ohne dass sich dabei ein durchgehendes absender- oder empfangenbezogenes Verteilungsmuster erkennen lässt. Der in Kleve geborene Herzog Wilhelm der Reiche, an dessen Hof überwiegend Französisch gesprochen wurde und der sich außerdem Lateinisch unterhalten konnte (Bers 1970, 8), verwendet 1540 in einem eigenhändigen Brief an seinen Kanzler die ripuarische Schreibsprache, was darauf hindeutet, dass er diese Varietät dem Rheinmaasländischen vorzog. Die Grafen von Moers, die zu dieser Zeit bereits das Oberdeutsche gegenüber dem Ripuarischen bevorzugten, verwenden gelegentlich auch das Französische, so etwa in einem Schreiben an den klevischen Kanzler Dr. Heinrich Olischläger, der selbst zu den wenigen gehörte, die am Rheinmaasländischen festhielten. Das Brabantische wurde im Verkehr zwischen der geldrischen und limburgischen Verwaltung und dem Brüsseler Hof verwendet, aber auch von den Exulanten im innerregionalen Verkehr. So schreibt etwa der in Duisburg lebende Humanist Geldorpian an den Grafen von Moers auf Brabantisch. Auch in der städtischen Schriftlichkeit werden neben dem traditionellen Rheinmaasländischen schon früh einzelne Schriftsätze auf Ripuarisch oder Oberdeutsch abgefasst und gleichzeitig finden in steigendem Maße die Übergangsvarietäten Verwendung (Tervooren 1985), von denen übrigens auch an den fürstlichen Kanzleien reichlich Gebrauch gemacht wird.

Die frühe Phase des Übersichtungsprozesses wird daher offensichtlich in erheblichem Maße durch das Phänomen der obergesellschaftlichen Polyglossie geprägt, wobei noch keineswegs ein zielgerichteter Übergangsprozess sichtbar wird. Vielmehr scheint die Sprachsituation noch relativ labil zu sein und eine Entwicklung in verschiedene Richtungen offen zu lassen. Die verschiedenen Möglichkeiten der Fremdsprachenverwendung konvergieren jedoch darin, dass sie nur jenen Gesellschaftsschichten zur Verfügung standen, die auch die materiellen Voraussetzungen für Weltläufigkeit, Bildung und kulturelle Heterozentrierung besaßen. Die dadurch verursachte Trennung des Sprachgebrauchs nach dem Sozialstatus aber musste zwangsläufig dazu führen, dass die bodenständige Sprache allmählich den Beiklang von Rückständigkeit annahm und als bäurisch, unkultiviert und grob empfunden wurde. Diese Stigmatisierung der einheimischen Varietäten, die bereits für das 16. Jh. vielfach bezeugt ist (Sanders 1982, 156f.), sollte schließlich als das irreversible Nebenprodukt der obergesellschaftlichen Vielsprachigkeit entscheidende Bedeutung gewinnen.

5.2 *Das Bestreben zur Markierung gesellschaftlicher Rangverhältnisse*

Bereits im ausgehenden 15. Jh. lässt sich eine zunehmende Betonung der ständischen Hierarchie feststellen, die offensichtlich in einem Zusammenhang stand mit dem Übergang von der feudalistischen Sozialstruktur, die in ihrem Kern auf Treue und genossenschaftlicher Mitwirkung beruhte, zum System des Absolutismus, dessen Voraussetzung Unterordnung und Gehorsam bildeten (Oestreich 1969, 277ff.; 1981, 394ff.; Schilling 1983). Als charakteristisches Anzeichen für das Bestreben zur symbolischen Repräsentation der eigenen Standeszugehörigkeit und damit zugleich zur Abgrenzung von den jeweils tieferen Stufen können die Kleiderordnungen und Etikettenbücher jener Zeit gelten, die für jeden Stand das jeweils angemessene Verhalten detailliert vorschreiben, ebenso auch die ständischen Predigtsammlungen und Gebetbücher oder die intensiven philosophischen Bemühungen, mit denen man die gesellschaftliche Ungleichheit der Menschen zu legitimieren versuchte (Trunz 1970, 147ff., 174f.). Unter pragmalinguistischem Aspekt aber erscheint der zunehmende Bedarf an Stände- und Titelhretoriken besonders aufschlussreich, in denen nicht nur die Ehrenbezeugungen für alle denkbaren Rangstufenverhältnisse in Textmustern und sprachlichen Formulierungen festgelegt werden, sondern auch die für jeden Stand angemessenen Stilebenen des Ausdrucks. Denn an ihnen wird die tragende Rolle, die die Sprache für dieses Markierungssystem der ständischen Ränge besaß, besonders deutlich. Eine verstärkte soziosemiotische Instrumentalisierung des Sprechens aber musste notwendigerweise zu einem Ausbau des diastratischen Varietätenspektrums führen, wobei ein besonders dringender Bedarf an gehobenen Sprachlagen entstand, der Entlehnungen aus Prestigesprachen, aber auch die völlige Übernahme externer Varietäten begünstigte.

In einem statusbetonten Gesellschaftssystem lassen sich die spezifischen Sprecherintentionen und -verhaltenstendenzen in Analogie zur Sprachakkommodations-theorie beschreiben (Giles 1982; Giles/Coupland/Coupland 1991), die die sprachlichen Merkmale, mit denen die Sprecher ihre gegenseitige Position markieren, auf die Dimensionen Konvergenz und Divergenz abbildet.¹⁷ Dabei kommt dem abwärts divergenten Sprachgebrauch, mit dem die Abgrenzung gegenüber dem nächst tieferen Status signalisiert wird, eine besondere Bedeutung zu, weil die Struktur des Systems im wesentlichen auf ihm beruht. Dem entgegengesetzt aber wirkt das aufwärts konvergente Bestreben des jeweiligen tieferen Status, mit dem er sich dem höheren Status anzugleichen versucht. Für die Balance der Systemstruktur müssen daher vom jeweils obersten Status in dem Maße neue statusmarkierende Sprachmerkmale eingeführt werden, in dem sich die tieferen Stände die bisherigen Merkmale aneignen.

Mit Hilfe dieses Modells lässt sich das schon berührte Problem der Übergangsvarietäten, die ja weder als Ergebnis der frühneuzeitlichen Vielsprachigkeit verstanden werden können noch als Lernervarietäten auf dem Wege dorthin zu interpretieren sind, einer Klärung näher bringen. Denn die schrittweise Anreicherung mit externen

¹⁷ Dieser Beschreibungsansatz, der zunächst für die Analyse interaktiver und sozialpsychologischer Aspekte des Sprechens bestimmt war, hat sich in der anglo-amerikanischen und neuerdings auch der deutschen Forschung für die Beschreibung von Intergruppenkommunikation bewährt (Thimm 1998). Er füllt eine Lücke bei der Funktionsbestimmung von Varietätenwahl und Varietätenwechsel.

Lexemen und Morphemen, die im Rheinmaasland über einen Zeitraum von zwei Jahrhunderten zu beobachten ist, lässt sich einleuchtend aus dem Bestreben zur Ausbildung und Aufrechterhaltung gehobener Sprachlagen erklären. Dieses Verfahren, das von puristischen Sprachkritikern heute häufig als Wichtigtuerei von Halbgebildeten bewertet wird, galt damals als anerkanntes Mittel zur Kultivierung der Ausdrucksweise und wurde im Sinne einer rhetorischen Sprachveredlung sogar zum Programm humanistischer Gelehrter. So sind etwa die „Synonyma“ des Dortmunder Gelehrten Jacob Schöpfer (1550) als ein Hilfsmittel zur Aufwertung des Niederdeutschen gedacht, das in der Weise „gebessert und ornirt“ werden sollte, dass „die Oberlendische Synonyma (welchs denn vberauß leichtlich zu thun) dabei gezogen und gebraucht werden“ (Schulte Kemminghausen 1927, LX). So aufschlussreich diese Äußerung für die damalige Bewertung der mischenden Sprachanreicherung ist, so verrät sie doch zugleich eine idealisierende Fehlinterpretation der Entwicklungen. Denn den oberständlichen Sprechern ging es, wie die überlieferte Praxis zeigt, keineswegs um die Einführung entlegener, bis dahin ungebräuchlicher Synonyme, sondern um die ausgiebige Verwendung weniger gerade aktueller Prestigewörter, die offenbar durch die unmittelbaren Sprachkontakte des Alltags verbreitet wurden.

Auch in Duisburg, das im 16. Jh. unter dem Einfluss flämischer und brabantischer Emigranten eine akademische Blüte erlebte, war die Verwendung hochdeutscher Übergangsvarietäten zunächst vor allem der gebildeten Oberschicht vorbehalten. Das geht deutlich aus einem Gerichtsbuch des damaligen Stadtsekretärs Georg Weymann hervor, in das er die Protokolle von zwei Gerichtsinstanzen für die Jahre 1562-1593 in der Reihenfolge der jeweiligen Gerichtstermine eingetragen hat. Danach wurde während der Vogtgerichtssitzungen, bei denen die Bürger der Ratsdörfer die Mehrheit bildeten, ein Rheinmaasländisch mit relativ geringen ripuarischen Anteilen verwendet, vor dem Hochgericht dagegen, wo von gelehrten Anwälten Zivilprozesse für begüterte Bürger geführt wurden, war eine wesentlich gehobene Übergangsvarietät üblich, die als ein oberdeutsch angereichertes Ripuarisch mit geringen rheinmaasländischen Resten charakterisiert werden kann (Mihm 1999b). Die Richter und Rechtskundigen, die damals in beiden Instanzen den Vorsitz führten, sind namentlich bekannt, so dass an ihrer Zugehörigkeit zu den angesehensten Duisburger Familien kein Zweifel besteht. Schultheiß und damit Gerichtsvorsitzender war seit 1584 Wolter Gym, der vorher siebenmal Bürgermeister gewesen war. Er gehörte zu den gelehrten Freunden, die im Hause des Geographen Gerhard Mercator verkehrten, und hat nach dessen Tod eine lateinische Vita über ihn verfasst. Unter den Schöffen finden sich weitere Gelehrte und Historiographen, die lateinische Texte hinterlassen haben und für die eine vollständige Beherrschung des Oberdeutschen sicher bezeugt ist.¹⁸

Sucht man nach den Gründen dafür, warum diese patrizischen Rechtskundigen vor dem Hochgericht kein reines Oberdeutsch, sondern eine Übergangsvarietät mit ausgewählten hochdeutschen Elementen verwendet haben und vor dem Vogtgericht kein reines Rheinmaasländisch, sondern eine Übergangsvarietät mit ripuarischen Elemen-

¹⁸ Eine ausführliche Analyse der Sprachformen des frühneuzeitlichen Gerichtswesens in Duisburg, die 1999 auf der Tagung des Instituts für Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande in Bonn von mir vorgestellt wurde, wird in den Rheinischen Vierteljahrsblättern 2001 erscheinen.

ten, dann ist unter dem Aspekt der Varietätenfunktion eine Kategorie zu berücksichtigen, die in der Theorie der Sprachakkommodation als abwärts konvergent bezeichnet wird. Damit ist das in jeder Sprechergemeinschaft vorhandene Bestreben der Statushöheren gemeint, die Kluft zwischen den gesellschaftlich verwendeten Sprachlagen nicht zu groß werden zu lassen und sich daher insbesondere situationsbezogen den Sprachlagen der Statustieferen anzunähern. Nach diesem Erklärungsansatz wären also die Übergangsvarietäten und ihre relative Stabilität aus dem Gleichgewicht der Bestrebungen nach interner sozialer Differenzierung und nach sozialem Zusammenhalt der lokalen Sprechergemeinschaft zu erklären. Dadurch würde auch verständlich, warum der Prozess der Annäherung an die externen Prestigevarietäten, deren Verwendung vor allem den gehobenen Schichten und Situationen vorbehalten blieb, zunehmend seine Dynamik verlor, so dass sich die mittleren Varietäten zum Hauptkommunikationsmittel des städtischen Bürgertums entwickelten, während das alte Rheinmaasländisch auf die ländliche Bevölkerung und auf den privaten Bereich eingegrenzt wurde.¹⁹ Insgesamt kann dieser Vorgang mit einigem Recht als der Entstehungsprozess der heutigen Umgangssprachen bezeichnet werden (Mihm 2000c); in jedem Fall aber besteht eine funktionale Analogie zur gegenwärtigen Verwendung derartiger mittlerer Varietäten im süddeutschen Raum, wo sie von Ärzten, Rechtsanwälten, Richtern und Lehrern benutzt werden, um sich „von den lokalen Mundarten nicht sozial abzukoppeln, indem man eine ‚zu hohe‘ Sprachstufe wählt“ (Steger 1984, 262).

5.3 Zur Bewertung des Schreibsprachenwechsels

Vor dem Hintergrund der hier zur Diskussion gestellten Erklärungsansätze muss es als unwahrscheinlich gelten, dass die vollständige Übernahme einer externen Sprachvarietät während der ersten Phasen des Prozesses in der Absicht maßgeblicher gesellschaftlicher Kreise gelegen hat. Vielmehr scheint die neuhochdeutsche und neuniederländische Überschichtung zunächst durch verschiedenartige anders gerichtete soziopragmatische und kulturelle Bedürfnisse vorangetrieben worden zu sein, wobei sich erst später eine vollständige Übernahme als nächstliegende Lösung angeboten hat. Darauf deutet der Fortbestand der Oberschichtlichen Vielsprachigkeit bis ins 18. Jh., wobei sich neben dem Französischen und dem Neuhochdeutschen auch das Neuniederländische zunehmender Beliebtheit erfreute (Cornelissen 1998a). Als unbeabsichtigt muss auch die damit verbundene fortschreitende Stigmatisierung des traditionellen Rheinmaasländischen im Sinne einer Unterschichtensprache gelten, die allerdings im Burgundischen Kreis langsamer vorankam als außerhalb davon. Vor allem aber bestand bei der Ausbildung gehobener Sprachlagen, die angesichts dieser Abwertung immer mehr Gewicht gewannen, keine gezielte Ausrichtung auf einen bestimmten Entlehnungsherd, vielmehr lagen bis in die ersten Jahrzehnte des 16. Jhs. Köln und Ripuarien im Brennpunkt des Interesses, daran anschließend das Oberdeut-

¹⁹ Durch metasprachliche Zeugnisse ist diese Varietätenkonstellation bereits für die rheinmaasländischen Städte des 18. Jhs. belegt, und ihr Fortbestand kann bis in die 2. Hälfte des 19. Jhs. weiterverfolgt werden (Mihm 1998, 299 ff.). Ihre Ursprünge aber müssen schon für das 16. und 17. Jh. angesetzt werden.

sche, später das Ostmitteleutsche und seit dem 17. Jh. verstärkt auch das Französische und das Neuniederländische, wobei das letztere vor allem die Übergangsvarietäten des Burgundischen Kreises beeinflusste.

Da die Anreicherung der gehobenen Sprachlagen mit externer Lehnlexik nachweislich nur langsam vorangeschritten ist und in den nächst tieferen Sprachlagen mit geringer Zeitverzögerung nachvollzogen wurde, kann sich während der Loslösung vom Rheinmaasländischen im Bereich der Mündlichkeit kein abrupter Wechsel mit den damit verbundenen Verständigungsproblemen ergeben haben. Auf der schreibsprachlichen Ebene dagegen musste der Prozess einen anderen Verlauf nehmen, da hier die zunehmende Anreicherung der oberflächlich gesprochenen Übergangsvarietäten von den bediensteten Schreibern nur bis zu einem bestimmten Entwicklungspunkt nachvollzogen wurde. Beim Erreichen eines gewissen Annäherungsgrades an die jeweilige Vorbildsprache stellte sich jedoch die Frage eines Schreibsprachenwechsels, wobei die Vorteile von geschriebenen Übergangsvarietäten, die eine größere Wirklichkeitsnähe und leichtere Verständlichkeit gewährleisteten, abzuwägen waren gegenüber den Vorteilen eines allgemein angesehenen und überregional gültigen, aber sprachlich entfernteren Schriftsprachmusters. Im Bereich der Textüberlieferung ist daher im Unterschied zu den anzunehmenden Verhältnissen im mündlichen Varietätenspektrum, wo sich die Veränderungen offenbar relativ kontinuierlich bis ins 20. Jh. fortentwickelt haben, immer ein deutlicher Umschlagspunkt sichtbar.

Der Zeitpunkt dieses Wechsels aber hat sich sicherlich nicht allein nach den objektiven Gegebenheiten der örtlichen Varietätensituation gerichtet, sondern war auch maßgeblich von den Neigungen und Loyalitäten der einzelnen Behörden- und Institutionsleiter abhängig. Er bietet also keinen sicheren Anhaltspunkt für die Datierung eines entsprechenden mündlichen Entwicklungsstandes. Erst mit dem vollständigen Verschwinden der geschriebenen Übergangsvarietäten aber wurde die neuhochdeutsche bzw. neuniederländische Schriftsprache zum alleinigen visuellen Repräsentanten der gesprochenen Regionalvarietäten, so dass frühestens von da an auch mit jenen musterbildenden Wirkungen der Schriftebene auf die Lautebene gerechnet werden kann, die neuerdings mit Recht das Interesse der Forschung gefunden haben (Moser 1987; von Polenz 1990; Haas 1994b). In größerem Umfang sind die kommunikations- und sprachgeschichtlichen Folgen dieses Schreibsprachenwechsels aber wohl erst später wirksam geworden, als das Lesen und das Schreiben zu elementaren Kulturtechniken für die Bevölkerungsmehrheit geworden waren.

Westfälische Sprachgeschichte von 1500 bis 1625

1. Einleitung
2. 1500-1530: Westfälische Schriftlichkeit
3. 1530-1550: Die Anfänge des Schreibsprachenwechsels zum Hochdeutschen
4. 1550-1580/90: Die erste Phase des Schreibsprachenwechsels
5. 1580/90-1625: Die zweite Phase des Schreibsprachenwechsels
6. Das Dreiphasenmodell
7. Der Schreibsprachenwechsel zum Niederländischen
8. Gesprochene Sprache
9. Folgen des Schreibsprachenwechsels

1. Einleitung

In der Umbruchzeit um 1500 wird der Grund für das zentrale sprachhistorische Ereignis der nächsten anderthalb Jahrhunderte gelegt, den Schreibsprachenwechsel vom Niederdeutschen – genauer vom Mittelwestfälischen – zum (Früh-)Neuhochdeutschen. Das Westfälische wird in seinen schriftlichen Domänen durch das Hochdeutsche ersetzt. Um 1625 ist der Wechsel in Westfalen im Großen und Ganzen abgeschlossen. Damit ist für die Folgezeit eine neue Sprachsituation gegeben.

Der Sprachverlagerungsprozess soll in seinem räumlich-zeitlichen Ablauf nachgezeichnet werden. Es ist festzustellen, welche Sprachen bzw. Varietäten zwischen 1500 und 1625 in Westfalen verbreitet gewesen sind, und es ist der Sprachgebrauch zu rekonstruieren, d. h. es sind die verschiedenen Varietäten mit gesellschaftlichen Gruppen und funktionalen Anlässen in Beziehung zu setzen. Der Zeitraum 1500 bis 1625 wird zu diesem Zweck in vier Zeitabschnitte unterteilt: 1. 1500-1530, 2. 1530-1550, 3. 1550-1580/90, 4. 1580/90-1625. Für die einzelnen Epochen sind die schriftliche wie die mündliche Sprachpraxis zu rekonstruieren. Im Bereich der Sprachbewusstseinsgeschichte interessieren insbesondere metasprachliche Aussagen über die Varietäten und ihren Gebrauch.

2. 1500-1530: Westfälische Schriftlichkeit

„Bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts steht alle deutschsprachige Schriftlichkeit unter dem bestimmenden Prinzip der Regionalität“ (Besch 1995, 251). Diese Aussage gilt natürlich auch für den westfälischen Sprachraum. Den Ausgangspunkt der Darstellung bildet das mittelwestfälische Diasystem, das sprechsprachliche wie schreibsprachliche Funktionen erfüllte.¹ Neben relativ eindeutigen Grenzen zum Ostfälischen, Hessischen und Ripuarischen gibt es Übergangszonen im Norden zum Nordniedersächsischen und im Westen zum Niederländischen. In den östlichen Niederlanden werden südlich der Drente westfälische Mundarten von einer Schreibsprache überdacht, die sprachtypologisch zwischen dem Holländischen und dem

¹ Vgl. meinen Beitrag „Westfälische Sprachgeschichte von 1300 bis 1500“ in diesem Band.

Nordwestfälischen steht. Die Binnengliederung des westfälischen Schreibsprachenareals ist im ersten Drittel des 16. Jhs. die gleiche wie im vorhergehenden Zeitraum.

Die regionalen Varietäten des Westfälischen besetzen die Mehrzahl der schreibsprachlichen Domänen, die Verwaltung, das Rechtswesen, den Geschäftsverkehr, die Chronistik. Latein bleibt die Sprache von Theologie und Wissenschaft. Hier gilt die Volkssprache in Schriften zur Laienbildung und zur Erbauung. Latein ist die Sprache der Kleriker, der Humanisten und des geistlichen Gerichts. Die Zurückdrängung des Lateinischen verlief nicht geradlinig. In den humanistischen Kreisen Münsters, nach 1500 das Zentrum des nordwestdeutschen Humanismus, setzte eine intensive Pflege der lateinischen Sprache ein, die zur Entstehung einer neulateinischen Dichtung führte.

Die Produktion volkssprachiger Handschriften ging im 16. Jh. weiter. Hinzu trat das neue Medium des Buchdrucks. Die erste Druckerei Westfalens wurde 1485 in Münster eingerichtet. Druckereien in Soest und Lippstadt folgten erst 1523. Am Westrand war Deventer ein bedeutendes Druckzentrum. Weitere Druckorte im Ijsselgebiet waren Zwolle und Kampen. Auch in Köln wurden für den westfälisch-niederdeutschen Markt niederdeutsche Drucke produziert, so z. B. schon 1478 die Kölner Bibeln in einer niederrheinischen und einer niederdeutschen Parallelversion. In Münster steht das Aufkommen des Buchdrucks in engem Zusammenhang mit dem Humanismus: Es wurden vor allem lateinische Drucke für die Bedürfnisse des im Jahre 1500 reformierten Gymnasiums produziert (Haller 1986). Bis kurz vor die Täuferzeit (1534/35) wurde nur in lateinischer Sprache gedruckt.²

Wie im 15. Jh. gibt es einen relativ großen Abstand zwischen gesprochenem und geschriebenem Westfälisch. Man denke an die Nichtbezeichnung der Kürzendiphthonge wie der Diphthongierungsprozesse der langen ê- und ô-Laute, den Gegensatz von gesprochenem *us* und geschriebenem *uns* und schließlich an den Plural Ind. Präs. der Verben, der in der gesprochenen Sprache *-et*, in der geschriebenen dagegen überwiegend *-en* lautet.

In Sprachkontaktbeziehungen steht das Westfälische zum nordniederdeutschen Hanseraum, zum Holländischen und Klevischen im Westen, zum Ripuarischen und auch schon zum süddeutschen Sprachraum. Die ostniederländische Schreibsprache der *Devotio moderna* übt Einfluss auf die Sprache der nordwestfälischen geistlichen Literatur aus. Für Westfalen, insbesondere für Südwestfalen, ist Köln das religiöse und kulturelle Zentrum. Zur Bezeichnung der Länge wird nicht nur in Südwestfalen das ripuarische <i> verwandt. Die Soester Schreibsprache ist nach 1500 auf Köln ausgerichtet. Der Stadtsekretär Jasper van der Borch schreibt südwestfälisch mit klevischen und insbesondere ripuarischen Formen: verstärkt <o> für /u/ vor Nasalverbindung, relativ selten <ie>, <ye> für mnd. ê⁴ (Fischer 1998, 148f. u. 154). Nach 1500 nimmt die Zahl der *inde*-Belege deutlich zu. In einer Urkunde aus dem Jahre 1515 über den Verkauf einer Brotrente, „ausgestellt vom Stadtrichter Bertram Meyborch und geschrieben in seiner Kanzlei“ (Fischer 1995, 527) heißt es: „*Ich Johan Joistes Borger to Soist do kont ind bekenne ouermitz dussem apenen breue [...].*“ Über

² Der ‚*Vocabularius in quo*‘, wohl 1509, der bei Laurenz Bornemann gedruckt wurde, hat allerdings nd. Lemmata.

Köln werden in dieser Phase bereits vereinzelt hochdeutsche Merkmale übernommen, so in Soest die Präposition *vff* 'auf'. Ripuarische und süddeutsche Sprachkenntnisse sind bei den Juristen und Humanisten vorhanden, die in Köln und in Süddeutschland studiert haben.

Die Westfalen des 16. Jhs. hatten das Bewusstsein, dass es eine westfälische Sprache gibt; sie bezeichneten diese als „westfelisch“. So beschrieb ein westfälischer Kleriker um 1513 den sprachlichen Zustand Palästinas mit den Worten: „Eyn cleyne schelede galileus sprake vnde Iherusalemes (alse westfeles vnde sassesch)“ (Mante 1952, 350). Dem Schreiber ist bewusst, dass es sich bei Westfälisch und Sassisch, dem nichtwestfälischen Niederdeutschen, um zwei eng verwandte, aber doch verschiedene Sprachen handelt. Der humanistisch gebildete Dortmunder Theologe und Notar Jacob Schöpffer spricht 1550 in seinem Druck ‚Synonyma‘ von „vnser[e] Westphälische[n] zung oder spraach“ (Schulte Kemmighausen 1927, Vorwort). Das Westfälische ist für Schöpffer ein Teil des „Niderlendischen“, dem das „Oberlendische“ gegenübersteht. 1556 findet sich in der bischöflichen Kanzlei Münster auf dem Konzept eines Schreibens an den Herzog von Kleve die Bemerkung: „Dit concep[t] up westfelisch tho ingrosseren“ (Brox 1994, 18).

Eine metasprachliche Äußerung für die Wertschätzung des Ripuarischen in Westfalen, die nach 1500 schon in der Schreibsprache Soests erkennbar war, findet sich in der Vorrede zum Kölner Druck (1527) des enzyklopädischen Werkes von Johann Krushaar alias Cincinnius, Bibliothekar im Kloster Werden an der Ruhr. Er begründet seine Wahl des Ripuarischen folgendermaßen: „[...] want Coelsche sprache allen landen umblanges boven und beneden middeldanich und angeneym dutzsch is“ (Hoffmann 1988, 110). Cincinnius wählt die kölnische Varietät, weil sie seiner Meinung nach vom Niederdeutschen und vom Hochdeutschen gleich weit entfernt ist. Walter Hoffmann und Hartmut Beckers interpretieren die Äußerung des Cincinnius aus rheinischer Sicht als die eines gelehrten Hinterwäldlers.³ Cincinnius wählt das Ripuarische, weil er eine größere kommunikative Reichweite, als das Westfälische sie bietet, erzielen möchte. Die Entscheidung für das Ripuarische, für Cincinnius die modernere Varietät, ist für einen Westfalen 1527 noch nicht selbstverständlich, denn der Sprachenwechsel hatte in Westfalen noch nicht begonnen.

3. 1530-1550: Die Anfänge des Schreibsprachenwechsels zum Hochdeutschen

Nicht die Schreibsprache Kölns, auch nicht die nordniederdeutsche „Hansesprache“ haben das Erbe der westfälischen Schreibsprachen angetreten, sondern die neue ostmitteldeutsch-ostoberdeutsche Ausgleichssprache. Schon in den Jahrzehnten um und nach 1500 wurden die Voraussetzungen für den Schreibsprachenwechsel im niederdeutschen Sprachraum geschaffen. Was die Gründe und den Ablauf des Wechsels anbelangt, so besteht wohl kein grundlegender Unterschied zur Ausbreitung der neuen

³ „Kraushaar muß 1527 schon eine Begründung für seine Verwendung des Kölnischen formulieren, der Wert der kölnischen Varietät bedarf einer rechtfertigenden Legitimation“ (Hoffmann 1988, 112). Von Hartmut Beckers wird die Äußerung als „später Reflex des früheren kölnisch-riparischen Sprachprestiges in Westfalen bei einem in klösterlicher Zurückgezogenheit lebenden Gelehrten“ bewertet (Beckers 1989c, 57).

Schriftsprache im hochdeutschen Sprachraum. Der Schreibsprachenwechsel in Norddeutschland und in Westfalen sollte nicht isoliert, sondern im gesamtdeutschen Rahmen gesehen werden. Er ordnet sich in die Ausbreitungsvorgänge der neuen deutschen Schriftsprache ein, beginnt bereits vor Luther und wird durch die Reformation bestärkt und beschleunigt. Der vollständig und relativ schnell ablaufende Schreibsprachenwechsel ruft auch heute noch eine gewisse Ratlosigkeit hervor. Diese ist darin begründet, dass der Vereinheitlichungsgrad der „Hansesprache“ überschätzt wird. Das Mittelniederdeutsche war aber keine normierte Schriftsprache. Im Süden des niederdeutschen Sprachraums werden relativ kleinräumige regionale Schreibsprachen durch die neue hochdeutsche Schriftsprache ersetzt (Peters 1998a, 122).

Die Ursachen des Wechsels sind in der Abhängigkeit der schreibsprachlichen Entwicklung vom politischen, juristischen, kulturellen, religiösen und wirtschaftlichen Umbruch der Zeit um und nach 1500 zu suchen, will sagen, dem Erstarken der Fürstenstaaten, der Einführung des römischen Rechts und des Reichskammergerichts, dem Humanismus, der Reformation und dem Niedergang der Hanse. Innerhalb dieses Ursachenbündels scheinen das Sprachverhalten und -bewusstsein im Umfeld der Fürsten sowie die kommunikativen Zwänge im Verkehr mit den Institutionen des Reichs von besonderer Bedeutung gewesen zu sein. Die Zunahme ihrer politischen Macht lässt die Fürsten zur sprachbestimmenden Gruppe werden. Die Sprache der Höfe ist geprägt durch dynastische Verbindungen mit dem Süden und durch das Prestige des als kultivierter geltenden Hochdeutschen. Die fürstliche Sprachmode fällt nun in eine Zeit, in der sowohl für die Landesherrn als auch für die Städte neue kommunikative Notwendigkeiten entstehen. Diese bestehen in der Kommunikation mit den Institutionen des Reichs. Der Reichstag zu Worms hatte 1495 die Errichtung des Reichskammergerichts beschlossen, das sich seit 1527 in Speyer befand. Im Schriftverkehr mit diesem Gericht versprach der Einsatz des Niederdeutschen wenig Erfolg. Fürsten und Städte waren auf studierte Juristen mit hochdeutscher Sprachkompetenz angewiesen. Im Jahrzehnt nach 1520 fanden häufig Reichstage statt: Worms 1521, Nürnberg 1522, 1523, 1524, Speyer 1526 und 1529, Augsburg 1530. 1531 entstand der Schmalkaldische Bund, dem lutherische norddeutsche Fürsten und Städte angehörten – die ersten beitretenden Städte waren Bremen und Magdeburg.

Die politischen Ereignisse seit etwa 1520 führten zu erhöhter politischer Aktivität und damit zu erhöhter Kommunikation. Die norddeutschen Stände nahmen an der Reichspolitik und an den Institutionen des Reichs aktiv teil. Diese Mitarbeit führte zu der Notwendigkeit, im Schriftverkehr, aber auch in politischen Verhandlungen, das Hochdeutsche anzuwenden. Der Schriftverkehr mit dem Süden des Reichs stieg in der ersten Hälfte des 16. Jhs. stark an. Schon in den 30er Jahren übertraf er etwa in Münster den Verkehr mit niederdeutsch schreibenden Kanzleien bei weitem. Die norddeutschen Territorien und Städte sind in der ersten Hälfte des 16. Jhs. in ein hochdeutsches Kommunikationsgeflecht eingebunden. Für die norddeutschen Juristen und Diplomaten, fürstliche Räte wie städtische Syndici und ihre Schreiber, ist die Beherrschung des Hochdeutschen zwingend erforderlich (Peters 1998a, 123). Das Zusammentreffen beider Faktoren, der kulturellen Ausrichtung des Adels nach Süden mit den neuen kommunikativen Bedürfnissen sowohl der Fürsten als auch der Städte, führte zum Schreibsprachenwechsel.

Wir finden die Gruppe der studierten Juristen in Münster als gelehrte Hofbeamte im Dienst des Fürstbischofs wie an der Spitze der städtischen Verwaltung. Von der Hand des münsterischen Syndicus Johann van der Wyck sind niederdeutsche, hochdeutsche und lateinische Schriftstücke überliefert. Am Beispiel van der Wycks zeigt sich schon zu Beginn der 30er Jahre, dass für einen Politiker bzw. Diplomaten die Beherrschung des Hochdeutschen unerlässlich geworden war.⁴

Die Ursachen des Schreibsprachenwechsels haben somit keine typisch westfälischen Züge. Gabrielsson (1983, 142f.) nennt, in Anlehnung an die Arbeiten Karl Schulte Kemmighausens, als eine spezifisch westfälische Ursache den Humanismus. Er betont, zu den humanistischen Idealen habe „[...] im Verlauf des 16. Jh. mehr und mehr auch die ‚harmonia linguarum‘, die gemeinsame Schriftsprache aller Deutschen“, gehört (Gabrielsson 1932/33, 56). Richtig ist, dass die kulturellen Anstrengungen im Bereich der Volkssprache wie selbstverständlich auf das Hochdeutsche gerichtet sind. Als möglich erscheint es, dass in Westfalen die humanistischen Bemühungen um Sprachpflege und Sprachausbau die Bereitschaft zur Aufnahme des Hochdeutschen gefördert haben, doch ist zu beachten, dass die alten Sprachen im Mittelpunkt des sprachpflegerischen Interesses der humanistischen Kreise standen. Der Einfluss der Humanisten reicht in seiner Bedeutung nicht an den der Juristen und der Kanzleien heran. Doch unterstützen sie den Wechsel durch ihr Bewusstsein von der Überlegenheit des Hochdeutschen.

Als zu Beginn der 30er Jahre die reformatorische Bewegung in Westfalen einsetzte, waren das Niederdeutsche und – in geringerem Maße – das Lateinische die Schreibsprachen der Region. Die reformatorische Diskussion wurde im nationalen Rahmen, aber in westfälischer Sprache geführt: Die Schrift des Martin Bucer über das Straßburger Religionsgespräch mit dem Täufer Melchior Hoffmann erschien 1533 in Münster in niederdeutscher Übersetzung. Der evangelische Prediger Briccius thon Noirde hat den Text „vth den auerlendischen vp vnse sprake verdusschet“ (Besch 1995, 243). Auch die täuferischen Schriften des Bernhard Rothmann sind in niederdeutscher Sprache gedruckt. Patroclus Boeckmann schrieb unter dem Pseudonym Daniel von Soest zwischen 1533 und 1539 seine antireformatorischen Satiren auf Niederdeutsch.

Eine spezifisch münsterische Sprachsituation resultierte aus der Herrschaft der Täufer in den Jahren 1534/35. Sie entstand durch Bevölkerungsaustausch, durch die Auswanderung bzw. Vertreibung eines Teils der einheimischen und die Zuwanderung einer anderssprachigen Bevölkerung. Für den Bereich der Mündlichkeit ist Violdialektalität anzunehmen. Neben die westfälische Stadtmundart traten die Dialekte der Zuwanderer vom Niederrhein, aus Holland und aus Friesland. Die schreibsprachlichen Verhältnisse Münsters in den Jahren 1533 bis 1535 müssen noch beschrieben werden. Die niederdeutschen Schriften Bernhard Rothmanns (Stupperich 1970), des führenden Theologen der münsterischen Täufer, begründeten eine münsterische Druckersprache. Mit der Diskussion theologischer Fragen in der Volkssprache erreichte der Sprachausbau des Westfälischen seinen Höhepunkt (Peters 1995a, 155).

⁴ Dieser Aspekt des beginnenden Schreibsprachenwechsels wird von Norbert Nagel in seiner im Entstehen begriffenen Dissertation behandelt.

In Soest ist die Zeit zwischen 1531 und 1562 durch zwei gleichzeitige schreibsprachliche Strömungen gekennzeichnet, eine ripuarisch-hochdeutsche und eine gesamt-niederdeutsche, die sich unterschiedlichen städtischen Schreibergruppen zuordnen lassen. Die Gruppe der katholischen Geistlichen war nach wie vor auf Köln ausgerichtet. Ihre Sprache weist schon früh hochdeutsche Formen auf, denen häufig die Kölner Herkunft oder die Vermittlung über Köln anzusehen ist. Ähnlichen Einflüssen war die Sprache der Stadtrichter ausgesetzt, die sich nach Kleve orientierten. Die andere Strömung wurde von den meisten kleineren Schreibstätten der Stadt und von den evangelischen Prädikanten getragen (Fischer 1998, 200). Die Entwicklung ging in Richtung auf einen großräumigen niederdeutschen Ausgleich. Diese beiden sprachlichen Orientierungen finden sich auch in der Sprache Rothmanns. In der Schrift „Bekennnis von beiden Sakramenten“, Münster 1533, ist die Variantenkombination in ihrem Kern noch als westfälisch zu betrachten. Neben die westfälischen Varianten treten nordniederdeutsche (*düsse, sülve, wo, vaken*) sowie ripuarische Formen (*bes* 'bis', *gein* 'kein'). Das hochdeutsche *durch* hat bereits das westfälische *doer* ersetzt, zu *ofte* 'oder' ist *ader* hinzugetreten (Peters 1995b, 166).

Der Schreibusus des 15. Jhs. hat sich, in Soest wie in Münster, gelockert. Zur Überwindung der regionalen Enge westfälischer Schreibsprachlichkeit gab es mehrere Möglichkeiten: Sprachausgleich mit dem Ziel einer niederdeutschen Schriftsprache durch die Übernahme „sassischer“ Varianten, zum anderen den schon 1527 von Cincinnius favorisierten Wechsel zum Ripuarischen und drittens den Wechsel zu einer anderen hochdeutschen Varietät. Rothmann scheint in der Richtung der Neuorientierung zu schwanken. Eben zu dieser Zeit, 1533, setzt in der Kanzlei des münsterischen Fürstbischofs der Schreibsprachenwechsel zum Hochdeutschen ein. „Das sprachhistorisch realisierte Modell für Westfalen und den ganzen niederdeutschen Raum heißt ‚Sprachwechsel‘ [...] und nicht ‚Sprachmischung / Sprachausgleich‘“ (Besch 1995, 246).

Der Anstoß zum Wechsel geht von den gelehrten Hofbeamten aus, vom juristisch gebildeten Kanzler und von den Räten des Fürstbischofs. Für den Fortgang des Wechsels sind die Kanzleisekretäre von großer Bedeutung. Sie diktierten oder verfassten die Mehrzahl der Konzepte, die dann von den Schreibern in Reinschrift ausgefertigt wurden (Brox 1994, 13). Aus dem Jahre 1542 ist ein hochdeutsches Konzept mit dem Adressenvermerk desselben Schreibers erhalten: „Dusser breve dre to schrieven, eyn an Rom. Kon. Majestat, de ander an Key. Matt. Commissarien, de derde an de stende des rychs, mut. mut.“ (Brox 1994, 17). Für seinen eigenen Gebrauch verwendet der Schreiber also das Niederdeutsche; das Hochdeutsche des Textes ist dem Diktierenden zu verdanken. Erinnerung sei an die bereits erwähnte Bemerkung, die sich auf dem Konzept eines Schreibens an den Herzog von Kleve vom Jahre 1556 findet: „Dit concept up westfelisch tho ingrosseren.“ Der Schreiber sollte also bei der Ausfertigung des Originals die Sprache wechseln. In der Phase des Wechsels ist jeweils zu entscheiden, welche Sprache gewählt werden soll. Die Sprachwahl erfolgt adressatenabhängig: hochdeutsch an den Kaiser, westfälisch an den Herzog von Kleve.

Der Übergang erfolgt in der fürstbischöflichen Kanzlei zwischen 1533 und 1570; zuerst ist der Wechsel im auswärtigen Schriftverkehr abgeschlossen (1547). Im inneren Betrieb bleibt man noch bis etwa 1550 beim Niederdeutschen.

Später als in der fürstbischöflichen Kanzlei beginnt der Übergang zum Hochdeutschen in der Ratskanzlei Münsters. Diese beansprucht für den Wechsel in der auswärtigen Korrespondenz nur wenige Jahre, von 1543 bis 1551. Die Schnelligkeit des Übergangs erklärt sich daraus, dass das Schreibwesen der Stadt jeweils in der Hand nur eines Sekretärs lag.

Die Wertschätzung des „feineren“ und „eleganteren“ Hochdeutschen hatte einen Prestigeverlust des Niederdeutschen zur Folge. So übertrugen in der Mitte des 16. Jhs. die Dortmunder Schulleiter ihre Namen *Lembeck* und *Buirhus* in *Lambach* und *Beurhaus* (Schulte Kemminghausen 1930, 13). Jacob Schöpffer gewährt einen Einblick in sein Sprachbewusstsein. In der Vorrede seiner „Synonyma“ (*Dem guthertigen Westphälischen Leser*) spricht er davon, „wie unsere Westphälische zung oder spraach etliche vil Jar her bey allen außlendischen nationen vñ völcckern / als grob vnd beurisch / verlachtet / verachtet vñ verspiegen ist worden: also gantz / das ein Westpheling schyr eins jeden affe vnd meerwunder / seiner sprache halben / hat sein müssen“ (Schulte Kemminghausen 1927). Den Grund für die Verachtung des Westfälischen sieht er in „der vngeschlechter mißbreuchiger pronounciation oder außdruckung der wörtter“ (ebd.). Schöpffer verfolgt zwei Ziele: Er will ein Hilfsmittel zur Erlernung des Hochdeutschen an die Hand geben, und er glaubt, dass das Westfälische durch Vermischung mit oberdeutschen synonymen Ausdrücken „gebessert vnd ornirt“ werden kann. Dabei ist ihm das Hochdeutsche „ein außbundt vnd mutter vnser Deutschen sprach“, deren Übernahme „nicht vngebürlich zu wündschen sein kündt“ (ebd.). Schöpfers Ausführungen sind ein Zeugnis für die kulturelle Umorientierung auf das Hochdeutsche in der Mitte des 16. Jhs. (Maas 1983, 125). Deutlich wird auch die beginnende soziale Trennung von Schichten mit und solchen ohne Hochdeutsch-Kompetenz: „Allein ist an diesem noch mangell / das die Oberlendische zung bey dem mehrern theil vnserer Landbleut nochmals vnuerstendtlch / [...]: Wievöll doch auch hinwider nit wenige bey vns funden werden / so sonderlichen lust zü jener sprachen gewinnen / vnnd dieselb nicht allein lesen / sondern auch der natürlichen Oberlendischer art nach pronounciere“ (Schulte Kemminghausen 1927). Hier wird das Leseverhalten der Gebildeten angesprochen. Schon um 1550 lesen sie hochdeutsche Bücher, „wobei der Buchimport aus dem hd. Raum von großem Gewicht ist“ (Bichel 1985, 1868). Zur Fastenmesse des Jahres 1569 verkaufte der Frankfurter Buchhändler Michel Harder allein 225 ausschließlich hochdeutsche Historiendrucke an Albrecht von Grüningen, Buchführer zu Münster (Menke 1979, 131).

4. 1550-1580/90: Die erste Phase des Schreibsprachenwechsels

So waren – scheint es – in den studierten Kreisen hochdeutscher Sprachgebrauch und hochdeutsches Sprachbewusstsein dem Wechsel in der Verwaltungspraxis vorausgeeilt. Erst in der nun beginnenden Phase, die von 1550 bis etwa 1580/90 reicht, tritt das Hochdeutsche in größerem Ausmaß neben das Niederdeutsche. Hierbei gilt für den gesamten niederdeutschen Sprachraum das sog. Sickermodell (Gabrielsson

1932/33, 6): Schon in Münster war das geläufige Bild bestätigt worden, dass die Kanzlei des Landesherrn das Hochdeutsche früher übernahm als die städtische. Zuerst erfolgt der Wechsel im auswärtigen Schriftverkehr, zeitverschieben dann im kanzleiinternen Schriftwesen. Schließlich gehen auch der klientennahe innerstädtische Schriftverkehr sowie die niedere Gerichtsbarkeit zum Hochdeutschen über, die Bereiche, die in direktem Kontakt zur Bevölkerung stehen. Zuletzt wird das private Schriftwesen vom Wechsel erfasst: Privaturkunden, Testamente, Briefe, private Aufzeichnungen und dergleichen.

Der Schreibsprachenwechsel breitete sich von Südosten nach Nordwesten über den niederdeutschen Sprachraum aus. Trotz seiner Nähe zum mitteldeutschen Gebiet hat Westfalen, abgesehen von der Stadt Münster, den Wechsel relativ spät vollzogen. Das liegt daran, dass Westfalen von der Einbruchstelle des Hochdeutschen im elbostfälisch-brandenburgischen Gebiet weit entfernt ist. Auf der Karte von Gabriëlsson (1983, 148) bildet Westfalen zusammen mit den nordniedersächsischen Städten die Zone III, in der der Wechsel zuletzt erfolgte. Innerhalb dieser Zone geht Westfalen dem nordniedersächsischen Gebiet voraus. Im räumlich-zeitlichen Ablauf liegt Westfalen zwischen dem Ostfälischen und dem Nordniedersächsischen.

Die Darstellung des Ablaufs in Westfalen orientiert sich an den sog. Rezeptionsarbeiten. Diese untersuchen den Schreibsprachenwechsel in einer bestimmten Stadt oder Region, vorzugsweise in den Kanzleien, oder sie behandeln einen bestimmten Bereich innerhalb des gesamten niederdeutschen Sprachraums mit Abschnitten über Westfalen. Jan Goossens musste noch 1983 feststellen: „Die Zahl der Monographien über den Sprachenwechsel in Westfalen ist relativ gering“ (Goossens 1983a, 74). In den 80er und 90er Jahren hat das Thema eine neue Karriere erlebt; die Zahl der vorhandenen Arbeiten hat sich seit Anfang der 80er Jahre verdoppelt.⁵

Sodmann stellte 1973/1983 und 1985 eine Chronologie des Übergangs auf und bemerkte zu den Jahreszahlen: „Die Einzeluntersuchungen zu diesem Problem sind im Laufe von mehr als einem halben Jahrhundert entstanden. Eine Zusammenfassung der Ergebnisse leidet daran, daß die angegebenen Jahreszahlen nach zum Teil verschiedenen Kriterien aufgestellt worden sind [...] oder daß nur ein Teil des Kanzleischrifttums berücksichtigt wurde. Die aufgeführten Daten sind also nur Richtwerte“ (Sodmann 1983b, 118). Unter diesem Vorbehalt stehen auch die seither ermittelten Daten.

Im Regelfall stellt die erste Zahl den Beginn des Wechsels im auswärtigen Schriftverkehr, die zweite den Abschluss im inneren Kanzleibetrieb dar. In Westfalen können vier Kanzleigruppen unterschieden werden: 1. Die Kanzleien der Stadt Münster, in denen der Wechsel zwischen 1533 und 1571 stattfindet (fürstbischöfliche Kanzlei 1533-1570, Ratskanzlei 1543-1571). In den münsterischen Kanzleien erfolgt der Wechsel nur etwas später als in den Kanzleien der Stadt Köln. In Köln ist der Übergang im auswärtigen Schriftverkehr 1542/43 abgeschlossen, in der fürstbischöflichen

⁵ Vor 1980 erschienen die Arbeiten von Tümpel (1894) über Bielefeld, Brox (1922/94) über Münster, Brinkmann (1936) über Bochum, Schulte Kemminghausen (1927 u. ö.) über Dortmund und Baumann (1965/66; 1998) über Bentheim, nach 1980 die Studien von Taubken (1981) über Lingen, Maas (1988 u. ö.) und McAlister-Hermann (1983 u. ö.) über Osnabrück, Stöwer-Gaus (1988) über Lemgo, Leys (1998) über Gronau und Fischer (1998) über Soest. Der Aufsatz von Hartig (1988) über Paderborn enthält für unsere Problematik keine Angaben.

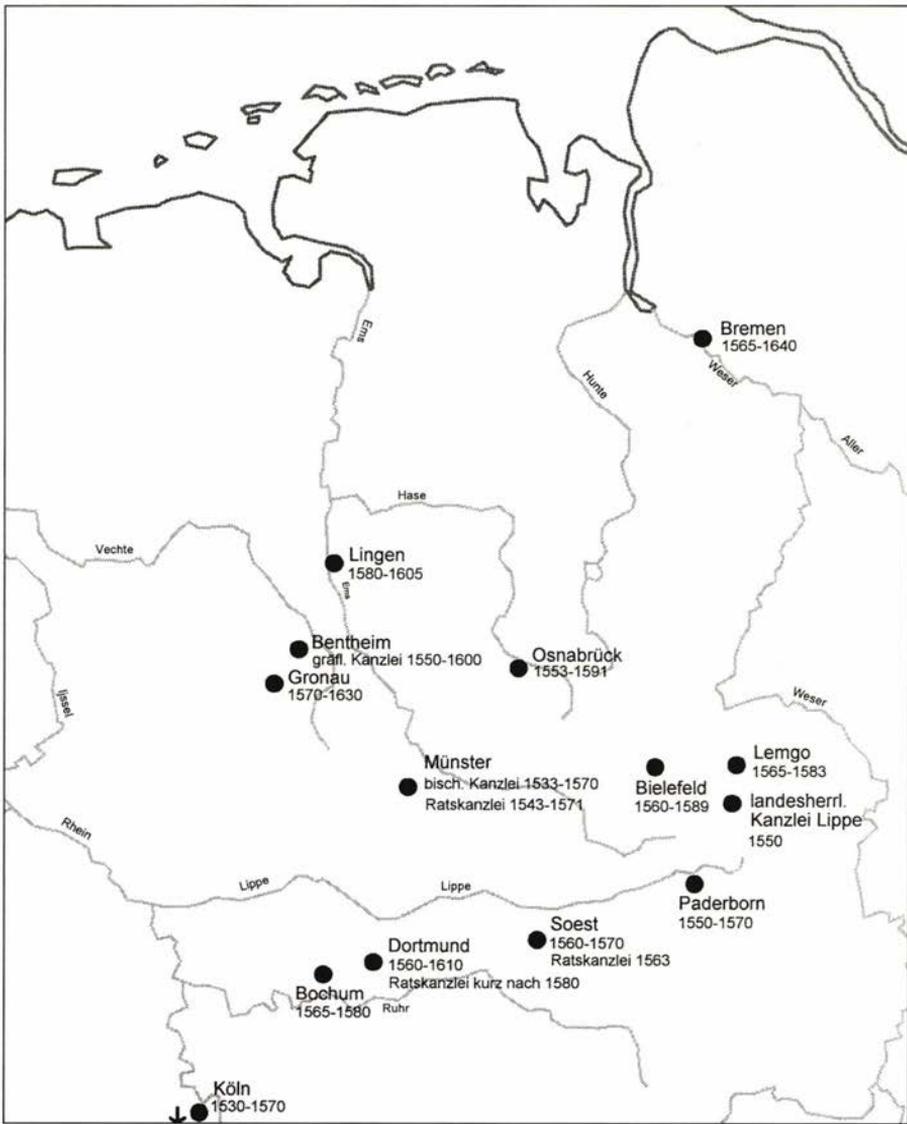


Abb. 1: Der Schreibsprachenwechsel in den Kanzleien Westfalens⁶

⁶ Gunter Müller sei für die Reizeichnung der Karte herzlich gedankt.

Kanzlei 1547, in der Ratskanzlei 1551. 2. Die fürstliche Kanzlei Lippe wechselt 1550. 3. 1550 beginnt der Wechsel in der fürstlichen Kanzlei Bentheim; nach 1550 setzt er in den Bischofssitzen Paderborn und Osnabrück, um 1560 in Bielefeld, Soest und Dortmund, um 1565 in Lemgo und Bochum ein. In den meisten Kanzleien wird die Schreibsprache zwischen 1550 und 1580/90 umgestellt. 4. Zuletzt beginnt der Übergang im Nordwesten und Norden, in Gronau 1570, in Lingen 1580.

In den Kanzleien der Stadt Münster setzt der Schreibsprachenwechsel etwa 15 bis 20 Jahre früher ein als in den anderen westfälischen Städten. Sieht man die Chronologie des Übergangs in Verbindung mit der Orientierung Westfalens auf Köln, kann die frühe Übernahme des Hochdeutschen in Münster als Übernahme der Kölner Neuerung erklärt werden (Peters 1994a, XIIIff.). Sprachliche Neuerungen, hier der Schreibsprachenwechsel zum Hochdeutschen, verbreiten sich zum großen Teil im Rahmen eines Städtensystems, wobei kleine Städte übersprungen werden: „Dit gebeurde vaak door parachutering [...]“ (Goossens 1992, 45). Nach dem Einsetzen des Schreibsprachenwechsels in Münster bildete diese Stadt eine Zeit lang eine Insel, auf der die Übernahme des Hochdeutschen bereits erfolgt ist, bis dann die Neuerung von der Umgebung, den anderen westfälischen Städten, aufgenommen wurde. Die Aufnahme erfolgte im ost- und südwestfälischen Bereich früher als im Nordwesten und Norden.

5. 1580/90-1625: Die zweite Phase des Schreibsprachenwechsels

In der Zeit zwischen 1580/90 und etwa 1625 erfolgt die zweite Phase des Schreibsprachenwechsels. Sie umfasst die klientennahen Bereiche des Kanzleiwesens, Schule und Kirche sowie das private Schrifttum.

Als Beispiel für den klientennahen Bereich sei das Osnabrücker Niedergericht angeführt, das bis in die 20er Jahre des 17. Jhs. niederdeutsch schrieb (McAlister-Hermann 1983a). Der münsterische Gerichtsschreiber Bernd Timmerscheidt fertigte bis 1606 Privaturkunden in niederdeutscher Sprache aus.

„Daß die Bürger [...] sehr viel länger als die Berufsschreiber die nd. Schreibsprache beibehalten, hängt natürlich damit zusammen, daß sie in der Schule noch nicht hd. schreiben gelernt haben. Dem sprachlichen Übergang in der Schule kommt deshalb eine entscheidende Bedeutung zu“ (Gabrielsson 1983, 133). Die Lateinschulen gehen den „deutschen“ Schulen voran, wobei die Umstellung auf lateinisch / hochdeutsche Schulbücher zuerst in den Oberklassen erfolgt. Die Soester Schulordnung von 1618 schreibt für die Unterklassen lateinisch-niederdeutsche, für die Mittel- und Oberklassen lateinisch-hochdeutsche Lehrbücher vor. In Lemgo wurde der 1582 in Rostock erschienene ‚Nomenclator latinosaxonicus‘ des Nathan Chytraeus 1585, 1590 und 1596 neu gedruckt, wobei manche nordniederdeutsche Wörter durch westfälische erweitert oder ersetzt wurden (de Smet 1960).

Im Zuge der Gegenreformation kamen 1588 die Jesuiten nach Münster, übernahmen die Domschule und betrieben die Rekatholisierung der Stadt. Die Buchproduktion wurde maßgeblich von ihnen bestimmt. Die Sprache der Drucke ist je nach Funktion und Zielgruppe lateinisch, hochdeutsch oder niederdeutsch. Die Jesuiten betrieben eine lateinische wissenschaftliche Publizistik und pflegten die lateinische Rhetorik. In hochdeutscher Sprache erschienen Bücher zur Moral und Apologetik

sowie Streitschriften aller Art. Für die religiöse Belehrung des Volkes und die Bedürfnisse der niederen Schulen wurden ‚katholische Bücher‘ in niederdeutscher Sprache gedruckt. So erschien 1591 das niederdeutsche Perikopenbuch „Euangelia vnd Episteln“ des Michael Ruperti „vor de Simpelen vnd Guthertigen [...] tho gerichtet“. Am Gymnasium Paulinum wurde der „Parvus Catechismus“ des Petrus Canisius in lateinischer Sprache benutzt; für untere Schichten und niedere Schulen erschien 1600 und noch 1627 eine niederdeutsche Übersetzung: „Catechismus – In Korte fragen vnd Antwortt gestelt / Vör die gemeine Leyen und junge Kinder sehr deinlick“.

Kirchensprache blieb im 16. Jh. fast durchgehend das Niederdeutsche (Lindow 1926, 61). Um und nach 1600 wechselte die evangelische Altar- und Kanzelsprache, etwa gleichzeitig mit der Sprache des Schulunterrichts, zum Hochdeutschen. Die hochdeutsche Osnabrücker Kirchenordnung von 1618 äußert sich zur Sprachenwahl: „wegen furgefallener vrsachen / vnnd aber die Exemplaria [der Kirchenordnung von 1588] fast verkom[m]jen / auch vber das in hochteutscher Sprache der Gottesdienst alhier den mehrentheil numehr verrichtet wird / so haben wir demnach auff fürgehabten rath vnd bedencken diese neuwe edition in hochdeutscher Sprach zu publiciren vor nötig erachtet“ (McAlister-Hermann 1988, 198).

In den Ordnungen und Protokollen der Gilden wechselt die Sprache nach 1580. In Münster sind die so genannten Schohausprotokolle bis 1581 niederdeutsch, zwischen 1581 und 1601 wechseln Niederdeutsch, Hochdeutsch und Missingsch, von 1601 an sind sie hochdeutsch. In Lemgo werden die Zunftrollen etwa seit den späten 80er Jahren verhochdeutscht.

Im Bereich der Testamente ist bemerkenswert, dass in Münster die letzten fünf niederdeutschen, aus dem Anfang des 17. Jhs., sämtlich weibliche Aussteller haben. Auch das lange Festhalten am Niederdeutschen in Urkunden des Stifts Überwasser – noch 1595, 1598 und 1602 erscheinen Urkunden in niederdeutscher Sprache – erklärt sich wohl dadurch, dass eine Klosterfrau die Texte geschrieben hat.

Am längsten wurde dort niederdeutsch geschrieben, wo keine professionellen Schreiber tätig waren: in Memorial- und Rechnungsbüchern nicht-amtlicher Einrichtungen, in Handwerkerrechnungen und in privaten Aufzeichnungen.

6. Das Dreiphasenmodell

Zur linguistischen Beschreibung des Ersetzungsprozesses erweist sich das Dreiphasenmodell als adäquate Konstruktion (Gabrielsson 1983, 126-130). Die drei Phasen sind – zeitverschoben nach gesellschaftlichen Gruppen und Domänen – immer wieder anzutreffen. „Die erste Phase bewahrt den nd. Grundcharakter der Schriftsprache, weist aber [...] eine Reihe von hd. Eindringlingen auf“ (Gabrielsson 1983, 127): oft gebrauchte Kleinwörter, Titel und Anreden, Kanzlei- und Rechtswörter. Als Beispiel für die Phase I sei das münsterische Ratsprotokoll vom 20. März 1567 (Schreiber: Hermann tor Floeth) angeführt: „Ist denen Gerichtz Bodden, umb eynen Idern In syner Leisschup uth bevell des Raitz antoseggen, Im sittenden Rade uperlacht, dat die Jenige, so van Gott mit der beklefflicher unnd schuwelicher suckede der pestilentzien begavet, vor eren Hueseren Strokrensse hangen, sich Sess ganztze Wecken Inheimisch halden unnd nicht uthgaenn, oick dat keyner, uth den Sterffhueser

geyne kleider ader anders koepenn noch to sich nemmen ader holen und dat eyn Ider Krancke, wan er not halven uthgaen moett, eynen witten stock dragen solde.“ Hochdeutsche Elemente in der Sprache des Protokolls sind *holen, ist, er, keyner, sich, ader* ‘oder’ und das Suffix *-lich*.

Die zweite Phase, die eigentliche Übergangszeit, zeigt das Bemühen westfälisch sprechender Personen, niederdeutsche Sprachformen nach bereits bekannten Gleichungen ins Hochdeutsche umzusetzen. In dieser Phase kommt es zu mischsprachigen Texten; intendiert ist ein hochdeutscher Text. So schreibt der münsterische Domscholaster Heinrich von Plettenberg 1549 unter seinen Anstellungsvertrag: „Bekenne ich, Henrich von Plettenberch, Doemscholaster, mit meiner eigener Handtschrift, das alle articulen, wie baven geschreven, So verhandelt, und sollen vullentogen werden, daer ich vorstaen will“ (Gabrielsson 1932/33, 54). Es kommt zu falschen hochdeutschen Neubildungen und Halbübertragungen. In dem „Rechenbuch“ (Kassenbuch) des Dortmunder Rektors Friedrich Beurhaus steht in einer Eintragung von 1595: „Ein groß Bruidwein gehalten (...) dreihundert Reichsdaler zu Brutschatte angewyst“ (Schulte Kemminghausen 1930, 15-20). In einem Bittbrief der Hempe Mestmaker an den Rat der Stadt Osnabrück vom Jahre 1622 heißt es über ihren Mann: „vnd den Abendt Vmb mitter nachtt, tag vor tagk, thaun vnd vull ein kumptt“ (Maas 1988, 117).

In der dritten Phase ist der Grundcharakter der Sprache bereits hochdeutsch, sie weist noch eine Reihe von niederdeutschen Resten auf. In einem Soester Ratsprotokoll von 1595 ist von außergewöhnlich späten und starken Schneefällen die Rede: „Anno 1595 Montag nächst Judica hat es gegen Abend angefangen zu schniggen, welches die ganze Nacht, den folgenden Dienstag und sunsten weiters etliche Zeit continuirt“ (Fischer 1995, 534). Intrapersonell können alle drei Phasen beobachtet werden. Im bereits erwähnten „Rechenbuch“ des Friedrich Beurhaus überwiegt das Niederdeutsche bis in die 90er Jahre des 16. Jhs. hinein; in seinen letzten Lebensjahren (+ 1609) schreibt Beurhaus hochdeutsch mit niederdeutschen Spuren (Schulte Kemminghausen 1930, 20).

Das Problem, welche Art von Hochdeutsch in Westfalen übernommen wurde, ist von der Forschung noch nicht hinreichend aufgearbeitet worden. Traditionell wurde davon ausgegangen, der Übernahmeprozess sei als Rezeption des Ostmitteldeutschen erfolgt. Die Orientierung Westfalens nach Südwesten könnte für diesen Raum auch die Favorisierung oberdeutscher Merkmale erwarten lassen. Wie Mattheier (1981) für Köln, so vermutet Maas (1985a, 617) für Norddeutschland die Übernahme oberdeutscher Sprachmerkmale. Vor voreiligen Schlüssen ist allerdings zu warnen. Es stellen sich zu diesem Problem zwei Fragen: 1. Ist zur Zeit der Aufnahme des Hochdeutschen in Westfalen, d. h. nach 1540/50, der Gegensatz zwischen Ostmitteldeutsch und Ostoberdeutsch überhaupt noch aktuell? Hat sich nicht gerade in den ersten Jahrzehnten des 16. Jhs. schon eine ostmitteldeutsch-ostoberdeutsche Ausgleichssprache herausgebildet? 2. Ist den zeitgenössischen westfälischen Schreibern der Unterschied zwischen Ostmitteldeutsch und Oberdeutsch bewusst gewesen? Können sie überhaupt Formen als oberdeutsch bzw. ostmitteldeutsch erkennen und bewerten (Fischer 1998, 95)? Wahrscheinlich war den Schreibern der Unterschied niederdeutsch / ripuarisch /

hochdeutsch geläufig, wie er in den Sprachbezeichnungen „westfelisch“, „koelsche sprache“, „oberlendisch“ zum Ausdruck kommt.

Die für die oberdeutsche Orientierung herangezogenen *p*-Schreibungen für anlautendes *b* bilden in Soest eine ausgesprochene Minderheitsvariante. Sie sind als Schreibmode zu werten, die vereinzelt angewandt wird (Fischer 1998, 193 ff.). Auch das Suffix *-nus* wertet Fischer (1998, 186) als Import einer fremden Schreibmode. Sein Gebrauch scheint unabhängig von der jeweiligen Schreibsprache zu erfolgen. In Lemgo gibt es 1583 aufgrund eines Schreiberwechsels zwei Kämmereirechnungsbücher: 1. „Dat erste boeck kemner Johann Rikenn, darinne dero von Lemgo entfenccknuß und uthgiffte vortekent, de anno domini 1583.“ 2. „Dieß ist daß ander Buich Johann Reichen, Kemnern, darin der von Lemgo Einnahme oder Entpfencknis und Außgabe de anno etc. 83 vorzeignett“ (Stöwer-Gaus 1988, 57). Der niederdeutsche Text hat *-nus*, der hochdeutsche Text *-nis*.

7. Der Schreibsprachenwechsel zum Niederländischen

Zum Verständnis der sprachlichen Entwicklung am Westrand des Westfälischen ist ein Blick auf die politische Geschichte der Niederlande zu werfen. Karl V. versuchte, für die Niederlande in ihrem Verhältnis zum Reich einen besonderen Status zu erwerben mit dem Ziel, sie aus dem Reichsverband auszugliedern. Auf dem Augsburger Reichstag von 1548 wurden im Burgundischen Vertrag zwischen dem Kaiser und den Kurfürsten alle Teile der Niederlande zum Burgundischen Reichskreis zusammengefügt. Dieser sollte von der Reichsgerichtsbarkeit (d. h. von der Rechtsprechung des Reichskammergerichts) und der Gültigkeit der Reichstagsbeschlüsse eximiert sein. Die burgundisch-habsburgischen Niederlande wirkten in den Institutionen des Reichs nicht mit. Dies wird der Grund dafür sein, dass die Ausbreitung der neuen hochdeutschen Schriftsprache an der Grenze des Burgundischen Kreises endete (Mihm 1992, 115f.; Peters 1998a, 123).

Seit der zweiten Hälfte des 16. Jhs., verstärkt nach 1580, etablierte sich östlich der späteren deutsch-niederländischen Staatsgrenze das Hochdeutsche als Schriftsprache. Westlich dieser Grenze wurden die regionalen Schreib- und Drucksprachen vom Niederländischen verdrängt. Die wachsende wirtschaftliche und kulturelle Blüte Hollands führte, zusammen mit dem Calvinismus, zur Ausbreitung der niederländischen Schriftsprache bis an die Ostgrenze der Niederlande. Diese Ausbreitung wird in der Niederlandistik als „hollandse expansie“ beschrieben (Muller 1939). Der Ablauf dieses Schreibsprachenwechsels wurde bisher nicht untersucht.⁷

In der Grafschaft Lingen führte die politische und kirchliche Bindung an die Niederlande seit 1551 zunächst nur zu einer Niederlandisierung in den Textsorten des Rentamtes, das seine Abrechnungen der zuständigen Rechenkammer vorzulegen hatte (Taubken 1981, 388). Erste Periode eines verstärkten Aufkommens des Niederländischen wurde die oranische Zeit 1597-1605, als neben Drostamt und Rentamt auch einige Prädikanten der reformierten Kirche die niederländische Schriftsprache verwendeten. Parallel erfolgte der Übergang zum Hochdeutschen. Um 1600 waren also in

⁷ Zur sprachlichen Neuorientierung Groningens vgl. Niebaum (1996; 1997).

der Grafschaft Lingen, soziofunktional unterschieden, drei Schriftsprachen in Gebrauch.

8. Gesprochene Sprache

Als Sprechsprache fungierten in der Zeit des Schreibsprachenwechsels weiterhin die städtischen und ländlichen Mundarten. In der Gruppe des katholischen Klerus und bei den Humanisten ist, insbesondere in den Domänen Gottesdienst und Unterricht, lateinische Sprechsprache präsent. Der Schreibsprachenwechsel führte zur Herausbildung einer medialen Diglossie. Das Hochdeutsche wurde geschrieben und seit etwa 1600 in den formellen Situationen Schulunterricht und evangelischer Gottesdienst gesprochen. Hochdeutsch ist auch die Sprechsprache der Jesuiten, die ja aus dem hochdeutschen Sprachgebiet gekommen waren. Dass sich – zumindest in der Oberschicht – die Einstellung zur Sprache geändert hat, zeigt der Hinweis in einer Denkschrift von im Rheinland tätigen Jesuiten von 1622, man suche sich, auch in Münster und Paderborn, den oberdeutschen Dialekt anzueignen, die Sprecher des Oberdeutschen würden höher geschätzt (Mattheier 1982, 249). Hier wird der Wechsel im Sprachgebrauch schon auf die gesprochene Sprache bezogen. Die Jesuiten rechnen sich die Ausbreitung der neuen Sprache als ihr Verdienst an. Das Übergreifen des Wechsels auf die Sprechsprache führte zur Zweisprachigkeit der Ober- und Bildungsschichten. Die westfälischen Mundarten blieben die gesprochene Sprache der breiten Bevölkerung.

Auch in der Provinz Overijssel und im geldrischen Achterhoek entstand eine mediale Diglossie, und zwar mit niederländischer Schriftsprache und niederdeutschen Mundarten.

9. Folgen des Schreibsprachenwechsels

Abschließend seien einige Folgen des Schreibsprachenwechsels genannt. Es handelt sich bei ihm um einen „partiellen Sprachenwechsel“ (Menke 1992, 229), um die erste Phase des Sprachenwechsels vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen. Das Niederdeutsche verlor seine kultursprachlichen Funktionen; es existierte weiter als eine Gruppe von Mundarten. Der Schreibsprachenwechsel führte zur Herausbildung einer medialen Diglossie mit hochdeutscher bzw. niederländischer Schriftsprache und niederdeutscher Sprechsprache. Die Ober- und Bildungsschichten wurden zweisprachig (hochdeutsch-niederdeutsch bzw. niederländisch-niederdeutsch). Als Folge der Übernahme des Hochdeutschen vertiefte sich die Kluft zwischen der Ober- und Bildungsschicht und der Masse der Bevölkerung. Die Aussage, die Folge sei „ein Rückfall in die soziale Monopolisierung der Schriftsprache, die Reanphabetisierung der für sie in der Vergangenheit neu rekrutierten städtischen Schichten“ gewesen (Maas 1985a, 616), erscheint allerdings überspitzt. Das Hochdeutsche war als Sprache gesellschaftlich gehobener Berufe zunächst eine Männersprache (Bichel 1985, 1886). Die Familien- und damit auch Frauensprache blieb noch lange das Niederdeutsche.

Eine Folge des Schreibsprachenwechsels war die Teilung des ostniederländisch-westfälischen Schreibsprachenareals in einen kleineren niederländischen und einen größeren hochdeutschen Teil. Die Schreibsprachengrenzen verlagerten sich: Vor dem Wechsel verliefen sie im Südwesten und Süden, zwischen dem Westfälischen und

dem Westmitteldeutschen; durch den Wechsel wurde diese Schreibsprachengrenze aufgehoben. Eine neue Grenze, zwischen dem Niederländischen und dem Hochdeutschen, entstand im Nordwesten.

Auch für die Disziplin Sprachgeschichte ergeben sich Folgerungen: Im Zeitraum vor dem Schreibsprachenwechsel ist die Sprachgeschichte des westfälischen Raumes Teil einer Disziplin „Niederdeutsche Sprachgeschichte“. Nach dem Wechsel fungieren die westfälischen Mundarten als Sprechsprache in einem nordwestdeutschen Varietätenspektrum. Die Beschreibung der sprachlichen Verhältnisse Westfalens seit dem 17. Jh. gehört zum Gegenstandsbereich einer Sprachgeschichte des Deutschen. Dementsprechend gilt für den Nordwesten: Nach dem Schreibsprachenwechsel zum Niederländischen gehört die Beschreibung der Sprachverhältnisse in den östlichen Niederlanden zum Gegenstandsbereich der niederländischen Sprachgeschichte. Beginnend mit dem 17. Jh. bildet die Sprachgeschichte des ostniederländisch-westfälischen Raumes in seinem größeren Teil eine regionale Sprachgeschichte des Deutschen, in seinem kleineren Teil eine regionale Sprachgeschichte des Niederländischen. Die Zeit des Schreibsprachenwechsels kann sowohl als Teil der ersten wie als Teil der zweiten Sprachgeschichtsepoche behandelt werden.

Zeitabschnitte	gesprochene Sprache	geschriebene Sprache
1500-1530	westfälisch (lateinisch)	mittelwestfälisch (lateinisch)
1530-1550	westfälisch (lateinisch)	westfälisch (lateinisch) (riparisch, nordniederdeutsch, hochdeutsch)
1550-1580/90	westfälisch (lateinisch) (hochdeutsch)	westfälisch → hochdeutsch (lateinisch)
1580/90-1625	westfälisch (hochdeutsch) (lateinisch)	hochdeutsch (westfälisch) (lateinisch)

Abb. 2: Chronologische Übersicht über die westfälische Sprachgeschichte von 1500 bis 1625

Rheinische Sprachgeschichte im 17. Jahrhundert

1. Vorbemerkungen
 - 1.1 Der Sprachraum
 - 1.2 Der Zeitabschnitt ‚17. Jahrhundert‘
2. Forschungsstand und Desiderate
 - 2.1 Drucksprache
 - 2.2 Schreibsprache
3. Beispielhafte Bereiche der Textproduktion
 - 3.1 Protokolle reformierter Gemeinden
 - 3.2 Ländliche Rechtstexte (Weistümer)
 - 3.3 Individuelles Schreibverhalten
4. Ausblick

1. Vorbemerkungen

Das Thema „Rheinische Sprachgeschichte im 17. Jahrhundert“ ließe sich in radikaler Kürze durchaus auch in dem einen Satz abhandeln: „Diese Geschichte kann derzeit noch nicht verlässlich geschrieben werden, jedenfalls nicht nach den Ansprüchen, die an eine überblicksartige Darstellung zu stellen sind, wenn sie flächendeckend den ins Auge gefassten Raum und einen repräsentativen Ausschnitt aus der Textproduktion erfassen soll.“ Die Aufgabe kann jedenfalls nicht durch Zusammenfassung vieler vorliegender Detailuntersuchungen bewältigt werden. Möglich sind allein einige punktuelle Einblicke, die Sondierung erfolgversprechender Untersuchungsbereiche und eine Skizze der wichtigsten Desiderate. In jedem Falle macht der bescheidene Stand der Forschung zum Zeitabschnitt, der hier in Rede steht, eine Reihe von Vorbemerkungen oder auch Einschränkungen erforderlich, soll die Aufgabe auch nur halbwegs verbindlich behandelt werden. Die Prämissen, die Jürgen Macha vor einigen Jahren einem ganz ähnlich formulierten Thema vorausgeschickt hatte (Macha 1993a, 158-160), haben auch heute noch weitgehend unveränderte Gültigkeit.

Nachdem bis spätestens 1600 – darüber besteht in der Forschung allgemeiner Konsens – der schreibsprachliche Umbruch zum Neuhochdeutschen vollzogen war, hat das 17. Jh. kaum das Forschungsinteresse bewegt, obwohl die Vorgänge im Einzelnen nicht strikt zielgerichtet verlaufen sind. Sobald die Übernahme der neuen Varietät grundsätzlich entschieden ist, flaut das Interesse an den Veränderungsprozessen deutlich ab. Offenbar stehen auch Historiker lieber auf der Siegerseite. Das Nachzeichnen von Aktionen und Ereignissen, denen aus der Sicht der Späteren kein Erfolg beschieden gewesen ist und die im Sande verlaufen sind, ist auch in der allgemeinen politischen Historiographie ein unbeliebtes Geschäft. Gleichwohl stellt sich bei einer kleinräumigeren Betrachtung und der Einbeziehung der Schreibproduktion verschiedener Niveaus und unterschiedlicher Kommunikationsgruppen heraus, welch verschlungene Wege bis zu einer weiträumigen Geltung eines einheitlichen neuhochdeutschen Schreibniveaus möglich waren, was alles an Diskontinuitäten, Nebeneinander und Vielfalt sprachlicher Vorbilder und

Leitnormen vorgekommen ist. Diesem tatsächlichen Ablauf näher zu kommen und zu beschreiben, „wie es wirklich gewesen ist“, ist Aufgabe einer regionalen Sprachgeschichte (vgl. auch Mattheier 1995, 5).

1.1 *Der Sprachraum*

Die Gründe für eine Dreiteilung des gesamten Darstellungsgebietes in diesem Band und einen Bereich „Rheinisch“ für das ripuarische Rheinland sind zunächst in der Konzeption des Unternehmens „Rheinisch-Westfälische Sprachgeschichte“ (s. die Einleitung des Bandes) und den daraus erwachsenen Beiträgen beschlossen. Für eine Darstellung des 17. Jhs. stellt sich jedoch ein besonderes Problem. Die zur Verfügung stehenden Quellenzeugnisse lassen für das 17. Jh. ein entsprechendes Areal nicht erkennen. Der hier unter „Rheinisch“ gemeinte Raum entspricht dem „nördlichen Mittelfränkischen“/„Ripuarischen“ oder „Kölner Mundartraum“ in Raumbegriffen der Dialektologie, die an Mundarten seit dem Ausgang des 19. Jhs. und ihrer kartographischen Darstellung gewonnen sind (vgl. die Gliederung bei Wiesinger 1983a, 855-859 und Karte 47.4). Dazu kommt das Übergangsgebiet nach Nordwesten zwischen Benrather und Ürdinger Linie (Goossens 1965, dort Karte 2). Die vorliegenden Textzeugen sind jedoch nicht Repräsentanten überörtlicher oder gar ortsgebundener Dialekte; Mundartliches tritt bei aller Verschiedenheit der überlieferten Texte nicht direkt in Erscheinung. Allenfalls lassen sich an wenigen, eng ortsgebundenen Zeugnissen bei Flurnamen in Feld- oder Wegbeschreibungen sprechsprachliche, vielleicht gar mundartliche Grundlagen erschließen (vgl. unten Kapitel 3.3). Eine dialektologisch bestimmte Raumumschreibung ist also zunächst nur eine zeitliche Rückprojektion um mehr als zweihundert Jahre.

Andererseits entspricht dieser Raum in etwa der spätmittelalterlichen Ausdehnung der Großterritorien Jülich-Berg und Kurköln (einschließlich ihrer Unterherrschaften), dazu der Reichsstädte Köln und Aachen, sowie den Einsprengseln kleinerer reichsunmittelbarer Herrschaften (Aubin / Nießen 1926, Karten 19, 25, 27; Mühlhaupt 1970, Karte nach S. 208). Diesem politischen Rahmen korrespondierte in sprachhistorischer Sicht, bei aller Variation im Einzelnen, das zentrale Geltungsareal der spätmittelalterlichen Schreibsprache Kölner Typs (vgl. die Beiträge von Robert Möller und Walter Hoffmann in diesem Band). Die Schriftquellen des 17. Jhs. sind jedoch auch nicht mehr Zeugnisse einer Kölner Schreibsprache, selbst wenn sie, je nach Textsorte in unterschiedlichem Maße, Relikte davon aufweisen. Insofern ist in einer Perspektive, die sich am Zeitverlauf entlang orientiert, eine ältere Raumbildung auf den oben skizzierten Mundartraum hin verlängert.

In territorialstaatlicher Hinsicht setzte mit dem beginnenden 17. Jh. eine bedeutsame Veränderung ein. Im Gefolge der Auseinandersetzungen um das Kleve-Jülicher Erbe nach 1609 kamen schließlich die jülich-bergischen Länder an Pfalz-Neuburg, die kleve-märkischen an Brandenburg(-Preußen), was für die Entwicklung der Konfessionen nicht ohne Folgen blieb (s. Petri/Braubach 1976; Bosbach 1991; 1994; Smolinsky 1991). Der zunehmende innere Verwaltungsausbau der frühneuzeitlichen Staatswesen und die das ganze Jahrhundert andauernden Kriege, angefangen vom spanisch-niederländischen Krieg, der auch den Niederrhein zum Kriegsschauplatz machte, lösten ältere, kleinräumige Strukturen kontinuierlich auf. Die Auswirkungen dieser Umbrüche, ihre

Folgen für traditionelle Kommunikationsräume, sind als Fragen an die Sprachgeschichte bisher noch nicht ins Blickfeld genommen worden.

Es kann demnach im Folgenden nicht darum gehen, den fraglichen Raum als ein eigenes regionalsprachliches Geltungsareal für das 17. Jh. zu beschreiben.¹ Vielmehr findet die skizzierte Vorgabe ihre Rechtfertigung aus heuristischen Gründen vor dem Hintergrund des bisher erreichten Wissensstandes. Dabei gilt es im Auge zu behalten, dass Aussagen zu den sprachlichen Verhältnissen der Zeit nur in dem Rahmen möglich sind, den die erhaltenen Schriftquellen zur Beobachtung zulassen. Und das sind vor allem Indizien für eine Konsolidierung und ein weitreichendes Durchdringen der neuhochdeutschen Schriftlichkeit. Dieser Durchsetzungsprozess nun kann zum einen nicht unabhängig vom vorausgehenden schreibsprachlichen Usus sowie von der mundartlichen Basis gedacht werden. Daher rechtfertigt sich die Vorauswahl eines Areals, in dem für die leitende Fragestellung vergleichbare Voraussetzungen gelten. Zum anderen – und das gilt als Argument für die Abgrenzung des unteren klevischen Niederrheins – ist in den letzten Jahrzehnten immer deutlicher herausgearbeitet worden, dass gegenüber dem oben umrissenen ripuarischen Areal am unteren Niederrhein auch auf sprachsoziologisch höherer Ebene als dem Dialekt noch bis ins 19. Jh. andere Schreibsprachverhältnisse geherrscht haben, die eine gesonderte Darstellung verlangen (dazu Heinz Eickmans und Georg Cornelissen in diesem Band).²

Im Einzelnen wird allerdings in diesem Beitrag die Abgrenzung, insbesondere nach Norden und Westen zum Niederfränkischen, locker gehandhabt, weil der fragliche Raum möglichst als ganzer ins Auge gefasst werden soll. Eine verbreitete, in den Quellenmassen des Historischen Archivs des Stadt Köln begründete Beschränkung des Blicks auf die Stadt Köln soll jedenfalls vermieden werden. Denn eine bedenkenlose Verallgemeinerung der an diesem Ortspunkt gewonnenen Ergebnisse dürfte wahrscheinlich ein verzerrtes Bild vom Ablauf der sprachgeschichtlichen Prozesse im Gesamtareal liefern.

1.2 *Der Zeitabschnitt ,17. Jahrhundert‘*

Einen gewissen Vorbehalt verdient auch der gewählte Zeitabschnitt. Das untere Ende ergibt sich daraus, dass bis spätestens 1600 im fraglichen Raum amtliche Schreibe und Druck dem neuen neuhochdeutschen Sprachtyp gefolgt sind, der Schreibsprachwechsel zum oberdeutsch geprägten Neuhochdeutschen im Grundsatz vollzogen war (vgl. z. B. Hoffmann 1993 und in diesem Band). Über die Art, Intensität, räumliche Erstreckung und Verlauf dieses Prozesses, nachdem eine Umorientierung erst einmal im Grundsatz vollzogen war, ist in einer sprachsoziologischen, auf verschiedene Texttypen und Kommunikationsgemeinschaften gerichteten Sicht dagegen nur recht wenig bekannt, so dass die Grenzziehung 1700 zunächst aus rein praktischen Gründen erfolgt ist. Es wird Aufgabe weiterer Forschung sein, genauere, aus den Sprachzeugnissen selbst begründete

¹ Zu der Frage einer rheinischen Sprachregion und den Kriterien ihrer Konstituierung vgl. zuletzt Mattheier (1998).

² Als Stationen auf dem Weg der Schreibsprachforschung am klevischen Niederrhein sind zu nennen Neuß (1973), Tervooren (1985), Cornelissen (1986), Mihm (1992) und Eickmans (1998). Einen prononcierten Abriss der Forschungsfragen für den unteren Niederrhein bietet Goossens (1998b).

Markierungen im Zeitkontinuum bis ins 19. Jh. abzuleiten (vgl. auch den Beitrag von Stephan Elspaß in diesem Band).

2. Forschungsstand und Desiderate

Hinsichtlich der Sprachschicht steht vor allem handschriftlich Überliefertes im Mittelpunkt der Betrachtung, und zwar Zeugnisse einer „mittleren Ebene“ der Schriftlichkeit (nach Mattheier 1981, 290; Macha 1991b, 37), der territorialstaatlichen Verwaltungen sowie der Selbstorganisation reformierter Kirchengemeinden. Anders als Beispiele privater Schriftlichkeit oder des Buchdrucks können Textzeugnisse dieser Art flächendeckend für den gesamten Raum beigebracht werden.

2.1 Drucksprache

Der gesamte Bereich des Buchdrucks muss in diesem Beitrag aus der Beschreibung ausgenommen bleiben. Das heißt nicht, dass er für das Thema unerheblich wäre. Vielleicht kommt gedruckten Texten als Repräsentanten einer „oberen Ebene“ von Schriftsprache wegen höherer Auflagenzahl und weiterer Verbreitung der Texte sowie breit gestreutem Adressatenkreis sogar eine höhere Bedeutung zu. Doch in Ermangelung grundlegender Vorarbeiten kann über diesen Komplex kaum etwas Gesichertes ausgeführt werden.

2.1.1. Die Drucksprache der sogenannten „schönen“ oder „hohen“ Literatur kann vernachlässigt werden. Eine bemerkenswerte Literaturregion ist das Rheinland im 17. Jh. gewiss nicht gewesen. Zwar ist a. 1649 Friedrich Spees *Trutznachtigall in Cöllen bei Friesen* herausgekommen und hat bis 1709 sechs Auflagen erlebt. Doch auch eine *Nachtigall* macht noch keinen Sommer, zumal sie nennenswerte Nachfolger in der Region nicht gefunden hat.³

2.1.2. Als wichtigste Voraussetzung sprachgeschichtlicher Forschung fehlt für das 17. Jh. ein Gesamtverzeichnis der verlegten Titel und der in den Drucken verwendeten Sprachen. Als eine Zeit des Umbruchs hat das 16. Jh. mit seiner Druckproduktion deutlich größere Aufmerksamkeit auf sich gezogen, wie einmal mehr das Beispiel des Bonner Neuen Testaments von a. 1547 zeigt (Hoffmann 1991). Einzig für die Druckorte Aachen (Vennen 1992) und Düsseldorf (Merländer 1888) sind erste Überblicke erstellt. Sie enthalten aber nur den kleineren Teil der Produktion. Bezüglich der Menge an gedruckten Texten bleiben auch in dieser Zeit alle rheinischen Druckorte weit hinter Köln zurück (vgl. Finger 1984). Nach den Untersuchungen von Hans Blum und Severin Corsten gilt, dass auch bis ins 17. Jh. hinein „die niederrheinische Metropole auf dem Gebiet des Buchdrucks und des Verlagswesens in Deutschland führend“ gewesen ist

³ Zur sprachgeschichtlichen Literatur zu Friedrich Spee s. Macha (1993a, 158 Anm. 2). In sprachgeschichtlichen Fragen, die auf die Gestalt der Druckfassungen abzielen, ist unverändert die kritische Ausgabe von Gustave Otto Arlt (Arlt 1936) benutzbar, auch wenn diese Fassung zensiert war und unter literarhistorischen Aspekten eine Ausgabe nach der Handschrift grundlegend ist, die Spee für den Druck vorbereitet hatte. Zu dieser Edition und zum Stand der Forschung s. Miesen (1994).

(Blum/Corsten/Hasenberg [1965], 36; vgl. auch Schmitz 1995). Nun sind zwar seit geraumer Zeit Untersuchungen zu Druckern und Verlegern sowie ihrer wirtschaftlichen Stellung und Bedeutung in Köln angestellt worden (Reuter 1958; Heitjan 1971), gleichwohl bleibt als dringendstes Desiderat eine Übersicht über die Druckerzeugnisse aus der Stadt Köln selbst. Soweit das Ausstellungsmaterial von 1965 einen Einblick zulässt,⁴ galt ein recht großer Teil der Kölner Buchproduktion des 17. Jhs. theologischen Themen in lateinischer Sprache. Darunter finden sich insbesondere die Veröffentlichungen des Lehrkörpers der Universität. Auf katholischer Seite dominierte auf dem Felde dogmatischer und kirchenrechtlicher Fragen, auch außerhalb des Buchdrucks und nicht bloß im Schriftverkehr mit Rom, noch lange die lateinische Sprache.⁵ In deutscher Sprache scheint vorwiegend religiöse Erbauungsliteratur verlegt worden zu sein. Einen ersten Zugang zu den religiösen Flugschriften in deutscher und lateinischer Sprache erlaubt neuerdings ein Bestandsverzeichnis des Kölnischen Stadtmuseums (Schöller 1995). In welchem Mengenverhältnis dieser Sammlungsbestand zur Gesamtproduktion solcher Blätter steht, ist allerdings nicht erkennbar. Ein führender Verleger im Genre der religiös-erbauenden Druckgraphik, Johann Büchsenmacher (Schöller 1995, 6), erweist sich auch als maßgebende Persönlichkeit für die folgende Quellengruppe.

Auf ein auffallend eigenartiges Werk hat Jürgen Macha (Macha 1993a, 170ff. u. Abb. 2) in seinem Überblick hingewiesen: Obwohl im Druck erschienen, lassen die Schreibungen auf dem Titelblatt der *ARCHITECTVRA LEHR* von 1615, die der Kunstschreiner Rutger Kasemann selbst gestochen hat, erkennen, dass er im Schreiben, anders als in seiner Schreinerkunst, wenig geübt war und einen recht eigenwilligen Text aufs Kupfer gebracht hat, der sich weder aus Reflexen der Mündlichkeit (z. B. *bochg*, *koffeir*) noch der alten Schreibtradition (Zusatz eines <i> bei Vokalgraphie?) vollständig erklären lässt.

SEIVLEN BOCHG / NACH REICHTIER MAS VND SEMEITREI AVSTEILVNG
DEIR FVNF SVLEN TVSCANNA DORICA IONICA CORINTICA COMPOSITA GAR
FLEISICHG AUSZ DIEN ANTEIQVITETIEN GIEZOGIEN VND NVEILEICHG IN
KOFFEIR GIEMACHT 1615 / ROTGERVS KASEMAN INVENTOR / GIETRUCKT
ZO COLLEN BEI IOHAN BVCHSENMACHER (Irmischer 1999, 159)

Das Buch steht aber nicht vereinzelt da, wie es zunächst scheinen konnte. Es ist nach der Erstaussgabe wiederholt aufgelegt worden und bildet das Schlussglied einer längeren Traditionsreihe sog. „Architektur- und Säulenbücher“, die Anleitungen für Kunstschreiner, Steinmetzen und Bildhauer darstellten (Irmischer 1999). Bis in die Mitte des 17. Jhs. sind Bücher dieser Gattung in Köln mehrfach herausgekommen. Johann Büchsenmacher (in frühen Verlagswerken in älterer schreibsprachlicher Weise auch *Johan bussemacher* u. ä. [vgl. Irmischer 1999, 111 u. ö.]) als bedeutendster Verleger dieser Fachbücher hatte kurz vor der Jahrhundertwende damit begonnen, derartige Werke in Köln als Nachdrucke auswärtiger Autoren herauszubringen, ehe er mit Kasemann einen einheimischen Autor zur Hand hatte. Manche Eigenarten Kasemanns dürften auch

⁴ Katalog Köln ([1965], 85ff.).

⁵ Vgl. das bei Herkenrath (1960) verarbeitete Quellenmaterial.

von der Kenntnis seiner Vorläufer motiviert sein, so z. B. *seivlen* in *seivlen bochg* als Kontamination des älteren örtlichen, undiphthongierten *sulen* mit dem *SEILEN BVOCH* des Straßburger Künstlers Johann Jacob Ebelmann, das Büchsenmacher von 1598 an mehrfach auflegte (Irmscher 1999, 110, 116ff. u. Abb. 14). An anderen, eher individuellen Eigenheiten wie <chg> für den auslautenden velaren Frikativ oder <gie> für das Präfix *ge-* hat Kasemann in weiteren Werken festgehalten:

SEILEN BOCHG / Darin Gieziert Seilen Vnt Termen Sin. Nievlichg An Dachg Giestelt
Rotger Kaseman. Gietrvcket Bie Herman Schreiber Anno 1616 (Irmscher 1999, 166)

Der Titel *SEILEN BOCHG* ist sogar unverändert in eine französische Ausgabe, Paris 1622, eingegangen (Irmscher 1999, 166). Die Gruppe der Architektur- und Säulenbücher bedarf wegen des relativ geschlossenen Überlieferungszusammenhangs einer gesonderten Betrachtung und Bewertung.

Einen sachlich geschlossenen Überlieferungskomplex bilden auch die gedruckten lutherischen und reformierten Gesangbücher (Hollweg 1923). Wegen ihrer vielfältigen intertextuellen Bezüge, dann aber auch der Übersetzungen ins Niederländische und aus dem Niederländischen geben sie einen lohnenden sprachgeschichtlichen Untersuchungsgegenstand ab (vgl. unten 3.1 zum Gemeindegesang).

Eine genauere Untersuchung verdiente schließlich die seinerzeit viel beachtete „Aachener Chronik“ des Johann Noppius (Köln 1632),⁶ in der umfangreiches Quellenmaterial verschiedener Provenienz verarbeitet ist. Wahrscheinlich kann daran der Umgang des Verfassers mit älterem Textmaterial beobachtet werden (vgl. unten Kap. 3.3).

Für gedruckte Fassungen amtlicher Verlautbarungen, städtischer wie auch kurkölnischer, wie sie im 17. Jh. zunehmend geläufig wurden, gilt, dass die „zutage tretende Sprache [...] aller auffälligen regionalsprachlichen Merkmale entkleidet“ ist und „die Merkmale der ripuarischen Schreibtradition systematisch vermieden“ sind (Macha 1993a, 163, 166).

2.1.3. Deshalb können gerade auch, über den kölnischen bzw. rheinischen Buchdruck hinaus, die zehn (!) im Lauf des Jahrhunderts in Köln verlegten (Wochen-) Zeitungen besondere Aufmerksamkeit für eine rheinische Sprachgeschichte des 17. Jhs. für sich beanspruchen. Sie beginnen mit den 1625 von Caspar Erffens verlegten *Lateinischen und Teutschen Rapporten* und reichen bis zu der seit 1682 hinzugekommenen *Gazette de Cologne*, die im 18. Jh. unter ihrem aus Malmedy stammenden Redakteur Jean Ignace Roderique (1696-1756) Zeitungsgeschichte geschrieben hat (s. Hömig 1982, 159-177). Dieser neue Zeitungstyp hatte in den Einblattgedrucken und Flugschriften des 16. Jhs. in Köln vielfältige Vorläufer (Blum/Corsten/Hasenberg [1965], 49f.).⁷ Erich Straßner und

⁶ Katalog Köln ([1965], 137, Nr. 196).

⁷ Nach Hasenberg (Blum/Corsten/Hasenberg [1965], 53-57) handelt es sich um folgende Blätter:
– *Lateinische und Teutsche Rapporten* (1625)
– *Newer Unparteiischer Teutscher Mercurius* (1629)
– *Wochentliche Postzeitungen* (1632), fortgesetzt als
– *Ordinari Wochentliche Dinstags Postzeitungen* (1637)
– *Freitägige Zeitung* (1632)

Gerd Fritz (Fritz/Straßner 1996) haben die Kölner Blätter in ihren Untersuchungen zur Sprache der frühen Zeitungen in Deutschland nicht berücksichtigt und ihren Studien vier Titel aus Wolfenbüttel, Straßburg, Frankfurt und Hamburg zugrunde gelegt. Da Fritz und Straßner ihr Corpus inhaltsbezogen untersucht haben und pragmatische Fragen der Nachrichtenauswahl und Vertextung, weiter auch Syntax und Semantik unter einem wirkungsbezogenen Aspekt behandelt haben, würde auch die Berücksichtigung einiger Kölner Zeitungen für die hier verfolgte Fragestellung wenig bis gar nicht weiterhelfen.

Im Fall gedruckter Bücher können in der Regel bloß Vermutungen über Auswirkungen der durch den Druck verbreiteten Schreibformen angestellt werden. Die Annahme eines maßstabsetzenden Gebrauchs der vorgefundenen Formen für andere Textsorten im Umfeld des Druckortes ist vorschnell und muss im Einzelnen nachgewiesen werden. Im Falle der Zeitungen könnte sich diese angedeutete Unsicherheit womöglich ein Stück weit reduzieren lassen, insofern dieses Medium auf eine kontinuierliche Verbreitung angelegt ist. Eine genauere Untersuchung der Kölner (Wochen-) Zeitungen des 17. Jhs., auch unter dem Aspekt des Grades einer erreichten bzw. gepflegten neuhochdeutschen Norm, könnte vermutlich – zusammen mit anderen Druckausgaben der Zeit – eine Art Vergleichsmaßstab für die verschiedenen, handschriftlich geübten Varietäten des gleichen Raumes abgeben.

Schließlich wären unter dem Aspekt der Auswirkungen gedruckter Sprachformen auch weitere Bestandsuntersuchungen größerer Bibliotheken willkommen, wie sie Wilfried Enderle (Enderle 1994a) für die Bibliothek des Jesuitenkollegs in Düsseldorf vorgelegt hat.⁸ Sie können einen Eindruck davon vermitteln, welches Spektrum an neuhochdeutschen Druckvarietäten als mögliche Schreibvorbilder in Umlauf waren und zur Auswahl genutzt werden konnten.

2.2 Schreibsprache

Die Aufgabe einer rheinischen Sprachgeschichte im 17. Jh. ist nicht (wie oben erwähnt) in der „normalen“ Weise zu lösen, indem eine Summe aus der Fülle von vorliegenden Detailuntersuchungen gezogen werden könnte. Vor dieser Situation hatte vor fast einem Jahrzehnt schon Jürgen Macha gestanden (Macha 1993a). Seitdem hat sich die Lage nur in ersten Ansätzen verbessert. Diese erste Erkundung war denn auch entsprechend

-
- *Extraordinari Postzeitungen* (1634, Freitagsausgabe der dienstäglichen *Wochentliche Postzeitungen*)
 - *Ordinariae relationis diariae continuatio* (1640)
 - *Extraordinariae Relationes* (1664), fortgesetzt als
 - *Ordinariae Relationes* (1667)
 - *Europäische Samstäigige Postzeitung*, umbenannt in *Sambstäigige Cöllnische Zeitung*
 - *Ordinarie Mittwöchentliche Post-Zeitungen* (1675, vorübergehend *Mercurius*)
 - *Sambstäigige Postzeitungen* (1689 umbenannt in *Sambstäigiger Reichs-Courrier*).

⁸ Vgl. auch Finger (1994, 229ff.). Die von Heinz Finger (ebd.) angekündigte Bestandsübersicht über die Bibliothek des Düsseldorfer Kapuzinerklosters ist in der vorgesehenen Zeitschriftenreihe noch nicht erschienen. Zusammen mit den Bibliotheken, die im Zuge der katholischen Reform aufgebaut worden sind, kommen Druckwerke in den Blick, die zwar aus verschiedenen Regionen stammen, aber gleicher konfessioneller Provenienz sind und möglicherweise zur Verbreitung konfessioneller Signale der Schreibe ebene beitragen konnten. Ein quantitativer Überblick zu katholischen Druckern findet sich bei Enderle (1994b, 37-59).

zurückhaltend „Rheinische Sprachverhältnisse im 17. Jahrhundert“ überschrieben und nahm Textzeugnisse des kurkölnischen Hofes, der Stadt Köln und des kölnischen Umlandes, also des Zentrums, in mehreren sprachsoziologischen Schichtungen in den Blick. Der vorliegende Beitrag kann, trotz des anspruchsvolleren Titels, nur versuchen, das dort begonnene „Anlegen von Suchgräben“⁹ nach verschiedenen Seiten hin fortzuführen.

Weite Strecken des fraglichen Raumes sind in sprachgeschichtlicher Hinsicht nicht näher untersucht – auch für die Zeitabschnitte vor dem 17. Jahrhundert. Das deutlichste Bild ist derzeit für das Zentrum, die Stadt und – bereits rückläufig – das Umland von Köln gezeichnet (Macha 1991b; Macha 1998). Den sprachlichen Verhältnissen auf dem flachen bzw. hügeligen Land der vereinigten Herzogtümer Jülich und Berg ist in größerem Rahmen bislang noch niemand nachgegangen. Als ganz besonders schmerzhaft hat in diesem Zusammenhang zu gelten, dass der Reichsstadt Aachen überhaupt noch keine schreibsprachlichen Untersuchungen gewidmet worden sind, die allgemein zugänglich wären.¹⁰ Wegen ihrer mundartlich exponierten Lage im Übergang vom ripuarischen Raum zum Niederfränkischen¹¹ kommt der schreibsprachlichen Orientierung dieser nicht unbedeutenden Stadt ein besonderes Interesse zu.

Das verdeutlichen die Studien von Leo Wintgens (z. B. Wintgens 1979; 1982) für den südniederfränkischen Sprachraum im Südwesten von Aachen (westlich der deutsch-belgischen Staatsgrenze), soweit er den germanischsprachigen Gerichtsbänken des alten Herzogtums Limburg entspricht.¹² Die Schriftzeugnisse dieses Gebietes zeigen einmal mehr die relative Unabhängigkeit des schreibsprachlichen Usus von einer anzunehmenden mundartlichen Grundlage. Bis in die Mitte des 16. Jhs. war dort für Gerichtsprotokolle und weistumsartige Rechtstexte¹³ eine Schreibsprache ripuarisch-kölnischer Prägung im Gebrauch. Seit der Mitte des 16. Jhs. wurde dieser Typ zunehmend durch einen brabantisch geprägten Schreibusus abgelöst. Dieser Befund erklärt sich als Folge einer verstärkten inneren Verwaltungsorganisation des frühneuzeitlichen Staates. Die relative Eigenständigkeit, die das limburgische Territorium nach seiner Vereinigung mit dem Herzogtum Brabant nach 1288 lange bewahrt hatte, wurde zunehmend von der Zentralgewalt aufgelöst. Im Ergebnis standen im 17. Jh. zwei nicht autochthone Schriftvarietäten über der niederfränkischen Mundart¹⁴ nebeneinander: eine am Brabantischen orientierte Amtssprache der staatlichen Verwaltung der unteren Ebene und eine hochdeutsche

⁹ Dieses Verfahren der Archäologie dürfte immer noch die anschaulichste Analogie darstellen.

¹⁰ Nicht im Druck veröffentlichte Examensarbeiten wie Vrancken (1965) zu den Aachener Stadtrechnungen oder Augustus (1965) zu den Urkunden von Herzogenrath / Kerkrade sind zur weiteren Nutzung für die Forschung praktisch verloren.

¹¹ In dialektologischer Sicht vgl. z. B. Welter (1938) und Goossens (1965) sowie sprachhistorisch: Goossens (1991a).

¹² Die Grenzziehung von 1920 nach dem ersten Weltkrieg hat das Gebiet in Gänze Belgien zugeschlagen. Die Existenz der deutsch-belgischen Staatsgrenze (bzw. der deutsch-niederländischen weiter nördlich) verführt leicht dazu, mit sprachhistorischen Beobachtungen an neueren Staatsgrenzen innezuhalten. Wie sich diese jüngeren Grenzziehungen unter den Bedingungen moderner Standardsprachen und Massenkommunikationsmittel auf die sprachliche Orientierung der Sprecher in den abgegrenzten Räumen auswirken, hat José Cajot (1989) eindrucksvoll gezeigt. Zum Zustandekommen des Grenzverlaufs nach der napoleonischen Zeit s. Klingenburg (1940).

¹³ In Edition vorgelegt von Wintgens (1988).

¹⁴ Zur grundsprachlichen Basis s. Welter (1929; 1933).

Amtssprache der katholischen Kirche. Denn die katholischen Kirchengemeinden unterstanden der Jurisdiktion des Erzbistums Köln.

Eine Fortsetzung solcher Untersuchungen nach Osten, ein Anschluss an die Ämter des Herzogtums Jülich, die Fürstabtei Kornelimünster und nach Nordosten an das Aachener Reich und die Reichsabtei Burtscheid besteht noch nicht.

Vom nordwestlichen Rand des Areals, das auf dialektaler Ebene nicht zum Ripuarischen gezählt werden kann, reichen jedoch zwei Arbeiten in den hier behandelten Raum hinein, nämlich die Untersuchungen zu Heinsberg (Gillessen 1994) und Sittard (Otten 1977), beide Ämter im Herzogtum Jülich. Der zeitliche Schwerpunkt auch dieser Arbeiten liegt auf dem „interessanteren“ 16. Jahrhundert, doch sind die ersten Jahrzehnte des 17. Jhs. noch berührt.

Im Heinsberger Geschäftsschriftgut ist die Umorientierung von einer limburgisch-maasländischen Schreibe auf das Hochdeutsche im Wesentlichen um die Mitte des 16. Jhs. abgeschlossen. Die Übergangszeit bis zu einem konstanten hochdeutschen Schreibusus reicht bei einzelnen Variablen (z. B. *up – uff – auf, uber – über*) bis ins 17. Jh. (Gillessen 1994, 263, 267). Doch machen die Texte des 17. Jhs. nur einen geringen Teil des von Leo Gillessen untersuchten Corpus aus.

Dirk Otten belegt für Sittard, das relativ spät mit dem Amt Millen-Born an Jülich gekommen ist (1400), dass bei einer limburgischen Sprech- und Schreibgrundlage mit dem Amtsantritt des Stadtvogts Johan Heister 1556 ein Bruch in der Schreibtradition und eine Hinwendung zum Hochdeutschen eingetreten ist (Otten 1977, 61f., 133ff.). Auch in diesem Material ist das 17. Jh. allein für das erste Jahrzehnt mit nur 10 Urkunden vertreten.

Einen überaus anschaulichen Nachweis von Vielfalt, Nebeneinander und Umbrüchen bis zum endgültigen Einpendeln einer Norm hat Klaus Egert am Beispiel der Schreibsprachgeschichte in Stadt und Amt Erkelenz geliefert (Egert 1994). Als Teil des geldrischen Oberquartiers könnte man das Beispiel auch dem nordniederrheinischen Bereich zuweisen; doch lag das Territorium als geldrische Exklave auf der Höhe Jülicher Ämter wie Heinsberg oder Wassenberg. Aufs Ganze gesehen ist dort zwar das zunächst geübte Mittelniederländische durch das Neuhochdeutsche abgelöst worden, doch erfolgte der endgültige und alle schreibsoziologischen Schichten erfassende Wechsel erst nach dem Wiener Kongress und dem Anschluss an Preußen. Je nach schreibender Institution und Textsorte (Stadtrechnungen, Schöffengerichtsprotokolle usw.) erfolgte die Ablösung des Niederländischen zu verschiedenen Zeitpunkten. Ab 1607 taucht in den Gerichtsprotokollen sogar wieder das Lateinische auf. Selbst auf dem kleinen Raum eines Amtes konnte die Schreibsprachwahl verschiedene Richtungen einschlagen. In den zum Amt gehörigen Orten Wegberg und Niederkrüchten fand seit dem zweiten Quartal des 17. Jhs. auf der Magistratsebene das Niederländische erneut Verwendung. Die Sprachenwahl in den katholischen Pfarreien war stark an den Herkunftsregionen der Pfarrer orientiert.

Was aus der Arbeit von Klaus Egert über die Einzelresultate hinaus vor allem festgehalten werden muss, ist die Einsicht, dass auf einem überschaubar kleinen Raum die Verhältnisse in überraschend verschiedenen Richtungen verlaufen konnten. Deshalb wären Untersuchungen nach dem Vorbild dieser Arbeit für den ganzen unerforschten Streifen von der alten jülichischen Westgrenze bis zum Zentrum Köln einerseits und andererseits für den rechtsrheinisch-bergischen Raum dringend erwünscht. Dabei ist die

Ausgangslage für Untersuchungen der Ämter des Herzogtums Jülich außerordentlich günstig. Abgesehen davon, dass bereits die skizzierten „Anschlussstücke“ – wenn auch ohne die Stadt Aachen – bestehen, kann man eine recht homogene und flächendeckende Quellenschicht für ein solches Unternehmen zugrunde legen, nämlich die Amtsrechnungen, die seit ca. 1500 für die Ämter so gut wie geschlossen bis zum Ende des Alten Reiches erhalten sind. Ganz ähnlich ist die Situation für Kurköln (s. Oediger 1957, 161ff. u. Oediger 1970, 157ff.). Leider fällt demgegenüber das rechtsrheinische Berg in zweifacher Hinsicht aus. Weder existieren aus diesem Gebiet Voruntersuchungen noch setzt der Quellentyp der Amtsrechnungen früh genug ein. In größerem Maß sind sie für Berg erst vom 18. Jh. an überliefert (Oediger 1957, 163f.). Hier wäre erst ein adäquater Ersatz aufzusuchen. Die wenigen erschlossenen inschriftlichen Zeugnisse (Macha 1985) sind als ergänzende Quellen zwar willkommen, können aber ein breites Textcorpus nicht ersetzen. Die Quellensammlungen für die vier bergischen Städte Siegburg, Blankenberg, Deutz und Ratingen sind für das 17. Jh. von recht unterschiedlicher Dichte und Provenienz.¹⁵

Über die Einzelheiten der bisher referierten Arbeiten hinaus sind zwei methodologische Einsichten festzuhalten, von denen vor allem die zweite für den Fortgang der Untersuchung besondere Bedeutsamkeit erhält. Zum einen bestätigt sich erneut, dass politisch-kulturelle Ausrichtungen oder Neuorientierungen auf Dauer nicht ohne Auswirkungen auf den schriftsprachlichen Usus bleiben. Vor allem aber nimmt in Zeiten des Umbruchs und des vermehrten Variantenangebots die Bedeutung einzelner Persönlichkeiten zu, die richtunggebend wirken. In Sittard konnte der Stadtvogt Johan Heister für einen Richtungswechsel namhaft gemacht werden (Otten 1977, 61f.). In Erkelenz ist Klaus Egert auf den Vogt Johann von der Hardt gestoßen, „der aus dem ripuarischen Monschau stammte“ (Egert 1994, 19). Geht man allein vom Aspekt dieser Herkunft aus, hätte Johann von der Hardt auch anstelle des „modernen“ Hochdeutschen die ältere ripuarisch-kölnische Schreibsprache einführen können. Erst wenn man ergänzend daneben stellt, dass weitere Mitglieder der Familie von der Hardt in ihrem traditionellen Verwaltungsbezirk, dem Jülicher Amt Monschau, tatkräftig an der Ablösung der älteren Schreibsprache gewirkt haben (vgl. Neuß 1983, 377f.), gewinnt die Beobachtung volles Gewicht. Die Quellenanalyse im folgenden Kapitel wird deshalb ein besonderes Augenmerk auf die Person der Schreibenden legen.

Im Vorgriff auf dieses Kapitel soll deshalb für die Situation der Schreibenden die folgende Hypothese bezüglich des Verhältnisses von „relativer Homogenität“ und „großer Variabilität“ auf der einen und Bedeutung der Schreiber auf der anderen Seite formuliert werden: Relative Homogenität der Texte wird als Folge eines einigermaßen stabilen und intensiven kommunikativen Netzwerkes verstanden, dem sich die Schreibenden einfügen. Entsprechend ist hier die Rolle des Einzelnen in der Regel von geringerer Bedeutung und kann vernachlässigt werden. Umgekehrt ist hohe Variabilität ein Hinweis auf einen labilen Zustand sowie das Fehlen eines stabilisierenden Usus und intensiven kommunikativen Austausches. Hohe Variation ist Signal für den individuellen Umgang der einzelnen Schreiber mit dem Variantenangebot und Anzeichen für das Suchen nach einer

¹⁵ Serie A. „Bergische Städte“ in der Reihe „Quellen zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte der rheinischen Städte“: Lau (1907), Kaeber-Hirschfeld (1911), Redlich (1928).

neuen Norm. Folglich gewinnt für die nachzeichnende Geschichtsschreibung die Rolle der Schreibenden größeres Gewicht.

Erwartungsgemäß hat das Zentrum des ripuarischen Raumes, die Stadt Köln und (schon eingeschränkt) das kurkölnische Umland die meiste Aufmerksamkeit erfahren, und zwar sind es die Untersuchungen von Jürgen Macha, die in den zurückliegenden Jahren aufgrund von stadtkölnischen Gerichtsprotokollen genauere Einsichten ermöglicht haben. Neben der Serie der sogenannten Turmbücher, die einen Längsschnitt bis ins 18. Jh. erlauben (Macha 1991b), bilden Hexenverhörprotokolle der Zeit von 1629 bis 1662 die Grundlage (Macha 1992).¹⁶ Bei beiden Quellengruppen handelt es sich nicht um Wortprotokolle, sondern um nachträgliche, schriftlich zusammenfassende Formulierungen von ursprünglich mündlich-sprechsprachlichen Verhandlungen. Alle Details können hier nicht ausgebreitet werden. Als Bilanz ist festzuhalten: Grundsätzlich ist eine „modernere“ neuhochdeutsche Schreibung angestrebt (Macha 1991b, 48; Macha 1998, 53), wie sich an neuhochdeutscher Diphthongierung und Lautverschiebungsstand zeigt. Die noch herrschende Unsicherheit und fehlende Verankerung in der Sprechsprache in diesem Bereich tritt an mancherlei unveränderten Reliktformen oder falschen Umsetzungen zutage. Weitere Modernisierungssignale sind z. B. <p> für alte initiale (*pleiben, pitten* usw., allerdings in hohem Maße lexemgebunden, bis 1665), <ch>-lose Formen von *nicht* (praktisch regelmäßig zwischen 1620 und 1675, danach abruptes Abbrechen, usw.) u. ä. Die Schwierigkeit in einer Beurteilung solcher Befunde liegt darin, dass zum einen die jeweils bevorzugten Variablen nicht allesamt eindeutig einem präferierten landschaftlichen Schreibvorbild zugeschrieben werden können (z. B. ist die <ch>-lose Negationspartikel auch gut ripuarisch), zum anderen wechseln die Präferenzen oft genug schlagartig (Macha 1991b, 44-46). Über die intendierte Modernisierung sind die älteren schreibsprachlichen Gewohnheiten jedoch noch lange nicht einfach abgetan, wobei eine Reihe von Schreibungen durchaus eine sprechsprachliche Verankerung hatte, wie z. B. <i> als Hebung alter /e/ in *finsteren* 'Fenster', *mircken* 'merken' usw. oder umgekehrt <o> aus Senkungen von /u/ in *gesond* 'gesund', *gedolt* 'Geduld' usw. Dazu treten spezifische Schreibgewohnheiten wie nachgestellte <i> oder <e> bei Langvokalen. Die stärkste Beharrsamkeit und regionale Bindung weist die Lexik auf. Insofern ist der Feststellung von Klaus J. Mattheier beizupflichten, dass „der Ausbildungsprozeß des Neuhochdeutschen in Köln mit der Verdrängung der ribuarischen Schreibsprache im 16. Jahrhundert noch nicht abgeschlossen ist“ (Mattheier 1981, 294). Ob sich aber das Ergebnis aus zwei klar abgrenzbaren Überschichtungsprozessen herleiten lässt, „von denen der erste im 16. Jahrhundert vom obd. Kernraum des Gemeinen Deutsch her die in Köln anstehende ribuarische Schreibsprache verdrängt und der zweite dann seit dem 17. und bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts vom omd. Kernraum um Meissen und Leipzig aus nach und nach die obd. Reste aus der Schriftsprache tilgt“ (Mattheier 1981, 296), ist aufgrund der Textuntersuchungen seit den 90er Jahren nicht zu erkennen. Je mehr Variablen eines Textes in den Blick genommen werden und eine Fixierung auf die Stadt Köln aufgegeben wird, umso mehr lösen sich Konturen auf, die als erste Ordnungshypothesen ihren Wert haben, den historischen Ablauf aber wahrscheinlich nicht einholen.

¹⁶ Anders als die Turmbücher liegen die Hexenverhöre ediert vor: Macha/Herborn (1992).

Eine neue Qualitätsstufe haben die jüngsten Untersuchungen von Jürgen Macha (Macha 1998) insofern erreicht, als nicht allein der beobachtete Sprachraum bei vergleichbarer Textgrundlage von Hexenverhörprotokollen auf das kurkölnische Territorium erweitert ist, sondern Graphievarianten auch unter einem Aspekt kultureller Markierung, d. h. hier als gegenreformatorische Signale, beobachtet werden. Damit tritt ein weiterer Bewertungsgesichtspunkt zu dem sonst dominierenden regionalspezifischen Aspekt der Schreibungen hinzu. Doch auch in diesem erweiterten Beobachtungshorizont gilt: „Kein Schreiber adaptiert die oberdeutsch-bairische Schreibvarietät auch nur annähernd komplett“ (Macha 1998, 66).

Man wird also bei der Analyse weiterer Quellenzeugnisse davon auszugehen haben, dass die Schreibenden als Ziel ein modernes Hochdeutsch vor Augen hatten, das in sich jedoch noch so vielgestaltige Traditionsstränge aufwies und so wenig gefestigt war, dass die jeweils produzierten Schreibresultate nach dem Stand von Textkenntnissen und individuellem Können der Schreibenden, dann aber auch nach regionaler Bindung, Niveau der Textsorte, Stand von Vorlagen usw. recht verschieden ausfallen konnten.

3. Beispielhafte Bereiche der Textproduktion

Wenn es nicht beim Beklagen der Forschungslücken und Aufzählen von Desideraten sein Bewenden haben soll, bleibt notgedrungen der Griff zu den Quellen selbst,¹⁷ ein Schritt, der unerlässlich und unbestritten aller Geschichtsschreibung voranzugehen hat. Hier bieten sich zwei Texttypen an, die zu verschiedenen Themen von und für jeweils verschiedene Nutzergruppen aufgeschrieben sind, die aber aus dem gesamten Gebiet stammen. Es sind zum einen Protokolle von Synodaltagungen der reformierten Gemeinden in Jülich und Berg sowie der Stadt Köln. Mit der Auswahl dieser Texte lässt sich insbesondere das Bergische gut erfassen. Als günstig erweist sich darüber hinaus, dass sich aufgrund der Synodalorganisation und der Editionsfrage bequem Vergleiche mit den nördlich anschließenden Gemeinden der Herzogtums Kleve herstellen lassen,¹⁸ die mit denen von Jülich-Berg und Mark zu einer Generalsynode zusammengeschlossen waren (dazu Bredt 1938; Mühlhaupt 1970, 211ff.). Von der Schriftsprache in den lutherischen Gemeinden lässt sich gegenüber den Reformierten kein so deutliches Bild gewinnen, weil dort, abgesehen von einer sehr viel ungünstigeren Überlieferungslage, erheblich weniger an Protokollen oder ähnlichen Aufzeichnungen zu Papier gebracht worden ist und man sich kurz gefasst hat (vgl. die Editionen von Rosenkranz 1970 und Lühr 1972). Auch bezüglich einer zentralen Archivierung der Aufzeichnungen hat man sich auf den reformierten Synoden deutlich mehr Sorge gemacht.¹⁹

¹⁷ Vgl. den zum geflügelten Wort gewordenen Satz von Wilhelm Janssen (1976, 288): „Als ich mir der skizzierten Forschungslage [...] hinreichend und mit Beklemmung bewußt geworden war, habe ich versucht, meine Zuflucht zu jenem Mittel zu nehmen, zu dem der moderne Historiker nur in der Verzweiflung zu greifen pflegt, nämlich zu den Quellen selbst.“

¹⁸ Ausgewertet sind für das 17. Jh. die folgenden Editionen: Stadt Köln – Lühr/van Dooren (1971); Lühr (1971; 1972; 1975; 1976/1981); Berg – Rosenkranz (1963/1964/1967); Jülich – Rosenkranz (1972); Kelm (1986); Kleve – Petri (1979; 1981); dazu die Generalsynode der gesamten niederrheinischen Kirche – Rosenkranz (1966).

¹⁹ Vgl. den Beschluß der Bergischen Synode 1664 (Rosenkranz 1964, 183): „Es wird einem wohlherwürdigen Synodo vorgestellt, ob es nicht rahtsam könne befunden werden, dass der Synodus mit ei-

Zum anderen geht es um ländliche Rechtsquellen (Weistümer) aus den drei Territorien: linksrheinisch um die kurkölnischen Ämter Hülchrath, Kempen und Oedt (einschließlich eingesprengter und umgebender Herrschaften) sowie die jülichischen Ämter Düren und Nörvenich; rechtsrheinisch um die bergischen Orte Hilden und Haan.²⁰ Dabei sind die Gebiete Hülchrath, Düren und Nörvenich im zentralen Ripuarischen und der Nähe Kölns gelegen, mit den beiden anderen Textgruppen kommt der Nordrand des Untersuchungsgebietes in den Blick.

Alle Einzelheiten können wegen des begrenzten Raumes nicht an dieser Stelle ausgearbeitet werden. Die mitgeteilten Beispiele sind eine charakteristische Auswahl und stehen stellvertretend für die Eindrücke, die sich bei der Gesamtdurchsicht des Materials und seiner Zusammenfassung ergeben.

Damit auch die angedeutete Rolle einzelner Schreibender genauer beleuchtet werden kann, wird in einem dritten Anlauf anstelle der Präsentation einer Textsorte ein Blick in eine Schreiberwerkstatt geworfen. Dank günstiger Quellenlage lässt sich beobachten, wie der Schulmeister Johannes Harzheim und der Regierungskommissar Henrich Rhoedingen bei der Anlage des Lagerbuches des Amtes Monschau (Herzogtum Jülich) im Jahr 1649 zu Werke gegangen sind.

3.1 *Protokolle reformierter Gemeinden*

Die Protokolle der territorialen reformierten Synoden bieten ebenso wie die der Generalsynode ein außerordentlich homogenes Bild durch das ganze Jahrhundert hindurch.²¹ Obwohl von wechselnden Protokollanten bei den Versammlungen geschrieben und durchweg als Abschriften überliefert, können sie gleichwohl als authentische Zeugnisse gewertet werden, denn sie repräsentieren beispielhaft Produkte einer eng miteinander verflochtenen Kommunikationsgemeinschaft.²² Wie aus vielfältigen Erwähnungen in den Protokollen selbst und aus Vorschriften zu ersehen, fand ein lebhafter und regelmäßiger Austausch der Protokolle zwischen Gemeinden, Classen und Synoden statt. Bis zur Einführung einer offiziellen, gedruckten Kirchenordnung 1662 (bzw. 1672) galten die Regelungen der ersten Generalsynode von 1610 als Kirchenordnung, von der jede Gemeinde eine Abschrift vorweisen musste. Die Protokolle synodaler Versammlungen von den Classen an aufwärts wurden auf den übergeordneten Synoden verlesen, umgekehrt waren deren Protokolle durch Abschreiben nach unten zu verbreiten und zu

nem sicheren Archivo versehen werde, darinnen die Synodalschriften und andere documenta, den Synodum concernierend, zu gutem Verwahr möchten hingelegt werden. Synodus erkennt dieses vor hochnötig, dass sothanes Archivum aufgerichtet, davon dem zeitlichen Praesidi der Schlüssel soll anvertrauet werden“. Im Vergleich der drei Territorien Kleve, Jülich und Berg erweisen sich die bergischen Protokolle als die weitschweifigsten. Zur Archivierung vgl. weiter die Jülicher Synode von 1666 (Rosenkranz 1972, 245) u. a. m.

²⁰ Kurköln – Aubin (1913), Weber (1981); Jülich – Domsta (1983); Berg – Milz (1974).

²¹ Dieser Eindruck findet eine Bestätigung, wenn man zusätzlich die Protokolle der untergeordneten Classes hinzuzieht, die hier nicht mehr eigens aufgeführt werden.

²² Allein Fragen nach dem Usus der Anhäufung von Konsonantgraphien müssen unberücksichtigt bleiben, weil Albert Rosenkranz und Rudolf Löhr in ihren Editionen Vereinfachungen vorgenommen haben.

archivieren, was von Inspectoren zu überprüfen war.²³ Diese Verfahrensordnung²⁴ der Synoden war geeignet, die Vereinheitlichung im Schreibusus zu befördern. Anders als die knapp resümierende lutherische Protokolle lassen die reformierten in ihrer Ausführlichkeit einen Blick in den Gang der Verhandlungen zu, auch wenn es sich nicht um Wortprotokolle handelt. Sie dürften aber sehr nah an der Verhandlung selbst formuliert worden zu sein. Auf eine gewisse Weitschweifigkeit scheinen die Beteiligten Wert gelegt zu haben. Die Jülicher Synode 1669 hielt nämlich über die Protokollierung fest:

Demnach bei Abschreibung der Acten befunden, dass viel, was in Synodo vorgestellt und verhandelt gewesen, nicht ordentlich abgefast und beschrieben war, und zwar daher weil D Scriba vielfältig durch eine und andere vorgefallene Sachen sehr beunruhiget und verhindert worden, also dass andere bisweilen die Feder in Hand nehmen müssen, auch sonst in Synodal-Versamblungen viele Sachen und quaestiones sich oftmahlen dergestalt überhäufen, dass, sobald die erste abgethan, alsbald eine andere vorgestellt wird, ehe und bevor die erste recht aufgesetzt worden, dadurch dan in Beschreibung der Acthen einige Confusion erfolgt, als soll inskünftig der abgestandene Scriba dem neu Erwehlten in Aufsetzung der verhandelten Sachen beistehen. (Rosenkranz 1972, 277)

All das schließt nicht aus, dass gelegentlich stärker individuell geprägte Texte vorkommen. Im Protokoll der Bergischen Synode von 1676 (Rosenkranz 1967, 41ff.) häufen sich auffallend initiale <d> für hochdeutsche <ɪ>: *Dauf*, *Kinderdauf*, *Döchterlein*. Nachwirkungen der alten regionalen Kölner Schreibsprache sind kaum auszumachen, was angesichts des Bildungsgangs der reformierten Prediger als Verfasser nicht verwundert. Ganz vereinzelte <ae> (*daer*, *wae*, *raet*, *rait*, *Wulffraedi*) u. ä. mit <e – i> als Längensignalen können durchaus vernachlässigt werden; <d> in *under*, *hinder* und auch undiphthongiertes *uff* sowie <h>-loses *nit* sind nicht ausschließliche Merkmale der alten Kölner Schreibsprache. Seit den 70er Jahren kommen als Neuerungen häufiger als früher *sind* für *sein(d)* und *nicht* für *nit* auf. Hin und wieder sind einzelne „Entgleisungen“ in Diphthongierungsfällen zu beobachten wie *in den Kriegslüften*, *mit Zuzeihung* usw. Neben dem undiphthongierten *uff* ist auch *auff* bekannt, und es hat ganz den Anschein einer tendenziell regelhaften Verteilung dieser Variablen nach Haupt- und Nebenton im Satz. Bei den häufigen Protokollpassagen zu Fragen der Kirchenzucht und der Einholung von Entscheidungen lautet die übliche Wendung: *Auf die Frag der Kirchen zu* In dieser Position ist *uff* ziemlich sicher ausgeschlossen, ein Indiz für eine gewisse Rückbindung der Schriftversion an eine gesprochene Sprache. Weiter sind es Ortsnamenschreibungen, die Anhaltspunkte für Wiedergaben nach Gehör bzw. zur gesprochenen Sprache bieten: *Dusseldorpiensis*, *zu Zutfohen* 'Zutphen', *des Gellerlants*, *Glabbach* bzw. auf eine Vorstellung von hochdeutscher Wiedergabe des Gehörten wie *Geuchen*

²³ Zwei Beispiele unter vielen: Bergische Synode 1611 (Rosenkranz 1963, 16): „Darauf auch verabscheidt, damit der vorigen Synodorum acta einem jeden bekant werden, dass ein jeglicher Kirchendiener die acta Synodi Generalis sowohl als andern Provincialsynoden abschreiben und alzeit Classico Inspectori bei Straff eines halben Reichthalers für die Armen ufzulegen bereit sei“; Jülicher Synode 1669 (Rosenkranz 1972, 272f.): ... dass „hinfüro bei der Inspection zu untersuchen, ob ein jedwede Gemeine die acta Synodorum und Classicum in ein besonder Buch geschrieben habe, sonst dasselbe annoch zu thuen anzustellen“.

²⁴ Weiteres zur Geschäftsordnung der Synoden bei Bredt (1938) und Kelm (1986, 3ff.).

‘Jüchen’. Postvokalisches /g/ dürfte weitgehend als Frikativ realisiert worden sein; die zugehörigen Graphien sind <gh – ch> (*Goldbach*/*Goldbach* als Familienname, *fleissigh*, *Möchlichkeit*). Daneben stehen die lexembundenen regelmäßigen Wortformen der Zeit wie etwa *verabscheiden*, *liebern*, *pleiben*, *truck* ‘(Buch)druck’ ... Regionales schlägt in dieser Sprachform kaum noch durch. Eine auffällige Ausnahme zu dieser Feststellung bilden, gerade mit Blick auf die Quellengruppe der Weistümer, die ältesten Protokolle der Jülicher Provinzialsynode (zweites Jahrzehnt 17. Jh.) in der Abschrift der Dürener Gemeinde (Rosenkranz 1972, 1ff.), wo überaus konsequent das Dehnungs-*h* vor dem zugehörigen Vokalgraphen steht. Dieser Usus ist mit deutlich gesteigertem Vorkommen auch in linksrheinischen Weistümern zu beobachten.

Selbstverständlich kommen gegenreformatorisch-, bairische‘ programmatische Signale nicht vor.²⁵ Entsprechend kann die Suffixform *-nus* keinesfalls zu solchen Signalen gehört haben, sie fließt den reformierten Predigern problemlos aus der Feder.

In ihrem Gesamtduktus verraten die Protokolle die Verfasserschaft studierter, mit dem Lateinischen vertrauter Prediger, wie er ähnlich in Texten gelehrter Juristen zu beobachten ist:

Ad §21 actorum Clivensium de anno 1665 ist versehen, daß eine jede Gemeine nicht allein ihre Consistorialacten richtig verzeichnen, sondern auch darneben hinfüro alle Classical- und Synodalacten Synodorum sowol Generalium als Provincialium abschreiben und daß bei den Visitationen jede Gemeine darnach von den Inspectoribus expresse gefragt und bemelte acta von der Gemeinen vorgezeigt werden sollen[...]
(Generalsynode 1665: Rosenkranz 1966, 119f.)

Dieweil die casus conscientiae et disciplinae ecclesiasticae, wie §31 verabredet, bishero noch nit aus den Synodalacten extrahiret, sollen ex actis Synodi Generalis alsolche Casus a Praeside Synodii generalis und ex actis Synodorum Provincialium von den Praesidibus derselben Provinzien abgefasset werden und, um ferner dieselbe hemechst in ein corpus zu bringen, zu Papir gesetzt werden.
(Generalsynode 1662: Rosenkranz 1966, 112)

[...] darumb dass dessen Frau, aus dem Feld mit einer Burden Krauth kohmende, dem Pastor, in der Hand eine Monstrants tragende, den Rücken gewendet [...]
(Jülicher Synode 1654: Rosenkranz 1972, 184)

Ist die interne Vereinheitlichung der Protokolle in hohem Maß durch die Organisationsform der Gemeinden begünstigt, so ist für das weitgehende Fehlen von Reflexen der alten Kölner Schreibsprache der Anteil der Prediger in Rechnung zu stellen. Sie kamen aus fast allen Regionen im Westen des Reichs, zu einem beachtlichen Teil aus Oberdeutschland,²⁶ und hatten oft an oberdeutschen Universitäten studiert, bis in der zweiten Hälfte des 17. Jhs. zunehmend die Duisburger Universität (gegründet 1655) Nachwuchs

²⁵ Zum Gedanken der programmatisch markierten Graphien s. insbesondere Macha (1998).

²⁶ Zu den biographischen Hintergründen der reformierten Prediger s. Rosenkranz (1958) und die Anmerkungen der Editionen.

heranbildete. Gemäß den Protokollen zeigen sich die Prediger als recht eigenwillige²⁷ wenn nicht gar streitbare Naturen, die häufig von Gemeinde zu Gemeinde wechselten und weit herumgekommen waren. Beispielhaft kann für eine solche Gestalt der 1589 in Elberfeld geborene Werner Teschenmacher stehen, der nach Studien in Herborn und Heidelberg als Pfarrer in den nördlichen Ämtern des Herzogtums Jülich tätig war, ehe er zuletzt in Kleve und Emmerich amtierte, in Xanten starb und in Wesel begraben wurde. Seine 1633 abgeschlossene, erst 1962 im Druck verbreitete Kirchengeschichte (Teschenmacher 1962), weist in den von ihm formulierten Teilen außerhalb von zitierten Schriftstücken die gleiche deutsche Sprachgestalt auf wie auch die Synodalprotokolle.

Gelegentliche Regionalismen in den Protokollen sind daher kaum einem allgemeinen resthaften Bekanntheitsgrad alter Kölner Schreibsprache zuzuschreiben. Da es sich bei ihrem Vorkommen ohnehin nicht um exklusive *Coloniensia* handelt, sondern eher um Erscheinungen, die auch weiter nordwestlich, in rhein-maasländischem Schreibusus bekannt waren, wird dieser Anteil über die Prediger eingeflossen sein, die aus dem Herzogtum Kleve oder den Niederlanden stammten. So dürften sich auch offensichtlich verhochdeutsche Niederlandismen der Art ... *daß die lutherische Prediger sich nicht entsehen ... 'sich nicht scheuen'* (nl. zich ontsien) oder ... *daß man D. Brullio etwas zu Gemüht komme ... 'entgegenkomme'* (nl. tegemoetkomen) erklären (Rosenkranz 1966, 173, 179).

Ein weiterer Faktor, dem das Neuhochdeutsche im Umkreis reformierter Gemeinden Förderung zu verdanken hat, ist die Sorge um das Schulwesen von der Primarstufe an,²⁸ auch wenn die Zustände oft unbefriedigend waren und die Lehrer von ihrem Einkommen das Leben kaum fristen konnten.²⁹ Erstes Ziel war zwar die religiöse Unterweisung,²⁹ aber

²⁷ Dahin gehört nicht zuletzt die Einstellung zur Mode, wie sie auf der Bergischen Synode 1691 formuliert ist (Rosenkranz 1967, 282): „Bei dieser Gelegenheit wird auch angereget, daß einige Prediger der Paruquen, dadurch die Schwachen leichtlich geärgert und die zur Hoffart Geneigte in ihren Sünden gesteift werden, sich gebrauchen. Synodus ermahnet derowegen die Herren Brüdere ernstlich, daß sie sich einer exemplarischen Demuth in Kleideren befleißigen und ohne tringende Noth keine Haarpauquen auf ihren Häuptern tragen. Da sie aber aus Mangel an eigener Haren etc. dieselbe zu tragen genötiget wurden, nicht nach der eiteln Welt Manier mit großen und den schändlichen also genanten Fontangen der Weibspersohnen – dawieder sie doch auch in ihren Predigten zu ihrer Abschaffung christlich zu eiferen haben – sehr gleichenden Haarbüschchen vorn auf dem Haupt, sondern damit ein jeder sehen möge, daß es ein Nothwerk sei, nur als wen's ihre eigene Haare wären, verfärtigen lassen sollen.“ Auf das Thema mußten die Synoden mehrfach zurückkommen.

²⁸ Schon die erste Generalsynode Duisburg 1610 (Rosenkranz 1966, 18) bestimmte: „Weil hochnotig, daß die Jugend bei Zeit zu der Erkenntnis und Furcht Gottes vornehmlich erzogen, wie die Gemeinen mit notigen Schulen und Schuldiener hin und wider mochten versehen werden.“

²⁹ Es ist kein Einzelfall, wenn die Jülicher Synode 1685 (Kelm 1986, 173) ihren Mitgliedern einschärfte, „daß alle Gemeinen sich nach bequemen Schulmeistern umbsehen, die diese nötige Übung in den Schuhlen auch eifrigst thäten wahrnehmen“, und die Bergische Synode 1692 (Rosenkranz 1967, 302) ermahnte: „wird nachmahlen den Küstern und Schulmeistern unter Straff der Entsetzung von ihrem Ampt, Bier- und Brandenweins Wirte zu sein, verboten.“ Und die Klever Synode klagte 1693 (Petri 1981, 190): „Weilen aber die traurige erfahrung lehret, daß die schulen an vielen orten ziemlich schlecht bestellt sey, daher anlaß genohmen wird, an den Päbstischen orten die Kinder zu bestatten, so wünschet Synodus hertzlich, daß von denen, die hierzu pourvoyr haben, nach vermügen sorge getragen werde, damit die verfallene schulen, die pflantzgärten der Kirchen sey, einmahl zum besseren standt gebracht, auch mit tüchtigen und qualificirten persohnen versehen werden, welche sich mit unverdrossenem fleiß und eifer der Jugend annehmen und sie durch den leichsten und kurzesten weg zur nöhtigen wissenschaft brächten, auch solche mit gnugsahmen unterhalt und lebensmitteln

sie erfolgte auf der Grundlage des hochdeutschen Heidelberger Katechismus („Dass der kleiner Heidelbergischer Catechismus in den Dorfschullen verpleibe und die Jugend darin fleissig unterwiesen werde, achtet Synodus sehr nötig zu sein“, Bergische Synode 1654 [Rosenkranz 1964, 75; vgl. Kirchenordnung 1662, §§20, 52 und Bredt 1938, 139ff.]).³⁰ Das Bildungsstreben der Gemeindeglieder ging aber schnell über den konfessionellen Rahmen hinaus. Die Synoden werden nicht müde, vor dem verderblichen Einfluss der jesuitischen Lateinschulen zu warnen, die den eigenen Anstalten offenbar kräftig Abbruch taten. Von den Schreibvarianten des Jesuitennamens (z. B. *bey den Jesziten zu Emmerich* [Petri 1981, 190]) macht die Version *die Jesuwider* (Petri 1979, 82) geradezu den Eindruck einer gezielten Verballhornung.

Sind bisher einige Faktoren namhaft gemacht worden, die einen stabilen Gebrauch des Neuhochdeutschen begünstigt haben, so ist abschließend als entscheidend noch ein anderer Umstand zu nennen, und zwar die gezielte Wahl des Neuhochdeutschen als Kirchensprache, insbesondere der Predigt. Diese Entscheidung hat in die gedruckte Kleve-Märkische Kirchenordnung von 1662 Eingang gefunden, die faktisch auch in Jülich-Berg galt und dort offiziell 1672 in Überarbeitung von 1671 übernommen wurde (Bredt 1938, 96ff.). Danach war die Katechese zu halten (§24 überarbeitet = alt §22) „ohne Einmischung fremder Sprachen, unteutscher Reden (oder auch affectirten reimen den Worten), ohne Anziehung mancherley Lateinischer oder Griechischer Sprache“ (Kirchenordnung 1662; Bredt 1938, 212). Zur Installation der Prediger bestimmte der §93 ausdrücklich: „Es sollen auch die Predigten in keiner andern als Hochteutscher Sprache gehalten werden“ (Kirchenordnung 1662), wozu die Überarbeitung (§95) ergänzt, „es sey dann, daß die Nohtdurft ein anders erfordere [...]“ (Bredt 1938, 217f.). Der Gemeindegang dagegen sollte „nach Gewohnheit“ erfolgen.

Die Einschränkung des §95 trug der Lage im Klevischen Rechnung, wie schon die Generalsynode 1662 festhielt:

Zugleich haben Deputati ecclesiarum Embricensis et Reesensis Erinnerung gethan, daß das Predigen in hochteutscher Sprach allenthalben, absonderlich in den Städten, darinnen der Herren Staten Besetzung, nit practicirt noch eingeführt werden könne. Ersuchen derwegen, daß doch dieses in Ansehung derselben Kirchen, soviel erbäulich, moderirt werden möge. (Rosenkranz 1966, 111)

Doch nicht allein wegen niederländischen Besetzungen dauerte es im Gebiet der Klevischen Synode noch geraume Zeit, bis die Forderung der Kirchenordnung durchgesetzt war. Das Erfordernis der „hochteutscher Sprache“ zieht sich kontinuierlich durch die Protokolle der Klevischen Synode, insbesondere in Fragen zu besetzender Predigerstellen oder bei Drucklegung offizieller Texte.³¹ Auch in der Jülicher Synode stellte sich

versehen würden, auff daß sie desto besser hiedurch animirt, ihrem sonst beschwerlichen amt obzuliegen.“

³⁰ Der Heidelberger Katechismus war z. B. in dem 1612 in Düsseldorf erschienenen reformierten Gesangbuch, das bis 1684 im Gebrauch war, im Anhang abgedruckt: Katalog Kleve (1984, 484, Nr. J 22).

³¹ Die zahlreichen Nachweise von Wolfgang Petri aus den Klever Synoden bis zum Ende des 17. Jhs., auch in den Anmerkungen der Edition (Petri 1979; 1981), können hier nicht aufgenommen werden, da sie nicht zum engeren Untersuchungsgebiet gehören. Als besonders auffällig sei jedoch Daniel Brandis

das Problem bei einer Reihe von Gemeinden. Die Synode 1663 wollte den Gemeinden die freie Predigerwahl nicht beschneiden und auch „ausländische Recommendirte“ zulassen.

Diese *recommendati* aber sollen verpflichtet sein, den Gemeinen bei Abwesen oder Krankheit ihrer Prediger auf der Prediger Ersuchen zu dienen, sich auch der hochdeutscher Sprach gebrauchen. (Rosenkranz 1972, 228)

Und bei der Überprüfung des Jacob Flodorp in Kaldenkirchen wird auf derselben Synode festgestellt:

Dieweil er auch in niederdeutscher Sprach seine Predigten verrichtet, aber die Gemeinde damit zufrieden ist und bittlich begert, dass ihme die Bedienung in erwehnter Sprach zugelassen werde, weil solches zur Auferbauung ihrer Gemeinden gedeiet, hat Synodus in Erwegung dessen dieses ihnen gestattet. (Rosenkranz 1972, 229)³²

Selbst im ripuarischen Stolberg hat der seit 1662 dort wirkende Nikolaus Lachius die Regelung nicht eingehalten. Die Synode von 1668 bestätigt ihm zwar einen ordentlichen Zustand seiner Gemeinde, „doch ist dabei D. Lachio auferlegt, dass er sich der hochdeutschen Sprach bei seiner Bedienung in seiner Gemein hinfüro gebrauchen“ (Rosenkranz 1972, 239). Hin und wieder fasste die Bergische Synode einen Beschluss, Fachliteratur in niederländischer Sprache für den Druck ins Hochdeutsche zu übersetzen, da „dergleichen wenig im Hochdeutschen gefunden“ (Rosenkranz 1967, 209, nach Düsseldorfer Material; vgl. weiter Rosenkranz 1966, 118f.; 1967, 204).

Die gleichmäßigen hochdeutschen Protokolle des Kirchenverbandes der Generalsynode verdecken demnach, dass auf der Ebene der Gemeinden wohl ein sehr viel bunteres Sprachenbild anzutreffen gewesen ist. Insbesondere in den nördlichen Gemeinden des ripuarisch-niederfränkischen Übergangsgebietes wird das geforderte Hochdeutsch nur wenig im alltäglichen Gebrauch gewesen sein. Bei einem scharfen Tadel der Synode von 1693 an den Sittarder Prediger Thomas Otten (gebürtig aus Ruhrort) wegen „veränderter Abschreibung deß Consistorialbuchs“ mit der Auflage, „hinführo fürsichtiger darin zu verfahren“ (Kelm 1986, 271) wird leider nicht ersichtlich, worin genau die Veränderung bestanden hat. Sie scheint über die bloße Sprachenwahl hinausgegangen sein. Wenn jedoch die Vorgänger Ottens in Sittard, die Brüder Silvius, nach ihrem Weggang aus Sittard jeweils Stellen in Amsterdam bzw. in Maastricht angetreten haben, ist wenig wahrscheinlich, dass sie die Sittarder Gemeinde in Hochdeutsch bedient haben.

Dass die Regelung der Kirchenordnung, den Sprachgebrauch beim Gesang freizustellen, schließlich zu einem Nebeneinander am selben Ort und zur Bewahrung niederländischen Gesangs³³ auch nach Übernahme des Hochdeutschen geführt hat, gibt ein Zeugnis für Ruhrort von 1676 zu erkennen:

aus Kleve erwähnt, von dem an seinem Studienort Herborn 1686 vermerkt ist: „Daniel Brandis, S. Theol. stud. Clivopolitanus. Hactenus nonnisi vernaculam callens“ (Petri 1981, 147 Anm. 2).

³² Der Quellenausdruck *niederdeutsch* ist nicht im modernen sprachwissenschaftlichen Sinn zu verstehen, sondern meint im Rahmen der Protokolle alle Spielarten von Schreiben und Sprechen auf nicht-hochdeutscher Grundlage, einschließlich des Niederländischen.

³³ Vgl. oben Kap. 2.1.2 zu den protestantischen Gesangbüchern.

Daß gesinnen Classis, daß zu Ruhrorth in der gemeine der schulmeister nicht mehr in niederteutscher Sprache vorsingen solle, urtheilet Synodus billig zu sein, weil der Prediger nicht allein in hochteutscher Sprache, sondern auch der schulmeister selbst in hochteutscher sprach vorlieset; und ist deßwegen der anwesender Ältester HER. Picard erinnert worden, eß dahin zu befürdern, daß der Vorleser auch in hochteutscher sprach vorsingen möge; jedoch also, daß einem jeden in der gemeine frey bleybe, in sölicher sprach zu singen, in welcher eß ihme nach seiner andacht belieben wird. (Petri 1981, 39)

Für die reformierten Gemeinden war die jeweilige Predigtsprache ein hohes Gut. Entsprechend hielten Exulanten an ihrer Sprache fest und bildeten eigene Gemeinden. Französische (bzw. wallonische) Gemeinden bestanden u. a. in Köln und Aachen, Emmerich und Wesel. Genauere Untersuchungen wären willkommen.³⁴ In der Kölner wallonischen Gemeinde ist bis zur Jahrhundertmitte in Französisch gepredigt und Protokoll geführt worden; danach hat man sich für ein Zusammengehen mit der örtlichen niederländischen Gemeinde entschlossen (Löhr 1975, Vf.). Die Kölner niederländische Gemeinde ist im letzten Jahrzehnt des 17. Jhs. vom Niederländischen zum Hochdeutschen gewechselt (Löhr 1971).

Schließlich verdient eine weitere, im Ursprung niederländische Gemeinde besondere Erwähnung, weil sie die Debatten der Bergischen und Jülichischen Synoden von 1669 an Jahrzehnte lang beschäftigt hat: die „vor Cöln liegend Niederrheinische Schiffergemeine“ (Rosenkranz 1967, 173) bzw. „vor Collen liegender niderländischen Schiffer“ (Rosenkranz 1964, 237) zu Mülheim. Die Gemeinde bestand darauf, eine „freie Gemeine“ zu sein, „an kein gewisses Ohrt gebunden“, weil ihr Mitglieder als Rheinschiffer „teglich ihren Ohrt verendern“ (Kelm 1986, 154), wenn auch ein enger Austausch mit Mülheim und der Bergischen Synode bestand. Für das Jahr 1669 ist noch eindeutig bezeugt, dass dort ein zweiter, auf Kosten der Schiffer angestellter Prediger „in der niederdeutschen Sprache predigt“ (Rosenkranz 1964, 237).

3.2 Ländliche Rechtstexte (Weistümer)³⁵

In diesem Quellentyp zeigt sich im zentralen ripuarischen Gebiet, linksrheinisch in der näheren Kölner Umgebung, den Ämtern Hülchrath (Kurköln) und Düren und Nörvenich (Jülich) ein klares Gegenbild zum Befund der reformierten Synodalprotokolle. Alle Grade und Spielarten von Annäherungen an ein Neuhochdeutsch lassen sich beobachten. Durchgängig besteht eine neuhochdeutsche „Grundierung“, in der die Diphthongierung durchgeführt ist und nach Möglichkeit typisch kölnische Variablen (*off* statt *oder*, *sall/soll*, *as/als*, *op/uff*) auf usw.) gemieden sind. Insoweit gilt die Feststellung, dass die neue Varietät durchgesetzt ist. Im Einzelnen sind die Ergebnisse jedoch höchst unterschiedlich ausgefallen. Bei dieser Aufgabe war offensichtlich jeder einzelne Schreiber auf sich gestellt und seinem individuellen linguistischen Geschick überlassen.

³⁴ Zu den niederländischen Exulanten im Herzogtum Kleve im 16. Jh. s. jetzt Dünwald (1998).

³⁵ Ausgewertet sind die folgenden Texte: Aubin (1913), Nr. 6, 7, 18, 37, 44, 67, 71, 73, 76, 79, 80, 81; Domsta (1983), Nr. 3, 12, 13, 18, 29, 30, 43, 44, 48, 51, 52, 59, 81, 83; Milz (1974), Nr. 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33 und Weber (1981), Nr. I 5, I 6, II 3, III 2, III 4, IV 9, IV 10, IV 11, IV 12, V 5, V 8.

Eine zusammenfassende Darstellung ist daher kaum in der Lage, dem je besonderen Charakter eines einzelnen Stücks angemessen gerecht zu werden.

Zusätzlich ist im Vergleich zu den Synodalprotokollen eine besondere Vorbedingung zu berücksichtigen. In der Verwaltung der Ämter war es unumgänglich, immer wieder auf ältere Aufzeichnungen (Rechnungen, Rechtsregelungen, Vorurkunden usw.) zurückzugreifen. Daher waren die Schreiber genötigt, ständig mit älteren Schreibversionen umzugehen, sie lesen und verstehen zu können. Die ältere Art der Schreibe war demnach in ganz anderer Weise gegenwärtig als etwa für reformierte Prediger; und sie wirkt entsprechend nach.

Als besonders auffällig ist hervorzuheben:

- a) Graphien <ai/ay> sind außerordentlich selten bis überhaupt nicht belegt. Wenn sie dennoch vorkommen, dann so gut wie ausschließlich in der Wortsippe *Eid, beiden*.
- b) <h> als Signal von Vokallänge vor dem Vokalzeichen hat durchaus eine gewisse Häufigkeit, so dass seine systematische Durchführung in dem oben erwähnten Dürener Protokollbuch der reformierten Gemeinde (linksrheinisch, erste Jahrzehnte 17. Jh.) kaum zufällig ist (vgl. auch unten 3.3).
- c) Das Umsetzen in den neuen Schreibtyp haben die Schreibenden nach zwei Prinzipien probiert. Das erste fungiert auf Laut- bzw. Graphemebene, und zwar einigermaßen mechanisch, was leicht zu den bekannten Hyperkorrekturen geführt hat. Deren Vorkommen häuft sich textweise. Betroffen sind vor allem vorangehende <i>-Graphien verschiedenster etymologischer Herkunft und demnach auch oft ohne mundartlichen Rückhalt eines [i:]. Dazu kommen, jedoch deutlich seltener, analoge Fälle im Bereich <ü – eu> und alte [p]: *die leiben heiligen, deises gericht, preisterstand, heuten* 'hüten', *Schleußel, im pfall der noet, pfoen* 'Poen', 'Strafe', *pfacht* 'Pacht' usw. Dieses mechanische Tun häuft sich auffallend in Weistümern des Stifts St. Ursula zu Köln (Domsta 1983 Nr. 59, Fronhof Kelz): *abteissihnen* 'Äbtissin', *dahein scheicken* 'dahin schicken', *soll mann alheir feinden einen weilligen schultes* und (Aubin 1913, Nr. 67, Rechte in Ossendorf) *dreittens, sei* 'sie', *gebeiten ich zucht – verpeiten unzucht* (Friedensgebot des Schultheißen).

Das zweite Prinzip, das ein bereits besser geschärftes Sprachgefühl dokumentiert, bindet das Umsetzen an einzelne Lexeme und das mit ihnen verknüpfte Schriftbild. So erklären sich z. B. die doch öfter bezeugten *pleiben, pringen, prauchen*, während anderweitig initiale nicht verändert sind. Das Verfahren stößt an seine Grenze, wenn es galt, regional gebundenen Wortschatz oder juristische Terminologie zu verarbeiten, deren Wortlaut/Schreibbild in der neuen Schreibe nicht geläufig, wenn nicht ganz unbekannt war. Allein schon zur Vermeidung von Rechtsunsicherheit mußten derartige Ausdrücke tunlichst unverändert stehen bleiben: *metzerzug, wapengeschrei, klockenklank, wedt* 'Strafe', *wroge* 'Rüge', *urfied* 'Urfehde', *brüchieg* zu *Brüchte*, *brüchten* 'Bußgeld, Bußgeld zahlen', *malder* und *ahm, ohm* als Maßeinheiten usw.

Die Aufgabe, vor die sich in solchen Fällen die Schreibenden gestellt sahen, entspricht dem Geschäft von Mundart-Lexikographen, etwa beim Rheinischen Wörterbuch, einen neuhochdeutschen Lemma-Ansatz zu Wörtern zu konstruieren, die neuhochdeutsch standardsprachlich nicht belegt sind. Eine solche Aufgabe konnte nur unvollkommen bis gar nicht gelingen. Geradezu beispielhaft steht dafür das Adjektiv *ablivisch* 'verstorben', das weder in altripuarischer (*aflivisch*) noch neuhochdeutscher (*ableibig*)

Gestalt in den Text gefunden hat. Weitere Beispiele sind *boven*, *dubbel*, Substantive wie *beesten* 'Kühe', *stiren und beiren* 'Stiere und Eber', *die echer* 'Bucheckernmast', *weiß* 'Weizen', *olich* 'Öl', *weinzepper*, *bierzepper*, *vettmenger*, *platz* Fem., Verben wie *posten* 'pflanzen', *kleppen*, *antrecken* (von Glocken), *dat vur stochen* 'das Feuer anzünden, in Gang halten' usw. Wie hätte ein Weistumsschreiber *even* 'Hafer' < lat. *avena* lautgesetzlich 'richtig' lemmatisieren sollen, auch wenn es gelegentlich wie in *krämbfe* Pl. 'Haken' gelang?³⁶ Wer klug war, ließ die Wörter so stehen, wie er sie vorfand oder hörte.

Die Menge der Weistumstexte ist groß genug, um daran eine Typisierung der Schreiber zu versuchen. Dazu ist vorzuschicken, dass in der Nähe Kölns, im Amt Hülchrath, beträchtlicher Grundbesitz der großen Kölner Klöster und Stifter lag. Offensichtlich haben diese die Aufzeichnung ihrer Hofrechte gelehrten Notaren anvertraut, jedenfalls häufiger als die allgemeine landesherrliche Verwaltung. Das notarielle Elemente schimmert in den Resultaten der beiden ersten Gruppen durch:

a) Der Schreiber scheint besser im Lateinischen zu Hause als in den Varietäten der Volkssprache; er weicht, wenn eben möglich, ins Lateinische aus:

Im gerichtssitz, wan amptman und vogt zugleich jegenwurtig, tenet dominus camerarius medium locum, wann der vogt allein, primum locum; darnacher scabini petunt licentiam sedendi / Die prothocola iudicii asservantur penes scribam iudicii / Wan die pensiones nit zalt werden, tum camerarius per se facit executionem adhibitio precone [...]

(Weistum der Rechte von St. Severin/Köln in Sinnersdorf, 1615; Aubin 1913, Nr. 76)

b) Der Notar als studierter Jurist tendiert zur juristischen Fachsprache und baut lateinische Versatzstücke in seinen Text ein. Der Duktus dieser Stücke nähert sich dem der Protokolle reformierter Prediger an. Entsprechend ist der hohe Stand des Neuhochdeutschen.

mir ad pennam dictirt / in der funfter Römerzinszal, zu latin indictio gnant
(Notarielle Aufnahme 1607, Aubin 1913, Nr. 18)

[...] wie auch ex parte obgelmtem stifts ad S. Gereonem ihro hochw. herr canonicus von Hoevell inhaeriren dem herkommen sich beziehend auff die alte possession und daß vorgelesene weyßthumb, dieseralb alß sonst best möglichst protestando sich alle gerecht vorbehaltend [...]

(Notar Heinrich Lepper über Einberufung und Sitzung des Gerichts zu Derichweiler 1688, Domsta 1983, Nr. 18)

c) Als äußerst seltener Einzelfall hat zu gelten, dass ein Schreiber überhaupt nicht in sein Umfeld integriert und von der älteren Schreibe beeinflusst ist. Er gibt vielmehr trotz weniger regionaler lexikalischer Einsprengsel seine Kenntnisse in oberdeutscher Schreibweise zu erkennen. Er kennt sogar *-lein* als Suffix (*brieflein*) und gerundete Vokale (*erwöhlen*, *erwöhlet*), dazu regelmäßig die Suffixformen *-nuß* / *-nüß*. Systematisch schreibt er die Verbindung <i+g> als <ieg>, nicht allein im Suffix (*obriegkeit*, *ersättiegen*,

³⁶ Selbst das Rheinische Wörterbuch hat in beiden Fällen, wenn auch aus einsichtigen Gründen, gegen seine Lemmatisierungsprinzipien verstoßen: II Sp. 218 *Even*; IV Sp. 1360 *Kramp*, *Krampen*.

wenigstens) (Aubin 1913, Nr. 44: Abschrift der Holzordnung der Nettesheimer Büsche, ca. 1667/68).

d) Seltene Schreiber mit hohem Sprachbewusstsein sind in der Lage, die gegenüberstehenden Varietäten deutlich zu trennen und damit zu spielen. Im Worringer Weistum von Anfang des Jahrhunderts, bei dem noch nach altem Ritus der Schultheiß (bzw. Kelner) fragt und die Schöffen die Rechtsgewohnheiten in der Antwort aufzählen, verteilt der Verfasser die noch umlaufenden Varietäten auf die beiden Rollen: Der Part des Kelners benutzt das moderne Hochdeutsch – die ländlichen Schöffen kölnische Schreibsprache. Einzelne Überschneidungen können diese Zuordnung nicht erschüttern:

Kelner: Was gepurt dem fronhalfen zue tuen und was soll ime dagegen wider vom kelner erstattet werden?

Scheffen: Zum ersten wirt op sondach na St. Mertens dach erkant durch die scheffen op dem hofsgedinge, dat der fronhalfen sall fahren zu Cöllen op sine kost und hoelen die kuichen entghein op sontach na St. Merten.

Item, der halfen sall verschaffen van wegen unser gnedigen herrn beren und stiren dem kirspel zu Woringen.

Item weiters wird auch erkant, daß der halfen sall die fruchten voeren zu Cöllen op mine gnedige herrn kornhuis oft war he gewist wird binnen Cöllen, ein malder rogggen vur 1 albus, 1 1/2 sack even auch vur 1 albus [...].

Kelner: Was sollen die lehenleut schuldig und verpflichtet sein?

Scheffen: Item, die scheffen erkennen vur recht, dat sie semtliche leinlude sullen bezahlen meinen gnedigen herrn ihr lehnpfechten op vursesagten dag oft des anderen dags darnae op dem hove zu Woringen; were sach, emantz das nit en dede, sall hie sy alsdan zue Cöllen levern op sine kosten und angst und bezahlen mine gnedige herrn, buißen schaden ihre gnaden [...].

Kelner: Was weisen die scheffen von den vehern zu Monheim?

Scheffen: Item wird erkant vur recht und uis alder gewonheit, dat die vehren van Monheim sullen viuren mine gnedige herrn vam doimbcapitel na ihrer gnaden gesinnen und sullen kommen zu Cöllen mit schiffungen und lingen, dae ire gnaden mit verwat sind, und empfangen und schieffen mine gnedige herrn zu Cöellen an der Drankgaßen [...].

(Aubin 1913, Nr. 71)

e) Der „normale Schreiber“ dagegen wurstelt sich „irgendwie“ durch, hilft sich womöglich mit mechanischem Umsetzen (vgl. oben; Domsta 1983, Nr. 59) und liefert einen recht unbeholfen anmutenden Text ab (Domsta 1983, Nr. 43).

Anders als in der linksrheinischen Nähe Kölns stellt sich der schreibsprachliche Befund in der gleichen Textsorte im nördlichen Bergischen und linksrheinisch über den ripuarischen Kernraum hinaus dar. Reminiszenzen an ältere Schreibsprachen, sowohl die kölnische wie die nördlichere rhein-maasländische, sind nur noch schwach spürbar. Allerdings ist in diesem Textcorpus auch ein hoher Anteil gelehrter Notare festzustellen (Weber 1981; Milz 1974). Das Frage- und Antwortspiel zwischen Schultheiß und Schöffen bzw. sachverständigen Zeugen ist bei einer Rechtserkundung in Oedt 1660 (Weber 1981, Nr. IV 12) oder in der Hegungsformel des Hildener Landgerichts von 1655 (Milz 1974, Nr. 29) nicht auf zwei Sprachtypen verteilt und durchgängig hochdeutsch. Das Friedensgebot des Hildener Schultheißen lautet:

Gebiete zucht, verbiete unzucht; gebiete friedt, verbiete unfriedt, auch alle keiff- und scheltwort und waß dießen gericht zuwieder sein moegete, auch daß nienmandt inß gericht spreche, dan mit erlaubnuß oder durch seinen procuratoren, auch daß niemandt von den scheffen auffstehe oder niedersitze dan mit erlaubnuß [...].

3.3 Individuelles Schreibverhalten

Nicht allein auf dem Feld privater Schriftlichkeit lohnt im 17. Jh. die Beobachtung individuellen Schreibverhaltens, sofern die Überlieferungsverhältnisse einen Einblick zulassen. Es bestätigt sich die Annahme von der vermehrten Bedeutung des jeweils Schreibenden für das Schreibresultat und die Zunahme statt Abnahme von Varianten.

Bis zur Jahrhundertmitte war die pfalz-neuburgische Herrschaft in Jülich-Berg soweit gefestigt, dass man an eine Bestandsaufnahme der landesherrlichen Gerechtsame in einzelnen Landesteilen gehen konnte. Für das Amt *Monjoye* (heute Monschau) im Herzogtum Jülich unternahmen im Jahre 1649 der Regierungskommissar Henrich Rhoedingen und der örtliche Schulmeister Johannes Harzheim die Anlage eines umfangreichen Lagerbuches (in zwei Exemplaren mit je über 300 folio, dazu einige Nebenfazikel). Ihre Arbeitsweise lässt sich bis in Einzelheiten aus dem Überlieferungsbefund rekonstruieren (Neuß 1999, 182ff.). Textanteile und Schreibgewohnheiten der beiden Hauptakteure sind aufgrund ihrer charakteristischen Handschriften eindeutig identifizierbar. Des größeren Anteils an geschriebenen Seiten und der Verschiedenartigkeit der Texte wegen soll an dieser Stelle Harzheim im Mittelpunkt stehen. Bei einer genaueren Untersuchung von Henrich Rhoedingens Schreibtätigkeit müsste zusätzlich berücksichtigt werden, dass er in gleicher Funktion in weiteren Ämtern tätig gewesen ist; er hat z. B. im Jahr 1643 als Kommissar mit dem Rentmeister Hillesheim das Lagerbuch der Stadt Blankenberg im Bergischen erstellt (Kaeber in Kaeber / Hirschfeld 1911, 29).

Rhoedingens Einträge sind bei der Erkundung der Rechtsverhältnisse an Ort und Stelle verfasst. Er strebt eine neuhochdeutsche Schreibnorm an, worauf nicht zuletzt die Hyperkorrektur *lantz = langs* 'entlang' zur Vermeidung der rheinischen Velarisierung hinweist. Über seine Handschrift hinaus ist er an einigen recht regelmäßigen Schreibmerkmalen zu erkennen: häufiges <h> vor Langvokal (vgl. auch oben) (*beuholen, dhoenn, nhaemen, Simmerhat*); <er>-Zusatz, der teilweise aus dem Komparativ herleitbar ist, in Wörtern wie *weiterer, fernerer, hiernacher, hinaußer, nacher* 'nach' (Präp. mit Akk.) usw.; Bevorzugung von <i, j> an Positionen, an denen üblicherweise <e> bzw. Digraphe mit <e> vorherrschen: *jrstlichen, jlff* 'elf', *giehet* 'geht', *hiernacher* 'her-'; schließlich ein sehr regelmäßiger <e>-Zusatz beim Wort *zu* (*nacher Oberrolleßbroch biß zue Boulert vnd Schmitten zue*). Gerade dieses *zue* hat Rhoedingen so häufig in Textabschnitte des Harzheim hineinkorrigiert, dass es diesem ebenfalls hin und wieder in die Feder geflossen ist. Trotz hoher Regelmäßigkeit über das Ganze gesehen hat Rhoedingen für einzelne (ihm wenig bekannte?) Wörter ein breites Spektrum an Variation. Spitzenreiter dürfte *Fußpfad* sein: Sg. *fuß pfat* (auch in Zusammenschreibung), *fueßpatt, fueßpat, fußpfatt, fußpat*, Pl. *fußpede, fußpedt, fueßpfaede, fußpaet, fuß pet*, Sg. und Pl. *fußpfaet*. Harzheim kennt zusätzlich noch *-pfadt* und *-padt*. Zur Erklärung wird man auch die örtliche Mundart mit in Rechnung stellen müssen (unverschobene germ. /p/), da die Registrierung des Wegenetzes weitgehend an Ort und Stelle nach mündlicher Auskunft erfolgte.

Der Textbestand des Johannes Harzheim setzt sich aus Teilen, die gleichzeitig mit der Anlage 1649 (oder wenig früher) aufgesetzt worden sind, und der Wiedergabe älterer Dokumente, insbesondere Urkunden, zusammen. Für den ersten Typ sind sechs Verträge der Jahre 1646 und 1649, für den zweiten vier Urkunden³⁷ herangezogen. Aufgrund des Verlustes von Vorlagen (Ausfertigungen oder ältere Abschriften) sind dem Studium von Harzheims Kopier- und Umsetztechnik allerdings Grenzen gesetzt.

Die Einträge hinterlassen einen recht uneinheitlichen Eindruck, auch dann, wenn sie wie die Verträge Harzheims aktuelles Schreibverhalten spiegeln. Einerseits und durchaus überwiegend sind die Texte zeitgemäß, weisen z. B. neuhochdeutsche Diphthongierung (einschließlich *auff(f)-*) und reichhaltige Häufung von Konsonantengraphien, insbesondere zum Wort- bzw. Silbenende hin (*vnndt, -schafft, dorff, enndtlich, orth, -rath, rhattsverwanten, gesenckdt* usw.) auf. Sie haben überwiegend *daß* und *von* statt *dat* und *van* sowie die Suffixe *-nuß* und *-ung*. Außerdem sind seltenere, lexemgebundene <p> statt (*prauch* 'Brauch', *vorpringen, vorpracht, verplaißen*) und <t> statt <d> (jedoch seltener; z. B. *außtrücklich*) Signale von Modernität. Umso mehr fällt ein konstanter Anteil an älteren schreibsprachlichen Reflexen ins Auge (*vnder(-), nit, maessen* 'weil'). Maßeinheiten (*malder habern, somber/sumber*) oder rechtlich relevante Termini (*zehrongskoesten* 'Verpflegungskosten') sind durchweg nicht modernisiert, in ihrem Kontext stehen auch Zahlwörter gern in älterer Gestalt: *sechßzehnhondert veirtzig*. Besonders auffällig ist die Graphie <ei>, deren Motivation nicht in jedem Fall eindeutig herzuleiten ist: Bei den Entsprechungen von mhd. /ie/ bzw. mundartlichem [e:] kann ein Rückgriff auf alten schreibsprachlichen Usus vorliegen, der von der Mundart her gestützt wurde (Beispiele: *veir, veirtzig*, Familienname *Saurbeir* 'Sauerbier', *kreig-, kreg-* 'Krieg'), wenn nicht hyperkorrekte Diphthongschreibungen intendiert sind, wie *erscheinen, vergleichen* (Partizip II), *verscheidene* usw. nahelegen. *Abscheid* hat reguläres <ei>, daher dann auch *verabscheidt* im Partizip. Der Schreiber ist in diesem Graphienfeld im Schnittpunkt von Mundart, alter Schreibsprache und moderner Regelung offensichtlich unsicher. Ganz analog behandelt er <eu> für gesprochenes [y(:)], etwa in *gebeur, gebeurlich*, Familienname *Keupper* 'Küpper', *kreigsdurchzeuge* 'Kriegsdurchzüge' usw. Unter die Hyperkorrekturen fallen wohl auch Affrikatenschreibungen anstelle von <p> oder <f> in *pfall* 'Fall', *gepfelt, pfechter* u. a. m.

Erklären lässt sich die in ihrer Intensität von Fall zu Fall wechselnde Mischung von Varianten mehrerer Zeitschichten aus dem andauernden Umgang mit Schriftstücken verschiedenster Provenienz und Alters. Sie alle haben beim Schreiber Harzheim Eindrücke hinterlassen, so dass er über ein reiches Spektrum an Graphien verfügt. Welche Anteile von Schreibgepflogenheiten verschiedener Zeitstufen er jeweils einfließen ließ und welche er ausschied, lässt sich beim modernisierenden Kopieren älterer Urkunden beobachten.

Angesichts seines reichen Variantenvorrats hat Harzheim auch dann geändert, wenn eine Vorlage einen fortgeschrittenen neuhochdeutschen Stand erreicht hat und eine in

³⁷ Verträge: Lagerbuch 1649, fol. 38r-40v, 53r-56v, 283r-284r; Urkunden 1566, 1473, 1444 und 1436, im Lagerbuch fol. 235r-238r, 305v-306r, 304v-305r, 246r/v. Archivnachweise der Urkunden im Literaturverzeichnis. Für die Urkunden 1436 und 1566 haben sich die Ausfertigungen erhalten, die beiden anderen liegen in sorgfältigen Abschriften des frühen 16. Jhs. vor.

sich konsequente Schreibung aufweist. Ein Beispiel dafür ist die Urkunde 1566, ein Abkommen mit Grenzbeschreibung zwischen dem Herzog von Kleve-Jülich-Berg und dem Marienstift Aachen. Der auffälligste, als Modernisierung zu verstehende Kopistenanteil besteht in deutlicher Bevorzugung der Graphie <ß> am Wortende (*alß, von alterß, jederß ortß*), gesteigerte Anhäufung von Konsonantgraphien (regelmäßig *vnnd/vnndt* gegenüber *vnd*) und der Einführung von Schreibungen der nhd. Diphthongierung auch in Flurnamen (*Bulwyden – Buylweiden, Eschwyde – Eschweidt, auf den Dych – auff denn Deich, mespelboem – baum, muirgen – maurgen* 'Mäuerchen'), die so weit geht, daß oft genug auch etymologische Bezüge verkannt und verfälscht werden (*Hibersborn – Heilersborn, Jhell – Aychell/Eychell, Windtbuchell – Weinbeuchel*). Das <i> in Namen auf *-broich* ist sorgsam getilgt. Demgegenüber sind die häufigen Flurnamen mit dem Grundwort *-syff* 'Rinnsal', 'schmaler Bach' (*Peschysff*) unverändert stehen geblieben (nur *1x -seiff*), genauso wie *-poell* 'Pfuhl', 'Lache', 'Weiher'. Möglicherweise hat Harzheim hochdeutsch-schriftsprachliche Entsprechungen dazu nicht gekannt. Ohne erkennbares Motiv ist er zu gleicher Zeit in ältere Zustände zurückgegangen, indem er, zunehmend auf das Ende der Urkunde hin, anstelle von *auf* wieder *vf(f)* eingeführt hat. Und die hohe Regelmäßigkeit der Vorlage beim Wort *voer/voir* 'Grenzfurche', 'Rain' (vgl. Dittmaier 1963, 80) ist in die bunte Variation von *foer, voer, fohr, fhor, vohr, vhor* aufgelöst.³⁸

Bei weiterem Rückschreiten wird das Bild noch bunter. Es werden zwar alle Vorlagen auf eine „modernere“ Zielvarietät hin bearbeitet und es lässt sich genauer als im ersten Beispiel eine Anzahl von Variablen benennen, die bei der Bearbeitung in unterschiedlicher Intensität berücksichtigt werden, ein striktes Umsetzen aber gelingt nicht. Zur Illustration seien die eröffnenden Intitulationes der Urkunden vorgestellt:

1473 Januar 25

Wir Gerhart, van gotz gnaden hertzoge zo Guylge, zo dem Berge etc. jnd greue zo Rauensberge, doin kundt ind bekennen offentlig mit dessem brieue [...]

Wir Gerhard, von gotteß gnaden hertzog zu Gulich, zu dem Berge vnnd graue zu Rauensberg etc. thun kund vnd bekennen offentlig mit diesem breiff [...]

1444 Juni 24

Wir Gerhart, van gotz gnaden hertzoich zo Guylche, zo deme Berge etc. vnd graue zo Rauensberge, don kunt vnd bekennen offentlighen myt dessem brieue [...]

Wir Gerhard, von Gotteß gnaden hertzogh zue Gulich, zue dem Berge vnnd graffe zu Rauensberg, dhoin kund vnnd bekennen offentlig mit diesem breiff [...]

1436 Februar 14

Wir Adoulph, van goitz gnaden hertzouge zo Guylge, zo dem Berge etc. und grave zo Ravensberg, doin kunt und bekennen offentlig mit dessem brieue [...]

Wir Adolff, vann gotteß gnaden hertzoge zu Gulich, zu dem Berge etc. vnnd graue zue Rauensberge, thun kundt vnndt bekennen offentlig mit diesem breiff [...]

³⁸ Das Kompositum *fohrweg*, das in den Wegbeschreibungen des Lagerbuchs häufig vorkommt, scheint von den Bearbeitern Rhoedingen und Harzheim an die Sippe *fahren* angeschlossen worden zu sein. In diesen Abschnitten kommen weitere Varianten wie *foehr-*, *fohur-* usw. vor.

Auch wenn Harzheim bei der Wiedergabe älterer Urkunden in ripuarischer Schreibsprache allerlei Altertümlichkeiten ausgewichen ist, hat er es weder geschafft, sie alle zu vermeiden (*vann, dhoin*), noch eine wortweise verstandene Einheitlichkeit einzuhalten (*thun – dhoin; breiff – brieff; zu – zue*). Die Schwankungsbreite variiert leicht von Urkunde zu Urkunde. Auch die wechselnden Kanzleischriften der Vorlagen müssen als mögliche Ursachen mit bedacht werden. Innerhalb eines Textes stellen sich bei genügender Länge im Fortschreiten des Schreibens größere Regelmäßigkeiten ein. Die folgenden Werte sind daher als Durchschnitte zu verstehen.

Fast immer gelingt das Umsetzen ins Neuhochdeutsche in den Fällen der nhd. Diphthongierung (ausgenommen *up – vff/auff*) und in den Variablen *van/von, (t)zo/zu(e), as/alß, ind – und(e)/vnd(t)*. Ein deutlich höherer Anteil älterer ripuarischer Schreibsprache bleibt in Positionen alter labialer und velarer Frikative: <u/v> für , <ch> für <g> (<gh> scheint auf Frikativ zu verweisen), in den Variablen *sall* und *he* sowie im r-losen Personalpronomen I. Pl. *unse* 'unser'. Dazu kommt das oben erwähnte Unsicherheitsfeld der <ei/ie>-Graphien. Besonders hartnäckig hält sich *dat* (als Artikel, Demonstrativum, Konjunktion), ist dann allerdings überraschend in der Urkunde 1444 konsequent in *das/daß* umgesetzt. Es hat den Anschein, dass die Mundartnähe der „resistenten“ Variablen ihre schreibsprachliche Stabilität begünstigt hat. Der Umsetzungsprozess kann kaum ohne Rückkopplung an Sprechsprachliches verlaufen sein.

Mit welchen Schwierigkeiten Harzheim zu kämpfen hatte, lässt sich an Einzelfällen belegen. In die oft vorkommenden Wörter *erve/erff*, als Personenbezeichnung ein Maskulinum 'der Erbe', zum anderen als Neutrum 'freies Grundeigentum, das vererbt werden kann', hat er versucht, nach dem morphologischen Schreibprinzip graphisch Ordnung zu bringen, indem er für die Personenbezeichnung häufig verwendet, ohne jedoch das Prinzip durchzuhalten. Den eigentumsrechtlichen Terminus dagegen hat er immer unverändert gelassen, was ganz dem Usus bei den Weistümern entspricht. Diesem Verhalten verdanken ebenso die beiden übergangenen Diphthongierungsfälle der Urkunde 1436 ihre Erhaltung in der Abschrift in Verbindung mit der geschwundenen Kenntnis des zugehörigen Rechtsinstituts. Die Belege *burchluyden, burchluyde* sind im ersten Teil etymologisch durchschaut und als *burghuiden* und *burghuyde* wiedergegeben, die Fehlwiedergabe der zugehörigen *burchleen, burchlenen* als *buichlehen, buchlehnen* deutet jedoch darauf hin, dass das inzwischen obsolet gewordene Rechtsinstitut des Burglehens dem Abschreiber nicht mehr geläufig gewesen ist. Daher wird auch *luyde* unverändert belassen worden sein, während es in *amptluyden, zor zyt ...* und *amptlude* korrekt in *amptleuten, zur zeit ...* und *ambleut* modernisiert worden ist.

4. Ausblick

Rückblickend zeigt sich, dass im 17. Jh. am kölnischen Niederrhein trotz des Wechsels zum Neuhochdeutschen je nach Texttyp und der Kommunikationsgemeinschaft, die mit derartigen Texten zu tun hatte, noch vieles im Fluss war. In einer Schreibumgebung, die notwendig noch mit älteren Texten hantieren musste, erhöhte sich zunächst einmal das Inventar an Varianten. Wie und wann dieses Phänomen wieder zurückgeführt wurde, muss vorerst offen bleiben.

Für weitere Nachforschungen wird es sich empfehlen, die schriftliche Produktion klar umreißbarer Institutionen näher zu sichten. Das beispielsweise gelegentlich postulierte bairische Schreibvorbild dürfte am ehesten in der kurkölnischen Verwaltungsspitze sichtbar werden,³⁹ findet sich aber schwerlich weiter im Lande. Abgrenzbare Untersuchungsbereiche bieten sich mit dem Buchdruck und den Zeitungen an.

Wichtiger noch als die Analyse von Textcorpora dürfte das Aufspüren von Indizien zur Sprachbewertung sein. Weiterhelfen können hier Untersuchungen zum örtlichen Schulwesen sowie die Sichtung von Quellenzeugnissen nach sprachbewertenden Aussagen, wie sie die Protokolle reformierter Gemeinden in überraschend großer Zahl enthalten. Auf diesem Felde sind weitere Entdeckungen möglich.

Wenn auch dieser Beitrag bloß als „Suchgraben“ zu deklarieren war und nur ein bescheidener Quellenausschnitt näher beschrieben werden konnte, drängt sich – gerade anhand dieser Texte – ein Eindruck im Hinblick auf die Sprachverhältnisse einer sehr viel späteren Zeit auf, der mit allem Vorbehalt hier skizziert sei.

An den Weistümern zeigte sich die stärkste Beharrsamkeit Kölner Schreibsprache linksrheinisch in der Nähe Kölns bis nach Düren, wo sie auch eine starke Stütze in der gesprochenen Mundart gefunden haben muss. Die vom ripuarischen Zentrum weiter entfernten Regionen, selbst bei Zugehörigkeit zum Kurstaat, wiesen dagegen klareres Neuhochdeutsch auf. Der genannte Zentralbereich ist weit überwiegend beim katholischen Bekenntnis geblieben. Bei den reformierten Gemeinden, die – wie gezeigt – deutlich den Gebrauch des Neuhochdeutschen präferiert haben, fällt auf, dass von den drei Synoden insbesondere die Bergische, nicht zuletzt auch hinsichtlich der produzierten Textmenge, hervorsteht. Insgesamt haben die Reformierten im Bergischen in der Bevölkerung den größten Rückhalt gehabt; die Schätzung geht dahin, dass dort die beiden protestantischen Kirchen (Lutheraner und Reformierte) zusammen etwa 50% der Bevölkerung ausgemacht haben.⁴⁰ In den Protokollen dieser Synode ist im Vergleich zu den beiden anderen am häufigsten die Rede vom „Eifern“ der Prediger gegen Volksbräuche verschiedenster Art, gegen Kirmesfeiern, Tanz, Kegelschieben u. a. m. Setzt man die sich so abzeichnenden Raumschwerpunkte mit jungen Erhebungen zum Mundartgebrauch bzw. Mundartverlust in Beziehung (vgl. den Beitrag von Jürgen Macha in diesem Band), dann ist der Eindruck kaum abzuweisen, die frühesten Anstöße dazu in der Zeit der Konfessionsbildung grundgelegt zu sehen.

³⁹ Einige Zeugnisse, die in diese Richtung weisen, finden sich im Quellenanhang von Buhlmann (1998).

⁴⁰ Sieh dazu insbesondere Goeters (1994, 200f.), und Hegel (1979, 127, 146ff.). Vgl. auch die Beiträge der Sammlung Dietz/Ehrenpreis (1999).

Zwischen Amsterdam, Brüssel und Berlin: Zur niederrheinischen Sprachgeschichte im 17. Jahrhundert

1. Einführung und Zielsetzung
2. Kulturelle und politische Grundlagen
3. Zur Stellung des Niederländischen als Standard- und Schriftsprache am Niederrhein
- 3.1 „Soo wel in de Hoogduytsche als Nederlandsche spraecke.“
Zum Sprachgebrauch in den reformierten Gemeinden des Niederrheins
- 3.2 „Eene schoene maniere om devotelijk naer Kevelaer te gaen.“
Zur sprachlichen Ausrichtung der niederrheinischen Katholiken
4. Resümee

1. Einführung und Zielsetzung

Die folgende Darstellung rückt einen Aspekt der niederrheinischen Sprachgeschichte in den Vordergrund, der in der bisherigen Forschung nur ungenügend berücksichtigt bzw. nicht adäquat gewichtet worden ist: Die nachhaltige ‚Niederlandisierung‘ auf kultureller und sprachlicher Ebene, die dem 17. Jh. eine Schlüsselstellung in der Sprachgeschichte des Niederrheins zuweist. Ohne eine mächtige kulturelle ‚Niederländische Bewegung‘ (vgl. Oestreich 1999; Heinrich 1980) und die damit einhergehende Etablierung des Niederländischen als Schrift- und Standardsprache neben dem Hochdeutschen ist die Behauptung des Niederländischen als einer ‚fremden‘ Sprache und die daraus resultierende deutsch-niederländische Zweisprachigkeit am deutschen Niederrhein bis um die Mitte des 19. Jhs. nicht erklärbar (vgl. Cornelissen 1997; 1998a; Eickmans 1998; Goossens 1998b).

Ausschlaggebend für diesen Prozess sind die Mächte, die von außen Einfluss nehmen. Die im Titel dieses Beitrags genannten Metropolen Amsterdam, Brüssel und Berlin verweisen darauf, dass die Zentren, in denen im 17. Jh. über das politische, kulturelle, konfessionelle und letztlich auch sprachliche Geschick des Niederrheins entschieden wird, außerhalb seiner selbst liegen. Der kölnische Krieg (1583-89) und der Jülich-Klevische Erbfolgestreit (1609-14), der sich schon zu Beginn des 17. Jhs. andeutet, haben zu einer politischen Schwächung der gesamten Rheinlande geführt: „Die politischen Entscheidungszentren verlagerten sich aus dem Rheinland hinaus. Hier sollte es für eine längere Zukunft – vom Erzstift Trier abgesehen – nur noch dynastische Nebenlande ohne sonderliches politisches Eigengewicht geben.“ (W. Janssen 1997, 193)

Bezogen auf die niederrheinischen Territorien Kleve, Geldern und Moers werden die auswärtigen Mächte, die Politik und Kultur der Region im 17. Jh. gestalten und entscheidend umgestalten, durch die genannten Zentren repräsentiert:

- Amsterdam steht dabei – stellvertretend auch für Den Haag und Leiden – für die Republik der Vereinigten Niederlande, die in der ersten Hälfte des 17. Jhs. nicht nur politisch-militärisch als Besatzungsmacht am Niederrhein präsent ist, sondern auch und vor allem kulturell einen Druck – aus anderer Perspektive könnte man

auch sagen: eine Anziehungskraft – auf die nördlichen Rheinlande entwickeln, deren Intensität kaum überschätzt werden kann. Die Generalstaaten sind zudem Landesherr am Niederrhein, da ihnen die Grafschaft Moers 1598 durch Erbschaft zugefallen ist.

- Brüssel ist die Hauptstadt der südlichen, spanischen, katholischen Niederlande, die aus dem geldrischen Erbe Karls V. immerhin den maasländisch-niederrheinischen Teil, das sogenannte geldrische Oberquartier, für sich hatten retten können.
- Berlin schließlich soll hier für den neuen Landesherrn von Kleve und Mark, Brandenburg-Preußen, stehen, das durch diese Erbschaft im 17. Jh. erstmals zu einer Macht im rheinisch-westfälischen Raum wird. In kultureller Hinsicht darf sich Berlin in dieser Zeit noch eher geschmeichelt fühlen, in einer Reihe mit Amsterdam und Brüssel genannt zu werden.

Nicht weniger aussagekräftig als die Nennung von Amsterdam, Brüssel und Berlin ist in diesem Zusammenhang das Fehlen einer vierten Metropole, die in früheren Jahrhunderten an erster Stelle zu nennen gewesen wäre: Köln, dessen Bedeutung als kultureller und geistiger Metropole für den Niederrhein schon im 16. Jh. deutlich gesunken ist, und das gilt nicht nur für den protestantischen Niederrhein. Auch der niederrheinische Katholizismus ist im 17. Jh. in erster Linie auf die südniederländischen Zentren Mechelen und Leuven ausgerichtet, ungeachtet der Tatsache, dass der Archidiakonat Xanten bis nach dem Wiener Kongress Teil des Erzbistums Köln ist.

Bei der Nennung der Außenmächte wurden auch die niederrheinischen Territorien bereits genannt, um die es im Folgenden geht: Kleve, Geldern, Moers. Die kurkölnische Exklave Rheinberg lasse ich als eigenständiges Territorium außer Betracht, da hierüber wenig bekannt ist (vgl. Cornelissen 1988a). Soweit man sehen kann, werden sich die sprachlichen Verhältnisse aber nicht wesentlich von den Nachbarterritorien unterschieden haben, da Rheinberg dasselbe Schicksal widerfuhr: Zwischen 1598 und 1672 war es abwechselnd unter spanischer (30 Jahre) und niederländischer Besatzung (insgesamt 45 Jahre). Erst von 1672-1701 wurde es noch einmal für knapp drei Jahrzehnte kurkölnisch.

Kleve, Geldern und Moers also – eine unter verschiedenen Gesichtspunkten einleuchtende Begrenzung des Niederrheins. Aber warum eigentlich, wo doch die genannten Territorien zwischen dem 15. und 19. Jh. sehr unterschiedliche Entwicklungen durchmachen? Was berechtigt uns, diese drei Territorien zu einer räumlichen Einheit ‚Niederrhein‘ zusammenzufassen? Was verbindet Kleve, Geldern und Moers historisch und sprachhistorisch? Die Versuchung ist groß, schnell – wie ich meine: vorschnell – zur Erklärung auf die Ürdinger Linie zurückzugreifen und damit auf die alten, d. h. mittelalterlichen niederfränkischen Bande, die die niederrheinische Einheit einschließlich ihres Zusammenhangs mit den Niederlanden stiften sollen. Diese alte niederfränkische Basis der niederrheinischen Sprachgeschichte wird in ihrer Bedeutung für die neuere Sprachgeschichte vielfach überschätzt, insofern man davon ausgehend eine Kontinuität des Niederländischen als autochthoner Schreib- und Schriftsprache am Niederrhein postuliert, die es in dieser Form nicht gegeben hat. Dort, wo sie sich etablieren kann, ersetzt die neuniederländische Schriftsprache die alte regionale ‚niederländische‘ Schreibsprache, sie geht nicht durch organischen Wandel aus dieser hervor (vgl. Mihm 1992, 117f.; Eickmans 1998, 45f.). Das Niederländische

tritt damit in Konkurrenz zu dem bereits früher vordringenden Hochdeutschen, so dass wir es von nun an bis um die Mitte des 19. Jhs. mit einem nach Domänen verteilten Nebeneinander zweier Hochsprachen zu tun haben.

Beim Zustandekommen dieser für die niederrheinische Sprachgeschichte konstitutiven Besonderheit nimmt das 17. Jh. eine Schlüsselposition ein, die bisher erst ansatzweise erkannt, geschweige denn untersucht und beschrieben ist. Zur Verdeutlichung sei es hier deshalb noch einmal historisch rückblickend formuliert: Wenn das Niederländische bis ins 19. Jh. für die Mehrheit der Bewohner des nördlichen Niederrheins diejenige Standard- oder Hochsprache ist, in der sie sich schriftlich ausdrücken, in der sie das passende Dach für ihre regionale Mundart sehen, dann liegt die Ursache nicht in weit zurückliegenden gemeinsamen niederfränkischen Wurzeln, sondern in einer jüngeren sprachlichen Niederlandisierung, die im 17. Jh. das nördliche Rheinland erfasst hat, unabhängig – und das ist entscheidend – von der Frage, ob es politisch ‚deutsch‘ (Kleve) oder ‚niederländisch‘ (Moers) oder gar ‚spanisch‘ (Geldern) ist.

2. Geschichtliche und kulturelle Grundlagen

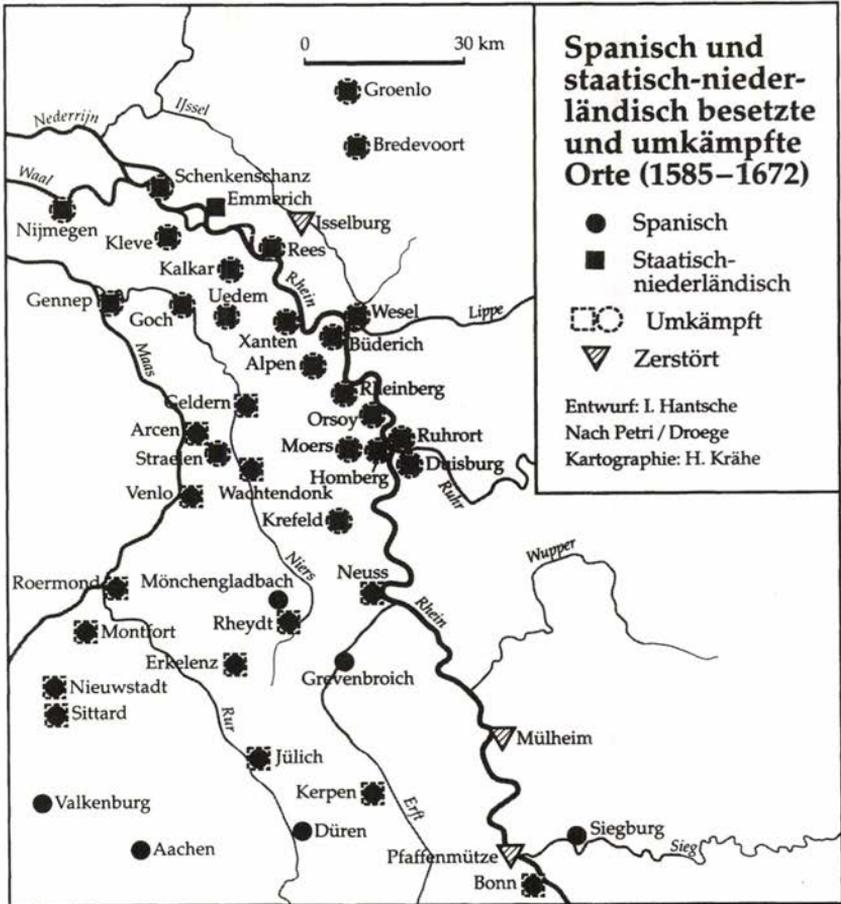
Einige stichpunktartig formulierte Daten mögen hier kurz die Entwicklungen in Erinnerung rufen, die die territoriale, konfessionelle und kulturelle Basis der niederrheinischen Sprachgeschichte des 17. Jhs. bilden.

Im Jahr 1609 erlischt mit dem Tod des Herzogs Johann Wilhelm das Klever Haus und damit auch die Vision eines eigenen mächtigen rheinischen Staates. Die Vereinigten niederrheinischen Herzogtümer werden de facto 1614 geteilt, wobei der Norden, Kleve, Mark und Ravensberg, an Brandenburg fällt, dessen Kurfürst Johann Sigismund gerade ein Jahr zuvor zum Calvinismus übergetreten war.

Man sollte sich aber nicht täuschen lassen, die tatsächlichen Herren zu dieser Zeit, als der Niederrhein voll in die Auseinandersetzungen des Achtzigjährigen Krieges zwischen Spanien und den Niederlanden einbezogen ist (vgl. Karte 1), sind Feldherren. Sie heißen Spinola und vor allem Moritz von Oranien, der in den klevischen Landen eine zwar verbündete, aber doch fremde Macht repräsentierte, während er seit 1598 in der ihm durch Erbschaft zugefallene Grafschaft Moers als Landesherr fungierte. Moers bleibt das gesamte 17. Jh. über oranisch und wird erst in der Folge des spanischen Erbfolgekrieges 1702 preußisch (vgl. Bomans 1991).

Das geldrische Oberquartier, das seit 1543 Teil der habsburgischen Niederlande war, blieb dies auch während des ganzen 17. Jhs. – im Gegensatz zu den nördlichen Quartieren des ehemaligen Herzogtums Geldern, die sich in der Union von Utrecht 1579 der Republik angeschlossen hatten. Wie Moers wird das Oberquartier (mit Ausnahme der Städte Roermond und Venlo) als Folge des spanischen Erbfolgekrieges im Vertrag von Utrecht 1713 Preußen zugeschlagen (vgl. Cornelissen 1986).

Ein Wort noch zur militärischen Präsenz der Niederländer in den niederrheinischen Städten: Das Ende des Krieges mit Spanien und die im Frieden von Münster 1648 garantierte staatliche Souveränität waren für die Niederländer kein Grund, sich aus den strategisch wichtigen Städten zurückzuziehen und ihre Rheinbarriere aufzugeben. Es dauerte noch exakt ein Vierteljahrhundert, bevor französische Truppen



Karte 1: Der Niederrhein während des Achtzigjährigen Krieges (aus Janssen/Grote 1998, 344)

unter Ludwig XIV. zu Beginn des niederländisch-französischen Krieges 1672 die niederländischen Garnisonen zum Abzug vom Niederrhein zwangen, den sie bis dahin über 50 Jahre mit starken Besatzungstruppen militärisch kontrolliert hatten.

Territorial ist der untere Niederrhein also im 17. Jh. dreigeteilt. Moers ist staatisch-niederländisch, Geldern spanisch-niederländisch und Kleve brandenburgisch. Auch wenn es auf den ersten Blick paradox erscheinen mag: Aber die Tatsache, dass Kleve nunmehr brandenburgisch, also deutsch ist, ist eine entscheidende Grundlage für die durchgreifende Niederlandisierung des Niederrheins in allen Bereichen der Politik und Kultur, hierauf wird noch ausführlicher einzugehen sein. Andere Voraussetzungen gründen teilweise schon im 16. Jh.: Die Wirren des spanisch-niederländischen Krieges führen in der zweiten Hälfte des 16. Jhs. und zu Beginn des 17. Jhs. zwei sehr unterschiedliche Gruppen von Niederländern in großer Zahl an den Nieder-



Karte 2: Niederländische Exulanten am Niederrhein im 16. Jahrhundert
(aus Janssen/Grote 1998, 285)

rhein: Glaubensflüchtlinge und Soldaten. Beide Gruppen, vor allem die Exulanten (vgl. Karte 2; Hantsche 1996; Dünnwald 1998), machen ihren Einfluss auf das sprachliche Leben am Niederrhein geltend und unterstützen die sprachliche Niederlandisierung, die im Zuge der von Kloeke beschriebenen ‚Hollandse expansie‘ im 17. Jh. auch die Mundarten des Niederrheins ergreift (vgl. Kloeke 1927). Jan Goossens hat in seinem Aufsatz „Zur sprachlichen Gliederung des Rhein-Maas-Raumes“ (Goossens 1991a) nachdrücklich darauf hingewiesen, dass der Verlauf der Isoglossen, die niederländische Neuerungen des 17. Jhs. in den Mundarten des Niederrheins repräsentieren, nicht anders zu erklären ist:

Es hat also eine niederländische Expansion bis mindestens Duisburg und Moers gegeben, die in dieser Gegend bis an die Grenzen einer älteren ripuarisch-kölnischen Ex-

pansion reichte, sie sogar teilweise kreuzte und vielleicht auch zurückdrängte. Der Weg dieser Neuerungen ist der Rhein gewesen. Vergleicht man den Abstand, der die Spitzen der betreffenden Isoglossen von Köln und Holland trennt, so hat man eine Vorstellung von der ungeheuren Dynamik, die im sog. „goldenen“ Jahrhundert von Holland ausging. Kleve, das – im Gegensatz zu Geldern – damals schon längst politisch mit deutschen Territorien verflochten war, hat diese Neuerungen nicht gebremst und sie sogar an Geldern und Moers weitergereicht. (Goossens 1991a, 288; vgl. ebd. Karte 3, S. 284)

Dieser Niederlandisierung von unten, d. h. in den Mundarten, folgt im 17. Jh. eine kulturelle und sprachliche Niederlandisierung von oben, d. h. die Übernahme standardisierter Formen der niederländischen Schriftsprache, die nicht an die politisch-territoriale Zugehörigkeit zu den (nördlichen oder südlichen) Niederlanden gebunden ist. Dass sich das Niederländische auch im Bereich des Herzogtums Kleve zu etablieren vermag, hat wesentlich mit den persönlichen, dynastischen und religiösen Banden des Brandenburger Hauses mit den Niederlanden zu tun (vgl. Flink 1979; Heinrich 1980). Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst (1620-1688), hatte die entscheidenden Jahre seiner Bildung zwischen dem 14. und 18. Lebensjahr in Leiden und im Hause des Oraniers Frederik Hendrik verbracht. Er war in der politischen Kultur und in der Bildungslandschaft Hollands groß geworden, und als er nur zwei Jahre nach seinem Abschied aus den Niederlanden Kurfürst wurde, wurden seine Lande, allen voran das niederrheinische Kleve, zum Einfallstor der ‚Niederländischen Bewegung‘, wie sie der Historiker Gerhard Oestreich beschrieben hat (Oestreich 1999). Mehr als sechs Jahre hat Friedrich Wilhelm, der 1647 die Tochter Frederik Hendriks, Louise Henriette von Oranien Nassau, geheiratet hatte, seine Länder von Kleve aus regiert. Auch das ferne Berlin ‚verholländerte‘ (Oestreich) in dieser Zeit für alle sichtbar.¹

Diese ‚Verholländerung‘ Berlins ist übrigens, das sollte aus niederrheinischer Sicht nicht unerwähnt bleiben, eine wesentlich über Kleve vermittelte (Klapheck 1936; Geisselbrecht-Capecki 1991). Der Mann, der entscheidenden Anteil daran hatte und der seit 1647 für 32 Jahre als brandenburgischer Statthalter Politik, Kultur und Landschaft des Niederrheins wesentlich beeinflusste, war Johann Moritz von Nassau Siegen (vgl. de Werd 1979). Er hat deutliche, bis heute gut sichtbare Spuren hinterlassen, indem er die gesamte Umgebung Kleves zu einem barocken Landschaftsgarten umgestalten ließ (Klapheck 1936; Diedenhofen 1979). Dies geschah nach Plänen des bedeutendsten niederländischen Landschaftsarchitekten des 17. Jhs., Jacob van Kampen, dem wir auch die mit vier Baumreihen bepflanzte Lindenallee (‚Nassauer Allee‘) in Kleve verdanken, dem Vorbild für die Allee ‚Unter den Linden‘ in Berlin.

Der Ruhm der baulichen und landschaftsarchitektonischen Tätigkeit des Klever Statthalters macht das barocke Kleve in den 50er und 60er Jahren des 17. Jhs. zu einem besonderen Anziehungspunkt für niederländische Künstler; mehr als 100 niederländische Landschaftsmaler haben sich in dieser Zeit in Kleve aufgehalten (Goris-

¹ Eine eindrucksvolle Bestätigung der hier beschriebenen niederländischen Einflüsse brachte die 1999 im Kaiser Wilhelm Museum Krefeld und im Schloß Oranienburg gezeigte Ausstellung „Onder den Oranje Boom. Niederländische Kunst und Kultur im 17. und 18. Jahrhundert an deutschen Fürstenthöfen“ und die beiden begleitenden Katalogbände. Besonders der Textband (Lademacher 1999) vermittelt einen breiten Überblick über „das Haus Oranien-Nassau als Vermittler niederländischer Kultur in deutschen Territorien im 17. und 18. Jahrhundert“ – so der Untertitel.

sen 1964). Auch die niederländischen Dichter des 17. Jhs. haben das Lob Johan Maurits' und seiner Klever Residenz gesungen, allen voran Hollands barocker Dichterrfürst Joost van den Vondel, der mit dem Klever Statthalter befreundet war und zahlreiche Gedichte zum Lob des Freundes und seiner klevischen Residenz verfasst hat (Gorissen 1965; Schenkeveld-van der Dussen 1979).

3. Zur Stellung des Niederländischen als Standard- und Schriftsprache am Niederrhein

Die im Vorhergehenden nur kurz angedeuteten Faktoren einer nachhaltigen kulturellen Niederlandisierung auf zahlreichen Ebenen verleihen auch der niederländischen Sprache ein hohes Prestige am Niederrhein. Hinzu kommt die linguistische Nähe zu der im Aussterben begriffenen kleverländischen Schreibsprache und zur gesprochenen Mundart, für die die neuniederländische Schriftsprache sich als hochsprachliche Überdachung viel eher anbietet als das viel fremdere Hochdeutsche. Beides zusammen – hohes Prestige und sprachliche Nähe des Niederländischen – bewirken, dass die neuzeitliche Sprachgeschichte in einem großen Teil des Herzogtums Kleve ‚unnormal‘ verläuft, indem sich in sehr vielen Bereichen der Schriftlichkeit das Niederländische, teils überwiegend, teils neben dem Hochdeutschen, als Schriftsprache etablieren kann. ‚Normal‘ – wenn man als Normalität für ein brandenburgisches, d.h. deutsches Land von der zu erwartenden ausschließlichen Übernahme des Hochdeutschen ausgeht – verläuft die Sprachgeschichte nur im rechtsrheinischen Süden des alten Herzogtums Kleve, dem Duisburger Raum, wo sich die Bindungen an das hochdeutsche bzw. hochdeutsch gewordene ‚Hinterland‘, wenn man so sagen darf, als stärker erweisen.

Leider erlauben die vorliegenden Arbeiten zur niederrheinischen Sprachgeschichte des 17. Jhs. keine differenzierte Darstellung der Sprachverhältnisse in den hier behandelten Territorien. Denn ungeachtet der postulierten Schlüsselrolle des 17. Jhs. ist es die von der Forschung bisher am sträflichsten vernachlässigte Periode der niederrheinischen Sprachgeschichte. Am meisten wissen wir bis heute über den Sprachgebrauch in Glaubensdingen, weshalb ich mich im Folgenden hauptsächlich auf konfessionelle Aspekte konzentrieren werde. Am besten untersucht ist bisher das Sprachverhalten der protestantischen (Tervooren 1979a), speziell der reformierten Gemeinden (Neuß 1973b). Im Folgenden sollen einige ergänzende Bemerkungen zum Sprachgebrauch in den reformierten Gemeinden diesen Aspekt vertiefen, um anschließend das sprachliche Verhalten der Katholiken, die die große Mehrheit unter den Niederrheinern des 17. Jhs. stellen, näher zu beleuchten.

3.1 „*Soo wel in de Hoogduytsche als Nederlandsche spraecke.*“

Zum Sprachgebrauch in den reformierten Gemeinden des Niederrheins

In der einzigen gründlicher untersuchten Textsorte, den reformierten Synodenprotokollen (vgl. Neuß 1973b), spielt das Niederländische eine eher zu vernachlässigende Rolle. Nehmen wir die Gesamtüberlieferung der niederrheinischen Synoden- und Konventsprotokolle des 17. Jhs. (W. Petri 1971; 1973; 1979; 1981; Rosenkranz 1966), so sind lediglich die ersten vier Konventsprotokolle der Klever Classis aus den Jahren

1611/12 in niederländischer Sprache geschrieben. Leider setzt 1612 eine 18jährige Überlieferungslücke ein, bei Wiedereinsetzen der Überlieferung ab 1630 werden die Protokolle dann auf Deutsch geführt, auch wenn sich in einzelnen Protokollen mehr oder weniger ausgeprägte niederländische Interferenzen zeigen, die aber nicht mehr mit der niederländisch-deutschen Sprachmischung vergleichbar sind, wie sie Neuß für das 16. Jh. beschrieben hat:

Auch die jüngeren Protokolle der Klever Classis (ab 1635 [...]) zeigen noch niederländischen Einfluß, doch hat sich das Bild gegenüber dem Ende des 16. Jahrhunderts verändert. Doppelformen kommen so gut wie nicht mehr vor. Abweichungen von der neuhochdeutschen Norm der Zeit finden sich nur in einzelnen Wörtern, meist in fehlender Lautverschiebung oder Diphthongierung [...]. Der Einfluß der anderen Schriftsprache macht sich vielmehr stärker im orthographischen System bemerkbar. (Neuß 1973b, 25)

Die von Neuß analysierten Interferenzen finden sich nur in einer Minderheit der Protokolle, und sie ändern im Übrigen nichts an der Tatsache, dass die Texte der Klever Conventberichte zwischen 1612 und 1639 irgendwann deutsch werden.

Nun wäre freilich nichts unzutreffender, als von der Sprache der Synodenprotokolle auf die Sprache der Seelsorge und Predigt in den Gemeinden zu schließen. Davor hat schon Helmut Tervooren in seiner Untersuchung über das Sprachverhalten evangelischer Gemeinden am unteren Niederrhein zu Recht gewarnt und einige Beobachtungen und Indizien angeführt, die dafür sprechen, dass zumindest in den Gemeinden der beiden nördlichen Classes der Klever Synode, also Kleve und Wesel, das Niederländische noch sehr lange eine starke Position hatte (Tervooren 1979a, 180f.).

Als Beispiel hierfür kann auch das zweisprachige ‚Arnhemers Gesangbuch‘ von 1639 dienen, von dem Walter Hollweg in seiner „Geschichte der evangelischen Gesangbücher vom Niederrhein im 16.-18. Jh.“ eine genaue Beschreibung gibt (Hollweg 1923, 335f.). Der vollständige Titel lautet:

Die CL Psalmen Davids sampt etlichen der gebrauchlichsten Geistlichen Lieder / so von D.M.L. als andern Gottseligen Männern gecomponiert In Hoch und Nederduytsche Reimen bey einander gestelt / zu dienst aller Reformierten Kirchen im Fürstenthumb Cleve / und da beide Sprachen gebraucht werden. Zu Arnhem / Bey Jacob von Biesen / Buchhandler / Anno 1639.

„Das nächste Blatt wiederholt den Titel in holländischer Sprache“, heißt es dann leider nur bei Hollweg, ohne dass er den genauen Wortlaut mitteilen würde. Statt dessen aber teilt er uns die gesamte, ausschließlich in Niederländisch gehaltene Vorrede des Druckers mit, die folgendermaßen beginnt:

Aen die E. Godtsalighe seer gheleerde Dienaers des Heylighen Euangeliums in den Lande van CLEVE. Op de Verghaderinghe van het SYNODVS, dat ghehouden sal werden inde Maent Junij deses Jaers 1639 tot Wesel.

Weiter heißt es in der Vorrede:

Dit sijn de redenen die my beweeght hebben / om dit Psalmboeck met de ghebruycklijcke Geestelijcke Liederen, op een nieuw in den druck te gheven / soo wel in

de Hooghduytsche als Nederlandsche spraecke / te meer / dewijle ick daer toe ben versocht gheweest / niet alleene van eenighe bysondere voorname Lidtmaten / der Ghemeynten Christi in den Cleefschē Landen / maer oock van den Synodo tot Emmerick ghehouden in den Jare 1638 [...].

Neben der Tatsache, dass der Druck des Buches also eine Auftragsarbeit der Klever Synode ist, ist auch der in den Synodenprotokollen mitgeteilte Bedarf für die einzelnen Classes aufschlussreich. Von der geplanten Auflage in Höhe von 1000 Exemplaren sollten die Weseler Classis 500 und die Klever Classis 400 Exemplare abnehmen, die verbleibenden 100 sollten die nicht zur Klever Synode gehörenden Moerser Glaubensbrüder abnehmen (Petri 1973, 278 u. 285). Dieser Verteilungsplan belegt gleichzeitig die oben bereits thematisierte sprachliche Sonderstellung des Duisburger Raumes, da die ebenfalls zur Klever Synode gehörende Duisburger Classis offensichtlich keinen Bedarf an niederländischen Psalmen und Liedern hatte.

Die immer wieder anzutreffenden metasprachlichen Äußerungen in den Synodenprotokollen ermöglichen aufschlussreiche Beobachtungen über die sprachlichen Verhältnisse in den Gemeinden. So betraut etwa die 1632 in Wesel tagende Synode den Pfarrer Heinrich Kramer aus Lobith mit der Abfassung einer Schrift gegen die subversive Tätigkeit der Emmericher Jesuiten „in hoch- und niederteutscher Sprach gestellt“, wie es im Protokoll heißt (Petri 1973, 244). Die tolerante Zweisprachigkeit, die die Gemeinden nach allen diesbezüglichen Aussagen der Protokolle lange Zeit praktizieren, kam erst in Bedrängnis, als die Kirchenordnung seit 1662 die Verwendung des Hochdeutschen im Gottesdienst vorschrieb (Tervooren 1979a, 182). Aber gerade jetzt erweist sich, dass das Niederländische in den meisten Gemeinden des Kleverlandes eine sehr starke Stellung hatte. Bezüglich der im Gottesdienst verwendeten Agendentexte etwa wird auf den Synoden seit 1664 mehrfach darauf gedrängt, dass die niederländischen Vorlagen ins Hochdeutsche übertragen werden sollen. Die Tatsache, dass die Ausführung dieses Synodenbeschlusses zunächst offensichtlich nicht zustande kam, drei Jahre später die „mehrmals gebetteten Translationen der Kirchenagenden“ (Petri 1979, 191) erneut angemahnt werden mussten und es nach 10 Jahren immer noch heißt „biß annoch aber dessen nitches ins werck gerichtet worden“ (Petri 1981, 5), lässt darauf schließen, dass die niederländischen Texte in einer Mehrheit der klevischen Gemeinden weiterhin in lebendigem Gebrauch waren und der Bedarf an hochdeutschen Fassungen offensichtlich als nicht sehr dringlich empfunden wurde.

Zu diesen Beobachtungen passt auch der sprachliche Befund des Protokollbuchs der Emmericher Gemeinde, das nach einer kurzen Periode, in der es von dem brandenburgischen Hofprediger Werner Teschenmacher zwischen 1623 und 1630 hochdeutsch geführt wurde, anschließend bis 1640 zunehmend, ab 1640 bis 1700 ausschließlich in niederländischer Sprache geführt wird (Wolpert 1991, 39). Alle angeführten Beispiele belegen für das 17. Jh., dass die niederländische Sprache in vielen reformierten niederrheinischen Gemeinden noch lange Zeit ganz überwiegend oder fast ausschließlich Verwendung fand.

Als letztes ‚reformiertes‘ Beispiel sei in diesem Zusammenhang noch auf eine sprachlich aufschlussreiche Weseler Predigt aus dem Jahr 1668 hingewiesen, zu einer

Zeit also, als die Kirchenordnung das Hochdeutsche längst auch als Predigtsprache vorschrieb. Schon Tervooren (1979a, 182f.) geht auf diese seinerzeit noch unveröffentlichte Predigt ein (vgl. jetzt Petri 1979, 204); gehalten wurde sie am 2. Oktober 1668 von dem Weseler Pfarrer Paulus Rappardus, und nur der Tatsache, dass sie Gegenstand eines Streits war, verdanken wir es, dass der Wortlaut des Textes ausnahmsweise in Auszügen ins Protokoll aufgenommen wurde. Ein kurzes Fragment kann hier genügen, um einen Eindruck von der Sprache der Predigt zu vermitteln:

Te bestraffen zin den die gene, die sich niet ontsien, den dagh des Heeren te ontheiligen door wercken, op dien dagh expreß verboden, ende door wercken ten allen tiden verdoemelick. Hoe dickwile absenteeren wij ons van de vergaderinge der heiligen? In voege dat jiemandt wilde toonen het onderscheidt, datter is tussen desen dagh ende werckdaghen, geen ander en soude vinden, dan dat veel tijts in de andere daghen der weke, een ijeder besigh is met sijn ampt ende beroepinge; maer op den rustdagh men blijft entweder liggen end leiyern op t'bedde, als of Gott met onsen ledigganck vermaect ware, ofte men brengt den tijt door met kloeben, verkeeren, tuissen, brassen en suipen ende diergelicke argerlicke dingen. (Petri 1979, 204)

Bezüglich dieser Sprache vermerkt der Herausgeber: „Das Überraschende ist dabei, daß damals noch in der Stadt Wesel in einem niederdeutschen, dem niederländischen ähnlichen Dialekt gepredigt wurde.“ (Petri 1979, 204). Davon kann freilich keine Rede sein, es handelt sich hierbei, ungeachtet einiger Interferenzen, sprachlich und stilistisch durchaus um, wenn man so sagen will, akzeptables ‚17e-eeuws Nederlands‘, das mit Sicherheit einen überaus großen Abstand von dem ‚niederdeutschen‘ Dialekt der Weseler aufwies. Interessant ist natürlich die Frage, woher Rappardus, ein gebürtiger Weseler, diese Sprache konnte? Die Antwort liegt auf der Hand, denn es dürfte eher der Normalfall als die Ausnahme gewesen sein, dass niederrheinische Pfarrer in den Niederlanden studiert hatten (vgl. Schneppen 1960). Überhaupt ist davon auszugehen, dass die Beherrschung des Niederländischen holländischer Provenienz unter den gebildeten reformierten Kleverländern die Regel war. Der ehemaligen Klever Stadtarchivar Friedrich Gorissen, der sich in zahlreichen seiner Schriften als überaus kompetenter und zuverlässiger sprachhistorischer Beobachter ausgewiesen hat (vgl. Gorissen 1956; 1968; 1979), stellt hierzu noch für das 18. Jh. lapidar fest: „Die reformierte Oberschicht bediente sich vorwiegend der holländischen Schriftsprache“ (Gorissen 1968, 60).

3.2 „Eene schoene maniere om devotelijk naer Kevelaer te gaen.“² Zur sprachlichen Ausrichtung der niederrheinischen Katholiken

Wolfgang Petri hat bei der Herausgabe der Synodenprotokolle zu Recht darauf hingewiesen, dass die Reformierten trotz eines reformierten Landesherrn im überwiegenden Teil des Herzogtums Kleve zahlenmäßig nur eine kleine Minderheit der

² Titel eines der zahlreichen ‚bedevaartboekjes‘, der auf die im Folgenden behandelte, für den katholischen Niederrhein auch sprachhistorisch bedeutsame Entwicklung des Wallfahrtswesens im 17. Jh. verweisen soll. Im 17. und 18. Jh. erschienen zahlreiche solcher Bücher für Kevelaerwallfahrer; eine Bibliografie findet sich im Anhang von Marc Wingens’ fundierter Studie *Over de grens* über die Wallfahrten der niederländischen Katholiken im 17. und 18. Jh. (Wingens 1994).

Bevölkerung ausmachten, Obergeldern war ohnehin eindeutig katholisch. Es ist daher nicht weniger wichtig für die Beurteilung der sprachlichen Verhältnisse im 17. Jh., sich ein Bild davon zu machen, wie es mit dem Sprachgebrauch bei der Mehrheit der Niederrheiner, d. h. bei den Katholiken bestellt war. Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir den Blickwinkel ein wenig verändern und uns den spanischen Niederlanden zuwenden. Denn nicht nur für das dazugehörige Obergeldern, sondern auch für die Katholiken des klevischen, also deutschen Niederrheins liegen – nicht zuletzt der Sprache wegen – die wichtigsten Bezugsorte im 17. Jh. im Südwesten: Neben dem politisch tonangebenden Brüssel geht es in erster Linie um Mechelen als Sitz der Metropolitankirche und um Löwen als Sitz der katholischen Universität für den Niederrhein. Daneben soll hier auch der in seiner Bedeutung nicht zu unterschätzende Wallfahrtsort Scherpenheuvel genannt sein – ein brabantisches Bollwerk der Marienverehrung (Gorissen 1968; Wingen 1994, 29ff.).

Zu Beginn des 17. Jhs. kommt es in den südlichen Niederlanden unter Albert und Isabella (1598-1633) zu einer Konsolidierung (vgl. auch zum Folgenden Gorissen 1968, 63ff.; H. Janssen/Grote 1998, 350). Es gelingt eine neue, homogene, materielle und geistliche katholische Kultur zu schaffen, die im Wiedererstehen einer gelebten katholischen Volksfrömmigkeit ein wichtiges Mittel gegen die als bedrohlich erfahrenen protestantischen Einflüsse aus dem Norden sieht. So wie das genannte Marienheiligtum Scherpenheuvel unter der professionellen Organisation der Oratorianer zu einem flämischen Nationalheiligtum ausgebaut wurde, durchaus auch mit dem Ziel in die Generalitätslande auszustrahlen, so wurde im geldrischen Oberquartier, unmittelbar an der Grenze zum Herzogtum Kleve, eine Marienerscheinung, die dem Kaufmann Hendrik Busman 1641 in der Nähe des Dorfes Kevelaer zuteil wurde, willkommener Anlass, einen blühenden niederrheinischen Wallfahrtsbetrieb aufzubauen (vgl. H. Janssen 1998). Das Management übernahmen nach wenigen Jahren dieselben Leute, die ihre diesbezüglichen Fähigkeiten schon in Flandern unter Beweis gestellt hatten, die Oratorianer von Scherpenheuvel.

Auch Kevelaer richtet sich nicht nur an die Gläubigen des eigenen Bistums Roermond, es wird zu einem Hauptwallfahrtsort für die Katholiken der calvinistischen Republik, in der Wallfahrten seit 1587 verboten waren (Wingens 1994, 21), vor allem aber wird die Kevelaer-Wallfahrt sehr schnell zum festen Bestandteil des Lebens fast aller klevischen Gemeinden, die sich in diesem Zusammenhang auch ihrer eigenen wunderträchtigen Orte wieder erinnern und die Marienverehrung in Marienbaum bzw. die des Hl. Kreuzes in Kranenburg, die im 16. Jh. zum Erliegen gekommen waren, reanimieren. All dies trägt zu einer Konsolidierung des katholischen Lebens bei, es geht aus von dem zu den südlichen Niederlanden gehörenden Geldern und geschieht auch in Kleve, d. h. im zu Köln gehörenden Archidiakonats Xanten, ohne dass eine sichtbare Beteiligung der rheinischen Metropole Köln auszumachen wäre. „[D]ie geistige und materielle Kultur des klevischen Katholizismus im 17. und 18. Jh. [war] eher belgisch als kölnisch“ (Gorissen 1968, 65). Dabei weist auch Gorissen besonders auf die sprachlichen Aspekte dieser Entwicklung hin:

Man wird vor allem die sprachlichen Zusammenhänge nicht gering anschlagen dürfen. Für die niederländisch sprechenden Katholiken des Kleverlandes waren die landes-

sprachlichen Verlautbarungen der Kölner Kurie fremdsprachlich; was von Kevelaer, Roermond, Mecheln kam, verstand jeder. (Gorissen 1968, 64)

Was aus Mechelen, Roermond und Kevelaer kam, war südliches Niederländisch auf brabantischer Grundlage, das sich seit dem 16. Jh. auch als obergeldrische Landessprache durchzusetzen begonnen hatte. Es wird auch zur Norm für den übrigen katholischen Niederrhein im kölnischen Archidiakonats Xanten.

Als Beispiel für diese Entwicklung auch im Klevischen muss ich mich an dieser Stelle mit einem Ausschnitt aus einem Text begnügen, der historisch wie sprachhistorisch gleichermaßen interessant ist und eine genauere Untersuchung verdient. Es handelt sich um eine kleine Chronik des ehemaligen Augustinerchorherrenklosters Gaesdonck bei Goch, die handschriftliche Eintragungen verschiedener Prioren des Klosters von ca. 1662 bis 1794 enthält und von der bisher zwei Auszüge veröffentlicht wurden (Hermes 1986; 1989). Das auf der ersten Seite so betitelte „Gaesdonck Cronixken“ ist abgefasst „Idiomate Germanico propter Frates Laicos et alios Latinum Ignorantes“. Der folgende Auszug soll einen Eindruck von dem ‚germanischen Idiom‘ geben, dessen sich der erste Schreiber, der in Kranenburg bei Kleve geborene Theodor Metzmecher, der ca. 1662 mit der Abfassung der Chronik begann, bedient:

Anno 1635 hebben die Geldersche Soldaten myt eene Verrassinghe schinckeschants ingenhomen, wellickes geschiedt synde, hebben ons 3 Leghers alhier int Landt van Cleef (dieselve lockende vth Brabant) op den Hals gebracht, nemlick hett statenlegher, hett franse Legher, vnd het spansche Legher, om schinckeschants tho manuteniren datt gelickewoll nyet geschyden koest: want hett staeten Legher nae veele hebben schinckeschants wederom ingenhomen vnd die spaensche doen verhuysen. [...]

Die huysen und schuyren syn voel afgebraken und verbrandt die Lenderyen deso laet und ledich geleghen.

Ons Closter is vyfmael in der tyt van de keisersche geplondert vnd spolyrt. In de irste plonderinghe nhamen sie van ons Closter 250 perden die de Boeren daer geflucht vnd opgebracht hadden. Und alsoe den slachboem geslaten waer datt sie qualick die perden koesten ontbrengghen hebben dese Soldaten een Brugghe van 6 perden gemackt die sie levendich in de Grafte styeten, vnd brachten alle die gestolen perden daer over. (Hermes 1986, 4)

Auch diese Sprache ist, obwohl sie noch zahlreiche Regionalismen aufweist, ein Beleg für die Übernahme einer neuen, von außen kommenden schriftsprachlichen Norm. Die Durchsetzung dieser neuen niederländischen Norm wird noch deutlicher in den Aufzeichnungen der nachfolgenden Prioren, die die Chronik noch bis 1794 fortgesetzt haben. Sie bedienen sich allesamt – abgesehen von kürzeren lateinischen Passagen – ausschließlich des Niederländischen, wobei die regionale Färbung immer weniger spürbar wird. Hochdeutsches findet sich überhaupt nicht in dieser Chronik eines deutschen Klosters aus dem 17. und 18. Jh. Auch das gesamte interne Verwaltungsschrifttum der Gaesdonck wird bis zur Auflösung des Klosters im Jahre 1802 in nie-

derländischer Sprache geführt.³ Dieser Befund bestätigt unser Wissen über das Festhalten der niederrheinischen Katholiken am Niederländischen bis ins 19. Jh. (Merges 1977; Tervooren 1985; Cornelissen 1998a; Eickmans 1998).

4. Resümee

Bevor ich noch einmal die wichtigsten Aspekte aus dem oben Gesagten zusammenfasse, sei auf die Sprachformen hingewiesen, auf die in diesem Beitrag nicht mit der ihnen gebührenden Ausführlichkeit eingegangen werden konnte. Selbstverständlich muss in einer ausgewogenen Darstellung der niederrheinischen Sprachgeschichte des 17. Jhs. das Hochdeutsche, das sich seit dem 16. Jh. in verschiedenen Domänen zunehmend durchsetzt (vgl. Mihm 1986; Elmentaler 1998a), in seinen verschiedenen Erscheinungsformen sowohl systemlinguistisch als auch soziolinguistisch beschrieben und gegen die konkurrierenden Sprachformen abgegrenzt werden. Zu den konkurrierenden Sprachformen gehören auch die letzten Ausläufer der spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen kleverländischen Schreibsprache sowie die verschiedenen Formen von Sprachmischung, die trotz einiger Aufmerksamkeit in jüngster Zeit bisher noch nicht in ausreichendem Maße untersucht und beschrieben worden sind (vgl. Neuß 1973b; Tervooren 1985; Eickmans 1999; Peters 1999a).

Das Hauptaugenmerk in diesem Beitrag galt dem Vordringen bzw. der Durchsetzung der neuniederländischen Schriftsprache, die im Laufe des 17. Jhs. auch am deutschen Niederrhein zunehmend in Konkurrenz zum Hochdeutschen tritt bei der Ablösung der regionalen niederrheinischen Schreibsprache. Diese Ablösung vollzieht sich im 16. Jh. zunächst ‚normal‘, d. h. in Geldern durch das Niederländische, in Kleve durch das Hochdeutsche. Für Obergeldern ergibt sich so bis zum Ende des 17. Jhs. ein weitgehend homogener Verlauf der Sprachgeschichte: In seinem südniederländisch-katholischen Staats- und Sprachverband ruhend, schließt es sich der südniederländisch-brabantisch geprägten Form des Niederländischen an.

Für das Herzogtum Kleve wäre der weitere Verlauf eigentlich in einer Weise vorgezeichnet, wie sie sich ähnlich in Köln oder Münster abgespielt hat, d. h. dass ausgehend von der Sprache der amtlichen Verwaltung die ‚Verschriftsprachlichung‘ des Hochdeutschen in immer weitere Domänen vordringen lässt und die heimische Sprache immer weiter, wenn man so will, nach unten abdrängt. Dies ist offensichtlich auch in einem Teil des Klevischen passiert, grob gesagt im rechtsrheinischen Süden südlich der Lippe, also im Duisburger Raum, und mit Einschränkungen wohl auch in Moers und Krefeld. Dort entfaltet sich als neues schriftsprachliches Dach allein das Hochdeutsche. In Moers und Krefeld hat es ein oranisches Zwischenspiel gegeben, in dem offensichtlich eine aufgeklärte Form der Zweisprachigkeit geherrscht hat: Den Haag schickte seine Post in niederländischer Sprache, hatte aber nichts dagegen, die Antworten in Deutsch zu empfangen. Für Krefeld ist überdies zu beachten, dass das Niederländische bis ins 19. Jh. die Sprache der dort ansässigen bedeutenden Mennonitengemeinde bleibt (Tervooren 1979a, 190).

³ Nach Auskunft von StD. Franz Hermes, der Bibliothek und Archiv des Klosters Gaesdonck betreut und dem ich für anregende Gespräche bezüglich des „Gaesdonckx Cronixken“ und anderer sprachgeschichtlich relevanter Fragen zu Dank verpflichtet bin.

Völlig anders als der für den Duisburger Raum unterstellte normale Verlauf spielte sich die schriftsprachliche Entwicklung im größten Teil des Kleverlandes ab, im gesamten linksrheinischen Raum und rechtsrheinisch nördlich der Lippe. Hier erwächst dem Hochdeutschen im 17. Jh. eine mächtige Konkurrenz im Niederländischen als der Sprache eines der mächtigsten und kulturell blühendsten Staaten der damaligen Welt. Mit diesem Staat hat man nicht nur gemeinsame Grenzen, man hat ihn, wie ich gezeigt habe, quasi kulturell, politisch und militärisch im eigenen Land. Hinzu kommt, dass die niederländische Schriftsprache in deutschen Landen zu dieser Zeit noch nicht als eine verunstaltete Abart der ‚teutschen‘ Heldensprache gesehen wird, zu der man sie im 19. Jh. degradiert; sie ist eine gleichwertige, bei deutschen Dichtern und Grammatikern hoch angesehene Sprache (vgl. Bornemann 1976), sie ist aber vor allem eine Sprache, die linguistisch der alten heimischen ‚Schreibe‘ und der lebendigen mundartlichen ‚Spreche‘ des Niederrheins sehr viel näher steht als die fremde hochdeutsche Sprache oder, wenn man so will, die hochdeutsche Fremdsprache.

Nimmt man die sprachlichen, politischen und kulturellen Voraussetzungen zusammen, so ist es nicht nur nicht verwunderlich, es ist eher naheliegend, dass das Niederländische außerhalb der Amtsstuben zur vorherrschenden Schriftsprache des nördlichen Niederrheins wird. Friedrich Gorissen, der wohl wie kein anderer Einblick in die sprachlichen Verhältnisse des 17. Jhs. am Niederrhein hatte, fasst seine Beobachtungen mit den Worten zusammen: „Auch im Gebiet der neuhochdeutschen Amtssprache hat sich die niederländische Umgangssprache und die holländische Geschäftssprache auf der überlieferten niederländischen Grundlage viel kräftiger entfalten können als das auf die Amtsstuben beschränkte Neuhochdeutsch. [...] die Bürger haben ihre Briefe und Geschäftsbücher noch lange, vielfach bis ins 19. Jh., in der niederländischen Sprache geführt und sich dabei seit dem 17. Jh. des Neuniederländischen bedient.“ (Gorissen 1968, 60)

Wenn in diesem Beitrag für das 17. Jh. der Aspekt einer sprachlichen Niederlandisierung des Niederrheins in den Mittelpunkt gestellt wurde, so sollten damit zwei wesentliche Aspekte in der sprachgeschichtlichen Entwicklung dieses Raumes besonders hervorgehoben werden, die in der Forschung bisher zu wenig Beachtung gefunden haben:

– Die ‚Verhochdeutschung‘ oder ‚Eindeutschung‘ des Niederrheins ist kein linearer, homogen verlaufender Prozess. Sie wird durch die im 17. Jh. sich vollziehende sprachliche Niederlandisierung gestört und aufgehalten. Diese Niederlandisierung bewirkt, dass das Hochdeutsche zunächst aus vielen Domänen der Schriftlichkeit ferngehalten wird, dass sich seine endgültige Durchsetzung – mit deutlichen domänenspezifischen Unterschieden – bis ins 19. Jh. verzögert.

– Das Niederländische des 17. Jhs., wie es uns am Niederrhein begegnet, ist nicht die organische Fortsetzung der älteren niederrheinischen Schreibsprache, es wird als exogene Norm aus dem holländischen und brabantischen Westen übernommen. Da es aber der heimischen niederfränkischen Sprache deutlich näher steht als das Hochdeutsche, kann es sich in vielen Bereichen durchsetzen und gibt dem Leben am zweisprachigen Niederrhein im 17. Jh. ein überwiegend niederländisches Gepräge.

IV. Neuzeit

Westfälische Sprachgeschichte von 1620 bis 1850

1. Westfälischer Sprachraum
2. Zeitrahmen
3. Mediale Diglossie
4. Kontaktsituation Schule
5. Frühe Dokumentation der Dialekte
6. Literarische Zeugnisse
7. Zur Sprachsituation 1800-1850

1. Westfälischer Sprachraum

Wie das gleichnamige wissenschaftliche Großwerk eindrucksvoll bewiesen hat, ist der „Raum Westfalen“ im Verlaufe der Geschichte eine durchaus veränderliche Größe (vgl. Der Raum Westfalen [6 Bände in 13 Teilen] 1931-1996). So hat man unter „Westfalen“ vom hohen Mittelalter bis zum Beginn des 19. Jhs. einen Raum verstanden, der namentlich im Norden weit über die Grenzen einer politischen Einheit, etwa der Provinz Westfalen, hinausreichte, und der, wie die Forschung herausarbeitete,¹ vor allem unter kulturellen Gesichtspunkten gesehen wurde. Eine solche Verwendung des Begriffs zeigt sich etwa auch in den Titeln der frühen westfälischen Lexikographie bzw. Idiotikographie.²

Auch eine westfälische Sprachgeschichte hat sich an einem solchen „größeren Westfalen“ zu orientieren. Im vorliegenden Beitrag wird von einem westfälischen Sprachraum ausgegangen, wie er in Karte 1 angedeutet wird (vgl. hierzu zusammenfassend Niebaum 1989). Im Westen ist die Abgrenzung problematisch: Hier ist von einem alten ostniederländisch-westniederdeutschen sprachlichen Kontinuum auszugehen, das auf der Ebene der Dialekte erst in jüngster Zeit auf der Staatsgrenze zu zerbrechen beginnt (vgl. Kremer 1990; Niebaum 1990). Anders als die (noch bis in die Gegenwart in niederdeutschen Zusammenhängen zu sehende) Sprechsprache ist die am Westrand des Westfälischen aufgekommene regionale Schreibsprache von Anfang an stark niederländisch beeinflusst. Wir haben es hier mit einem „sprachlichen Mischareal“ zu tun, das „sprachtypologisch zwischen dem Mnl. und dem Mnd. westf.

¹ Vgl. Aubin (1955); Casser (1934a); Casser (1934b). – Vgl. auch Müller-Wille (1977, 2, Karte 1). Die Linie für das Kriterium „Sprache“ erscheint hier allerdings willkürlich gewählt, offensichtlich hat der Autor hierfür die Wortgrenze für 'Griebe' (s. Foerste 1958, 59ff. und Karte 21) zugrunde gelegt.

² So etwa, wenn z. B. der Bielefelder Gymnasiallehrer und spätere Pfarrer in Buchholtz Peter Florenz Weddigen (1758-1809) innerhalb des in seinem „Westphälische[n] Magazin zur Geographie, Historie und Statistik“ seit 1788 erscheinenden „Westphälischen Idiotikons“ sogar ein „Ostfriesisches Wörterbuch“ veröffentlicht (vgl. Weddigen 1788). Nicht ganz so weit nach Norden reicht ein „Westphälisches Idioticon aus der Grafschaft Diepholz vom Herrn Prediger Müller zu Habel“ (vgl. Müller 1794). Und vor diesem Hintergrund ganz selbstverständlich benennt der sprachlich und volkskundlich breit interessierte Jurist Johan Aegidius Rosemann genannt Klöntrup (1755-1830) seine Sammlung osna-brückischen Wortschatzes „Niederdeutsch-Westphälisches Wörterbuch“ (vgl. Klöntrup 1982/84).



- Lautverschiebungsgrenzen
- westf. Brechung in 'gebrochen' (innerhalb)
- · - · - Zusammenfall von *ä / â* (östlich)
- Unterscheidung von Dat. u. Akk. beim ungeschlechtigen Personalpronomen:
mui - mik, dui - dik (südlich)
- ▲▲▲▲▲ niedersächsisch-niederfränkische Dialektscheide (strukturell)

Karte 1: Der westfälische Mundartraum

Prägung anzusiedeln ist“.³ Eine Grenzziehung zwischen diesem von Peters so genannten „Ijsselländisch“ und dem Westfälischen ist schwierig. Nach dem Schreibsprachenwechsel zum Niederländischen kann aus pragmatischen Gründen die deutsch-niederländische Staatsgrenze als Westgrenze des Westfälischen betrachtet werden. Damit konstituiert sich der westfälische Sprachraum im Rahmen dieses Beitrags durch die nordöstliche Hälfte des Bundeslandes Nordrhein-Westfalen (ohne das Siegen-Wittgensteiner Land), zuzüglich des Osnabrücker Landes, der alten Grafschaft Bentheim und des Südens des Emslandes.

Angesichts der Belegsituation und der Forschungslage kann es nicht verwundern, wenn nachstehend nicht der gesamte so skizzierte Sprachraum gleichermaßen und gleichgewichtig in die Darstellung einbezogen werden kann. Letztlich kann hier nicht mehr geboten werden als ein „Beitrag zu einer westfälischen Sprachgebrauchsgeschichte 1620-1850“, wobei der gegebene Zeitrahmen der Erläuterung bedarf.

Im Folgenden ergeben sich gelegentlich Überschneidungen mit dem die unmittelbar vorhergehende Epoche abdeckenden Artikel von Robert Peters („Westfälische Sprachgeschichte von 1500 bis 1625“; in diesem Band). Ich meinte, hierauf aus zwei Gründen nicht verzichten zu sollen. So erschienen entsprechende Rückbezüge auf den vorherigen Zeitabschnitt zum einen aufgrund argumentativer Zusammenhänge zumindest als wünschenswert, wenn nicht gelegentlich sogar unverzichtbar, zum anderen dürfte der hier vorgelegte Beitrag durch die Einbeziehung solcher exkursartiger „Rückblicke“ an innerer thematischer Geschlossenheit gewinnen.

2. Zeitrahmen

Insbesondere das erste Datum, 1620, ist zu begründen. Dazu muss etwas weiter ausgeholt werden. In überzeugender Weise hat Gabrielsson (1983, 126ff.) den Schreibsprachenwechsel vom Mittelniederdeutschen zum Neuhochdeutschen als in drei Phasen ablaufend dargestellt. Diese sind jedoch je nach Sprachort, Verwendungsbereich, Textsorte, Schreiber und Empfänger jeweils unterschiedlich zu datieren. Gabrielsson nimmt folgende Entwicklung an: (1) In der ersten Phase wird der niederdeutsche Grundcharakter der Schreibsprache bewahrt, sie weist aber bereits eine Reihe von modernen (hochdeutschen) „Eindringlingen“ auf; (2) für die zweite Phase, die sog. „Übergangszeit“, ist kennzeichnend, dass die niederdeutschen Sprachformen nach erkannten Lautgleichungen verhochdeutsch werden: die Texte sind mischsprachig; (3) in der dritten Phase schließlich ist der Grundcharakter der Schreibsprache bereits hochdeutsch, sie weist jedoch noch zahlreiche niederdeutsche Relikte auf.

Innerhalb der niederdeutschen Sprachgeschichte ganz allgemein umfasst der skizzierte Schreibsprachenwechsel rund 150 Jahre: Er setzt nach 1500 ein (beginnend in der Mark Brandenburg) und ist um 1650 (mit dem Übergang in den Städten des nordniedersächsischen Dialektgebiets) beendet (vgl. Sodmann 1985, 1289). Westfalen erreicht der Schreibsprachenwechsel, der von Süden und Osten nach Norden und Westen vordringt, um die Mitte des 16. Jhs. In Münster setzt er relativ früh ein,

³ Peters (1985a, 1213) weist in diesem Zusammenhang auf die politische Zugehörigkeit dieses Raumes zum Bistum Utrecht hin und nennt ferner die „Vorbildfunktion des dortigen Schreibwesens“. – Weiter im Norden ist z. B. Groningen seit 1600 schreibsprachlich niederlandisiert; vgl. Niebaum (1996).

möglicherweise in Nachahmung des Kölner Vorbilds,⁴ und zwar zwischen 1533 und 1570, und er kommt um 1630 zum Abschluss.⁵ Für Bielefeld ist der Umschwung in den 60er und 70er Jahren anzusetzen; die letzte niederdeutsche Urkunde stammt aus dem Jahre 1589 (vgl. Tümpel 1894, 79). Wie in den genannten Städten geht auch im Lippischen die landesherrliche Kanzlei beim Schreibsprachenwechsel vorauf (um 1550),⁶ die lippischen Städte folgen bis ca. 1580 (vgl. Fedders 1990b, 252). In Osnabrück⁷ sind seit 1540 hochdeutsche Texte präsent, spätestens seit 1570 werden solche für den auswärtigen Verkehr auch geschrieben. 1543 stellt die Stadtchronik sich sprachlich um, im inneren Betrieb der Stadtkanzlei erfolgt der Sprachwechsel aber erst um 1590. Seit 1600 wird der Bürgereid hochdeutsch abgenommen. Die 1618 erschienene dritte Auflage der protestantischen Kirchenordnung⁸ wird, wie es darin heißt, auch deshalb in Angriff genommen, weil „in hochteutscher Sprache der Gottesdienst alhier den mehrentheil numehr verrichtet“ werde und man daher „diese neue edition hochteutscher Sprach zu publicieren vor nötig erachtet“ habe (zitiert nach Schaidhammer-Placke 1989a, 691). Auch wenn man diese Aussage nicht überinterpretieren sollte,⁹ so wird man bezüglich des amtlichen Schrifttums – für den „klientennahen Bereich“ ist das Ende der niederdeutschen Schriftlichkeit zu diesem Zeitpunkt noch nicht abzusehen, vgl. unten – auch für Osnabrück davon ausgehen dürfen, dass der Schreibsprachenwechsel um 1620 zum Abschluss gekommen ist. In Soest (vgl. Fischer 1998, 108ff.; Fischer 1995, 531ff.) setzt der Übergang zur hochdeutschen Schreibsprache etwas früher ein als in Osnabrück. Dies steht im Einklang mit dem bereits erwähnten Faktum, dass der Sprachwechsel im Süden beginnt und nach Norden vordringt. Die erste hochdeutsche Eintragung etwa in den Ratsprotokollen findet sich 1558, seit 1561 ist das Hochdeutsche in dieser Textsorte durchgängig. Andererseits scheint der Schreibsprachenwechsel in Soest in weniger offiziellen Textsorten erst später als in Osnabrück (und Münster) zum Abschluss gekommen zu sein: Im Bereich der Handwerkerämter bemüht man sich seit 1635 um eine hochdeut-

⁴ Vgl. Peters (1994a, XIV). Das Hochdeutsche wird dann von den anderen westfälischen Städten mit Verzögerung aufgenommen.

⁵ Vgl. Peters (1992a, 55f.). – Zur Differenzierung des Sprachwechsels in Münster nach Institutionen und Funktionsbereichen vgl. auch die Überblicksdarstellung bei Peters/Ribbat (1993, 635ff.).

⁶ Nach Gabrielsson (1932/33, 6) stellt sich das Vordringen des Hochdeutschen im amtlichen Schriftverkehr wie folgt dar: „Die Kanzleien der Fürsten gehen voran, ihnen folgen die städtischen Kanzleien, die zunächst im Schriftverkehr mit mittel- und süddeutschen, bald auch mit norddeutschen Fürsten und Städten, schließlich auch im inneren Kanzleiverkehr, in der Verwaltung der Stadt, die neue Sprache verwenden. Fast gleichzeitig ist in den meisten Städten der Beginn des Übergangs in der Gerichtssprache zu beobachten, bald darauf begegnen wir den ersten hd. Privaturkunden: Schuldverträgen, Kaufbriefen und Testamenten. Am längsten aber hält sich das Nd. dort, wo man Rücksicht zu nehmen hat auf die ‚schlichten vnd eynfoldighen Lüde‘ und auf die ‚anfängenden schölers‘, d. h. in Kirche und Schule.“ Die Schreibsprachenumstellung erfolgt im externen Verkehr eher als im internen Kanzlei-gebrauch, „zuletzt in den klientennahen Bereichen“ (Maas 1988, 109).

⁷ Vgl. zum Folgenden die Zusammenfassung bei McAlister-Hermann (1989, 867ff. und Anm. 106).

⁸ Die erste Auflage der von Hermann Bonnus verfassten Kirchenordnung aus dem Jahre 1543 ist niederdeutsch, die (nicht überlieferte) zweite Auflage von 1588 vermutlich auch.

⁹ Weber geht sicher zu weit, wenn er diese Formulierung dahin gehend paraphrasiert, man habe die 3. Auflage hochdeutsch gedruckt, „weil das inzwischen die vorherrschende Sprache in Osnabrück sei“ (vgl. Weber 1993, 76).

sche Form, interferenzfrei ist diese jedoch erst um 1650. Im Westmünsterland schließlich (vgl. Kremer 1983a, 47) setzt der Sprachwechsel in den Stadtrechnungen und Ratsprotokollen offenbar im Jahre 1583 ein, auch wenn niederdeutsche Eintragungen noch bis zum Beginn des 17. Jhs. begegnen. In Wettringen z. B. erfolgt das Protokoll des Sendgerichts im Jahre 1603 noch niederdeutsch, seit 1620 wird dann hochdeutsch protokolliert.

Im Westen und Nordwesten des westfälischen Sprachraums gestaltete sich der Prozess des Sprachwechsels insofern wesentlich verwickelter, als hier das Niederländische als Verwaltungs- und Kirchensprache mit involviert war. In Lingen etwa, wo das Niederdeutsche „bis um 1580 noch die Amtssprache des Drostamts, bis etwa 1605 noch überwiegend Gerichtssprache und Sprache eines Teils der Ritterschaft“ gewesen war, drang in den Zeiten der spanischen bzw. oranischen Verwaltung, „ausgehend vom Schreibverhalten der oberen Instanzen“, das Niederländische neben das Hochdeutsche in eine Reihe von Bereichen ein (vgl. Taubken 1981, 386f.). In Bentheim waren die schriftsprachlichen Verhältnisse ein genaues Abbild der politischen Machtkonstellation zwischen einer auf die Niederlande orientierten reformierten Landeskirche und der jeweiligen deutschen oder niederländischen weltlichen Obrigkeit (vgl. Baumann 1998). Auch in Steinfurt war das Niederländische (neben dem Deutschen) im 17. Jh. Sprache der Kirche, der Schule, des Hofs, des Bürgertums sowie der Professoren und Studenten der „Hohen Schule“ (Kremer 1998, 23ff.). Und zumindest als Schul- und Kirchensprache besaß das Niederländische auch in den reformierten Kleinterritorien des Westmünsterlandes (Gronau, Gemen, Werth, Anholt) eine nicht unbedeutende Position (Kremer 1983a, 53ff.; Kremer 1998, 25ff.; Leys 1998, 243ff.).

Wenn wir diese – letztlich „triglossischen“ – Spezialfälle einmal außen vor lassen, dann haben wir mit dem Jahre 1620 ein Datum, das für Westfalen den Anfang einer neuen sprachgeschichtlichen Epoche markiert, einer Epoche, die durch das Nebeneinander von hochdeutscher Schreib- und niederdeutscher Sprechsprache (fast aller Schichten) gekennzeichnet ist.¹⁰ Diese Epoche endet für Westfalen Mitte des 19. Jhs., als erneut ein Sprachwechsel vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen einsetzt, diesmal im Bereich der Mündlichkeit. Mit dem Jahre 1850 haben wir dann das zweite Datum für den Zeitrahmen dieses Beitrags.

3. Mediale Diglossie

Peters charakterisiert die durch meinen Beitrag abzudeckende Epoche mit dem Begriff „mediale Diglossie“.¹¹ Er sagt:

¹⁰ Dieses Datum wird übrigens auch durch den Befund Gabrielssons unterstrichen, der sowohl für Münster als auch für Osnabrück „den Übergang zur hd. Unterrichtssprache in den deutschen Schulen frühestens für die beiden ersten Jahrzehnte des 17. Jh.“ ansetzt (vgl. Gabrielsson 1932/33, 60).

¹¹ Zur Vermeidung von Missverständnissen sei angemerkt, dass „Diglossie“ in diesem Falle in etwas abgewandelter Bedeutung verwendet wird (vgl. auch Leys 1998, 249ff.). Das nachstehende Peterssche Zitat macht bereits deutlich, dass von „Diglossie“ nur bezüglich eines kleinen Teils der Bevölkerung, der „Ober- und Bildungsschichten“, die Rede sein kann; die breiten Bevölkerungsschichten waren eher monolingual. Bezogen auf die Gesamtbevölkerung wäre der Terminus „partielle Diglossie“ angebrachter.

Das Hochdeutsche wurde geschrieben und in stark formellen Situationen in Schule und Kirche gesprochen. Das Übergreifen des Wechsels auf die Sprechsprache führte zur Zweisprachigkeit der Ober- und Bildungsschichten. Die ‚höheren Stände‘ sprachen je nach der Gesprächssituation hochdeutsch oder plattdeutsch. Das Niederdeutsche blieb die gesprochene Sprache der breiten Bevölkerungsschichten. Diese Sprachlage blieb rund 200 Jahre, von etwa 1650 bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts, stabil.¹²

Das Jahr 1650 im vorstehenden Zitat bezieht sich auf das Niederdeutsche in seiner Gesamtheit. Für Westfalen können wir davon ausgehen, dass der Schreibsprachenwechsel im amtlichen Schrifttum um 1620 zum Abschluss gekommen ist.¹³ Allerdings gibt es im „klientennahen Bereich“ gewisse Ausnahmen. Judith McAlister-Hermann hat im Rahmen des DFG-Projekts „Sprachliche Verhältnisse in der frühen Neuzeit in Osnabrück“ u. a. drei Schriftstücke untersucht, die inhaltlich und zeitlich eng miteinander zusammenhängen, sprachlich und paläographisch jedoch interessante Unterschiede aufweisen (vgl. McAlister-Hermann 1983a). Sie stammen aus den Jahren 1622 und 1623. Die beiden ersten Texte sind Bestandteile einer offensichtlich unvollständigen Ehescheidungsakte des Evangelischen Konsistoriums Osnabrück, beim dritten Text handelt es sich um ein Brüchtenprotokoll des Niedergerichts der Altstadt Osnabrück. Text A ist der Bittbrief der Ehefrau Hempe Mestmaker vom 27.1.1622 an den Rat der Altstadt, die Ehe mit ihrem zweiten Mann Jacob wegen Misshandlungen und Geschäftsveruntreuung zu scheiden. Der Brief ist ganz offensichtlich von einem professionellen Schreiber aufgesetzt worden, und zwar in einem Hochdeutsch, wie es für norddeutsche Kanzleien dieser Zeit als typisch angesehen werden kann. Text B vom 12.8.1623 wurde vermutlich von Jacob Mestmaker selbst geschrieben; er bittet um Freilassung aus dem Gefängnis. Sprachlich haben wir es hier mit einem niederdeutschen Text mit hochdeutschen Elementen zu tun, d. h. mit dem nicht sonderlich geglückten Versuch einer Annäherung an das Hochdeutsche. Text C schließlich, ein Brüchtenprotokoll vom 29.5.1623, behandelt die Klage Jacob Mestmakers gegen einen Nachbarn wegen Beleidigung und Bedrohung. Beide werden zum friedlichen Miteinanderleben ermahnt. Dieser Text ist niederdeutsch, er dürfte – obwohl der „amtlichste“ der drei Texte – der in Osnabrück gesprochenen Sprache am nächsten gewesen sein. Der das Protokoll aufzeichnende Stadtsekretär hat sich, wie es scheint, dem Sprachgebrauch der beteiligten „eynfoldighen Lüde“ angepasst, wie ja auch die Sprache des Niedergerichts in dieser Zeit noch niederdeutsch ist; im Übrigen bestand für ihn ganz offensichtlich, anders als bei den Absendern / Verfassern der beiden Briefe, kein Distinktionsbedürfnis.¹⁴

¹² Peters (1998a, 123); vgl. auch Möhn (1983a, 158ff.). – Für das auf die mündliche Domäne beschränkte Niederdeutsch kommt im 17. Jh. eine neue Bezeichnung auf. Statt von *düdesch*, *sassesch* und *westfelesch* spricht man nun häufiger von *plattdeutsch* (vgl. Peters/Ribbat 1993, 640).

¹³ Für Münster grenzt Peters diese Epoche auf die Zeit „von 1630 bis ungefähr 1830“ (Peters 1992, 56) bzw. „von ungefähr 1630 bis fast in die Mitte des 19. Jhs.“ ein (Peters 1995a, 158).

¹⁴ Im Übrigen lag für Osnabrück bezüglich zivilrechtlicher Dinge noch keine verbindliche Sprachregelung vor. Hier werden erst nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges, 1656 und 1660, Ausführungsbestimmungen zur Freiburger Reichsnotariatsbestimmung von 1512 erlassen (vgl. Penners 1978, 328); in Münster war dies bereits 1571 erfolgt.

Die einschlägige Forschung konzentriert sich im Allgemeinen auf den Sprachgebrauch in den Städten als den Zentren der Schriftlichkeit. Der Vergleich zweier Gesindeordnungen eines landadligen Haushalts (McAlister-Hermann 1986) erlaubt uns demgegenüber, wenngleich natürlich schichtgebunden, einen Einblick in die Sprachgebrauchsgeschichte des 17. Jhs. auch auf dem „platten Land“. Auf Ippenburg (bei Bad Essen, nordöstlich von Osnabrück) wird, wie das Gutsarchiv ausweist, das Hochdeutsche seit 1570 von zunehmend mehr Familienmitgliedern immer häufiger eingesetzt. Beide Texte sind von den jeweiligen Hausherrinnen verfasst und geschrieben worden, offenbar als eine Art Vermächtnis für die Nachfolgerin. Der erste stammt aus dem Jahre 1636 und wurde von Heilwig v.d. Bussche offenbar gegen Ende ihrer 45-jährigen Herrschaft über den Gutshaushalt niedergeschrieben; er ist als niederdeutsch ohne hochdeutsche Interferenzen zu charakterisieren. McAlister-Hermann (1986, 113) kennzeichnet ihn als „private[n] Text einer schreibgeübten, aber nicht gelehrten oder weitgereisten Person, die in einer lokalen Schreibsprachform mit zeitüblicher innerer Variation für den internen Gebrauch schreibt. Es bestehen enge Beziehungen zwischen der geschriebenen und der gesprochenen Sprache“. Der zweite Text wurde im Jahre 1678, allem Anschein nach von der nächsten Hausherrin auf Ippenburg, Catharina Elisabeth v.d. Bussche, verfasst. Er ist schriftsprachlich auf das Hochdeutsche bezogen, zeigt aber zahlreiche niederdeutsche Interferenzen. „Die Art von Mischsprache, die hier vorliegt, deutet darauf hin, daß ein Niederdeutsch sprechender (und lesender!) Mensch eine gelernte hochdeutsche Schriftsprache mehr oder weniger erfolgreich bzw. idiosynkratisch anwendet“ (McAlister-Hermann 1986, 115).

Sowohl für Münster wie für Osnabrück gilt, dass zwischen 1643 und 1648 in diesen Städten der große europäische Friedenskongress tagte, der dann den Westfälischen Frieden erarbeitete. Gesandte aus zahlreichen europäischen Staaten hielten sich in den beiden Städten auf. Sowohl in der Schriftlichkeit als auch in der Mündlichkeit muss dies für beide Städte eine für die damalige Zeit einmalig vielsprachige Kommunikationssituation ergeben haben, die noch der Erforschung harret.

Die Ursachen für den Schreibsprachenwechsel zum Hochdeutschen sind in Westfalen (wie im gesamten norddeutschen Raum) „im wirtschaftlichen, politischen, juristischen, kulturellen und religiösen Umbruch der Zeit um und nach 1500“ zu suchen (Peters 1995a, 153f.; vgl. auch Gabrielsson 1932/33, 5ff.). Hierbei spielen verschiedene Entwicklungen eine Rolle. So war etwa die Macht der Hanse durch das Erstarken der im Norden und Westen benachbarten Nationalstaaten und die wachsenden territorialstaatlichen Bestrebungen in Norddeutschland erheblich beeinträchtigt. Hinzu kam aufgrund geänderter Handelswege die Konkurrenz der süddeutschen Städte. „Mit dem Niedergang der Hanse [...] hat das Nd. an politischem Prestige verloren, so daß sein Einsatz im amtlichen (und auch geschäftlichen) Verkehr weniger Erfolg verspricht als das vom erstarkenden Landesfürstentum bevorzugte Hd.“ (Bichel 1985, 1867). Der Einfluss des Humanismus, die 1495 erfolgte Einführung des römischen Rechts mit der Folge eines zunehmenden, hochdeutsch abzuwickelnden Schriftverkehrs mit dem Reichskammergericht und dem Reichstag sowie eine steigende Nachfrage nach Verwaltungspersonal mit höherer Bildung, das man großenteils aus dem hochdeutschen Sprachgebiet anwarb, führten dazu, dass in den tonangebenden und damit „sprachbestimmenden Kreisen“ – und dies sind der Adel sowie die akade-

misch, d. h. häufig in Köln oder Süddeutschland ausgebildeten Humanisten und Juristen – das Hochdeutsche zunehmend ein höheres Prestige gewinnt.¹⁵ Die hochdeutsche Orientierung setzt übrigens schon vor der Reformation ein. Westfalen war, wie Peters herausarbeitete, „schon im 15. Jh. kulturell wie wirtschaftlich nach Südwesten hin ausgerichtet“ gewesen (Peters 1995a, 154; vgl. auch Peters / Ribbat 1993, 632). Die Bildungsschicht ist, sicher nach dem Schreibsprachenwechsel noch verstärkt, bereit, auch in der Sprechsprache zum Hochdeutschen überzugehen. In dem Augenblick, in dem das Niederdeutsche dann doch wieder verschriftet wird – und dies ist seit der Wende zum 17. Jh. zunehmend der Fall – „muß das Hochdeutsche als Umgangssprache höherer Kreise bereits mehr oder weniger gefestigt gewesen sein“, da es jetzt, etwa in mundartlichen Zwischenspielen hochdeutscher Dramen oder aber in Gelegenheitsdichtungen vor allem heiterer Couleur, „manchmal zur Charakterisierung niedriger Bevölkerungsschichten“ benutzt wird (Goossens 1983a, 75); hierauf komme ich noch zurück. Die „höheren Stände“ sind im 17. und 18. Jh. zweisprachig. Sie sprechen je nach Gesprächssituation und -partner Hochdeutsch oder Niederdeutsch. Für den Klerus kam natürlich noch das Lateinische hinzu, und in Adelskreisen dürften zudem noch zumindest gewisse Kenntnisse wichtiger Hofsprachen verbreitet gewesen sein.¹⁶

Es stellt sich dann allerdings die Frage, welche Art von Hochdeutsch nun in Westfalen übernommen worden ist. Eine einheitliche hochdeutsche Schriftsprache war noch nicht etabliert, in frühdeutscher Zeit haben wir es im hochdeutschen Sprachraum noch mit einer Reihe von Regionalsprachen zu tun. Hochdeutsche Hauptvarietäten sind das Ostmitteldeutsche, die „Sprache Luthers“, und das Oberdeutsche, das „gemeine Teutsch“. Maas hat darauf hingewiesen, dass entgegen den Handbuchdarstellungen in Norddeutschland der Ablösungsprozess vom Niederdeutschen keineswegs „als Rezeption des Ostmitteldeutschen verläuft, wie man es traditionell als Konsequenz der Reformation annahm“.¹⁷ Die politische und ökonomische Orientierung Norddeutschlands, aber insbesondere auch Westfalens, verwies im 16. und 17. Jh. – wie bereits gesagt – nicht nach Osten, sondern nach Süden. Insofern kann das Auftreten oberdeutscher Schreibvarianten im westfälischen Sprachraum nicht überraschen. Die Bewertung solcher Schreibweisen ist allerdings noch nicht befriedigend geklärt. Während Maas (1985a, 617) davon ausgeht, dass sich in ihnen das „sprachliche Orientierungsmuster“ niederschlägt, das die „gemein-teutsche“ Druckersprache

¹⁵ Vgl. Gabrielsson (1983); Bichel (1985); Maas (1985a); Sodmann (1985); Weber (1993); Peters (1994a).

¹⁶ Zu den Sprachkenntnissen in westfälischen Adelskreisen vgl. etwa Reif (1979, 140f.): „Viele münsterländische Adlige beherrschten am Ende des 18. Jahrhunderts das Lateinische so gut, dass sie es als Brief- und Umgangssprache nutzen konnten. Neben dem Latein wurden die Sprachen der zwei dominierenden Höfe, Französisch (Paris) und Italienisch (Wien), gelernt, doch beherrschten wohl nur wenige Adelsöhne beide Sprachen als Umgangs- und Briefsprache. An den meisten in Deutsch geschriebenen Briefen um 1770 fällt der unbeholfene Ausdruck auf, Englisch wurde nur selten gelernt; Unterricht im Griechischen war so gut wie unbekannt.“

¹⁷ Vgl. Maas (1985a, 617). – Anders Gabrielsson (1932/33, 78), der annimmt, dass das von der Schule aufgenommene Hochdeutsch das Ostmitteldeutsche gewesen sei, da die überwiegende Zahl der in Norddeutschland tätigen Lehrer aus Schlesien, Sachsen und Thüringen gekommen sei. Demgegenüber benennt er selbst (ebd., 57) den hohen Anteil aus Köln stammender Lehrer etwa in Osnabrück.

auch für den norddeutschen Raum bot, betrachtet Mihm (2000a, 383f.) den entsprechenden Variantengebrauch als „Kennzeichen einer gehobenen Schreibkultur“. Für ihn dient die „Verwendung verschiedener allochthoner Schreibweisen [...] als Mittel der Hervorhebung, wobei deutlich eine honorative Absicht erkennbar wird“.

Für Osnabrück findet sich im literarischen Bereich zu Beginn des 17. Jhs. ein Autor, der seine Sprache an einem Nürnberger Vorbild orientiert. Der sich selbst als „Osnabrücker Hans Sachs“ apostrophierende Rudolf Bellinghausen verwendet durchgehend oberdeutsche Syn- und Apokopen, etwa in *gwint*, *gstorben*, *bringn*, morphologische Kurzformen wie *han*, *stan*, Kontraktionen wie *von sein Bürgern*, *auf seim Schloß*; hierher gehören auch Verbformen wie *wir sein*, Entrundungen wie in *Behmen*, das überwiegend verwendete Suffix *-nus* und natürlich die häufige Variation bei der Verschiebung der stimmhaften Konsonanten: *tichtet*, *pleibt*. Allerdings finden sich auch noch niederdeutsche „Direktanzeigen“ wie *Braudlach* oder *St. Janskirch*. Maas geht davon aus, dass man sich mit solchen Orientierungen distanzieren will. Aus der Tatsache, dass Bellinghausens Werke – er war ein Vielschreiber, dem 55 Titel zugewiesen werden können – trotz unterschiedlicher Drucker und Druckorte diese auffälligen oberdeutschen Formen konsistent aufweisen, zieht Maas den Schluss, „daß derartige Schreibformen in den norddeutschen Städten zu Anfang des 17. Jhs. nichts Ungewöhnliches gewesen sein können“.¹⁸

4. Kontaktsituation Schule

Mit der Ablösung des Niederdeutschen als Schreibsprache ging die „amtliche“ Ablösung des Niederdeutschen im Schulwesen einher, oft in enger Verbindung mit dem Wandel in der Kirchensprache. Über das „Eindringen der hochdeutschen Sprache in die Schulen Niederdeutschlands im 16. und 17. Jahrhundert“ sind wir durch die gleichnamige Dissertation von Gabrielsson (1932/33) gut unterrichtet. Es zeigt sich, dass man sich von Anfang an durchaus der Problematik bewusst ist, die der Sprachenwechsel mit sich bringt. Man reklamiert – in Kirche und Schule – Rücksichten für die „schlichten vnd eynfoldighen Lüde“ und für die „anfangenden schölers“ (vgl. Gabrielsson 1932/33, 6). Nach 1560 ist die Schulsprache in Westfalen im amtlichen Schriftverkehr, d. h. etwa in Bekanntmachungen, Berufungsurkunden und Anstellungsverträgen, aber auch in den Eingaben und Berichten der Lehrer, hochdeutsch (vgl. Gabrielsson 1932/33, 55). Gabrielsson führt diesen frühen Übergang auf die Ausbildung der Lehrerschaft an humanistischen Lehranstalten zurück, die er als „wichtige Stützpunkte für die Einführung und Ausbreitung der nhd. Schriftsprache“ betrachtet (1932/33, 57). Gleichwohl blieb die Unterrichtssprache – außerhalb der Lateinschulen – wie auch die Umgangssprache der zunächst überwiegend westfälischen Lehrer niederdeutsch. Erst als in größerer Anzahl auswärtige Lehrkräfte nach Westfalen kommen (Gabrielsson benennt z. B. für Osnabrück allein für die Jahre 1571 und 1595 die Ankunft von jeweils vier Lehrern aus Köln), wird – neben dem Lateinischen – auch das Hochdeutsche als Unterrichtssprache verwendet worden sein.

¹⁸ Maas (1985b, 13f.). – Zu Bellinghausens sprachlichem Profil vgl. auch Schaidhammer-Placke (1989b).

Die Unterrichtsmaterialien sind, wie es scheint, zumindest für die höheren Klassen schon eher auf das Hochdeutsche umgestellt worden (vgl. Gabrielsson 1932/33, 59). Der „Nomenclator latinossaxonicus“ von Nathan Chytraeus allerdings erfährt noch 1585 in Lemgo eine ostwestfälisch gefärbte Neuauflage (vgl. Fedders 1990b, 252f.); möglicherweise war dieses Wörterbuch vor allem auch für die unteren Klassen der Lateinschule bestimmt. Für Soest z. B. ist der Übergang den einschlägigen Schulgesetzen zufolge in den unteren Klassen der Lateinschule „frühestens für das 3. Jahrzehnt des 17. Jh.“ anzunehmen (Gabrielsson 1932/33, 59).

Im niederen Schulwesen hält sich das Niederdeutsche in Westfalen wohl ebenfalls bis in diese Zeit. Insbesondere für die Religionsunterweisung hält man noch lange an niederdeutschen Büchern fest. 1619 lässt etwa der „Scholemeister der kleinen Kinder in Oßnabrügge“ in Braunschweig zwei kleine Bücher in niederdeutscher Sprache drucken: „Ein Christlike Betrachtunge“; „De Christlike Paradis Gärdelin / vor einföldige Kinder vnd Christen“. 1627 erscheint z. B. in Münster eine niederdeutsche Übersetzung des katholischen Kleinen Katechismus von Petrus Canisius: „Catechismus jnt korte Fragen vnd Antwortt gestelt, vör die gemeine leyen vnd junge Kinder sehr deinlick“ (vgl. Gabrielsson 1932/33, 59f.); in dieser Stadt erschienen, möglicherweise für den Gebrauch im ländlichen Umland, sogar noch in den Jahren 1686 und 1690 niederdeutsche Gebetbuch- und Evangelienmischungen (Kremer 1983a, 49). Im Großen und Ganzen wird man für beide Städte den Übergang zur hochdeutschen Unterrichtssprache für die beiden ersten Jahrzehnte des 17. Jhs. ansetzen können. Allerdings muss man sich ganz offensichtlich vor einer Verallgemeinerung dieses Datums für den westfälischen Gesamtbereich hüten. Für die unteren Klassen des Gymnasiums in Bielefeld jedenfalls scheint die Verwendung des Hochdeutschen selbst im Jahre 1665 noch nicht selbstverständlich gewesen zu sein (Gabrielsson 1932/33, 61), und auch für die städtischen Schulen im Westmünsterland ist nach Kremer (1983a, 49) in dieser Hinsicht von einer erheblichen Verzögerung auszugehen. Und es kommt natürlich hinzu, dass man nicht generell – und ganz gewiss nicht in den „Nebenschulen“ auf dem flachen Land – von einer wirksamen Vermittlung hochdeutscher Sprachkenntnisse ausgehen darf.¹⁹

Im 18. Jh. hatte sich das Hochdeutsche zumindest in der allgemeinen Wahrnehmung als Medium der Bildungsvermittlung durchgesetzt, entsprechend wurde das Niederdeutsche (bzw. im allgemeineren Rahmen: die Mundart) „zum Antiojekt der Pädagogen und Kulturkritiker“ (vgl. Möhn 1983b, 634). Man ging dabei zunächst davon aus, dass das Plattdeutsche in wenigen Generationen ausgestorben sein würde. In der Praxis jedoch erwies sich das Niederdeutsche als „resistent“. Hieraus ergab sich eine unbefriedigende pädagogische Situation, die bereits Bernhard Raupach in seiner Rostocker Dissertation von 1704 (mit der deutschen Titelformulierung „Von Unbilliger Verachtung der Plat-Teutschen Sprache“) beklagte:

¹⁹ Vgl. hierzu die Ausführungen bei Kremer (1983a, 59ff.). Die „Lehrer“ sind – wie auch zeitgenössische Feststellungen etwa von Möser oder Overberg erkennen lassen – aufgrund ihres erbärmlichen Einkommens im Allgemeinen nur nebenberuflich tätig und häufig schlecht ausgebildet.

was würde denn da, bitte schön, den schlichteren Leuten an Trost in der Trauer, an Unterstützung in Bedrängnis, an Hilfe in Gefahr von uns bleiben, wenn sie uns in ihrer Sprache anreden und wir in einer andern, ihnen unbekanntem Sprache antworten würden? (vgl. Raupach 1984, 143).

Anders als Raupach, der dafür plädiert, das Plattdeutsche als die Sprache des täglichen Lebens in Norddeutschland wiederherzustellen,²⁰ spricht sich der lippische Prediger D. von Cölln angesichts der – wie wir heute sagen würden – beträchtlichen Systemunterschiede zwischen niederdeutscher Ausgangssprache und hochdeutscher Zielsprache implizit, wenn auch aus volkspädagogischen Gründen, gegen das Niederdeutsche aus. Im 1. Band des „Westphälischen Magazins“ 1784 sagt er über die „Sprache der Bauern“:

Sie ist das größte Hindernis, welches der Bildung des Volks im Wege steht, und so lange nicht mit Fleiß an Verbesserung und Ausbildung der Sprache gedacht wird, hilft aller Unterricht wenig. Die Volkslehrer und Richter reden eine dem Volke fremde Sprache [...]. Es ist wohl war, daß das Volk anderwärts auch nicht Büchersprache redet; aber sie weicht doch nicht so weit voneinander ab, daß sie sich nicht unter einander verstehen könnten.

Und etwas weiter heißt es:

Ich habe Gutes und Böses [über die Volkssprache] ohne Partheylichkeit hingeschrieben, in der Absicht, jeden Menschenfreund auf das Volk aufmerksam zu machen. Denn es bleibt ewige Wahrheit: kennt der Arzt den Kranken nicht, so kann er ihn nicht heilen. (von Cölln 1784, 115f.).

Im 4. Band desselben Magazins (1787) nimmt dessen Herausgeber Peter Florenz Weddigen offenbar auf von Cölln Bezug, wenn er im Zusammenhang eines Aufrufs zu Beiträgen für ein von ihm geplantes Idiotikon für ganz Westfalen u.a. den „praktischen Nutzen“ betont, den die Kenntnis der westfälischen Provinzialismen für den „öffentlichen Volksunterricht“ bringen könnte:

So lange die hochdeutsche Sprache in unsern Westphälischen Volksschulen vernachlässiget wird (und leider! wird sie es noch in manchen Gegenden z. B. im Bisthum Paderborn) so lange läßt sich auch nicht hoffen, daß der Westphälische Bauer mit dem Vortrage des Kanzelredners die gehörigen Ideen verbinde, ja! er wird wol oft in die Versuchung kommen zu glauben, daß man ihm eine Aufmunterung zur Ausübung eines Lasters gegeben habe, wenn ihm die heilsamen Folgen einer Tugend sind vorgestellt worden. (vgl. Weddigen 1787, 34)

²⁰ Vgl. Raupach (1984, 205): „Auf denn! Mit vereinten Kräften wollen wir uns an die Aufgabe machen, daß unserer Sprache ihr alter Ruhm und ihre alte Würde wiederhergestellt wird, damit sie nicht länger wie etwas Vertriebenes und Heimatloses unter uns weilt. Wir wollen nicht zulassen, daß das Hochdeutsche, das wir nur sozusagen mit Gastrecht aufnehmen, unsere Sprache wie einen Gast aus seinem Wohnsitz hinauswirft.“

Als Beispiele führt Weddigen eine Reihe von, wie ein Fremdsprachendidaktiker sagen würde, „falschen Freunden“ an; es heißt etwa:

So ist bei unserem Landmann ein *niederträchtiger*, ein *freundlicher*, *herablassender* Mann, und ein *großmüthiger* wird, weil *Großmuth* bey ihm den Begriff *Hochmuth* bezeichnet, von ihm verabscheuet, oder verlachtet. Will man ihn aufmuntern Gott zu *verehren*, so wird er, wenn er anders noch keinen Unterricht in der hochdeutschen Sprache erhalten hat, mit diesem Ausdruck den krassen Begriff verbinden, Gott ein Geschenk machen; den *verehren* heist bey ihm *geben* oder *schenken*. Will man ihm die Schädlichkeit des Aberglaubens vorstellen, so wird er uns nicht verstehen, denn *Aberglaube* nennt er *Biglaube*; es sey denn, daß er entweder die hochdeutsche Sprache kennt, oder daß man durch mehrere individuelle Sätze seinen Begriff deutlich zu machen suchet. (Weddigen 1787, 34)

In ähnlicher Weise hatte sich bereits mehr als 30 Jahre vorher, im Jahre 1755, der „Westphälische Beobachter“ geäußert.²¹

Wie die vorstehenden Zitate zeigen, wird das Problem der Mundart als Sprach- und Bildungsbarriere, ein Komplex, den viele erst mit den 70er Jahren unseres ausgehenden Jahrhunderts verbinden, in Westfalen bereits recht früh gesehen – wenn auch vielleicht weniger unter dem Aspekt einer Behinderung für gesellschaftlichen Aufstieg, als vielmehr unter dem Blickwinkel einer Verstehensbarriere für die nötige religiöse Unterweisung. Mehr aus der Sicht des Schulpraktikers wird das Problem dann aber von dem Schwelmer Konrektor Peter Heinrich Holthaus (1759-1831) betrachtet. Dieser veröffentlicht im Jahre 1799 einen Artikel mit dem Titel: „Ist es in Westphalen für Eltern aus den gesitteten Ständen rathsam, das Hochdeutsche zur Anfangssprache ihrer Kinder zu machen?“ Dabei diskutiert Holthaus Pro und Contra einer „frühe[n] und ausschließende[n] Anführung zum Hochdeutschen“.²² Er zieht den Schluss, dass es vernünftig sei, ein Kind die ersten fünf bis sechs Jahre „nach Herzens Lust nur Plattdeutsch sprechen“ zu lassen. „Hierdurch wüchse gleichsam der Stamm, auf den sich jene veredelte Sprache recht sicher und bequem pflöpfen ließe.“ Den Anfang hierzu solle die Schule machen, der Lehrer sollte hochdeutsch sprechen und das Kind verbessern, allerdings ohne es „abzuschrecken“.

In seiner „Anweisung zum zweckmäßigen Unterricht für die Schullehrer im Hochstifte Münster“ (1793) fordert auch Bernhard Overberg (1754-1826), vor allem aus

²¹ Dieser hatte „es recht sehr“ bedauert, „daß man aufgehört hat, in unserer Landessprache, wenigstens unterweilen, zu predigen: Denn ich weiß es, daß dem gemeinen Volke viele hochdeutsche Redensarten ganz unverständlich sind, und besonders Kinder in kleinen Städten und auf dem Lande, ihren Prediger bei den catechetischen Unterricht nicht zur Hälfte verstehen“ (vgl. Westphälischer Beobachter 1755, 64).

²² Dafür spräche (1), dass die „Sprechwerkzeuge“ des Kindes zur sprachrichtigeren Aussprache des Hochdeutschen ausgebildet würden; (2) wäre das Kind früher in der Lage, unterrichtet zu werden; und (3) gälte das Hochdeutsche als die „anständigere“ Sprache. Dagegen spräche (1), dass die sprachliche Umgebung plattdeutsch ausgerichtet und insofern damit zu rechnen sei, dass das Kind immer wieder an seinem „Ausdrucke irre“ würde; (2) sei die hochdeutsche Begrifflichkeit der umgebenden Natur nur unzureichend entwickelt; (3) wäre eine sprachliche Absonderung von Seiten der Eltern eine Beleidigung für die nur plattdeutsch redenden Nachbarn und Bekannten; und (4) sei es nützlich, auch die Volkssprache zu verstehen (vgl. Holthaus 1799, 976ff.).

einem religiös-sozialen Bildungsverständnis heraus, eine konsequente Anwendung der hochdeutschen Unterrichtssprache, weil diese die Sprache der Lehr- und Erbauungsbücher und der „Pfarrherren“ sei; notfalls solle der Unterrichtsgegenstand aber auch unter Zuhilfenahme des Niederdeutschen erläutert werden (vgl. Kremer 1983a, 60; Nagel 1996). Interessant ist, dass Overberg selbst offenbar große Passagen seines Buches zunächst niederdeutsch formulierte, ehe er sie, dem Bildungsniveau seiner erwachsenen Landlehrer-Schüler entsprechend, in der damit korrespondierenden einfacheren Struktur hochdeutsch niederschrieb.

Auch im 19. Jh. bleibt der Anteil Westfalens an der einschlägigen Diskussion beachtlich. Am Beginn steht wiederum Holthaus, der im Jahre 1818 eine (bedauerlicherweise verschollene) Schrift herausgegeben hat, die den vielsagenden Titel trägt: „Wie lernt ein Westfale das Hochdeutsche – mit welchen Fehlern und Nichtfehlern?“ In dieser Schrift dürfen wir bereits ein frühes Beispiel für einen kontrastiven Ansatz vermuten.²³ Des Weiteren seien noch zwei Arbeiten aus den vierziger Jahren des 19. Jhs. genannt. In seiner Schrift „Über den Unterricht in der Schriftsprache, mit besonderer Rücksicht und in Anwendung auf den Schreib- und Leseschüler in niederdeutschen Volksschulen“ (Arnsberg 1843) betont Th. Hegener 1843 den didaktischen Grundsatz „Vom Bekannten zum Unbekannten“:

Das Bekannte ist uns die Sprache des Kindes, eine deutsche Mundart, das zu Lernende: das Hochdeutsche, auch deutsche Sprache. Wenn man sich mit Recht darüber wundert, daß Manche eine fremde Sprache lehren wollen, ohne den Unterricht in dieser auf das Verständniß der Muttersprache zu gründen, so ist es kaum zu begreifen, wie man die arge Ungehörigkeit begehen kann, Elementarschüler das Hochdeutsche lehren zu wollen, ganz ohne auf ihre Mundart Rücksicht zu nehmen. (Zitat nach Möhn 1983b, 635f.)

Ähnliches findet sich auch in F.C. Honcamp's „Gedanken über den Unterricht in der Sprachlehre“ (Soest 1845). Der Vergleich zwischen Mundart und Hochdeutsch solle sich dabei nicht auf die Laute beschränken, sondern auch die Idiomatik und vor allem Morphologie und Syntax seien mit einzubeziehen. Im Zusammenhang des von ihm diskutierten „Werth[es] der westfälischen Mundarten in Beziehung auf die höheren Lehranstalten Westfalens“ leugnet der in Fredeburg geborene und seit 1829 in Münster am Paulinum wirkende Johan Rottger Köne (1799-1860) geradezu etwaige Schwierigkeiten von Mundartsprechern bei der Erlernung der Standardsprache (vgl. Köne [1852], 8f.; dazu Niebaum 1979a, 179ff.). Für ihn ist „die allgemein gebilligte Sitte“ das Problem, „daß spottende Verachtung [...] laut wird, wenn ein so genanntes plattdeutsches Wort zum Vorschein kommt“ (Köne [1852], 9). Die sich hieraus ergebenden Folgen sieht Köne aber nicht so sehr im Zusammenhang von Aufstiegschancen für den Mundartsprecher, sondern eher in der Gefährdung der Ehrfurcht vor Eltern und Angehörigen „und damit der Sittlichkeit“. Aus seiner eigenen Schulpraxis kann er die Bedeutung des Selbstwertgefühls der Mundartsprecher belegen, das dann, positiv gewendet, durchaus auch vorteilhaft für den Unterricht eingesetzt werden kann:

²³ Vgl. Niebaum (1979a, 178f.). – Zuvor hatte bereits J. C. Fröbing „Ueber die in Niedersachsen gewöhnlichen Sprachfehler“ gehandelt (vgl. Fröbing 1790).

Kinder und Jünglinge, die von ihren Aeltern nur ihr schlichtes Westfälische gelernt, fangen an, wenn ihnen Verachtung ihrer Muttersprache eingefloßt wird, mit dieser die Geringschätzung ihrer Aeltern einzusaugen. Seit ich diesen Grundsatz in der westf. Sprache, wo er, wenn irgend seines Ortes, anwende, seit dem haben sich die Fortschritte im Schriftd. nicht verringert, wie man bei dem entgegengesetzten Verfahren meint, sondern vermehrt, und ärnte überdies die schöne Frucht, daß die Liebe und das Verlangen nach der älteren deutschen Sprache angefacht und genährt wird.²⁴

Für die anderen niederdeutschen Regionen hat Möhn aus dem gleichen Zeitraum eine Reihe vergleichbarer Arbeiten vorgestellt (vgl. Möhn 1983b; Möhn 1986). Es dürfte deutlich sein, dass Rudolf Hildebrands berühmtem, in vielen Auflagen erschienenen Buch „Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt“ (1879, zuerst 1867) hinsichtlich des Problems „Mundart und Schule“ „weniger das Verdienst der neuen Konzeption als vielmehr das ihrer wirkungsvollen Vertretung zukommt“ (Möhn 1983b, 639).

5. Frühe Dokumentation der Dialekte

Die dann letztlich doch unangefochtene Durchsetzung einer einheitlichen deutschen Hochsprache ließ ein baldiges Verschwinden der Mundarten befürchten. Es sei, so meinte man insbesondere bezüglich des Niederdeutschen, „hohe Zeit“, einschlägige „idiotische“ Sammlungen zusammenzustellen, „wofern man noch der Nachwelt, von der izeitlebenden Nieder-Sächsischen Sprache einen Begriff zu machen gedencket“. In der 2. Auflage (1755) seines „Idioticon Hambvrgense“ sagt Michael Richey weiter:

Unsere Mund-Art geräth ja von Tage zu Tage in Abnahme, indem das Hoch-Teutsche schon längst nicht allein in öffentlichen Handlungen und Schriften, sondern auch im gemeinen Umgange dergestalt Besitz genommen, daß auch der Bauer selbst mit einem halb-Hoch-Teutschen Worte sich schon vornehmer düncket. (vgl. Richey 1755, XLIIIf.)

In ähnlicher Weise heißt es dann später auch bei Klöntrup in der 1824 datierten „Vorerinnerung“ zu seinem „Niederdeutsch-Westphälischen Wörterbuch“:

Die niederdeutsche Sprache kömt unter den gebildeten Classen immer mehr ausser Gebrauch, und sogar Kindermädchen und Ammen werden angewiesen, mit den Kindern hochdeutsch zu rothwelschen. Das giebt dann freilich ein hübsches Deutsch, aber das geht mir nichts an; ich bedaure nur den Untergang unsers alsächsischen Idioms, den wir in der Folge nur noch teilweise aus den holländischen werden erklären können. (Klöntrup, Bd. 1, 1982, III)

Und auch in Lippstadt gilt, wie Weddigen (1798, 233) feststellt:

²⁴ Einzelnes Blatt, das Könes Manuskript „Zum Wörterbuch der Westfälischen Sprache“ (vgl. Niebaum 1979a, 174) beiliegt; vermutlich als Anschluss zum ebenfalls beiliegenden Bogen „Bedeutung für die westfälischen Schulen“ vorgesehen (wohl um 1845 geschrieben); im Besitz des Westfälischen-Wörterbuch-Archivs.

Vor 40, 50 Jahren wurde von allen Herrn und Damen in allen Zusammenkünften nichts als plattdeutsch gesprochen, jetzt ist es anders beschaffen. Man läßt sie nur noch zum Spaß hören. In Lippstadt spricht der Mittelbürger und der geringste Profesionist hochdeutsch, wenn er in dieser Sprache angeredet wird. Unter dem Gesinde ist es nicht üblich, daher bleibt die plattdeutsche Sprache unter Herrschaften und dem Gesinde gangbar, kann auch nicht ganz wegen des Umgangs und Handels mit benachbarten Bauern vermieden werden.

Neben einer von daher zu verstehenden antiquarisch-dokumentarischen Intention verfolgen die jetzt aufkommenden Idiotika aber auch noch andere Absichten. Von diesen wurden z. B. die praktisch-alltagsbezogenen Intentionen bereits im Zusammenhang der Verständnisprobleme in Schule und Kirche genannt (zu weiteren Intentionen der frühen Idiotikographie vgl. Niebaum 1986). In unserem speziellen Kontext sind die Idiotika aufgrund ihrer Hinweise zur Aussprache bzw. ihre Verschriftungsprinzipien von besonderem Interesse, da sich hierdurch Anhaltspunkte für bestimmte sprachliche Gegebenheiten und Entwicklungen bieten (vgl. Niebaum 1979a, 193ff.; Niebaum 1980, 134f.). So verwendet z. B. Müller in seinem „Westphälischen Idiotikon aus der Grafschaft Diepholz“ hinsichtlich der besonderen Aussprache des tonlangen \bar{a} eine recht originelle Notation, die letztlich graphisch die „Zerdehnung“ dieses Lautes andeutet:

Das A wird etwas breit oder rücklings [...] ausgesprochen; welches im Leben ungemein hörbar ist, im Schreiben aber gar nicht ausgedrückt werden kann. Z. B. La-a-e-ken, Sta-a-e-ken, Ma-a-e-len, für Laken, Staken, [...] Malen u. s. f. (Müller 1794, 592)

Die Schreibung des atlangen \bar{a} wird nicht angesprochen, da hier wegen dessen Diphthongierung zu *au* (wie im benachbarten Osnabrückischen) keine Verschriftungsschwierigkeiten auftreten. Demgegenüber sieht z. B. Weddigen in seinem „Ravensbergischen Idiotikon“ keine graphischen Möglichkeiten zur Unterscheidung der beiden langen \bar{a} -Laute, er weist jedoch auf die phonetische Differenz ausdrücklich hin. Der, wie es bei Weddigen noch heißt,

Buchstabe[] A [...] wird theils wie gewöhnlich, im Hochdeutschen ausgesprochen, theils klingt er grob und tief wie *oa*. Bey offenem Mund klingt das *a* fein und hell, bey geschlossenem aber tiefer und gröber und platter. (vgl. Weddigen 1790, 271)²⁵

Bezüglich der ebenfalls ohren- wie im Wörterbuch augenfälligen westfälischen Besonderheit der Brechungsdiphthonge äußern sich Holthaus und Klöntrup dezidiert. Bei Holthaus heißt es z. B.:

3) Die Diphthongen oder Doppellaute in manchen Südwestfälischen Mundarten, die man oft für unschreibbar hält, habe ich, nach der Sprachähnlichkeit der Schreibung des Hochdeutschen, mit denjenigen zwey Vocalen geschrieben, die man hört, wenn der

²⁵ Später arbeitet Weddigen (1798, 229) auch in diesem Falle mit einer differenzierten Notation: unbezeichnetes *a* wird wie im Hochdeutschen ausgesprochen, die dumpfe, wie *oa* ausgesprochene Entsprechung wird dann als \bar{a} geschrieben.

Doppellaut *ganz langsam* ausgesprochen wird, über welche ich außerdem noch, um sie von den im Hochdeutschen vorkommenden Diphthongen zu unterscheiden, einen Bogen gezogen habe: *Stießel* (Stiefel).²⁶

Aus der differenzierten Notationsweise der Brechungsdiphthonge in Klöntrup's Wörterbuch kann man z. B. den Schluss ziehen, dass das Osnabrückische zu Beginn des 19. Jhs. noch ein siebengliedriges Subsystem der alten Kürzen vor losem Anschluss besaß,²⁷ und der in der heutigen Mundart zu konstatierende Zusammenfall der engen und halboffenen Reihen, der dazu führt, dass (mit Einschluss des eingeebneten tonlangen *ā*) lediglich vier Glieder erhalten bleiben,²⁸ auf eine jüngere Entwicklung zurückgehen muss.

6. Literarische Zeugnisse

Nach dem Untergang des Niederdeutschen als Schreib- und Kultursprache Norddeutschlands um die Wende zum 17. Jh. waren „literarische Zeugnisse“ in dieser Sprachform „für mehr als zwei Jahrhunderte eine Seltenheit“ (Taubken 1995, 237). Während der nordniederdeutsche Bereich noch einige im Zusammenhang der mittelniederdeutschen Literatur zu sehende literarische Ausläufer kennt,²⁹ ist für den westfälischen Raum bis zum Einsetzen einer Dialektliteratur im engeren Sinne etwa um die Mitte des 19. Jhs. von einer Übergangszeit von rund 250 Jahren auszugehen, in der das Niederdeutsche unter dem Etikett „Bauernkomödien“³⁰ oder als Stilmittel innerhalb hochdeutscher Dichtung (vor allem in mundartlichen Zwischenspielen in ansonsten hochdeutschen Dramen) in Form von anspruchsloserer Literatur Verwendung findet. Hier wird das Niederdeutsche, wie Maas (1983, 126) formuliert, „zum bürgerlichen Zeitvertreib genutzt [...], um in der Maske des primitiven Bauern unterhaltsame Schlüpfrigkeiten und Skatophiles vorzutragen“. In größerer Zahl begegnet allenfalls die Gattung der Gelegenheitsdichtung, vor allem in der Form von Hochzeitsgedichten. Der insoweit eingeschränkte literarische Gebrauch stützt dann auch das seit dem 17. Jh. aufkommende Sprachstereotyp vom „Plattdeutschen“ (eines Wortes mit einer bemerkenswerten Bedeutungsverschlechterung, vgl. Lasch 1917) als einer derb-humoristischen Sprachform. Im westfälischen Sprachraum ist die Überlieferung gedruckter Gelegenheitsdichtung, verglichen mit der Produktion in Nordniederdeutschland, quantitativ nahezu unbedeutend (vgl. Taubken 1995, 237f.). Spätestens seit dem 18. Jh. ist die Verbindung zur mittelniederdeutschen Schreibsprache zerbrochen, die entsprechenden Dichtungen werden nun in einem mehr oder weniger ortsgebundenen Dialekt verfasst. Sie werden damit dann auch, und das ist der Grund,

²⁶ Holthaus, Zirkular S. 1 (ungez.); s. dazu Niebaum (1979a, 172 und Anm. 37). – Vgl. ferner Klöntrup (1982, Bd. 1, IV).

²⁷ Vgl. *Biete* 'Biss', *küönen* 'können', *kuomen* 'kommen', *Kiäle* 'Kehle', *üäwer* 'über', *kuaken* 'kochen', *maken* 'machen'. Vgl. auch Klöntrup (1982, Bd. 1, 1982, 18*ff.).

²⁸ Vgl. Niebaum (1974, 60ff., 331ff.): /viətən/ 'wissen', /iətən/ 'essen', /fyægəl/ 'Vögel', /kyəkə/ 'Küche', /fuægəl/ 'Vogel', /kuəmən/ 'kommen', /ma:kən/ 'machen'.

²⁹ Vgl. etwa Joachim Schlus Isaac-Drama (Rostock 1606) oder Johann Laurembergs 1634 verfasste Scherzgedichte.

³⁰ Vgl. Jellinghaus (1880). Siehe auch Foerste (1941/42, 22).

warum hier auf diesen Aspekt eingegangen wird, zu einer „wichtigen Quelle für die Kenntnis der Sprachform der Ortsmundarten vor dem Einsetzen der systematischen dialektologischen Erforschung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ (Taubken 1995, 238f.), auch wenn man die verwendete Schreibung natürlich kritisch zu interpretieren hat. Die meisten einschlägigen Poeme bedienen sich des Zeicheninventars der hochdeutschen Schriftsprache; eine Besonderheit bildet in dieser Hinsicht ein aus dem Jahre 1808 stammendes Hochzeitsgedicht des bereits erwähnten Schulmannes und Lexikographen Peter Heinrich Holthaus, der mit Hilfe diakritischer Zeichen eine adäquatere Lautwiedergabe versucht.³¹ Holthaus verwendet seine Schwelmer Mundart jedoch nicht nur „in humoristischer Absicht“, sondern durchaus auch für „ernsthafte Themen“ und „zu didaktischen Zwecken“. Taubken erkennt in den Holthauschen „Gelegenheitsgedichten und Übersetzungen eine ausgesprochen sprachpflegerische Zielrichtung“ (1995, 251).

Noch aus dem ausgehenden 18. Jh. stammen zwei Texte, die den Beginn der Verschriftlichung münsterischer Mundart markieren. Bei dem einen Text (vgl. Nagel 1997, 40ff.) handelt es sich um ein handschriftliches politisches Pamphlet gegen den münsterischen Staatsminister Fürstenberg aus den Jahren 1780/82, das in den Zusammenhang der habsburgischen Ambitionen im Nordwesten Deutschlands gehört. Der Verfasser des Pamphlets, dem – wie Nagel (1997, 50ff.) herausarbeitet – die Abbildung der gesprochenen Sprache noch nicht ganz überzeugend gelingt, wählt die Bauern als Sprachrohr für seine Kritik an Fürstenbergs Reformpolitik. Die kunstvolle Gestaltung der Schmähschrift weist auf einen intellektuellen Verfasserkreis hin. Während hier „Volksnähe als Stilmittel“ verwendet wird, ist der zweite in diesen zeitlichen Zusammenhang gehörende Text, der aus dem Jahre 1791 stammt, in den Bereich der ‚echten‘ Volksdichtung zu stellen; bei ihm handelt es sich um vier gedruckte Verse eines münsterischen Lambertusliedes (Nagel 1997, 54ff.). Anfang des 19. Jhs. schließlich veröffentlichte im Rahmen des Sammelns von Volksüberlieferungen ein Kreis münsterischer Intellektueller (die sog. Haimonskinder) anonym die „Münsterischen Geschichten, Sagen und Legenden nebst einem Anhang von Volksliedern und Sprüchwörtern“ (vgl. Simon 1976) mit Passagen in münsterischer Mundart.

Verschiedene Strömungen, darunter wiederum sprachpflegerische Ansätze, aber auch volkskundliche Interessen, schlugen sich in den (fiktiven) „Plattdeutsche[n] Briefe[n]“ (1856) des Osnabrücker Kanzleiregistrators Friedrich Wilhelm Lyra (1794-1848) nieder. Hierbei haben wir es mit einem der beiden ersten plattdeutschen Bücher Westfalens zu tun. Lyras Texte werden um Redewendungen, alte Sitten und Bräuche herum gestaltet und widmen sich zugleich auch Sachthemen. Mit aufgenommen sind auch Texte anderer Autoren (u.a. von Klöntrup) und Übersetzungen. Was Lyras Buch für den Sprachhistoriker so interessant macht, das sind seine auf die Mundart bezogenen metasprachlichen Äußerungen. Lyra spricht sich nachdrücklich für die Bewahrung der „aule ehrlicke Moorsprauke“ und das Lesen guter plattdeutscher Bücher – wozu er dann selbst einen Beitrag liefern möchte – aus. Die „Landleute“, so heißt es, könnten

³¹ Vgl. Taubken (1995, 248); Text des Gedichts ebd. (246f.).

[...] bieter anne dääen bi eerer angebuarenen natüürlicken Prauterigge to bliiwen, as sick'er met to elennigen, Hauge un Platt un auck wual gaar annere uutländske Tuutertaaterigge düür'n Eene to quaasken [...]. (Lyra 1856, 1f.)

Diejenigen, die dauernd mit den Bauern zu tun haben und unter sowie von ihnen leben, werden aufgefordert, sich das Plattdeutsche zu eigen zu machen. Beeindruckend ist Lyras durchdachte Schreibung der Mundart, die Klöntrups Notation weiterführt und stärker „systematisiert“, indem z. B. die Doppelschreibung der Langvokale auch auf die offene Silbe ausgeweitet wird. Anders als Klöntrup kennt Lyra keine engen Diphthonge [eⁱ], [o^u], sondern schreibt stattdessen die Langvokale <ee> und <oo> usw.

In seinem „Veerde Breef“ transportiert Lyra die gängigen positiven Stereotypen:

De plattdütske Sprauke is vull deftiger un glitt de Tungen vull schmööer un lichtferriger daal, as dat spitzige un kantige ‚Hochdeutsch‘ un me kann'r sick aparte sau elennige aardig inne uutdrücken. (Lyra 1856, 70)

Wichtig sei jedoch die Reinhaltung des Plattdeutschen, „dann 'r kuomet allenhand al to viele Uäwerlööper uut'n Haugdütsken un andern früömden Sprauken tüsken“ (Lyra 1856, 71). Lyra geht überdies auch auf dialektgeographische Unterschiede ein.³²

Es ist sicher kein Zufall, dass in einer Zeit, in der die Existenz der Mundart zumindest in der Stadt gefährdet ist, eine Literatur in eben dieser Mundart einsetzt. Walter Haas hat als Besonderheit von Mundartliteratur herausgearbeitet, dass diese – in einer diglossischen Gemeinschaft – eben gerade „die nicht-literarische Sprache zu ihrem Vehikel wählt“ (vgl. Haas 1983, 1637). Dieser „Normenverstoß“ wird toleriert, wenn das Stereotyp der Mundart als „Volks- oder Bauernsprache“ eingehalten wird (Haas 1983, 1638; vgl. auch Peters 1994c, 8). An dieser Stelle kann diesen Fragen nicht näher nachgegangen werden. Mundartliteratur kann uns hier, wie schon gesagt, nur insoweit interessieren, als sie den Verlauf der Sprachgeschichte beleuchtet. Der westfälischen Dialektliteratur im 19. Jh. liegen vor allem drei Traditionsstränge zugrunde, (1) Idealisierung der Mundart als Indikator von Volksnähe und Natürlichkeit, (2) Interesse an der Volksüberlieferung und (3) z.T. falsch verstandene Volksnähe, wobei

³² Im sechsten Brief z. B. fragt er seinen fiktiven Adressaten, ob er schon einmal die Bauern im Kirchspiel Hagen habe sprechen hören („De hebbt 'ne ganz annere Utsprauke as wi Beeden un as andre Lüte“): „Et luut alle sau singerig wat se 'r hier kriiget un is rökelaue leige to schriiwen; dann daar [...] hebbet [se] griecoute Tiäskén, daar geiht 'n Dieouk un 'n Bieouk un 'n Stiuten in, un wan se Jau seggen willt, segget se *Jeou*; dat kann dach de heilste Meister nich anners as met alle fiif Klinkerbookstaawen schriiwen“ (Lyra 1856, 107). In der zugehörigen Anmerkung heißt es dann: „Diese Abweichung ist um so merkwürdiger, da das Kirchspiel Hagen nur 1½ Stunden von Osnabrück entfernt liegt und man blos in diesem Kirchspiele so abweicht, während über seine Gränzen hinaus der Osnabrücker Dialekt sich wieder hören läßt; wiewohl geringere Diversionen auch in einigen anderen Kirchspielen vorkommen.“ – Übrigens hat sich Felix Wortmann (1939) mit dieser Mundartinsel beschäftigt, wobei er die Auffassung, es handle sich bei dem Dialekt von Hagen um die Mundart südwestfälisch-sauerländischer Einwanderer, zurückweist.

die Volkstümlichkeit häufig zur Volkstümelei verkommt.³³ (Die platt-humoristische Dichtung, die bis in die Gegenwart einen Großteil der Mundartliteratur ausmacht, ist unter (3) einzuordnen).

In Lyras Buch verbinden sich die genannten drei Stränge. Der volkstümlich-humoristische Aspekt überwiegt, aber wir finden hier z. B. mit „Hans Gastenkäärn“ doch auch eine Übertragung der Burnsschen Ballade „John Barleycorn“.³⁴ Versuche, die Mundart auf eine ernsthafte Thematik anzuwenden, begegnen in dieser Zeit auch bei anderen Autoren, etwa dem Osnabrücker Advokaten Theobald Wilhelm Broxtermann (1771-1800) oder aber den aus Münster gebürtigen Gottfried Bueren (1771-1845) und Wilhelm Junkmann (1811-1886). Bei ihnen haben wir es mit „hochgebildeten Akademikern“ zu tun, „die in erster Linie hochsprachlich am Literaturgeschehen ihrer Zeit teilnehmen“ (Weber 1991, 43). Die Kunstgedichte dieser Autoren haben keine weitere Verbreitung gefunden und insofern keine bleibende Bedeutung für die Entwicklung der Mundarten gehabt. Anders die Sammler von Volksüberlieferung: Diese schreiben und dichten „nicht mehr in einer überregionalen oder ‚idealisierten‘ niederdeutschen Schriftsprache“, sondern „in einer lokal oder zumindest kleinregional genau festzulegenden Mundart“ (Weber 1991, 51f.). Damit gewinnt der Gegenstand der westfälischen Sprachgeschichte eine neue Qualität. „Erfolg im Sinne einer weiten Verbreitung und der Begründung einer lang andauernden Tradition“ aber gewann nur die volkstümlich-humoristische Dichtung (Weber 1991, 52). Mit ihr etabliert sich dann die plattdeutsche Dichtung Mitte des 19. Jhs. endgültig. 1845 erscheint in Münster das Büchlein „Locales und Provinzielles. In plattdeutschen Reimen“ des Grevener Kaufmanns Ludwig Terfloth (1796-1886), in dem neben Döhnken auch Stellungnahmen zu aktuellen Themen versammelt sind. 1847 tritt schließlich Ferdinand Zumbroock (1816-1890) mit seinen „Poetische[n] Versuche[n] in plattdeutscher Mundart“ mit durchgehend humoristischen Texten an die Öffentlichkeit. Abschließend sei noch darauf hingewiesen, dass das Plattdeutsche in Westfalen in dieser Zeit auch für „nichtbelletristische“ Texte Verwendung fand. Weber führt hier politische, aber auch konfessionelle Flugblätter aus den Jahren 1848 und 1849 an.³⁵

7. Zur Sprachsituation 1800-1850

Wie bereits erwähnt, waren die „höheren Stände“ im 17. und 18. Jh. zweisprachig. Sie verwendeten, je nach Sprachsituation und -partner, Hochdeutsch oder Niederdeutsch. Das Französische, das zumindest in Adelskreisen schon immer eine gewisse Rolle gespielt hatte, gewann sicher nach der Einverleibung Westfalens in das napoleonische

³³ Vgl. Weber (1991). – Vgl. auch von Heydebrand (1983, 28); Schuppenhauer (1984, 31f.) – Peters (1994c, 9ff.) gruppiert die Traditionsstränge der westfälischen Mundartliteratur etwas anders und sieht folgende Strömungen: (1) Rückgriff auf ‚echte‘ Volksdichtung; (2) Plattdeutsch zur Erzielung derb-realistischer und komischer Wirkung; (3) Plattdeutsch als Sprache der biedereren Gesinnung; (4) Mundart als Stilmittel der Natürlichkeit und Volksnähe; (5) Mundartdichtung als Form der Dialektpflege. – In beiden Gruppierungsversuchen ist übrigens für die satirisch-aufklärerische bzw. humorvoll-spottende Dichtung eines Klöntrup (vgl. Niebaum 1999) kein Raum.

³⁴ Lyra (1856, 164-166). – Vgl. auch Schuppenhauer (1984, 31f.).

³⁵ Vgl. Weber (1991, 52). Zu einem Pasquill über die konfessionellen Auseinandersetzungen in der Niedergrafschaft Lingen siehe auch Taubken (1980).

Kaiserreich im Jahre 1810 auch über diese hinaus an Bedeutung, zumal die Amtsblätter der Départements zweisprachig französisch-deutsch erschienen. Für die breite Mehrheit der Stadtbevölkerung aber dürften die niederdeutschen Stadtmundarten ihre Position als mündliches Kommunikationsmittel bis weit in das 19. Jh. behauptet haben. Der aus Kleve gebürtige Geograph und Kartograph Heinrich Karl Wilhelm Berghaus (1797-1884), der in den Jahren 1803-1811 in Münster zur Schule gegangen war, beschreibt in seiner (neunbändigen) Autobiographie auch die stadtmünsterische Sprachsituation:

Hochdeutsch wurde nur geschrieben, nie, oder doch bloß von Einzelnen aus dem Kreise der höhern Geistlichkeit, gesprochen; das münstersche Platt war die allgemeine Familien- und Umgangssprache vom ärmsten Schuster aufwärts bis zum Domprobst und dem reichsten Edelmann von der Ritterschaft.³⁶

Berghaus gibt ferner ein illustratives Beispiel dafür, dass die sprachliche Umorientierung in der sozialen Oberschicht der Stadt zunächst noch nicht sonderlich erfolgreich verlief. So konnten die münsterischen Bürgerfamilien etwa mit dem seit 1803 als preußischer Militärgouverneur in Münster amtierenden Gebhard Leberecht von Blücher offenbar nur unzureichend kommunizieren, wenn dieser sich etwa im Schlossgarten unaufgefordert zu einer Familie an den Tisch setzte: Die

Sprache war Seitens des Generals sein eigenthümliches Hochdeutsch im Ausdruck seiner heimathlichen niedersächsisch-mecklenburgischen Mundart, gemischt mit Idiotismen dieser und der pommerschen Mundart und vieler anderer Dialekte mehr; und Seitens der Tischgenossen das münstersche Plattdeutsch, dem man einen Anflug vom Hochdeutschen zu geben suchte, was seine Wirkung nicht selten ganz verfehlte.³⁷

An anderer Stelle betont Berghaus, dass am Gymnasium Paulinum das Plattdeutsche trotz der hochdeutschen Unterrichtssprache die Alltagssprache der Schüler war.³⁸

Nach 1815 bildet sich in Münster eine neue Sprachsituation heraus (vgl. Peters 1992a, 57). Die Stadt wird jetzt Verwaltungssitz der preußischen Provinz Westfalen und Garnisonsstadt. Die Beamten und Militärs kommen überwiegend von außerhalb und sprechen Hochdeutsch. Gleiches gilt auch für den Adel und die Schicht der Akademiker. Die gehobene Bürgerschicht passt sich nach und nach dem Sprachgebrauch von Ober- und Bildungsschicht an. Man beginnt, die Kinder in der Standardsprache zu erziehen. Diesem Vorbild folgen die mittleren und unteren Schichten dann in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. „Die Ursache für den Sprachwechsel der Stadtbevölkerung ist mehr noch als im Einfluß der Schule im Bedürfnis nach Sozialprestige zu suchen“ (vgl. Peters 1992a, 57f.). Wenn wir dem bereits genannten Ferdinand Zumbroock glauben dürfen (1849, 78), drang das Hochdeutsche über die vornehme Damenwelt ein, die das Platt nicht, wie er selbst, als *gued* und *däftig* empfand, sondern als Ursache körperlicher Schmerzen:

³⁶ [Berghaus] (1862, Bd. 1, 122). – Vgl. auch Nagel (1995).

³⁷ [Berghaus] (1862, Bd. 2, 18f.). – Vgl. auch Nagel (1995, 48).

³⁸ [Berghaus] (1862, Bd. 3, 38). – Vgl. auch Nagel (1995, 54).

Oh! un usse Damen hier, so rechte fiene,
Häärt de Platt, se kriegt jä Oahrenpiene.

Dem städtischen Bürgertum ist es in jedem Falle im 19. Jh. gelungen, sich sprachlich vom umringenden Münsterland abzugrenzen. Dieser sprachliche Unterschied zwischen Stadt und Land wurde auch bereits bei Lyra angedeutet, der – selbst in der Stadt Osnabrück wohnend – mit der „ehrlicke[n] Moorsprauke“ immer nur „de Landlüüe“ in Verbindung bringt. Es dürfte sich hier um einen Befund handeln, der für weite Teile des westfälischen Sprachraums gültig war.

Die Schriftzeugnisse, die z. B. Kremer (1983a, 61f.) untersucht hat (Anschreibebücher u.ä.), machen jedenfalls deutlich, dass etwa Hofbesitzer und ländliche Handwerker im Westmünsterland zu Beginn des 19. Jhs. des Hochdeutschen kaum mächtig waren. Kremer zieht daraus den Schluss, dass zu dieser Zeit „auf dem Lande wohl nur der Pfarrer sich des Hochdeutschen bediente, und auch er vermutlich nur in Gottesdienst und Religionsunterricht“ (1983a, 62).

Ganz anders scheint demgegenüber die Entwicklung im Osnabrücker Artland verlaufen zu sein. Hier hat es ländliche Lesegesellschaften gegeben (vgl. Ziessow 1988), deren Ziel die (natürlich hochsprachlich fundierte) Selbstbildung ihrer Mitglieder war.³⁹ Im Kirchspiel Menslage zählte die erste Lesegesellschaft (1796-1805) 76 Mitglieder, eine Nachfolgerin (1811-1829) hatte bis zu 51 Mitglieder.

Diese Organisation von Lesen und Wissenserwerb setzt bei den Beteiligten mehr als nur Neugier und elementare Lesekenntnisse voraus: Sie fordert die Beherrschung moderner Kulturtechniken wie individuelle Rezeption, Schreiben über das Gelesene und die Vermittlung eigener Leseerfahrungen mit der anderer in schriftlicher Form ebenso wie die Fähigkeit, sich die notwendige Muße zu verschaffen. (Gessinger 1995, 283f.)

Mitglieder der Gesellschaften waren übrigens nicht nur Mitglieder der bäuerlichen Oberschicht, wengleich diese den größten Anteil stellten. Daneben finden sich auch (Dorf)Lehrer, Handwerker und selbst einige Heuerleute (Ziessow 1988 I, 88ff.). Überlieferte Schulhefte werfen überdies einiges Licht auf die (hochdeutsch ausgerichtete) Schulausbildung der Bauernkinder, etwa aus der zu Menslage gehörenden Bauerschaft Klein Mimmelage (vgl. Gessinger 1995, 286ff.). Neben religiösen Texten finden sich in den Heften Texte zur Schreibtechnik, zur Silbentrennung, zur Orthographie, niederländische Mustertexte, lateinisch-deutsche und französisch-deutsche Vokabellisten sowie Musterbriefe.

Nähere Forschung wird zeigen müssen, ob es sich hierbei – wie eingewendet werden könnte – um „eine nur regionale Erscheinung“, den „Sonderfall einer protestantischen Kulturinsel inmitten des Fürstbistums Osnabrück“ handelt. Zur Beantwortung dieser Frage fordert Gessinger (1995, 294) Konsequenzen für die Forschung, die nicht

³⁹ Zur Verfügung standen Bücher aus den Sparten Astronomie, Dichtung, Geschichte/Politik, Hausbuch, Industrie/Handwerk, Kalender, Landwirtschaft, Lesebuch, Liederbuch, Medizin, Naturwissenschaft, Pädagogik, Philosophie, Reiseberichte, Religion, Technik/Technologie, Zeitschriften; vgl. Ziessow (1988 I, 184). Siehe auch die bibliographische Aufstellung der Schriften beider Lesegesellschaften in Ziessow (1988 II, 40ff.).

länger die Teile der Bevölkerung ausklammern dürfe, deren „schriftkulturelle Traditionen“ in der Regel privat geblieben seien. Die Vorstellung vom „schriftfernen Land“ wird auch von Maas (1995) als Mythos klassifiziert, in dem sich die (vor allem städtischen) Intellektuellen spiegelten. Hier hat die sprachgeschichtliche Forschung noch eine reiche Überlieferung zu erschließen, aufgrund derer es dann vielleicht auch möglich sein wird, den Ursachen für augenscheinlich regional unterschiedliche Entwicklungen auf die Spur zu kommen.

Rheinische Sprachgeschichte von 1700 bis 1900

1. Einleitung
2. Methodische Vorklärungen
- 2.1 Untersuchungsgegenstand und Abgrenzungen
- 2.2 Perspektiven der Forschung zur neueren Sprachgeschichte des Rheinlandes
3. Das 18. Jahrhundert
- 3.1 Unterschiedliche Konsolidierung des Standards in der schreibsoziologischen Schichtung
- 3.2 Dialekt in gesprochener Sprache und Literatur
4. Das ‚französische Zwischenspiel‘ (1794-1814) und die französischen Lehnwörter im Rheinischen
5. Vom Ende des 18. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts
- 5.1 Neue Bewertungen, Funktionen und Entwicklungen des Dialekts
- 5.2 Gesprochene Sprache zwischen Dialekt und Standard
- 5.3 Geschriebene Sprache zwischen Dialekt und Standard
- 5.4 Exkurs: Alphabetisierung im Rheinland
6. Fazit

1. Einleitung

Zwar erkennen die galanteste unter dem adel, und anderen vornehmen Persohnen die abscheulichkeit ihrer landsprache gar wohl, weil sie aber ein beßeres Teutsch nicht gelernt haben, so verfallen sie auf die unverantwortliche schwachheit, überhaupt die Teutsche sprach die doch an schönheit, an menge der wort und an kraft der ausdrücke, wo nicht alle andere sprachen übertrifft, doch denenselben zum wenigsten vollkommen gleich zu achten ist, für gering zu schätzen, die hängen sich dannenher an die französische sprache, und verlieben sich darin so gar sehr, daß sie auf die alberne gedancken verfallen, es seyen keine gute bücher als nur allein in dieser mundart geschrieben. (Beschreibung der Herzogtümer Jülich und Berg [um 1760], zit. nach Zeim 1932, 4)

Das war ein großer Vortheil für mich daß solchermaßen schon in der Kindheit durch meinen Vater mein Ohr an eine gute Aussprache des Deutschen gewöhnt wurde, während in unserer Stadt selbst jenes fatale Kauderwelsch des Niederrheins gesprochen wird, das zu Düsseldorf noch einigermaßen erträglich, aber in dem nachbarlichen Köln wahrhaft ekelhaft wird. Köln ist das Toskana einer klassisch schlechten Aussprache des Deutschen und Kobes klüngelt mit Marizzebill in einer Mundart die wie faule Eyer klingt, fast riecht. (Heinrich Heine, zit. nach der Hist.-Krit. Gesamtausgabe 1982, 81)

Diese wenig schmeichelhaften Urteile können kaum einen Anreiz bieten, eine spezifisch ‚rheinische‘ Sprache des 18. und 19. Jhs. näher in Augenschein zu nehmen, sofern sie sich unterhalb der damals auch im (riparischen) Rheinland konsolidierten hochdeutschen Standardsprache bewegte. Doch geben solche metasprachlichen Äußerungen auch unbeabsichtigt Auskunft über Sprachgebrauch, Sprachverhältnisse und Sprachbewusstsein der Zeit. So deuten die beiden Passagen darauf hin, dass im 18. Jh. selbst die oberen Schichten im Rheinland eines „besseren Teutsch“ als ihrer „landsprache“ nicht mächtig waren und zu Prestigezwecken auf das Französische auswichen, während im 19. Jh. ein Teil des Bürgertums zumindest „eine gute Aussprache

des Deutschen“ beherrschte und nur die unteren Schichten – für die bei Heinrich Heine die kölschen Figuren „Kobes“ und „Marizzebill“ stehen – weiterhin in ihrer Mundart „klüngelten“. Durchaus subjektive Sprachdaten wie diese sind in der neueren Sprachgeschichtsforschung für die Erforschung der historischen Mündlichkeit unentbehrlich geworden. Sie deuten auch die Blickrichtung an, der eine Übersicht über eine Regionalsprachgeschichte der neueren Zeit folgen muss: Im Vordergrund steht nicht mehr eine variablenlinguistische Beschreibung konkurrierender, horizontal zugeordneter schriftsprachlicher Systeme. Ausgangspunkt der Untersuchungen ist vielmehr eine seit der Frühen Neuzeit zu fassende „Vertikalisierung des Varietätenspektrums“ (Reichmann 1988, 175). Die beiden Orientierungspunkte dieses Spektrums bilden – in einer vorläufigen Bestimmung, die weiter unten zu differenzieren ist – ein schriftsprachlicher Standard auf der einen und (mindestens) zwei verschiedene gesprochene ‚Varietäten‘ auf der anderen Seite. Die spezifisch rheinischen Ausprägungen sprechsprachlicher Varietäten sind es offensichtlich, an denen in den beiden Zitaten kaum ein gutes Haar gelassen wird.

2. Methodische Vorklärungen

2.1 Untersuchungsgegenstand und Abgrenzungen

Aus dem Titel dieses Beitrags ergeben sich eine räumliche und eine zeitliche Abgrenzung des Untersuchungsgegenstands:

- Unter ‚rheinisch‘ wird in dieser Darstellung derjenige Sprachraum des Westmitteldeutschen verstanden, den die Dialektgeographie als ‚ripararisch‘ bezeichnet und begrenzt – mit allen sich für die historische Betrachtung daraus ergebenden Problemen.¹ Der Schwerpunkt der Darstellung wird auf der Kölner Stadtsprache liegen, da sie (a) in diesem Raum als am intensivsten erforscht gelten kann und (b) immer wieder ihre zentrale Stellung und ihre ausstrahlende Wirkung hervorgehoben werden. Wo dies notwendig oder geboten scheint, wird der Blick auf Verhältnisse in benachbarten Sprachräumen, insbesondere im ripuarisch-niederfränkischen Übergangsgebiet, gelenkt.
- Zeitlich erstreckt sich der Überblick auf das 18. und 19. Jh. Der Zeitraum von 1700 bis 1900 stellt weder für das Deutsche im Allgemeinen noch für das Rheinische im Besonderen eine geschlossene Sprachperiode dar. Ein solcher sprachgeschichtlicher Schnitt sowie die in vielen Sprachgeschichten übliche Zäsur um 1800² würde vor allem die „räumlichen und zeitlichen Staffelungen“ der Sprach-

¹ Vgl. dazu Kap. 1.1 „Der Sprachraum“ des Beitrags von Elmar Neuß (in diesem Band). Da dieser Sprachraum auf vielen Sprachkarten im Westen mit der Staatsgrenze zusammenzufallen scheint, sei auch besonders auf die ripuarischen Randgebiete im äußersten südöstlichen Streifen der niederländischen Provinz Limburg, der belgischen Provinz Lüttich und des Eupener Distrikts in Belgien hingewiesen (vgl. Hinskens 1992, 90, Karte 2). Zur Geschichte der deutschsprachigen Gebiete Belgiens vgl. Pabst (1995).

² So etwa in den Sprachgeschichten von Keller, Sonderegger, Schildt und Wells; vgl. die Übersicht über die entsprechenden Periodisierungen bei v. Polenz (1989, 13-15) sowie auch Roelcke (1998).

entwicklung vernachlässigen (Wiesinger 1990, 405).³ Darüber hinaus ist der erwähnten Vertikalisierung des Varietätenspektrums Rechnung zu tragen, die etwa Peter von Polenz (1989) in seinem an (sozial-)geschichtlichen Etappen orientierten Phasenmodell berücksichtigt.

Statt einen Einschnitt um das Jahr 1800 zu machen, lässt von Polenz die Epoche „Deutsch in der Zeit des Absolutismus“ (mit der „Entstehung der bürgerlichen Bildungssprache“) erst um ca. 1850 enden, rechnet aber gleichzeitig für die erste Phase des „Deutsch in der Industriegesellschaft“, in der die „Etablierung der bürgerlichen Bildungssprache“ erfolgt, „mit einer langwierigen Vorbereitungs- und Retardierungsphase seit etwa 1770“ (v. Polenz 1989, 16). Die zeitliche Überlappung lasse sich dadurch erklären, dass „die neue Epoche in bestimmten Bevölkerungsschichten und Textsorten bereits im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts einsetzte, die breite Masse der Bevölkerung aber noch weit ins 19. Jahrhundert hinein in sprachkulturellen Verhältnissen der absolutistischen Zeit lebte“ (ebd., 18). Die folgende Phase der „Etablierung der modernen Standardsprache“ lässt v. Polenz ungefähr mit der Zeit der Reichsgründung beginnen und um 1950 enden.

Eine umfassende Periodisierung der rheinischen Sprachgeschichte hat Klaus J. Mattheier (1994) unternommen. Für die Großepoche von 1500 bis heute begnügt er sich mit einer Unterteilung in die Teilphasen 1500 bis 1600, 1600 „bis etwa 1950“ und 1950 bis heute (ebd., 544). Der Einschnitt um 1600 ist zu erklären mit der zu dieser Zeit im Wesentlichen abgeschlossenen „Überschichtung der ribuarisch-kölnischen Schreibsprache durch eine überregionale Schreibsprache, die die Grundlage der heutigen Standardsprache bildet“ (Hoffmann/Mattheier 1985, 1841; vgl. die Beiträge von Walter Hoffmann und Elmar Neuß in diesem Band). Die Auffassung, dass die vorletzte Phase um das Jahr 1950 endet, trifft sich – wenn auch mit anderer Begründung – mit der letzten Periodisierungsgrenze von v. Polenz. Eine weitere Unterteilung der mittleren, immerhin dreieinhalb Jahrhunderte umfassenden Teilphase sieht Mattheier allerdings nicht vor.

Es sind – hier folge ich v. Polenz – nicht inner-, sondern außersprachliche Faktoren, die für die Begrenzung und die Einteilung des hier zu erörternden Zeitraums der rheinischen Sprachgeschichte anzusetzen sind. Eine konzeptionelle Trennung des Untersuchungszeitraums in zwei Jahrhundertabschnitte wird nicht zuletzt durch die in das Ende des 18. und den Beginn des 19. Jhs. fallende „französische Zeit“ im Rheinland notwendig (Kap. 4). Im Übrigen können jedoch keine strengen Zäsuren vorgenommen werden, so dass Kap. 6 auch mit der Beschreibung der Sprachverhältnisse am Ende des 18. Jhs. einsetzt.

Den Forschungsstand zur Kölner Stadtsprache hat Walter Hoffmann vor zwölf Jahren noch wie folgt beschreiben müssen: „Von der nachreformatorischen Neuzeit bis zur Gegenwart klafft eine große Lücke [...]“ (Hoffmann 1988, 95). Dieser Befund muss umso mehr für die Untersuchung des Rheinischen insgesamt gelten, zumal sich das Interesse der Forscher – wie erwähnt – gewöhnlicherweise auf die Sprachverhältnisse in Köln konzentriert. Von der beklagten Forschungslücke ist neben dem 17. Jh. (vgl. Elmar Neuß in diesem Bd.) das 18. Jh. betroffen. Für die nachfolgende

³ Wenn man etwa mit Peter Wiesinger (1990) hinsichtlich der Periodisierung des Deutschen eine regionale Perspektive einnimmt, kann man ohne weiteres den Beginn der neuhochdeutschen Epoche einmal um 1650 ansetzen („im protestantischen mitteldeutschen und südlichen norddeutschen Raum“), einmal erst um 1750/60 (im „oberdeutschen Raum“, vgl. ebd., 410f.).

Zeit ist die Situation nach gut einem Jahrzehnt intensiver Forschung zur Sprache im 19. Jh. sehr viel günstiger. Doch auch hier sind Zahl und Umfang der Arbeiten speziell zur rheinischen Sprachgeschichte immer noch recht dürftig.

Angesichts dessen werde ich im vorliegenden Beitrag versuchen, über die Darstellung der bisherigen Ergebnisse der Forschung zum 18. und 19. Jh. hinaus möglichst viele authentische Textzeugen zu Wort kommen zu lassen, was freilich nur exemplarisch und zum großen Teil anhand edierter Quellen geschehen kann.

2.2 *Perspektiven der Forschung zur neueren Sprachgeschichte des Rheinlandes*

Nach dem vollzogenen Schreibsprachenwechsel im Kölner Raum können für Texte des 17. und des 18. Jhs. allenfalls noch Ausläufer oder Relikte der ripuarischen Schreibsprache beschrieben werden. Diese ist am Ende des 18. Jhs. vollends aus der Kanzlei- und Druckersprache verschwunden. Damit ergibt sich eine Sprachsituation, für die der Beschreibungsapparat der traditionellen Sprachgeschichtsforschung erschöpft ist. In Bezug auf die Untersuchung der rheinischen Sprachgeschichte treten damit v. a. zwei Aspekte in den Vordergrund des Interesses: Zum einen die verschiedenen Schreib(erInnen)schichten, Texttypen und Kommunikationsverhältnisse ‚unterhalb‘ der weitgehend schon standardisierten Kanzlei- und Druckersprache, zum anderen die Formen bzw. Reflexe gesprochener Sprache (Dialekt, Umgangssprache, Hoch-/Standardsprache). Damit ist zugleich eine verstärkte Orientierung an den in der neueren Historiolinguistik betonten soziopragmatischen (Mattheier 1994, 535f.)⁴ sowie an dialektologischen Fragestellungen verbunden. Im Zuge dieses Perspektivenwechsels in der Forschung zur neueren Regionalsprachgeschichte sind Probleme der Quellenüberlieferung, der Quellenauswahl und der Forschungsmethoden bedeutsam geworden (ebd., 545f.): So verlieren die Quellen der ‚obersten Ebene der Schriftlichkeit‘ (Kanzleisprache, Buchdruck, Presse) ab spätestens 1800 ihren Wert für regionalsprachliche Untersuchungen – es sei denn, (a) diese Quellen enthalten Passagen, die den Dialekt bzw. Zwischenformen zwischen Dialekt und Standardsprache wiederzugeben versuchen, oder (b) sie thematisieren metasprachlich den zeitgenössischen Sprachgebrauch. Wichtig werden daneben Textzeugnisse der ‚mittleren‘⁵ (Öffentlichkeitssprache mit vorwiegend regionalem Bezug) und ‚unteren‘ Ebenen der Schriftlichkeit (private Aufzeichnungen, Briefe etc.), die nicht-intendierte Reflexe regionaler Sprache aufweisen oder an denen sich verschiedene Stufen der Annäherung an den Standard nachverfolgen lassen. Schließlich gehört in eine soziokommunikativ orientierte Sprachgeschichte auch die Beschreibung historisch begründeter Sprachkontakte, die insbesondere für die deutsch-französischen Sprachbeziehungen in der Zeit der französischen Herrschaft im Rheinland aufzuarbeiten sind.

⁴ Eine entsprechende Untersuchung am Beispiel der spätmittelalterlichen Sprachverhältnisse in Köln hat Mattheier (1982) vorgelegt.

⁵ Vgl. schon für das 17. Jh. den Beitrag von Elmar Neuß (in diesem Band).

3. Das 18. Jahrhundert

3.1 Unterschiedliche Konsolidierung des Standards in der schreibsoziologischen Schichtung

Nachdem das Ripuarische als Schreibsprache seine Gültigkeit verloren hat, finden sich im 18. Jh. echte Ripuarismen allenfalls noch in der Lexik erhalten: In der Kölner Kanzlei- und Druckersprache⁶ des 18. Jhs. kommen noch einzelne Wörter wie *Röggelgen*, *Burggrev*, *Köllen*, *bönnisch* (Hoffmann / Mattheier 1985, 1855 u. 1858) vor; in der ‚mittleren Schriftlichkeit‘, wie z. B. Turmbüchern (Macha 1991b, 59f.), finden sich vor allem noch altripuarische Verwandtschaftsbezeichnungen (*eidomb*, *moder*, *schwiegerherr*, *neff*), Berufsbezeichnungen (*schomacher*), Bezeichnungen für Gegenstände des Alltagslebens (*kruch* ‘Krug’, *zappen* ‘zapfen’, *rutten* ‘[Fenster-] Glasscheiben’) sowie verschiedene Adverbien und Präpositionen (*trint*, *umbtrint* ‘ungefähr’, *binnen*, *baußen*). Zu den Besonderheiten der Sprachgeschichte des Kölner Raumes in der nachreformatorischen Zeit gehört es, dass der alte ripuarische Schreibdialekt zunächst nicht durchgehend von der sich anderswo durchsetzenden überregionalen Ausgleichssprache abgelöst wurde, sondern von Merkmalen geprägt ist, die dem „Oberdeutschen“ (resp. „Gemeindeutschen“) zugeschrieben werden. Diese halten sich bis in die Mitte des 18. Jhs. (Zeim 1932, 33ff.), wohingegen weite Teile des deutschen Sprachraums bereits überwiegend ostmitteldeutsche Formen angenommen haben. So tauchen noch bis zum Ende des 18. Jhs. süddeutsche Pluralformen mit Apokope (z. B. *die Täg*⁷), die *d*-Verhärtung (*beygetruckten*) und die *ai*-Graphie (*aigener*) auf (Hoffmann / Mattheier 1985, 1858). Klaus J. Mattheier hat im Rahmen seiner „Oberdeutsch-Hypothese“ vor allem die Distribution des Abstraktsuffixes *-nus* (gegenüber omd. *-nis*) und der <p>-Graphie für md. in anlautender Position angeführt, um die besonders konservative Rolle der Kölner Schreib- und Druckersprache aufzuzeigen, die damit einen „Umweg zur neuhochdeutschen Schriftsprache“ (Mattheier 1981) mache. So weist Mattheier *-nus*- bzw. *-nüs*-Schreibungen in literarischen Handschriften, Drucken und lokalen Zeitungen bis 1759 nach, in Kanzlei-Texten mit regionalem Bezug – hier Weistümer – sogar noch bis zum Ende des 18. Jhs. (vgl. auch Mattheier 1994, 547f.). Für das relativ lange Festhalten an „oberdeutsch-, gemeindeutschen“ Formen macht er außersprachliche Faktoren verantwortlich, im Wesentlichen die gegenreformatische Position der Stadt Köln im 17. Jh. (Mattheier 1981, 295).

Wie deutlich etwa die Sprache der Erzbischöfe und Kurfürsten von Köln, die von 1583 bis 1761 aus dem Haus Wittelsbach stammten, von der Sprache ihrer rheinischen Untertanen entfernt war, lässt sich am Beispiel eines Briefs des Kurfürsten Joseph Clemens von Bayern vorführen. Aus dem – sich natürlich auch in stilistischer Hinsicht abhebenden – Brief an seinen Neffen Karl Albert, den späteren Kaiser Karl VII., vom 11. Dezember 1715 sei nur der Beginn zitiert:

⁶ Zur Geschichte des Buch- und Zeitungsdrucks in Köln vgl. Blum/Corsten/Hasenberg [1965].

⁷ Zur Apokope der Pluralformen vgl. auch Wegera (1985, 1504): „Bereits in der zweiten Hälfte des 17. Jhs. ist das Plural-e im Md. (außer Köln), im Els. und Ofr. weitgehend wieder eingeführt.“

- (1) *Durchleichtigster Chur Prinz,
freuntlich geliebster Herr Vetter!*

Von Euer Liebden brieff zu erhalten, ist allezeit mir eine *Freidt* und *gnadt*, aber solche zu bekommen, welche mit so *vüll* Verstand als *Güette* geschriben (gleichwie Euer Liebden letzter vom 30. *passato ware*) das ist, neben der ohnmenschlichen *Freidt*, auch eine aller Admiration würdige *sach*, dahero nicht *genueg wort* zu *fünden* weis, Euer Liebden davor meine öffentliche Dankbarkeit zu erweisen. [...] (Heigel 1883, 164)⁸

Die Schreibe des Kurfürsten zeigt – im klaren Gegensatz zur Schriftsprache der ripuarischen Umgebung – charakteristische oberdeutsche Merkmale, z. B. Entrundungen (hier *Durchleichtigster*, *Freidt*; daneben *Wintsche* ‘Wünsche’, *ibl*, *zerstreiet*, *ohnnettig*, *ein zorniges beses Weib*, *leith* ‘Leute’), nicht durchgeführte Monophthongierungen (*Güette*; auch *güettig*, *genueg*, *Herrn Bruedern*, *zu Fues*; zusammen mit Entrundung: *vergniegt*, *Vergniegung*, *grienen* ‘grünen’) sowie obd. Rundungen (*vüll*, *fünden*; auch *wüllen*), Apokopierungen (*Freidt*, *Gnadt*, *sach*, *wort*) und „ein dem Oberdeutschen eigentümliches epenthetisches =e in der 1. und 3. Pers. Sing. Ind. Imp.“ (Zeim 1932, 34; hier z. B. *ware*).

Die auffällig ‚süddeutschen‘ Schreibungen in Texten des 17. und 18. Jhs. aus dem ripuarischen Raum werden von einem Teil der Forschung inzwischen nicht mehr als Indikatoren einer eigenen Übergangsvarietät, sondern eher als Marker⁹ einer prestigereichen Schreibmode gedeutet.¹⁰ In der zweiten Hälfte des 18. Jhs. richten sich jedenfalls die meisten gedruckten Zeugnisse im Rheinland nach der Ausgleichssprache mit ostmitteldeutscher Prägung.¹¹ Regionalsprachliche Elemente werden nicht mehr intendiert verwendet, fließen als dialektale Interferenzen allerdings noch in die autographisch überlieferte ‚mittlere Schriftlichkeit‘ ein, wo sie Seite an Seite mit Elementen vorübergehender Schreibgepflogenheiten stehen. So finden sich z. B. in einer Schulordnung aus Heimerzheim vom Jahre 1739 (Bölkow 1974) „neben allfälligen Varianten der Orthographie und Syntax noch zwei auffallende Abweichungen von älterer wie moderner Schriftsprache: Es heißt durchweg *Schull*, *Schullmeister* und *er*

⁸ Kursive Hervorhebungen in diesem und folgenden Belegen sind von mir und sollen auf die jeweils besprochenen Merkmale hinweisen; Lexeme im Arial-Font stehen im Original in lateinischer Schrift.

⁹ Die Unterscheidung von ‚Indikatoren‘ und ‚Marker‘ hier nach Labov (1978, 237).

¹⁰ Als Gegenargument wird vorgebracht, dass sich überhaupt nur ein recht kleiner Teil der typisch bair.-obd. Merkmale in den Quellen der Zeit finde (Macha 1991, 47ff.; zur Illustration vgl. etwa auch die Quellen in Deeters/Helmrath 1996). Vgl. auch die Beiträge von Walter Hoffmann und Robert Peters in diesem Band.

¹¹ Angesichts der Konzentration der Forschung auf den rheinisch-ripuarischen Kernraum soll das angrenzende südniederfränkisch-ripuarische Übergangsgebiet nicht ganz aus dem Blick geraten. Dort präsentiert sich die sprachliche Entwicklung um einiges komplizierter, wie etwa Klaus Egert (1994) in einer münsterischen Magisterarbeit über die Sprachverhältnisse in Stadt und Amt Erkelenz auch noch für das 18. und 19. Jh. zeigen konnte (zu dieser Arbeit vgl. schon Elmar Neuß in diesem Bd., dort Kap. 2.2): So hielt sich die niederländische Sprache, die sich im nördlichen Teil des Amtes (Wegberg und Niederkrüchten) erst im 17. Jh. (wieder) gegen das Neuhochochdeutsche hatte durchsetzen können, an den Gerichten bis zum Ende des 18. Jhs. Erst nach dem Wiener Kongress wurde das Niederländische im Zuge der rigiden preußischen Kulturpolitik endgültig vom Deutschen abgelöst. Hier ist allerdings – wie auch im Geldrischen (Cornelissen 1986) – zu beobachten, dass in kirchlichen (d. h. hier: katholischen) Kreisen sowie im informellen Bereich der privaten Schriftlichkeit das Niederländische noch einige Zeit beibehalten wurde. – Zur Sprachentwicklung, insbesondere der Mundart, im benachbarten Heinsberger Land vgl. Gillissen (1999, 391ff.).

solle, z. B. Artikel 16: *Es solle dem schullmeister ... [für die lehr von jedem kind alle monat 6 albus gegeben werden.]* Das erste mag ein Reflex der mundartlich kurzen Aussprache (heute wohl eher kurzes *o*) sein, das *-e* in *solle* dürfte eine modische, zeitgenössische Schreibung sein (das sog. lutherische *-e?*). Solches offene, noch nicht völlig regulierte Nebeneinander von seltenen sprechsprachlichen Reflexen und reinen Schreibansätzen prägte die schon sehr ausgeglichene Schriftsprache auch im Rheinland bis zur Normierung der Orthographie im 20. Jh.“ (Hoffmann 1998/99, 228) Ein systematischer Vergleich mit anderen Texten der regionalbezogenen ‚mittleren Schriftlichkeit‘ der Zeit aus dem ripuarischen Raum, wie Weistümern (z. B. ‚Weisthum und Urkunden‘ 1868, Pick 1869, Aubin 1913 u. 1914), Zunftbriefen (z. B. in Lau 1907, Schoop 1920) oder amtlichen Rechnungsbüchern (z. B. Pick 1873), steht noch aus. Entsprechende Quellen liegen zum Teil in diplomatischer Transkription, zum Teil nur in Form von graphisch normalisierten Editionen vor (z. B. Fritz 1917). Bei einigen Texten ist zunächst die besondere Überlieferungsgeschichte zu überprüfen; so liegen viele Zunft- oder Gemeindeordnungen in Übertragungen „aus den alten Schriften nach dem heutigen Teutsch“ vor (so in Schoop 1920, 384, 386).

Als Beispiel sei vorgestellt „Der Oeckmüllendorfer hundschaftsbaurgerichtsnachbahrbuch aus anno 1581 bis ins Jahr 1710 aufs neu abgeschrieben“ – so der vollständige Titel einer gemeinderechtlichen Handschrift, die neben zwei Abschriften von 1710 noch zusätzliche Eintragungen bis zum Jahr 1814 enthält (Bender 1903). Im Folgenden werden die wichtigsten Auffälligkeiten in der Schreibung aufgeführt; zur Illustration sollen Ausschnitte aus fünf Paragraphen dieses Textes genügen:

- (2) 40. [...] Die nachbahr erkennen einen nachbahr fusweg am alten pohl durch Alexius *bongart* hart langs den alten pohl bis in das nachbahr *gäsgen*.
 41. Die nachbahren erkennen und halten einen freyen *fuspat* durch den hirtzhof bis an die Sieg und nach Sigberg, und wird vor ein marckweg erkant. [...]
 73. Es soll auch niemand dem anderen seine fruchten, wiesen, mussgarten und *bungarten* weiden, grassen oder etwas daraus hohlen, und so jemand darüber *ertapfet* wird, soll zuvorderst den schaden und den nachbahren die höchste knur¹² zu zahlen schuldig sein. [...]
 82. Es soll auch keines wegs auf straf der höchsten knur¹² zugelassen werden, das jemand *einig* viehe als *schwein*, *schaf* und kühe unter die herde treibe, der sie nit ausgewintert hat [...]
 93. Wer sich in der meyweide mit einigen *auszäungen* unterstünde, ist jedem von den nachbahren erfallen 5 schilling straf und dem herren vor die gewalt. (Bender 1903, 83 u. 85)

Der gesamte Text enthält neben den schon erwähnten ‚süddeutschen‘ Merkmalen, der häufigen Apokopierung (hier z. B. in §82: *einig*, *schwein*, *schaf*), der *d*-Verhärtung (*trenge*, *betrengt*) und dem *-nus*-Suffix (*begräbnus*, *ärgernus*, *verändernus*) auch verhochdeutsche Formen wie *ertapfet* (für *ertappen*, hier §73). Ripuarismen bzw. rheinische Merkmale finden sich vor allem

¹² Zu lesen ist sicherlich *Ku(e)r*, was – in mittelalterlicher Rechtssprache ursprünglich ‚Gemeinderecht, Gemeindeverfassung‘, hier in verengter Bedeutung – die ‚Geldbuße‘ für einen Verstoß gegen eine gemeinderechtliche Norm bezeichnet, siehe Herborn/Möller (1995, 9) zum „Siegburger Kurbuch“; allein dort finden sich vier verschiedene Schreibungen für die Vokallänge: <kur>, <kuhr>, <kuir>, <kuyr>. – Vgl. auch noch den Eintrag im RhWb VI, Sp. 1758: *Küre* ‚Strafbefehl, Geldbusse, Protokoll‘.

lexemgebunden: *frögen* 'fragen', *baumnöss*, (*dar-*)*baussen*, *bausser* 'außen, außerhalb', *beneben* 'neben', *fuspat* (§41, neben *fusweg* §40!), *pütz* 'Brunnen', *bongart* / *bungart(en)* 'Obstwiese' (§41). Hervorzuheben sind außerdem die Formen *auszäungen*, *auszäungt* (§93 u. im Nachtrag) – neben *auszäunen* –, als schriftsprachliche Belege für die (rheinische) Velarisierung (vgl. Frings/Schmitt 1942, 53f.). Ob dagegen die Diminutivform *-gen* (*gäsgen* [§40], *käulgen*, *gärtgen* u. a.) zu dem Zeitpunkt der Abschrift des Textes noch als ripuarische Eigenart gelten kann, ist fraglich.¹³ Originärer, wenn auch in diesem Text nicht belegt, ist sicherlich *-ger* als Pluralform des Diminutivs.¹⁴

Dass in den Quellen der mittleren Schriftlichkeit kein einheitlicher Weg in der Orientierung an bestimmte Schreibweisen gegangen wird, zeigt ein Blick auf weitere Texte: Ein Weistum des Hofes Merhausen (Niessen 1924), vorliegend in einer Abschrift aus dem Jahre 1713, weist sich vornehmlich durch süddeutsche Graphien aus (*vermechnus*, *erlaubnus*, *ayd*, *beaydet*, *aignen*, *pfächteren* 'Pächtern' u. a.). Eine Durchsicht von Ratsverordnungen und weiteren Zunftordnungen aus Düren (Schoop

¹³ Nach Wegera (2000) kann – im Kern – der ripuarische Raum zwar im 14./15. Jh. als „der impulsgebende Raum“ für die Verbreitung dieser Variante des Gutturaldiminutivs gelten, doch sei sie gerade hier im Zuge des Schreibsprachenwechsels im 16. Jh. durch das oberdeutsche Diminutiv *-lein* ersetzt worden. Für die erste Hälfte des 18. Jhs. ist *-gen* dann aber in den meisten Sprachlandschaften „Leitvariante“, diesmal aber vom Ostmitteldeutschen ausgehend, wo es wohl auch durch die gesprochene Sprache gestützt war. In den ripuarischen Dialekten wird dagegen *-gen* in Namen wie *Päffgen*, *Ritgen*, *Schnütgen* etc. heute noch spirantisch ausgesprochen. (Man vergleiche vor diesem Hintergrund übrigens die jüngst zu lesende Klage der – aus Westfalen stammenden – Direktorin des Kölner Schnütgen-Museums darüber, dass der Namen Schnütgen „im Kölner Umfeld“ sprachlich „verballhornt“ würde, vgl. „Ein Hort der Kunst namens Schnütchen“, Kölner Stadt-Anzeiger, 28./29.10.00, 13.) Wegera nimmt auch für das Frühneuhochdeutsche eine „Allographie von <g> und <ch> als Repräsentanten von /X/“ an. In der zweiten Hälfte des 18. Jhs. setzt sich in den meisten Sprachregionen die Variante *-chen* durch, *-gen* erhält sich nach der Auswertung von Schebben-Schmidt (1990, 314; vgl. auch Wegera 2000, 50, Abb. 1, u. 52, Abb. 2) vor allem im Ripuarischen. (Allerdings stützt sich der hohe Anteil von *-gen*-Schreibungen offenbar allein auf die Untersuchung von Schriften „Der Niederrheinische Zuschauer“ [1766] und „Die Niederrheinische Zuschauerin“ [1770] des in Vielsalm bei Lüttich geborenen Privatgelehrten und Sammlers Jean Guillaume Adolphe Fiacre Honvlez, der besser unter dem selbstgewählten Namen „Baron von Hüpsch“ bekannt ist, vgl. Jülich 1995.) In den Texten „mittlerer“ und „unterer“ Schriftlichkeit, die mir vorlagen, ist das *-gen*-Diminutiv von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 19. Jhs. zu belegen, so *setzen* / *fetzen*, *lochelten* in einem Kochrezept um 1550 (H. Müller 1967, 86), *stuckelten*, *briefgen*, *Kindtgen* u. a. im Kölner „Hexen Prothocoll von Jahren 1629“ (Macha/Herborn 1992, 27, 50, 99 u.ö.), *Petermengen* in einer Dürener „Ordnung für Vieh- und Feldakzise“ von 1745 (Schoop 1920, 349), *Stenelgen* 'Stengelchen' (1786), *Kengen* 'Kännchen' (1799), *Bierfesgen* (1815/16) im „Hausbuch des Gallus Matheius Josephus Hambitzer in Kütinghofen 1786.13.5.“ (Dietz 1966), *briefgen* (1803) im Tagebuch des Michel Dominikus Kropp aus Eschweiler (Pick 1865, 148), *Schlößgen* (1813) in den Aufzeichnungen der Anna Catharina Rederscheidt aus Bonn (Hönerlage/Becker 1993/94, 155) sowie noch *Stetgen* und *Stätgen* 'Städtchen' in Briefen rheinischer Auswanderer (Wiemar Stommel aus Krahwinkel, 1850, und Wilhelm Meis aus Uckerath, 1867).

¹⁴ Einige Belege: *Sackelger* im Dürener „Mühlenknechtseid“ von 1732 (Schoop 1920, 335); *Taxbriefger* in einer Dienstanweisung für die Dürener Pfortenschreiber „um 1755“ (Schoop 1920, 383); *röggelger* in einer „Kölnischen Chronik“, Jahr des Eintrags: 1770 (Eckertz 1876b, 173); *blömger* im „Hausbuch Hambitzer“, Eintrag nach 1786 (Dietz 1966, 209); *krüchelger*, *noelger* und *roetger* in verschiedenen Quellen der Rechts- und Wirtschaftsgeschichte Siegburgs (Lau 1907, 235f.). Auch hier ist von einer spirantischen Aussprache auszugehen, vgl. etwa die Schreibung entsprechender dialektaler Wörter in den Texten zur Mundart von Köln bei Firmenich-Richartz (1843-66, Bd. 1, 447ff., Bd. 3, 196ff.), z. B. *Blöömcher* u. a.; Lindenborn schreibt dagegen noch: *Schößger*, *Röckelger* usw. (Lindenborn 1743, 269).

1920) sowie Weistümern der Ämter Brühl und Hülchrath (Aubin 1913, 1914) hinterlässt den Eindruck, dass – ähnlich wie in Text (2) – im 18. Jh. ‚süddeutsche‘ Merkmale nur in auffällig wenigen, immer wieder verwendeten und abgeschrieben (und von den Schreibern deswegen sicherlich besonders beachteten) Lexemen geschrieben werden: *beschwernus*, *erlaubnus*, *gefängnus*, *zeugnus*, *erkanntnus*; *Täge*,¹⁵ *pfacht* / *pfachten* / *pfächter*; *aid* / *veraiden*, *aigen* / *aigentum(b)* (vgl. Kap. 3.2 des Beitrags von Elmar Neuß in diesem Bd.). Ansonsten sind eher Inkonsistenzen der Schreibung bzw. Reste des ripuarischen Schreibdialekts und Interferenzen des gesprochenen Dialekts auffällig.

3.2 *Dialekt in gesprochener Sprache und Literatur*

Ein anderes Untersuchungsinteresse als das an den bisher beschriebenen Quellen richtet sich auf die intendierte Schreibung von Dialekt in Texten des 18. und 19. Jhs.; dies leitet zum Aspekt der Erforschung gesprochener Sprache über.

Die Sprache des täglichen Umgangs wird im 18. Jh. für den größten Teil der Bevölkerung der ortsübliche Dialekt gewesen sein. Abgesehen von gelegentlichen metasprachlichen Bemerkungen – wie denen in den beiden Eingangszitaten – liefern die zeitgenössischen Quellen allerdings kaum Angaben über die tatsächliche Verbreitung von Dialekt und gesprochenem Hochdeutsch. Ältere Untersuchungen zum Verhältnis von Schriftsprache und Mundarten im Deutschen des 18. Jhs. (Socin 1888, Steiger 1919, K. Kaiser 1930) sparen das Rheinland weitgehend aus.

Das methodische Problem bei der Untersuchung historischer Mündlichkeit besteht bekanntlich darin, dass man auf schriftsprachliche Textquellen angewiesen ist, um einen Sprachgebrauch zu erkunden, der ursprünglich nicht für dieses Medium vorgesehen war. Hier erhalten insbesondere literarische Texte als „Spracherkenntnisquellen“ neues Gewicht. So stellt Käre Kaiser für das 17. und 18. Jh. fest: „Wenn irgendwo das gesprochene Wort noch erhalten sein kann, so muß es in der sogenannten Dialektdichtung sein.“ (K. Kaiser 1930, 275) Mit der entstehenden Dialektliteratur im Rheinland des 18. Jhs. (Hoffmann/Mattheier 1985, 1859) liegen – wenngleich nicht die ersten, so nun doch verstärkt unternommene – Versuche der Verschriftlichung der ripuarischen Mundart vor.

Bekannt geworden sind die Dialektpassagen in der Wochenschrift „Der die Welt beleuchtende Coellnische Diogenes“, die der Kölner Autor Heinrich Lindenborn in den Jahren 1740–42 veröffentlichte. Sie sind meines Wissens bisher auch die einzigen Beispiele für rheinische Dialektliteratur des 18. Jhs., die das Interesse der Sprachwissenschaftler auf sich gezogen haben. Lindenborns Biograph Karl Beckmann hielt diese „dialektischen Einschaltungen“ für „die ältesten literarischen Proben für den kölnischen Dialekt“ überhaupt; für Beckmann sind sie ein Mittel, der „Satire eine volkstümliche und wohl auch etwas lokale Färbung zu geben“ (Beckmann 1908, 184). Dialektale Belege finden sich im „Coellnischen Diogenes“ z. B. in Sprichwörtern und scherzhaften Formeln mit Zitatfunktion, vgl. Belege (3) und (4):

¹⁵ Vgl. noch J. Müller (1838, 12), der diese Pluralform als typischen Schreibfehler hervorhebt: „Falsche Bildungen der Mehrheit, wie Tag – Täge [...] hat unsere Provinz mit anderen gemein, und sind dies meist nur veraltete Formen.“

- (3) „Glich Vieh sücht sich, glich Vieh findg sich, en ein Esel kraut den andern“
(Morpheana, 117; zit. nach Beckmann 1908, 184)
- (4) „Niet wikder als Bürvenich, söns kommen ich in die Eifel.“
(Diogenes ... In dem Reiche der Narren, 212; zit. nach Beckmann 1908, 184)

Lindenborn unterscheidet schon deutlich Varietäten auf diatopischer Ebene:¹⁶ Er hebt z. B. das Ripuarische des Umlandes hervor, so in einem fiktiven Beschwerdeschreiben reicher Bauern aus dem Vorgebirge, in der diese

- (5) „... geniedig und aldergeniedigst doordoan, dat *mer* de dickste Halfen sinkt *van* ussem ganzen Döörp ... un *mir* hent mallich enen Hof *van* 12 Piet un zwanzig Kohbiester, une stöck of drückzeh Verke ...“
(Diogenes ... In dem Reiche der Narren, 98; zit. nach Beckmann 1908, 185)
[,... gnädigst und allergnädigst dartun, dass wir die reichsten Großbauern aus dem ganzen Dorf sind ... und wir haben jeder einen Hof mit 12 Pferden und zwanzig Kühen und ungefähr dreizehn Schweinen ...].

Hier werden ripuarische Schibboleths des Kölner Umlandes gezielt gegen stadtkölnische abgesetzt: *doen* (gegen *dun*), *van* (gegen *vun*), *biester* (gegen *beester*) oder *drückzeh* (gegen *dröckzeh*).¹⁷ Selbst die unterschiedliche Vokalqualität in betonten und unbetonten Pronominalformen (*mir* vs. *mer*) gibt Lindenborn wieder. Walter Hoffmann hat allerdings zu Recht darauf hingewiesen, dass in den Dialektpassagen nicht tiefster Basisdialekt gesprochen wird, sondern dass es sich „um gedruckte, schriftliche, nicht-standardisierte Sprachformen eines literarisch-künstlerisch gestalteten, Effekte bei einem Lesepublikum intendierenden Textes“ handelt (Hoffmann 1995, 285). Abgesehen von der Frage der poetischen Gestaltung stellt sich bei diesen und allen folgenden Quellen mit dialektnahen Stellen das grundsätzliche Problem, nach welchen Kriterien gesprochene Sprache in diesen fiktiven Texten schriftlich wiedergegeben wurde. Insofern muss man sicherlich „einige Einschränkungen machen hinsichtlich der Abbild-Realität der Dialektpassagen“ (ebd., 288).

Neben dem Dialektgebrauch als Kennzeichen für den diatopischen Sprachraum spielt der Dialektgebrauch in Lindenborns Texten schon deutlich eine diastratisch unterscheidende Rolle. Mundart reden vor allem „Leute geringerer Stände“, wie „Bierbrauer, politisierende Handwerker, Schuljungen [...], Fuhrleute und Frauen aus dem Volk“ (Beckmann 1908, 185). Dies mag in gewisser Weise auf bewährte literarische Topoi zurückzuführen sein. Gleichwohl spiegelt sich in den fiktionalen Texten ein Bewusstsein für die sozialsymbolische Funktion der Verwendung von Sprach-

¹⁶ Lindenborns Sprachgefühl und Unterscheidungsvermögen in Bezug auf dialektale Varianten zeigt sich auch darin, dass er Figuren aus anderen Regionen in ihrer jeweils eigenen Mundart reden läßt. So unterhalten sich in einer Szene „Deirick Taum Knüttelbrauk“, ein Westfale, „Tives Kröetschalfen“, ein mittelrheinischer Bauer, „Merta Westerwaller“ aus dem Westerwald und Grillifex, der Hochdeutsch spricht [...], wobei jeder seine Mundart anwendet“ (Beckmann 1908, 185).

¹⁷ Vgl. Münch (1904), 67ff. Die stadtkölnische Mundart unterscheidet sich nach Münch von den umliegenden ripuarischen Mundarten vor allem im Vokalismus (ebd., VII, 6). Münch führt als Merk-Wendung (in Bezug auf Dialektmerkmale am Ende des 19. Jhs.) an: *net fan hok sen* („Mundart der mittleren Erftgegend“) gegen *nit fun hyk sin* (stadtkölnisch) ‘nicht von heute sein’.

varietäten im Rheinland des 18. Jhs. Deutlich wird dies in Passagen, in denen Lindborn versucht, eine mit dialektalen Interferenzen durchsetzte, zum prestigereicheren Hochdeutschen strebende und mit einzelnen französischen Wendungen gespickte Mischform nachzuahmen. Diese legt er z. B. in den ‚Morpheana‘ satirisch Tierwesen in den Mund, die „Prokurators-Töchter“ symbolisieren sollen (Beckmann 1908, 185):¹⁸

- (6) Bunnefohr Mußgô, *sagte die Juffer Pfortnerin Atzel zu mir; wie hâd ihr et gehn? Sid ihr auch van der Metempliclofes Verwandtschaft? En dat en hâtt gein Nuth, antwortete ich ihr: weil ich glaubete, ich müste nach ihrer Art kallen,: ich weiß, dat diet Liif minger Siele mohß is; wan se ens dorues is, dan hoef se ghein ander mih. Pfuy! sagte hierauf die Atzel, was is das vûr ein Reden? Wie kommt das esuh plump en rûh eruß! met dem Kallen, met dem Klaafen! du Plat-Broich, red Overländifsch, wie ich. Ich hatte nicht gemerket, Juffer Atzel, antwortete ich, daß sie so stark eingeoberländert waren.* (Lindborn 1748, 193f.)¹⁹

Als Mischform ist die Sprache der „Jungfer Atzel“ zu charakterisieren, weil ihr „Oberländisch“²⁰ mit rheinisch-riparischen Merkmalen durchsetzt bleibt (*wie hâd ihr et gehn? Sid, van, esuh, eruß* etc.). Für die Texte Lindborns kann festgehalten werden, dass sie Merkmale gesprochener Hochsprache, des Dialekts, aber auch erster Mischformen dieser Varietäten sowie Hinweise auf soziokommunikativ begründete Gebrauchsweisen enthalten – auch wenn die Verschriftlichung einige Ungereimtheiten in Bezug auf die rheinischen Dialekte des 18. Jhs. aufweist.

4. Das ‚französische Zwischenspiel‘ (1794-1814) und die französischen Lehnwörter im Rheinischen

Während sich der Gebrauch des Lateinischen im 18. Jh. allmählich auf die Großdömanen Recht, Wissenschaft und Kirche beschränkte, drang das Französische in immer mehr Kommunikationsbereiche des öffentlichen und privaten Lebens ein: Französisch setzte sich in Teilen der Wissenschaftssprache durch, war die Sprache in Diplomatie und Handel und wurde bei Hof und in der Konversations- und Briefkultur der höheren Gesellschaftskreise gepflegt (vgl. v. Polenz 1994, 49ff.; Spillner 1997a, 72ff.). Im Rheinland erhielt das Französische noch eine besondere Bedeutung: In den von den französischen Revolutionstruppen 1792 und dann wieder dauerhaft ab 1794 besetzten linksrheinischen Gebieten veränderten sich die bis dahin gewachsenen deutsch-französischen Sprachkontakte grundlegend; doch hatte dieser Kontakt weniger unmittelbare Auswirkungen auf die indigenen Sprachen im Rheinland, als spätere metasprachliche Bekundungen zum Französischen und zur französischen Zeit glauben machen wollen.

¹⁸ Vgl. auch die illustrative Stelle, die Hoffmann (1995, 287f.) zitiert.

¹⁹ Die im Original in lateinischer Schrift gedruckten Passagen der „Jungfer Atzel“ sind hier recte wiedergegeben.

²⁰ Mit „oberländisch“ dürfte hier – wie schon in Quellen des 15. Jhs. – „hochdeutsch“ (im diatopischen Sinne) gemeint sein, vgl. Macha (1991, 50ff.).

Den deutsch-französische Sprachkontakt im Rheinland während des „französischen Zwischenspiels“ (1794-1814) haben v. a. Klaus Pabst (1983; 1997), Johannes Kramer (1990) und Bernd Spillner (1997a) untersucht. Pabst (1997) hat in (sprachen-)politischer Hinsicht drei Phasen der „französischen Dominanz“ im Rheinland unterschieden:

1. Die erste Phase erstreckt sich vom (zweiten) Einmarsch französischer Truppen im Jahre 1794 bis Ende 1797; nur sie sei i. e. S. als „Besetzung“ zu definieren. In dieser Phase ist das Französische von der französischen Zentralverwaltung zwar nominell eingeführt worden, insgesamt könne die Sprachenpolitik der Besatzungsmacht in dieser Zeit jedoch noch als relativ liberal bezeichnet werden.
2. Die zweite Phase, die „Übergangsphase“ (bis zur formellen Abtretung des linken Rheinufer an Frankreich 1801 bzw. bis zur Einführung der französischen Verfassung im September 1802), ist nach Pabst gekennzeichnet durch energischere Maßnahmen zur „Förderung der französischen Sprache“, die besonders die Durchsetzung des Französischen auch in den Munizipalverwaltungen, Gerichten und im höheren Bildungswesen zum Ziel hatten.
3. In die dritte Phase (bis zur Eroberung des Rheinlandes durch die gegen Napoleon alliierten Truppen) fällt die vollständige und auch formelle Annexion und damit auch die sprachliche Integration in den französischen Staatsverband, in der die in der zweiten Phase begonnene Sprachenpolitik mit Nachdruck betrieben wurde.

Im Folgenden sei der von Pabst, Kramer und Spillner rekonstruierte Sprachgebrauch dieser zwei Jahrzehnte für verschiedene Domänen des öffentlichen und privaten Lebens umrissen:

Verwaltung und Gerichte: In der Domäne der höheren Verwaltung, besonders der Zentralbehörden, war das Französische von Anfang an Amtssprache. Die oberen Ränge wurden fast durchgehend mit (zweisprachigen) Beamten französischer Herkunft besetzt, während auf den mittleren und unteren Ebenen deutsche Beamte übernommen wurden, die des Französischen mächtig waren. Den kommunalen Verwaltungen gegenüber und – notwendigerweise – im Publikumsverkehr verwendete man dagegen überwiegend Hochdeutsch oder durchaus auch Dialekt (Kramer 1990, 98). Unter den *Maires* der ländlichen Kantone fand sich ein hoher Anteil einsprachig Deutscher, die zur Abwicklung des amtlichen Briefverkehrs mit der höheren Verwaltung auf zweisprachige Sekretäre angewiesen waren. Öffentliche Bekanntmachungen waren schon in der ersten Phase, dann verstärkt seit 1800, zweisprachig. Durch eine Verordnung von 1798 war Französisch zur ausschließlichen Amtssprache erklärt worden. In der Praxis ließ sich dies jedoch nur in großen Städten wie Köln und Aachen realisieren; in den Landstädten gab es dagegen zu wenige des Französischen kundige Beamte. Dies führte in der dritten Phase zu verstärkten Bemühungen der Zentralbehörden, die „Reichssprache“ auf allen Verwaltungsebenen durchzusetzen – u. a. durch vorgedruckte Amtsformulare auf Französisch oder auch den Vorschlag einer auf stärkere Zentralisierung zielenden Gemeindegebietsreform. Im Gegensatz zur Finanz- und Steuerverwaltung wiesen die Gerichte und Justizverwaltungen den höchsten Prozentsatz deutschstämmiger Beamten auf (ca. 80%). Da Französisch Gerichtssprache war, mussten oft teure *hommes de loi* bezahlt werden, die beide Sprachen beherrschten (vgl. auch W. Janssen 1997, 264). Die Gendarmerie war zu maximal 25% mit Deutschen besetzt, die höheren Ränge aber auch hier ausschließlich mit Franzosen.

Unterrichtswesen: Trotz der Bedeutung des Französischen im öffentlichen Leben des 18. Jhs. und der räumlichen Nähe zur französisch-deutschen Sprachgrenze war das Rheinland im 18. Jh. „keineswegs [...] Vorreiter in deutschen Landen für den Französischunterricht, jeden-

falls nicht an öffentlichen Schulen“ (Spillner 1997a, 92); Spillner geht sogar davon aus, dass am Ende des 18. Jhs. die Französischkenntnisse im Rheinland eher geringer waren als anderswo im deutschen Sprachraum. Als um 1810 das Französische als Fremdsprache an den Primarschulen eingeführt wurde (es war allerdings nicht Unterrichtssprache, dafür gab es nicht genug französisch sprechende Lehrer), so profitierten davon wohl v. a. Kinder von Oberschichtangehörigen, da Französisch in deren Kreisen – wie auch das Eingangszitat bezeugt – im gesamten 18. Jh. sowieso als Umgangssprache verbreitet war. Entsprechend fanden Angehörige der Oberschicht auch allein auf Grund ihrer Sprachkompetenz leichteren Zugang zu den juristischen Fakultäten, in denen Französisch Vorlesungssprache war, sowie in das höhere Beamten-tum, für das ein zweisprachiger Nachwuchs herangezogen werden musste.

Katholische Kirche: Die katholischen Bistümer wurden während der Besatzungszeit vorwiegend mit zweisprachigen Bischöfen französischer Herkunft besetzt. Sprache der Predigt und der Seelsorge blieb im Rheinland jedoch Deutsch oder auch noch das Niederländische bzw. Flämische. Den „Reichskatechismus“ von 1806 ließ der Aachener Bischof Marc Antoine Berdolet daher auf Deutsch und Flämisch übersetzen und drucken; selbst seine Erlasse an die Pfarrer des neu geschaffenen Bistums waren neben Französisch und Latein auch auf Deutsch verfasst.

Presse: Besonders in Köln war die französischsprachige Presse schon im 18. Jh. etabliert. Die bekannten frankophonen Zeitungen, wie die *Gazette de Cologne* und der *Nouvelliste politique d'Allemagne*, hatten allerdings zu Beginn der französischen Besetzung schon ihr Erscheinen eingestellt.²¹ Eine hohe Popularität in den Leserkreisen, die das Deutsche wie das Französische rezipierten, erzielten auf Kosten der wenigen einheimischen Tages- und Wochenzeitungen offenbar Pariser Blätter, die auch als Unterhaltungsliteratur gelesen wurden. Eine 1809 erlassene Verordnung, die auf nur noch eine einzige – i. d. R. französische – Zeitung pro Departement hinauslief, führte in den grenznahen Orten schließlich dazu, dass die Bevölkerung auf deutschsprachige Blätter auswich, die im rechtsrheinischen Gebiet erschienen.

Alltag: Die deutsch-französischen Sprachverhältnisse im Bereich des öffentlichen und privaten Alltagslebens sind bisher so gut wie nicht erforscht. An den sog. „patriotischen Festen“ werden französische Lieder und Sprechchöre zu hören gewesen sein. Aber außer in den oberen und des Französischen mächtigen Bevölkerungsschichten, die in den größeren Städten etwa noch zwischen einem französisch- und einem deutschsprachigen Theater- und Opernangebot wählen konnten, dürfte das Französische im Alltag kaum eine Rolle gespielt haben.²² Die Tatsache, dass auch noch in der Kaiserzeit öffentliche Bekanntmachungen häufig

²¹ Zu den neu gegründeten fünf französischsprachigen Titeln kamen im Laufe des 18. Jhs. noch vier Neuerscheinungen älterer Blätter; Köln war damit ein eher „unrepräsentatives Beispiel“ für die französischsprachige Presse im Deutschland des 18. Jhs. (Mass 1985). Die *Gazette de Cologne* gewann ab 1734 unter der Leitung des wallonischen Gelehrten Jean Ignaz de Roderique (1696-1756) besonderen Einfluss (zu Roderique vgl. Hömig 1982). Konkurrenz erhielt sie v. a. durch den ab 1780 in Deutz erscheinenden, sich betont aufklärerisch gebenden *Nouvelliste politique d'Allemagne*. Unter den deutschsprachigen Zeitungen, die ab dem 2. Drittel des 18. Jhs. zumindest quantitativ dominieren, ragte die *Kaiserliche Oberpostamtszeitung* hervor. Bis 1776 erschien auch noch das bei Schauberg verlegte Blatt *Ordinaria Relationis diariae continuatio*; ein niederländisches Nachrichtenblatt gab es nicht (nach Mass 1985, 160ff.). Zu den Zeitungen im 18. Jh., „dem großen Jahrhundert Kölner Zeitungsgeschichte“, s. auch Blum/Corsten/Hasenberg ([1965], 57ff.)

²² Der in Siegen geborene und aufgewachsene Pädagoge Adolph Diesterweg (geb. 1790) bezeugt 1829, dass während der Franzosenzeit „in den Häusern der gebildeteren Volksklasse viel französisch gesprochen“ wurde (Diesterweg 1990, 220). Eher eine Ausnahme in Bezug auf die Französischkenntnisse in der kleinbürgerlichen Schicht stellten die Elementarschullehrer dar, die i. d. R. auch noch Handwerker und/oder Ackerer waren. So schildert der aus Conzen in der Eifel stammende und später in Imgenbroich und Hoven als Lehrer und Küster tätige Johannes Huppertz in seinem von 1808 bis 1834

zweisprachig waren, deutet auf eine „immer noch weit verbreitete Unkenntnis des Französischen in den unteren Bevölkerungsschichten“ (Pabst 1997, 143). Der größte Teil der Bevölkerung mag allenfalls durch diese Bekanntmachungen, durch die ab 1812 zweisprachigen Orts- und Straßenbezeichnungen (*Rue de l'Écrevisse/Krebsgasse*, *Rue de l'Arsenal/Zeughausgasse* oder *Place du Tilleul/An der Linde* in Köln)²³ oder durch französische bzw. französisierte Anreden (*Madamm[e]*, *Mamsell*, *Musjö*), Grußformeln (*bon jour > b[u]schof[r]*, *adjeu > adjö > tschö*, *merci > merssi*) sowie Vornamen (*Jean* in der Aussprache *Schäng*) mit dem Französischen in Berührung gekommen sein.

Von einer nachhaltigen Prägung der Sprache im Rheinland in diesen 20 Jahren der französischen Regierung kann also keine Rede sein, da sich der französische Sprachgebrauch auf wenige herrschaftsabhängige Domänen beschränkte, die mit dem Ende der Besatzung auch wieder verschwanden, und „weder die französische Republik noch das Kaiserreich in ihren rheinischen Departements die deutsche Sprache direkt bekämpften“ (Pabst 1997, 148). Tatsächlich vermochte das Französische nicht bis in alle Bevölkerungsschichten durchzudringen; allenfalls kann man für den Sprachgebrauch des Bürgertums in den letzten Jahren der Franzosenzeit von einer „Zweisprachigkeit oder besser Diglossie“ sprechen (ebd.).²⁴ Nachhaltige Folgen hatte die französische Sprachpolitik allerdings auf den Aufbau einer leistungsfähigen Verwaltung und eines Elementarschulwesens, auf dem die nachfolgende preußische (Schul-) Verwaltung aufbauen konnte und die gerade in dem vergleichsweise rückständigen Rheinland zu einem raschen Anstieg der Alphabetisierung in der ersten Hälfte des 19. Jhs. führte (s. u. Kap. 5.4).

Hartnäckig hat sich trotz alledem über das 19. Jh. hinaus der Topos von der sprachlichen ‚Überfremdung‘ während der Franzosenzeit erhalten, in der besonders viele französische Lehnwörter in die Volkssprache gelangt seien.²⁵ Dieses Stereotyp

geführten Tagebuch, wie er sich ab 1810 – notgedrungen – allmählich Kenntnisse des Französischen aneignet, die ihn schon ab Ende 1813 in die Lage versetzen, die Einträge durchgehend auf – wenn auch einfachem und fehlerhaftem – Französisch zu verfassen. Deutlich wird seine pragmatische Einstellung zum Erlernen dieser Sprache: „[...] il me faut gagner le pain pour moi et ma chère mère en qualié d'un Maitre d'école et à présent aussi d'un sacristain contre moi. [...] en peu de tems je saurais si je sais assez le francais ou non, en cas que les russes viennent ici il ne sera pas necessaire de savoir la langue francaise.“ (Eintrag vom 04.11.1813). Unter dem 30.01.1814 kommt es dann auch zu einem abrupten Wechsel in (regional gefärbtes) Hochdeutsch, den Huppertz lakonisch mit den Worten einleitet: „Nun kann ich auch Deutsch schreiben, denn gegenwärtig sind die Franzosen fort, und die Schullmeister sind nit mehr verbunden französisch zu lehren und zu lernen.“ Nur ein einziges Mal noch verwendet er Französisch, wohl um das folgende Geständnis vor unbefugten Lesern zu schützen: „Celui qui a écrit cela souhaite s'etre à Contzen [...] Il est à présent sacristain à Hoesven contre sa volonté.“ (Zitate nach einer maschinenschriftlichen Transkription, die Dr. Elmar Neuß mir freundlicherweise zur Verfügung stellte. Eine Edition des Tagebuchs ist in Vorbereitung.)

²³ Beispiele nach Pabst. Ausführlich zu den zweisprachigen Straßennamen Kramer (1984).

²⁴ Dies mag tatsächlich zu Defiziten in den Deutschkenntnissen von Angehörigen in der Oberschicht geführt haben, wie sie noch in den 30er Jahren des 19. Jh. bedauert werden: „Wie mancher sonst gebildete Mann im Rheinlande, dessen Jugend in diese Zeit fiel, beklagt nicht jetzt noch seine ungenügende Kenntniß in der Muttersprache, während er eine fremde gewandt, richtig und zierlich spricht und schreibt?“ (J. Müller 1838, 5)

²⁵ So in dem postum herausgegebenen kölnischen Wörterbuch von Fritz Hönic (1905, XII) und auch noch in Leson (1974, 13). Vgl. den kritischen Überblick über Sammlungen französischer Lehnwörter mit z. T. anti-französischen Äußerungen von Mundartwörterbuch-Autoren bei Schmitt (1997).

wurde im 19. Jh. besonders von kulturpatriotischer Seite propagiert, zu deren geistigen Vätern konservative Nationalisten wie der „grimmige Franzosenfresser“ Ernst Moritz Arndt (Mass 1985, 157) gezählt werden dürfen. Derartige Vorurteile nährten auch volksetymologische Erklärungen, die Phraseologismen und Einzellexeme wie *Fisematenten/Fisimatenten machen* ‘Ausflüchte machen’ oder *Pumpernickel* mit der Franzosenzeit in Verbindung brachten.²⁶ Tatsächlich sind die meisten der französischen Lehnwörter aber schon vor dem Ende des 18. Jhs. ins Deutsche übernommen worden (Cornelissen 1988b, 32).²⁷ Zumindest für den kölnischen Sprachraum kann weiterhin nachgewiesen werden, dass Lehnwörter etwa im 18. Jh. nicht erst über das Hochdeutsche, sondern gleich im Dialekt assimiliert wurden, wie bestimmte lautliche Merkmale zeigen, z. B. die im Rheinland spezifisch stadtkölnische Senkung des Langvokals in der fremden Verb-Endung *-ieren* zu /e:/ (z. B. *amüseere* < *amuser*, vgl. Münch 1904, 68).²⁸ Bernd Spillner unterscheidet drei Perioden der Übernahme französischen Lehnguts im rheinischen Wortschatz:

- wechselseitige Entlehnung bereits in spätmittelalterlicher Zeit (Übernahme von französischen Wortschatz in rheinische Mundarten),
- spätere Sprachkontakte, vor allem in der Alamode-Zeit (Entlehnung ins Deutsche direkt aus dem Französischen, aber auch vermittelt über das Niederländische),
- Übernahme französischen Lehnguts in der Revolutionszeit/„Franzosenzeit“ (Spillner 1997, 78).

Bemerkenswert ist in der Kölner Mundart das semantische und grammatische Eigenleben vieler Französismen. So sind nach einer Zählung von Artur Greive (1990, 123) etwa 60% der in Adam Wredes „Neuer Kölnischer Sprachschatz“ (1956-58) aufgeführten Entlehnungen aus dem Französischen als eigenständig kölnisch anzusehen, weil sie entweder von den entsprechenden Entlehnungen im Hochdeutschen semantisch zu stark abweichen (ca. 15%) oder im Hochdeutschen überhaupt kein Äquivalent haben (ca. 45%). Allerdings stehen den Französismen in der Regel hochsprachliche und mundartliche Synonyme zur Seite, an die in vielen Fällen auch das vom Französischen abweichende Genus gekoppelt ist, z. B. *dat Flakung* < *le flacon* zu *das Fläschchen* / *dat Fläschje*, †*de Schü* < *le jus* zu *die Brühe* / *de Bröh* (ebd., 120). Solche lexikalischen Dubletten bzw. „Luxusentlehnungen“ erhalten sich nach Greive in der Regel nur dann, wenn sie durch eine entsprechende hochsprachliche Ent-

²⁶ *Fisematenten machen* ist schon seit dem 16. Jh. belegt und geht eben nicht auf die angebliche Einladung französischer Offiziere an rheinische Mädchen „visitez ma tente“ zurück. Ebenso ist die Zurückführung von *Pumpernickel* auf Napoleons vermeintliches Urteil über diese westfälische Spezialität „C’est bon pour Nickel“ („Nickel“ soll sein Pferd geheißen haben; ich kenne noch die Variante „C’est pain pour Nickel“) in das Reich der Legenden zu verbannen (vgl. Spillner 1997, 85f.).

²⁷ Die Anrede „Monsieur“ etwa (s. o. „Bunnefohr Mußgö“ in Beleg 6) ist – wie ein niederdeutsches Scherzgedicht des Dichters Johann Lauremberg von 1652 belegt – spätestens seit dem Dreißigjährigen Krieg verbreitet (v. Polenz 1994, 74).

²⁸ Vgl. auch die zahlreichen Beispiele von Direkt-Entlehnungen aus dem Französischen in andere dt. Dialekte, die von Polenz auf den alltäglichen Sprachkontakt der Bevölkerung mit Reisenden, Händlern sowie (heimkehrenden) Soldaten und Handwerkern zurückführt (1994, 101). Mattheier (1997, 30) nahm dagegen noch mit Adolf Bach an, dass „die französischen Wörter in den westlichen deutschen Mundarten wohl Übernahmen aus der prestigereicheren Sprache der deutschen Gebildeten darstellten“.

lehnung gestützt werden; andernfalls kämen sie außer Gebrauch (vgl. †*de Schü*): „Je ‚kölscher‘ ein Französisismus, desto vergänglicher sein Geschick“ (ebd., 124).²⁹ Die Entwicklung der dialektalen Lehnwörter in Bezug auf Wortverlust und Wortresistenz folgt damit im Wesentlichen der der Dialektwörter insgesamt (vgl. Macha / Lausberg / Elspaß [in Vorb.]).

5. Vom Ende des 18. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts

5.1 Neue Bewertungen, Funktionen und Entwicklungen des Dialekts

Für den Beginn des 19. Jhs. lassen sich keine Unterschiede mehr zwischen der Kanzlei- und Druckersprache Kölns und der anderer Schreiborte in Deutschland feststellen, letzte Formen einer rheinischen Schriftsprache können nun als endgültig verdrängt gelten (Hoffmann / Mattheier 1985, 1859).³⁰ Dagegen dominierten in der gesprochenen Sprache weiterhin die rheinischen Dialekte. In seiner „Beschreibung der Preußischen Rheinprovinzen“ von 1829 resümiert Adolph Diesterweg, der zu diesem Zeitpunkt das evangelische Lehrerseminar für die Provinz Jülich-Kleve-Berg leitete: „Der gemeine Mann spricht in Rheinpreußen nirgends die sogenannte hochdeutsche Sprache, sondern verschiedene Dialekte derselben.“ (Diesterweg 1990, 219f.) Änderungen zeigten sich in der Einstellung gegenüber den Mundarten: Nach einer eher dialektablehnenden Phase (vgl. Niebaum / Macha 1999, 167ff.) erlebten sie im späten 18. und dann im 19. Jh. zunächst einen gewissen Aufschwung.

Historiographisch schlägt sich dies sichtbar nieder in der Begründung der Dialektologie – zunächst als Hilfswissenschaft der historischen Sprachwissenschaft, dann als eigener Zweig der Sprachforschung – sowie der Entstehung von Mundartdokumentationen, mit denen man dem durch die Mobilität der Bevölkerung einsetzenden Dialektschwund entgegenzuwirken versuchte (v. Polenz 1999, 455). Auch im Rheinland entstanden ‚Idiotika‘, die sich um eine Dokumentation mundartspezifischer Wörter und Wendungen bemühten.³¹ Nicht zu vergessen ist, dass mit dem Erscheinen von Georg Wenkers „Sprachatlas der Rheinprovinz“ 1878 die Dialektgeographie der ‚Marburger Schule‘ ihren Anfang im Rheinland nahm (vgl. vorher schon Wenkers Schrift „Das rheinische Platt“, 1877). Auch die Pläne für das Rheinische Wörterbuch gehen in ihren Anfängen noch in das 19. Jh. zurück (Franck 1894).

Für die Bevölkerung des Rheinlands gewannen die Mundarten insbesondere während der französischen Zeit und der nach 1814 folgenden Eingliederung des rheinischen (und moselfränkischen) Gebiets in den preußischen Staatsverband einen neuen

²⁹ Schon Socin (1892, 207) machte darauf aufmerksam, dass zu seiner Zeit in der „Sprache der Ungebildeten“ und der „Umgangssprache“ eine Reihe von „Fremdwörtern“ wie *adieu, apart, Malheur, Parapluie, Plaisir* u. a. populär waren, die im 16. und 17. Jh. bei den höheren Ständen in Mode und „mittlerweile in immer tiefere Schichten hinuntergesickert“ seien. Socin rechnete mit ihrem allmählichen Aussterben, „da sie nicht mehr durch die Schrift gestützt sind“.

³⁰ Diese Situation lag ja beispielsweise in Teilen des benachbarten Niederrheins nicht vor, wo noch bis zur Mitte des 19. Jhs. im öffentlichen Schriftverkehr ein Niederländisch-niederrheinischer Prägung üblich war (vgl. Georg Cornelissen in diesem Band).

³¹ Unter den frühen Sammlungen sind zu erwähnen: Karl Simrocks „Bonner Idioticon“, dem ein Wörterbuch der Koblenzer Mundart als Vorlage diente (Voetz 1973, 49), ein Aachener Wörterbuch von Joseph Müller / Wilhelm Weitz (1836) sowie ein Eifler Idiotikon von Johann Hubert Schmitz (1856).

Wert. Die bewusste Verwendung standardferner ‚Volksprache‘ diente den Sprechern des Rheinischen dazu, ihre soziale Identität gegenüber den anderssprachigen Autoritäten zu behaupten und zu demonstrieren. Die Standardferne des ripuarischen Dialekts versetzte die Bevölkerung in die Lage, ihn als eine Art ‚Geheimsprache‘ gegen die Angehörigen der französischen und später der preußischen Herrschaft zu etablieren. Stärker als etwa in Gebieten Norddeutschlands, die schon länger zum preußischen Staatsverband gehörten, konnten die Dialekte zur Abgrenzung gegenüber den „Fremden“ instrumentalisiert werden. In ihrer Sprachwahl, d. h. dem bewussten Beharren auf dialektalen Varietäten, folgten die Sprecher also nicht der „sozialen Norm“ (i. S. einer Orientierung an prestigereicheren überregionalen Formen), sondern einer „Norm der (Sprecher-) Gemeinschaft“.³² Bezeichnende Beispiele dafür finden sich in der aufkommenden Karnevalslyrik sowie sogar in den Sprachkonstellationen des 1802 gegründeten Kölner Hänneschentheaters: Hochdeutsch ließ man nur die Repräsentanten des preußischen Staats (z. B. die Figur des ‚Wachtmeister Schnäuzerkowski‘), des Magistrats, des Bildungsbürgertums und des Adels sprechen.³³ Das außerordentliche Selbstbewusstsein, das die Bevölkerung in Bezug auf ihren Dialekt an den Tag legte, ist besonders greifbar in dem so genannten „Preußen u(h)tzen“, einem sich geradezu zum Volkssport entwickelnden Hochnehmen oder Veralbern von Preußen. Der folgende Anfang einer Erzählung macht dies sehr anschaulich:

(7) Wie der Neres einem Preuß die Gertrudis-Kapelle zeigt.

In der Woche vor Palmsonntag rief mich der Neres heraus und sagte: „Komm met, mer hann widder eine Preuß ze uhtze!“ – Diese Einladung ließ ich nicht ungenutzt, zog schnell meinen Sonntagsrock dazu an, und fragte: „Wie küß du dann an dä Preuß?“ Ich erfuhr daß dieser mit dem Neres in Einem Hause wohnte, und da er bald abreiste, vorher alle noch bis dahin versäumten Merkwürdigkeiten Cöllns sehen wollte. Neres hatte sich zum Führer angeboten, da er für sehr bewandert in der Legende galt. Der Preuß kam die Treppe herunter, und wir machten ihn ein tiefes Compliment, und gaben uns alle Mühe hochdeutsch zu reden, damit er nicht gleich merken sollte wie wenig wir ihn respektierten. (Brandt et al. III 1984, 295)

Dieser Ausschnitt stammt aus der literarischen Zeitschrift „Der Maikäfer“, die in den Jahren 1840 bis 1846 als Autograph in einem privaten Kreis um Gottfried Kinkel und seine Frau Johanna Mockel kursierte.³⁴ In den Texten des „Maikäfers“ finden sich – ähnlich wie im „Diogenes“ Heinrich Lindenborns – in Erzählungen, Schauspiele oder Gedichte eingestreute Dialektpassagen (meist in Form einer Wiedergabe wörtlicher Rede) in einer ansonsten hochsprachlichen Umgebung sowie auch einzelne

³² Zur Unterscheidung von „social norm“ und „community norm“ s. Milroy/Milroy (1985, 108ff).

³³ Das entspricht auch ungefähr der Verteilung von Hochsprache und Dialekt in der Figurenrede der Romane Clara Viebig's am Ende des 19. Jhs. (vgl. Macha 2000, 198f.): „Platt“ sprechen lässt Viebig Kleinbauern, Handwerker und Dienstleute. Ausschließlich Hochdeutsch legt sie preußischen Verwaltungsbeamten, Gendarmen und Offizieren in den Mund, während (einheimische) Lehrer, BildungsbürgerInnen und Kirchenleute zwar vornehmlich Hochdeutsch reden, aber durchaus – wenn auch nur passiv – des Dialekts mächtig sind.

³⁴ Einzelne Texte des handschriftlichen Manuskripts wurden in verschiedenen zeitgenössischen Publikationen gedruckt (vgl. Brandt-Schwarze 1991, 69ff.).

vollständig im Dialekt geschriebene Erzählungen, vornehmlich aus der Feder Mockels. Der Umfang des dialektalen Materials im „Maikäfer“ ist ein Indiz dafür, dass die rheinische Mundart auch in literarischen Zirkeln ‚salonfähig‘ geworden war.

Für die sprachliche Untersuchung stellt sich zunächst wieder das Problem der durch die Verschriftlichung gebrochenen Wiedergabe des dialektalen Lautstandes; so finden sich – wie schon im „Diogenes“ – auch hier Widersprüchlichkeiten in der Schreibung ripuarischer Merkmale.

Das Beispiel eines von Johanna Mockel für eine spätere Druckfassung redigierten Textes kann einigen Aufschluss über die Ursache solcher Inkonsistenzen geben (Brandt-Schwarze 1991): Mockel hatte die ursprünglich wohl recht spontan niedergeschriebene Erzählung „Dä Hond on dat Eechhohn“³⁵ für den Druck in der Weise umgearbeitet, dass bestimmte Dialektmerkmale deutlich präziser gekennzeichnet wurden – so etwa einzelne Vokallängen und -qualitäten (siehe Ausschnitt [8])³⁶ –, damit die zum Vorlesen gedachte Kindererzählung auch von Sprechern mit geringerer Dialektkompetenz möglichst authentisch artikuliert werden konnte. Hier nur ein kurzes Beispiel:

(8) [Original:] Dat Drücksche woß net wat et dächt, et stond ob, on dächt sie Butzeköbche an, on well it iimmer dat *Köötsche* öm si Aermche gebunge hat, wo dat Eechh[ohn] dran faß *woor*, mot it dem Dührche *nogon*, wi dat di Trab erav sprong. (Brandt et al. I 1982, 52)

[Druck:] Dat Drücksche woß net wat et dächt: et stond ob, on dächt sie *Butzeköbche* an, on *weel* it iimmer dat *Köötsche* öm si Aermche gebunge hat, wo dat Eechhohn dran faß *wor*, *moot* it dem Dührche *nohgohn*, wie dat die Trab erav sprong.

[„Drückchen wußte nicht, was sie tat, sie stand auf, zog ihre Mütze an, und weil sie immer das Kördelchen um den Arm gebunden hatte, wo das Eichhorn dran fest war, mußte sie dem Tierchen nachgehen, wie das die Treppe hinabsprang.“ Übers. Brandt-Schwarze 1991, 124ff.]

Solche im Dialekt verfassten Texte sind nicht zuletzt Fundgruben für heute verschwundene Lexeme (z. B. *Butzeköbche* für einen ‚turbanartigen Kinderfallhut‘, s. Brandt-Schwarze 1991, 127) oder ältere Dialektformen (z. B. *Eechhönsche* für heutiges *Eichhörnche*).³⁷ Ein Vergleich mit ihren Pendanten in heutigen Dialekten kann Veränderungen aufzeigen, die in den letzten 150 Jahren „hauptsächlich unter dem Einfluß der Standardsprache“ aufgetreten sind (Mattheier 1994, 554).

Über aktuelle Sprachwandelerscheinungen in den gesprochenen Dialekten berichten auch schon Zeitgenossen am Ende des 19. Jhs. Anschaulich beschreibt etwa Gustav Blumschein die sich nur im Stadtkölnischen allmählich vollziehende Verschiebung des *p* nach Liquiden (vgl. Münch 1904, 78):

³⁵ Der vollständige Text findet sich in Brandt et. al. I (1982, 51ff.). Die Erzählung wurde von Brandt (1983) übrigens auch als eine bis dahin unbekannte Quellengrundlage des ‚Bonner Idioticons‘ von Karl Simrock identifiziert (vgl. dazu vorher Schützeichel 1969 und Voetz 1973). Simrock war von 1844 bis 1847 Mitglied des Maikäferbunds.

³⁶ Im Gegensatz zu den Vokalen sind die Konsonanten kaum genauer gekennzeichnet, wie man es etwa bei der Repräsentation des spirantisierten <g> erwarten könnte (Brandt-Schwarze 1991, 125f.).

³⁷ Altdialektal übrigens *Kauert*. Für diesen und weitere Hinweise zu ripuarischen Dialektformen danke ich Dr. Helmut Lausberg (Bonn).

Dem Hochdeutschen als Opfer gefallen sind die Verbindungen *rp* und *lp*. Von Hagen bis zu Koelhoff, der stets *dorp*, *worp*, *wurpen*, *hülpe*, *gehulpen* schreibt, sind die *p* stets unverändert. Mit der Aufzeichnung der neukölnischen Sprachproben am Ausgange des vorigen Jahrhunderts tritt uns in diesen Verbindungen ausschliesslich das verschobene *f* entgegen: *worfen*, *helfen*. Wie aber bereits früher bemerkt, ist ein völliger Abschluss in der Sprache noch nicht erreicht; der Kölner sagt zwar *helfen*, *hülfe*, ruft aber in Angst und Gefahr das ältere einsilbige *hölp* und fordert mit *help em* und *help jet* zur Hülfe auf. (Blumschein 1894, 141)

Eine zweite Entwicklung, die mit dem hochdeutschen Einfluss auf die gesprochene Sprache im ripuarischen Raum in Verbindung steht, ist die sich schon in den Lindenberg-Texten andeutende Entstehung von sprachlichen Formen zwischen Dialekt und Standardsprache, die nun gesondert zu erörtern ist.

5.2 *Gesprochene Sprache zwischen Dialekt und Standard*

Zu den Spielarten der gesprochenen Sprache gehören spätestens für das 19. Jh. nicht allein der Dialekt auf der einen und ein standardnahes Hochdeutsch auf der anderen Seite, sondern auch Mischformen, die als „kölnisches Hochdeutsch“ (Hoffmann / Mattheier 1985, 1860), „Huechdütsch mit Strüeh“ (so im Öcher Platt), o. ä. bezeichnet werden. In der Umgangssprachen-Forschung reicht das Spektrum dieser Zwischenformen von einem durch standardsprachliche Einflüsse ‚aufgeweichten‘ Dialekt bis zu einer standardnahen Sprechsprache mit regionalen Indikatoren.

Betrachten wir die bisher identifizierten Mischformen und ihre Benutzer im ripuarischen Sprachraum: Verschriftlichte Reflexe eines standardnahen Mischtyps wurden schon an Hand des „Cöllnischen Diogenes“ beschrieben. Ähnliche Passagen finden sich in den ripuarischen Mundarttexten der Anthologie „Germaniens Völkerstimmen“ von Johannes Matthias Firmenich-Richartz (1743-66, z. B. Bd. 1, 465f.) sowie im „Maikäfer“; von den von Mattheier (1994, 554ff.) dort identifizierten Stellen sei zur Illustration die „Erzählung eines Bonner Bürgers“ von Johanna Mockel zitiert:

- (3) Enja, mei Döchterche, das wird mer gar zu piffig; das kömp, es geht mit dem Bäcker Fuchs seine Kinder, un das sind auch so en Doktere Fauziusse. Mei Stingche das en Gelehrte, dat Kind weiß alles; auf der Straß faß es die Leut bei de Kleider an, und sag: „Süch emol, das³⁸ Kattung!“ (wörtlich wahr.) – (Brandt et al. I 1982, 26)

Der kommentierende Zusatz Mockels „wörtlich wahr“ weist darauf hin, dass sie hier nicht eine fiktive Sprache entwickelt, sondern in anekdotischer Nacherzählung authentische Alltagssprache wiedergeben will. Diese Form der Alltagssprache orientiert sich offensichtlich am Hochdeutschen und hebt sich in sprachstruktureller Hinsicht deutlich von den Basisdialekten ab. Schon im 18. Jh. und dann verstärkt im 19. Jh. entwickeln sich unter dem Einfluss von Schule, Literatur und wirtschaftlich bedingten Wanderungsbewegungen Sprachlagen, die – über die Reichweite der traditionellen Dialekte hinausgehend – neuen kommunikativen Erfordernissen und Bedürfnissen genügen. Ausschlaggebend für die Hinwendung zur „Gemeinsprache“ ist aber schon

³⁸ Kontraktion von *das is* (wie schon oben in *das en Gelehrte*).

für Johannes Franck (1894, 21) neben dem legitimen „Bedürfnis [...], sich mit einem grösseren Kreis von Volksgenossen zu verständigen“ als weiteres Motiv „die Sucht der Menschen [...], sich als höher gebildet von der Masse abzuheben“. ³⁹ Die Träger dieser neuen Mischformen sind vor allem in der Stadt- und in der mobilen Landbevölkerung zu suchen: In den karikierenden Passagen des „Diogenes“ und im „Mäikäfer“ sind es aufstrebende Bürger (die Karikatur zielt dabei eindeutig auf das Motiv der Prestigesucht), die ein intendiertes Hochdeutsch sprechen, in den Eifel-Romanen der Clara Viebig „begüterte Bauern“ und Figuren, die eine „öffentliche Funktion als Bürgermeister, Gemeindevorsteher o. ä. wahrnehmen“ (Macha 2000, 200). In dieses intendierte Hochdeutsch interferieren allerdings dialektale Merkmale, so dass Mischformen produziert werden, die in mehr oder minder ausgeprägter Form weiterhin von regionalsprachlichen Schibboleths geprägt sind und als linguistische Indikatoren für die regionale und soziale Zugehörigkeit der Sprecher herangezogen werden können. ⁴⁰

Einen ganzen Katalog von „Provinzialismen“ stellte 1838 der Aachener Gymnasiallehrer Joseph Müller für Unterrichtszwecke zusammen. ⁴¹ Er reicht von intonatorischen (z. B. *un`würdig* statt *unwürdig*) über phonetische ([t]-Deletion in finaler Position, wie in *Aarz, du bis*; initiales [j] statt [g] wie in *Jott, jejlautb*; apokopiertes *-(e)n* (wie in *er gibt den Kinder[n] des Präsident[en] Unterricht*), morphologische (*gessen* und *kommen* statt *gegessen* und *gekommen*; Genus-Vertauschung wie in *der Brill* statt *die Brille*) und morpho-syntaktischen Phänomenen (*ich habe kalt /warm, mein Vater sein Pferd, Er geht sich heirathen, wir sitzen schon lange auf dich [zu] warten, als wie zum Beispiel*) bis hin zu lexikalischen Eigenheiten (*verzählen, sich verkälten, sich pitschen* ‘kneifen’, *seivern* ‘geifern’, *fies* [sein vor] ‘Ekel haben vor Essen und Trinken’, *benaut* ‘schwül, drückend heiß; ängstlich, beklommen’, *es schmeißt* ‘es fällt Staubregen’). Diese sind zum Teil noch heute Merkmale der rheinisch-riparischen Umgangssprache. Müller unterscheidet jedoch selten zwischen allgemein „niederrheinischen Provinzialismen“ und speziellen „Aquisgranismen“, d. h. sprachlichen Kennzeichen des Aachener Raums (J. Müller 1838, 29). Nach meinem Eindruck kennzeichnen viele dieser „Provinzialismen“ auch heute die großräumigen ‚Umgangssprachen‘/ ‚Regiolekte‘ im Rheinland (vgl. auch *Döchterche[n], dem Bäcker Fuchs seine Kinder, mei[n], de[n]* in Ausschnitt [9] sowie weitere Belege in den Ausschnitten [10] bis [15]); Erscheinungen wie die [t]-Deletion in finaler Position kennzeichnen darüber hinaus die gesprochene Sprache im gesamten ehemals niederdeutschen Sprachgebiet. ⁴²

³⁹ Franck beklagt auch, dass er auf einige seiner Bonner Studenten treffe, „die sich fast verletzt fühlen, wenn man die Kenntnis ihrer heimatlichen Mundart bei ihnen voraussetzt.“ (ebd., 22)

⁴⁰ Hinsichtlich der sozio-pragmatischen Charakterisierung der neuen sprachlichen Mischformen in den rheinischen Städten lohnt sicherlich ein Blick auf die Entwicklung in anderen städtischen Zentren der Zeit. Insbesondere ließe sich die recht gut erforschte Berliner Umgangssprache im 18. und 19. Jh. zum Vergleich heranziehen. So hat Karl Philipp Moritz – ähnlich wie Lindenborn – mit fiktiven Gesprächen die auf die Schriftsprache hin orientierte städtische Umgangssprache einer Berliner Mittelschicht nachgezeichnet bzw. parodistisch überzeichnet (Schmidt 1992, 166f.).

⁴¹ Dem gleichen Zweck dient auch ein Anhang zur Schrift „Die Misch-Mundart in den Kreisen Geldern (südlicher Teil), ...“ des Dülkener Hauptlehrers Wilhelm Schmitz ([1893], 201ff.), der Fingerzeige „auf die gefundenen Mängel und Schäden der Misch-Mundart“ geben will. – Für den Hinweis auf Müller danke ich Prof. Dr. Arend Mihm.

⁴² Der Mangel an entsprechenden empirischen Untersuchungen macht sich gerade in diesem Bereich der Dialekt- und Umgangssprachen-Forschung bemerkbar.

In Müllers Abhandlung wie auch in den umgangssprachlichen Passagen des „Maikäfers“ fällt allerdings das Fehlen eines heute verbreiteten Merkmals der rheinischen Umgangssprache (und anderer mitteldeutscher Umgangssprachen) auf, nämlich der Koronalisierung des *ich*-Lautes [ç] zu [ʃ] im In- und Auslaut: Mockel schreibt etwa in Beleg (9) *pfiffig*, nicht *pfiffisch*, und *Stingche*, nicht *Stingsche* – während in den Dialektpassagen Schreibungen wie *Drücksche* und *Köötsche* auftauchen (s. o. Beleg [8]).⁴³ Der oben schon zitierte Gustav Blumschein führte die Koronalisierung als Paradebeispiel der „Sprechunarten“ im „hässlichen Gemisch von Hochdeutsch und Mundart“ Kölns an. Nach Blumscheins Einschätzung hat sich diese Lautveränderung in der Kölner Umgangssprache allerdings erst in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. entwickelt; zu ihrer möglichen Entstehung führt er aus:

Bei älteren Leuten findet man diese Aussprache nicht oder selten, bei dem heranwachsenden Geschlecht hat sie sich zu einer Gewohnheit befestigt, die sich auch auf das Hochdeutsche überträgt und nicht auszurotten ist. Firmenich, der verdienstvolle Herausgeber des mundartlichen Sammelwerkes: ‚Germaniens Völkerstimmen,‘ der selbst ein geborner Kölner war, fügt zu den Worten „E kölsch Marische“ die Erklärung hinzu: Marischen werden die Mädchen in den niederen Volksklassen in Köln genannt, die namentlich mit den Soldaten verkehren, weil diese Mädchen die Eigentümlichkeit haben, *ch* meistens wie *sch* auszusprechen. Aus dieser Bemerkung ergibt sich, dass zur Zeit, als Firmenich dieses schrieb, Anfang der 50er Jahre, die Aussprache des *ch* nach jetziger Art selten, vielleicht nur auf dieses Wort beschränkt war. (Blumschein 1894, 145)

Diese Datierung trifft sich mit einer zeitgenössischen Beobachtung für den Mainzer Raum⁴⁴ und verschiedenen Darstellungen in der einschlägigen Forschung, nach denen die Koronalisierung eine Erscheinung in den mitteldeutschen Dialekten ist, die erst im 19. Jh. verzeichnet wird (Herrgen 1986, 97ff.; Macha 1991a, 152f.).⁴⁵ Allerdings finden sich – wie das Bsp. (8) zeigt – schon in den Dialekterzählungen Johanna Mockels aus dem Jahre 1840 *-sch*-Schreibungen bei Diminutiv-Suffixen. Es ist also eine Entstehung vor der Jahrhundertmitte denkbar, die von Sprachforschern, die mit dem Dialekt aufgewachsen waren, als ‚blinder Fleck‘ möglicherweise nicht wahrgenommen wurde (Macha 1991a, 152). Bezeichnend ist auch, dass erst um die Jahrhundertwende auch von Deutschlehrern auf entsprechende Interferenzfehler in der Schreibsprache aufmerksam gemacht wird (z. B. Wülfing 1904).

Ob sich im umgangssprachlichen Spektrum eigene „Sprachvarietäten“ herausbilden, mag bezweifelt werden. Klaus J. Mattheier geht auf Grund seiner Beobachtungen am „Maikäfer“-Material davon aus, dass neben einer standardnahen Form eine weitere „Sprachvarietät“ am anderen Ende des umgangssprachlichen Spektrums bestehe, in

⁴³ Dass die Dichter bestimmte Lautmerkmale in diesen Passagen noch weniger konsequent als in reinen Dialektpassagen verschriftlichen, mag gerade dem Umstand zuzuschreiben sein, dass hier ja keine gewachsenen und damit beschreibbaren Dialektsysteme vorliegen, sondern Mischformen relativ jungen Ursprungs, die entsprechend noch instabil sind. Inkonsequenzen in der graphischen Umsetzung sind deshalb vielmehr „Kennzeichen einer sehr flexibel variierenden Mittelschichtsprache, die im ständigen Wechsel zwischen Erfolg und Mißerfolg sich an die Schriftsprachnorm annähert“ (v. Polenz 1994, 216).

⁴⁴ „Erst seit dem Ende der Fünfziger Jahre wurde das *sch* immer häufiger.“ Reis 1892, zit. nach Herrgen (1986, 97).

⁴⁵ Siehe auch die Versuche in den frühen Auflagen der Siebsschen „Bühnenaussprache“ (etwa in der 8. u. 9. Aufl. 1910, 71, und auch noch in der 15. Aufl. 1930), die „Annäherung an den *sch*-Laut“ als Schibboleth, das „namentlich in ungebildeten jüdischen Kreisen und in gewissen rheinischen Mundarten häufig ist“, zu erklären. (Hinweis bei Macha 1991a, 152f., Anm. 121.)

der „Dialektsprecher in ihre Alltagssprache immer mehr Formen und Laute aus der Hochsprache/Schriftsprache übernehmen“ (Mattheier 1994, 555); Belege führt er allerdings nicht an.⁴⁶ Gerade solche müssten jedoch in ausreichender Menge vorgebracht werden, um hier von eigenen systemhaften „Varietäten“ sprechen zu können.⁴⁷ Die Existenz solcher Varietäten als sprachlicher Zwischenstufen wird – zumindest für den mitteldeutschen und oberdeutschen Raum – schon für die Gegenwartssprache bestritten (Durrell 1998, Davies 1999); mit umso größeren Schwierigkeiten muss der Versuch behaftet sein, diese in historischen Sprachstufen nachzuweisen. Zumindest kann für das 19. Jh. wohl kaum von umgangssprachlichen Varietäten gesprochen werden, die den Sprecherinnen und Sprechern als Wahlmöglichkeiten zwischen Dialekt und Standard zur Verfügung standen. Für sie war ihr – aus heutiger normativer Sicht unzulängliches – intendiertes Hochdeutsch die Form der für sie größtmöglichen Annäherung an den Standard.

5.3 *Geschriebene Sprache zwischen Dialekt und Standard*

Gerade der unsystematische und instabile Charakter der auf die Standardnorm zielenden Mischformen wird noch deutlicher in schriftsprachlichen Texttypen des 19. Jhs., die erst vor kurzem das besondere Interesse der germanistischen Forschung gefunden haben, nämlich die Schriftlichkeit im Alltag sogenannter ‚kleiner Leute‘ (Grosse et al. 1989, Schikorsky 1990). Bisher wurden ja vornehmlich literarische Quellen betrachtet, aus denen sich indirekt Beobachtungen über historischen Sprachgebrauch und Sprachbewusstsein im Rheinland ableiten ließen.⁴⁸ Für das 17. Jh. (Macha 1993a, 170ff.) und dann verstärkt für das Ende des 18. Jhs. und das 19. Jh. liegen schriftliche Zeugnisse verschiedener Formen aus der Hand von Bauern, Handwerkern und der entstehenden Arbeiterschicht vor.

Diese Quellen auf der ‚unteren Ebene der Schriftlichkeit‘ sind zu differenzieren nach Schreib Anlass und Adressaten: So finden sich auf der einen Seite Quellen, die zum öffentlichen Schriftverkehr gerechnet werden müssen, also etwa Bittgesuche,⁴⁹ Rechnungen (diese allerdings mit „nur“ regionaler Reichweite) sowie Schreibübungen und Aufsätze in Schulheften. Davon zu unterscheiden sind Texte, die zu privaten Zwecken geschrieben wurden, wie Tagebücher, private Chroniken oder Privatbriefe. Die Schreiber orientieren sich – im (halb-)öffentlichen Schriftverkehr stärker als in der privaten Schriftlichkeit – an vorgegebenen Textmustern und an der für den öf-

⁴⁶ Vgl. dazu Schildt (1989, 38), der eine ähnliche Unterscheidung zwischen „gehobener“ und „niederer“ Umgangssprache vornimmt, jedoch einschränkt: „Die mundartnahe ‚niedere‘ Umgangssprache [...] sprachlich in ihrer Struktur zu beschreiben, ist äußerst schwierig, da von dieser Sprachform, die vorwiegend gesprochen wurde, kaum Zeugnisse überliefert sind.“

⁴⁷ S. zu den Schwierigkeiten einer Definition des Begriffs „Varietät“ Berruto (1987, bes. 265).

⁴⁸ Die Erforschung privater Schriftlichkeit in der rheinischen Sprachgeschichte reicht freilich weiter zurück: Sie ist zwar noch nicht für das 14./15. Jh. (Hoffmann 1983, 104), wohl aber schon für das 16. Jh. möglich. Allerdings handelt es sich bei den frühen Privatchroniken und Rechnungsbüchern des Hermann Weinsberg, des Jan von Brackerfelder oder der Elisabeth Horns noch um Aufzeichnungen von Angehörigen einer städtisch-gebildeten Schicht (Hoffmann/Mattheier 1985, 1854f.).

⁴⁹ Hinsichtlich der Authentizität dieser Texte ist jedoch der Einfluss von sog. „Sportelschreibern“ bei der Verfassung von Bittgesuchen und ähnlichen Texten zu beachten (Grosse et al. 1989, 13).

fentlichen Verkehr gültigen Standardsprache, auch wenn sie diese nicht immer erreichen. Exemplarisch für den privaten Bereich sollen einige Textproben aus Tagebuchaufzeichnungen und Briefen von Schreiberinnen und Schreibern aus der Handwerker-schicht des rheinischen Raums vorgeführt werden.

Zitiert sei als erstes aus Notizen des Schneiders Wallraf Hoitz aus Oberdollendorf über das verheerende Rhein-Hochwasser im Jahr 1784, über das mehrere Chronisten und Tagebuch-schreiber berichteten (Elicker 1984):

- (10) Anno 1783, den 28ten Dezember des nachts so einen *tieben* Schnee gefalen, das wir nicht wohl dadurch haben können kommen und darauf ist es so kalt worden die trey Nachten nacheinander, das wir daß Eyß nicht von den *Finsteren* haben können bringen und daß Feuer immer im Offen gebrandt hat. Den 31ten des nachmittags hat es eine Veränderung gegeben und auf neuen Jahrestag hat es anfangen der Schnee zu schmelzen und viele halten dafür, daß es noch kalter sey gewesen als im Jahr viertzig (haben wir die Weynstöck in dem Tal abgehauen, und was da noch guth seye blieben, das *verkalt* im Herbs, daß wir keinen Trauben reif haben bekommen); Anno 1784 den 27ten Januarius ist der Reyn zugefrozen, daß sie darüber zu Bonn gegangen seyn und die Woch ist es so kalt gewesen, daß der Reyn so voll Eyß *kommen* ist, das es sich vor *einanter* gesatz hat von Bonn bis nach *Königswinder*; seint sie zu Niederdollendorf darüber gangen und auch zu *Königswinder* den 1ten Februarius [...]. (Elicker 1984, 134).

Die folgenden Eintragungen stammen aus dem Tagebuch, das der Eschweiler Hutmacher Michel Dominikus Kropp von 1792 bis 1807 führte, also im Wesentlichen während der französischen Herrschaft:⁵⁰

- (11) [1792] Den 26. Februari Haben wir alhier ein Hochambt in der Kirchen gehab wegen unsers lantsHerrn, daß der 50 Jahr im ehstant gewesen ist, und Die *schullKinder* bekommen Jedes ein weck von einem stübr. Die Kinder *kame* Morgens alle mit weissen und blaue banten an den Hütten. 2 *Druge* ein schilt mit carmina. Diese waren weis gekleit mit blauh bant um den Kopf. Die daß fentelen *Druge*, waren gekleit wie gewöhnlich. Demnach kame auch die schüzerey mit ihren fentelen und *schilter* und mit *Mosekanten* und diese giengen durch Eschweyler in daß Hohe amt. Daß Hoheamt *worde* mit *Mosick* gehalten und nach dem Hoheamt *worde* die Deum laudamus gesungen. [...] Den 24. Sebtr. um Halber 3 uhr waren sie (die Keiserlichen) Von den franzosen bis Hier nach Eschweyler getrieben und die Keiserlichen Mußten Hier *fortweiche* auf Deuren [Düren] [...] Dato nachmittag um 7 uhr *Kame* von achen ungefär 1600 franzosen zu fuß. selbigen blieben Hier über nacht. Desem nach *Kame* noch Viele franzosen Hier zu Fuß und zu pfert und Viele begars dabey. selbigen blieben auch Hier und es Mußte Eschweyler diesen franzosen lieberen Heu, Haber, Brot und *ertäppell*. (Pick 1865, 128 u. 132)

Zu den Indikatoren einer rheinischen Sprechsprache und den Schwierigkeiten ihrer schriftlichen Umsetzung gehören bei Hoitz (Bsp. 10) z.B. Unsicherheiten im Bereich der Graphien und <v> bzw. <d> und <ḏ> (*tieben*, *einanter*) sowie Laut- und Wortbildungsphänomene, die an besondere Lexeme wie *Finsteren*, *verkalt* oder *kommen* gebunden sind; bei Kropp kurzes

⁵⁰ Ein weiteres privates Zeugnis aus der französischen Zeit ist die Chronik des aus Walhorn bei Aachen stammenden Schneiders Johann Caspar Scheen aus der französischen Zeit (Auszüge in Minke 1995/96, 295f. u. 310).

u in *schullKinder*, Vokalsenkung in *Mosekanten*, *Mosick* und *worde*, *d* statt *t* in *Druge* – dafür wieder hyperkorrektes *t* in *schilter* –, apokopiertes *-n* in *Druge*, *fortweiche* oder *Kame* sowie das Lexem *ertäppell*.

Trotz der durchaus auffälligen regionalsprachlichen Merkmale zeigen diese Beispiele aus Quellen privater Schriftlichkeit um 1800 eine schriftsprachliche Kompetenz bei Mitgliedern des Kleinbürgertums mit einem doch beachtlichen Grad der Annäherung an die schriftsprachliche Norm der Zeit.⁵¹

Ebenfalls um die Ereignisse während der französischen Besatzungszeit geht es in einer bemerkenswerten Textquelle, den „Aufzeichnungen der Bonner Jungfer Anna Catharina Rederscheidt“ von 1792 bis 1817 (Hönerlage/Becker 1993/94). Die Eintragungen dieser offenbar familiär und wirtschaftlich recht unabhängigen Tochter eines Bäckers können als ein frühes und seltenes Zeugnis für die private Schreibe einer Frau aus dem aufstrebenden Kleinbürgertum gelten. Sprachlich drückt sich dies in einer klaren Orientierung an stilistisch höherrangigen Sprachlagen aus.

Ein sprechendes Beispiel für einen „alltäglichen Sprachkonflikt“ (v. Polenz 1998, 45) zwischen der dialektalen Basis und dem orthographisch unsicheren Fremdwortgebrauch – wobei der dialektale Einfluss auf der einen Seite und die sichere Verwendung von Fremdwörtern als Gegenpole eines ‚prestigearmen‘ vs. ‚prestigereichen‘ Sprachgebrauchs gesehen werden können – ist die folgende Passage über den Einzug der Franzosen in Bonn:

- (12) [49v] *Nun will ich auch andeuten*, wie es sich mit dem gelt der *Assingnaten* sich gendigt hat. Da dieses pabiern Gelt sich bey jederman in großer Summ war, verlohrt es algemach seinen Werth, hir in Deuschland derwegen es in Frankreich bevor zu fallen auch angefangen hate. Die Soltaten fingen an und machtn [50r] sich die Dupackpfeiffer damit an. Sie fiellen algemach herunter. Auf die letz kann man vor einen livre noch 3 Stuber haben, hernach nichts mehr, und also ist bey jederman die *Assingnaten* sitzen blieben in der großen *Quandetit*. Einen unaussprechlichen Schaaden. *Aber, lieber Leßer, ich muß dir anzeigen*, wie betrub es mit unser *Riligoin* in den Isterm Jahr ist hergangen. Die Francoisen brachtn kein *Religoin* mit, ihr Christenthum war abgelegt und suchtn die christliche *Religion* zu verdilgen. Die Capitelsherrn Canonici mußtn mitwachten wie auch die Bürger. (Hönerlage/Becker 1993/94, 146f.)

Auf eine Aufzählung der schon mehrmals identifizierten dialektal begründeten Besonderheiten sei hier verzichtet. Vielmehr soll an den symptomatischen Schreibungen des Wortes *Religion* die Richtung der individuellen Schreibentwicklung aufgezeigt werden: Von der zunächst dialektnahen Schreibung *Riligoin* aus bedarf die Rederscheidt zweier weiterer Anläufe (innerhalb von 2 Sätzen), um die orthographisch richtige Version niederzuschreiben. Schwierigkeiten bereiten ihr auch die Fremdwörter *Assignaten* (*Assingnaten*) und *Quantität* (*Quandetit*), wobei in Bezug auf das letztere anzumerken ist, dass die Verwendung dieses Wortes eine bewusste stilistische Auswahl (und eine Abwahl des einfacheren Lexems *Menge*) darstellt. In stilistischer Hinsicht richtet sich die Rederscheidt recht deutlich nach zeitgenössischen (populär-) literarischen Vorbildern, so z.B. wenn sie sich in klischeehaften Formulierungen an einen imaginären Leser wendet: *Nun will ich auch andeuten ... Aber, lieber Leßer, ich muß dir anzeigen ...* Bemerkenswert sind an anderen Stellen der Chronik stilistische ‚Altlasten‘, so z.B. wenn

⁵¹ Vorausgesetzt, man darf den Angaben des Herausgebers trauen, dass – abgesehen von gelegentlichen Auslassungen – „nichts an Schrift und Satz geändert“ sei (Pick 1865, 125).

in einem Eintrag aus dem Jahre 1794 noch die längst altmodisch gewordene süddeutsche Schreibung *Betrübnuß* (47v) auftaucht, die die betagte Autorin sogar noch 1816 verwendet: *dis so große Betrübnuß und Ellend gab ein große Theurung weitt und breit* (64r).⁵²

Solche ausführlich geführten Tagebücher stellen für die Schreibtätigkeit ‚kleiner Leute‘ sicherlich nur den Sonderfall dar und lassen deshalb nur schlaglichtartige Beobachtungen zu. Systematischer und überindividueller lässt sich dagegen eine andere Textsorte untersuchen, die ihr Entstehen den Migrationsbewegungen des 19. Jhs. verdankt, nämlich die Briefe von Auswanderern an ihre Verwandten und Bekannten in der Heimat.⁵³ Für regionalsprachliche Untersuchungen können freilich nur Briefe von Schreibern der ersten Generation herangezogen werden, deren sprachliche Sozialisation in Deutschland erfolgte. Für das Rheinland, speziell die Eifel, hat der Historiker Joseph Scheben in den 1920er und 1930er Jahren ein umfängliches Korpus von Auswandererbriefen zusammengestellt und transkribiert.⁵⁴ Briefserien wurden darüber hinaus in einer Bochumer Arbeitsstelle gesammelt und sind zum Teil – in diplomatischer Transkription – ediert (z. B. Helbich / Kamphoefner / Sommer 1988).⁵⁵ Diese Briefe sowie – mit Einschränkungen – auch die Transkriptionen der sog. „Scheben-Briefe“ (dazu Macha 1994) bilden ein weiteres Anschauungs- und Untersuchungsmaterial für die von regionalen Interferenzen bzw. sprechsprachlichen Reflexen geprägte Schreibung auf der ‚unteren‘ Ebene der Schriftlichkeit.

Aus noch nicht ediertem Material der „Bochumer Auswandererbriefsammlung“ seien drei Briefe von Handwerkern aus dem ripuarischen Raum in Ausschnitten vorgestellt. Ein Brief wurde zur Jahrhundertmitte geschrieben (13), die beiden anderen stammen aus den 1880er Jahren (14), (15):

(13) Den 24 juni johannes der Teufer 1850

Lieber Freund
und Schwager Becher

Es Sint drei jahre verüber das du uns begeleitest das wier die reise nach dem Origan zu machen. und unser gemüth war Traurig wegen wir gelaubten das wir uns nicht wieter zu Sehen bekemen, ich haben die zeit und ich mus Sagen die lange zeit nichts von dir

⁵² Es zeigt sich auch in anderen Texten, dass solche süddeutschen Schreibungen nicht nur bis in die ‚untere‘ Schriftlichkeit durchgedrungen sind, sondern dort auch erstaunlich lange beibehalten wurden. So finden sich *-nuß*-Schreibungen auch noch in der Chronik des Schneiders Scheen (z. B. in Minke 1995/96, 310; wie Anm. 50) und „epenthetische -e-Formen“ in der 1./3. Prät. Sg. sowohl in den Tagebüchern des Hutmachers Kropp (s. o. Bsp. 11: *Demnach kame auch die schüzerey ...*) und des Dorfschullehrers Huppertz (s. o. Anm. 22); Huppertz verwendet diese Formen (hyperkorrekt?) überwiegend noch bis in die 1820er Jahre.

⁵³ Die große Zahl an Briefen, die in dieser Zeit versandt wurden – allein aus Amerika wurden zwischen 1820 bis 1914 nach Schätzungen mindestens 100 Millionen Briefe nach Deutschland gesandt, vgl. Helbich in Helbich / Kamphoefner / Sommer (1988), 31f. – ist mit dem Umstand zu erklären, dass die Auswanderer im 19. Jh. auf das Kommunikationsmittel ‚Brief‘ angewiesen waren, um mit ihren Angehörigen in Kontakt zu bleiben. Einem ausgeprägt dokumentarischen Interesse der Empfänger und ihrer Nachkommen – besonders an Briefen aus der ‚Neuen Welt‘ – ist es zu verdanken, dass viele dieser Schriftstücke in kleinen Archiven und in privatem Besitz erhalten blieben.

⁵⁴ Eine Edition der Scheben-Briefe, bearbeitet von Marlene Nikolay-Panter, Wolfgang Herborn (beide Bonn) und Jürgen Macha (Münster) wird in Kürze erscheinen.

⁵⁵ Zu einer Briefserie der Familie Asbach aus dem Bonner Raum vgl. Macha (1997, 214ff.).

gehört. wie auch von meiner ganzen *vamilyen* ich haben zwei Briefe von *Americha* geschrieben und keine antworth bekommen, wie gets in Krahwinkel ich denken gutt. und nun müste ich Fragen ob du noch gestimt werts nach *Americha* zu kommen, davon rathen thuen ich nicht, dazu auch nicht, wegen ich von deinen gescheften nichts weis. wie es hier geth weis ich gutt. wegen ich vieles *durggemacht* haben, das Schneiter hantwerck ist gutt hier, *jetoch* ist *geter* lerling wen er hier ins Lanth kömt, er holt das geschnittene zeug beim meister und machts vertig. nun Stets beim guten Fleis kan einer vertienen 25 *grochen* bis einen Thaler am Tag [...] die kartoffeln sind hir deurer als bei meiner abreise von in *Deuchlant* [...], auch war der Kost im Weizen im vorigen jahr, über haubt ist alles deuer was man in der Haushaltung braucht, nun *war ich balt vergeszen* den guten [durchgestrichenes unlesbares Wort] Brantenwein ist billig und groß [...]. (Wiemar Stommel, Schneider aus Hennepin, Ill., an seinen Schwager in Krahwinkel bei Siegburg)

(14) Painesville den 7. Aprill des 85

Lieber Bruder!

Dein Schreiben vom 1. März 85 erhalten zu habe, kann ich es nicht unterlassen, Dir sofort wieder zu schreiben, und zwar folgendendes [sic!]. Ich habe schon 2 Monathe gewartet, auf einen Brief von Dir, und endlich ist es gelungen, daß ich einen erhalten habe, worin ich erfahren habe, daß Ihr noch alle recht Gesund und munter seid, was mich herzlich gefreut hatt. [...] daß Wetter ist hir diesen Winter *furchbar Kalt jewesen*, wie es in 20 Jahren noch nicht *gewesen* ist, es sind 4 Monathe *jewesen*, wo immer Schnee war da Fahren die Leute alle mit Schlitten daß macht spass mit Schlitten fahren sonst *jet* es hir wie in Deutschland. nur das man hir viel besser zu Essen bekömmt, und auch mehr Geld verdient *als wie* in Deutschland, und ist sein freier Herr, denn es ist ein freies Land wenn Du noch Alt wirst, kommst Du Auch noch hir hin. denn die Schneider verdienen hir *furchbar* vieles Geld.

(Friedrich Ludwig Becher, Bäcker aus Milwaukee, Wis., an seinen Bruder in Krahwinkel bei Siegburg)

(15) Chicago den 17 Nov. 188[2]

Lieber Freund.

Deinen so werhten Brief habe ich erhalten. *Wo ich schon lange auf gewartet hatte*. Ich habe schon gedacht der Brief wäre verloren gegangen, den ich Dir geschrieben hatte. Wie Du mir in dem Brief *mittheils* das es in Raeren noch immer ist, wie früher. Da müßte es einmal tüchtig Marken Regnen. Das die Leute noch einmal Muht bekommen thäten. Nach der Heimat Sene ich mich nicht mehr zurück. In das Nest wollte ich nicht mehr sein, für kein Geld. [...] Es würden auch noch viele kommen Wenn Sie nur die nötige *Moneten* hätten. Soviel bringt ja kein Handwerksmann auf, das er die Marken zusammen sparen könnte *für die Reisekosten zu deken*.

(Brief Leonhard Rademacher aus Chicago, Ill., an Matthias Hubert Rademacher in Raeren bei Aachen)

Abgesehen von den rein (ortho-)graphischen Auffälligkeiten zeigt der zeitliche Vergleich der Briefe, dass sprechsprachliche Interferenzen zunächst noch deutlich mundartbedingt, also typisch rheinisch-ripararisch sind, so vor allem die Vertauschungen in der schriftlichen Repräsentation post-alveolarer bis velarer Plosive und Frikative, z. B. *vamilyen*, *Americha*, *durggemacht*, *geter* (*lerling*), *grochen*, *Deuchlant* in Bsp. (13), auch *jewesen* (neben *gewesen*), *jet* in

Bsp. (14);⁵⁶ auf grammatischer Ebene fällt die Verbindung von *vergessen* mit der Kopula *sein* in einer zusammengesetzten Zeitform auf: *nun war ich bald vergessen ...* (13).⁵⁷ Die nicht-orthographischen Normabweichungen in den beiden späteren Briefen dagegen repräsentieren Merkmale, die auch Reflexe einer großräumigeren Umgangssprache in der Schriftlichkeit sein können, z. B. die Tilgung finaler Dentale (z. B. *furchbar*, *mittheils*; s. J. Müller 1838, 9), die Trennung von Pronominaladverbien (z. B. *Wo ich schon lange auf gewartet habe*),⁵⁸ *als wie* als Vergleichskonjunktionen (z. B. *als wie in Deutschland*; s. J. Müller 1838, 28), *für ... zu* als finale Infinitivkonjunktion (z. B. *für die Reisekosten zu deken*) oder auch Lexeme wie *Moneten*.

Die wenigen Ausschnitte und Beobachtungen können zunächst nur Tendenzen anzeigen, die in Bezug auf Umgangssprachen und die Sprachgebrauchsgeschichte bisher noch nicht systematisch-empirisch untersucht worden sind.

5.4 Exkurs: Alphabetisierung im Rheinland

Von einer genaueren Erforschung schriftlicher Aufzeichnungen ‚kleiner Leute‘ im 18. und 19. Jh. ist überdies zu erhoffen, dass sie ein klareres Bild über den Verlauf der Alphabetisierung und die schriftsprachliche Kompetenz in den unteren Bevölkerungsschichten vermittelt. Stellvertretend für frühere Forschungsmeinungen mag das folgende Urteil über „Arbeitersprache“ im 19. Jh. stehen:

Die private Lebenswelt ist ausschließlich durch das sprechsprachliche Medium geprägt. Private Schriftlichkeit gibt es in Arbeiterkreisen im 19. Jahrhundert allenfalls passiv im Bereich des Lesens, nicht jedoch aktiv. Hier gibt es deutliche Unterschiede zu den durchaus vorhandenen und kultivierten bürgerlichen Schriftsprache-Textsorten ‚Tagebuch‘, ‚Privatbrief‘ usw. (Mattheier 1989, 105)⁵⁹

Für den ländlichen Bereich sind derartige Auffassungen inzwischen revidiert. So sprechen in Bezug auf die Schriftlichkeit unterer Schichten schon die frühen Belege aus Regionen wie dem Osnabrücker Raum (Gessinger 1995, bes. 280; Maas 1995) oder auch Untersuchungen über die Volksbildung des 18. Jhs. im Gebiet um Koblenz (François 1977)⁶⁰ eine andere Sprache. Bereits für das 18. Jh. hat sich das „triste Bild vom Stand der Alphabetisierung auf dem Lande [...] als zu einseitig erwiesen“ (v. Polenz 1994, 25). Sicherlich mag man zwischen Stadt und Land sowie zwischen Arbeitern, Handwerkern und Bauern unterscheiden wollen. Abgesehen von den

⁵⁶ Siehe J. Müller (1838, 10). Vgl. auch die dialektalen Direktanzeigen in einem Brief von 1864 in Macha (1997, 214f.), und typische Interferenzfehler rheinischer Schüler in Klein /Mattheier /Mickartz (1978, 73ff.).

⁵⁷ Vgl. J. Müller (1838, 16), Schmitz ([1893], 207) und RhWb, Bd. II, Sp. 1209.

⁵⁸ Vgl. schon die Verwendung diese Merkmals in dem Lustspiel „Der Witzling“ von Louise Adelgunde Viktorie Gottsched, die damit die Halbbildung Leipziger Studenten des 18. Jhs. parodiert, vgl. v. Polenz (1994, 221).

⁵⁹ Ähnlich Mattheier (1986a, 226f.) u. Mattheier (1989, 103). Etwas anderes ist es, wenn Mattheier – sich auf Gerhard Kettmann berufend – schreibt: „Das Verfügen über die deutsche Standardschriftsprache in ihren verschiedenen stilistischen Realisierungen ist während fast des gesamten 19. Jahrhunderts ein Standessymbol für das Bürgertum.“ (Mattheier 1990, 288; Hervorh. von mir.)

⁶⁰ François (1977, 302) betont, dass die von ihm für den Koblenzer Raum untersuchten Verhältnisse „keineswegs eine Ausnahme im katholischen Rheinland des ausgehenden 18. Jahrhunderts“ darstellen.

Schwierigkeiten einer Definition des Begriffs ‚Arbeiter im 19. Jh.‘ (zählt ein in die Stadt abgewanderter Bauer oder Handwerker als ‚Arbeiter‘?) relativieren sich jedoch auch die Stadt/Land-Gegensätze, wenn man etwa die Mobilität der Landbevölkerung als Moment des sprachlichen Ausgleichs in Rechnung stellt (Knoop 1988, 347f.).⁶¹

Spätestens für das 19. Jh. sind die Erfolge des Unterrichtswesens in den meisten deutschsprachigen Staaten zu erkennen. Über den „Menschen des 19. Jahrhunderts“ weiß die Geschichtsforschung heute: „Er konnte lesen, schreiben und rechnen und hatte zunächst eine Elementarschule besucht.“ (Frevert / Haupt 1999, 15)⁶² In diesem Sinne lesen sich – wohl kaum geschönte – zeitgenössische Urteile über die Ausbildung von Angehörigen der Unterschichten:

Die jetzige Ausbildung eines mit dem 14. Jahre aus der Elementarschule entlassenen Bauernsohnes besteht im fast richtigen Lesen, beinahe korrektem Schreiben, im Verstehen leichter Bücher, im Rechnen, soweit es für das gewöhnliche Leben erforderlich ist, in allgemeinen Begriffen der Naturkunde und in allgemeinen Umrissen der Geographie und Geschichte. (Deutsche Zeitung 1847, Sp. 1059, zit. nach Kuhlemann 1992, 247).

Nicht zuletzt sind die beachtlichen Fortschritte auch in der anfangs recht rückständigen Rheinprovinz auf die Tatsache zurückzuführen, dass in den ersten beiden Dritteln des 19. Jhs. „die preußische Volksschulpolitik [...] die Zahl der Volksschüler schneller zu steigern [vermochte], als die Bevölkerung wuchs.“ (Kuhlemann 1992, 108).⁶³ Dies sagt noch nichts über die Qualität des Unterrichts aus, die angesichts großer Schulklassen, einer unzureichenden Ausbildung und Bezahlung der Lehrer sowie der im 19. Jh. üblichen Kinderarbeit gravierende Mängel haben musste.⁶⁴ Gleichwohl trugen die Reformen und Anstrengungen der Schulbehörden mit dazu bei, dass im Rheinland die Alphabetisierungsquote von anfänglich unter 50% (1816) bis auf 91% der über 10-jährigen Bevölkerung zur Zeit der Reichsgründung anstieg. Schon 1841 war dort der Anteil der rekrutierten Soldaten, die nicht lesen und schreiben konnten, auf 7% gesunken, im benachbarten Westfalen waren es gar nur 2% (ebd., 129).

Das Problem scheint nicht eine fehlende schriftsprachliche Kompetenz der unteren Schichten schlechthin zu sein, sondern ihre Ausprägung im Sinne von Normgemäßheit, stilistischen Repertoires etc.⁶⁵ Außerdem fehlten Gelegenheiten, diese Kompe-

⁶¹ Vgl. zusammenfassend für diese Forschungsmeinung v. Polenz (1998, 43f.), wonach „vom industriezeitlichen Stadt/Land-Gegensatz her [...] der Anteil der Städte an der Schriftsprachenentwicklung zu ausschließlich gesehen und die ländliche Bevölkerung der Frühen Neuzeit sozialkommunikativ falsch eingeschätzt“ wurde.

⁶² Solche Erfolge konnten die Bemühungen um das Schulwesen im 18. Jh. noch nicht vorweisen: Ländliche Schulordnungen, wie die des Kirchspiels Heimerzheim (s.o. 3.2.1), die eine Wochenstundenzahl von mindestens 30 Stunden „so wohl im sommer als im winter [...] ausgenommen der rndezeit“ und neben religiuser Unterweisung einen Unterricht in „lesen und schreiben“ vorsahen, erwiesen sich in der Wirklichkeit nicht selten als bloße Willensbekundung der Unterzeichnenden; in der Realität ließ sich etwa die Heimerzheimer Schulordnung noch nicht durchsetzen (vgl. dazu Bölkow 1974, 146).

⁶³ Die Schulbesuchsquote im Rheinland für das Jahr 1816 (49%) wurde nur von den Provinzen Westpreußen und Posen unterschritten; 1846 (86%) war sie dagegen schon die zweithöchste in ganz Preußen.

⁶⁴ Einen neueren Überblick geben Herrlitz et al. (1998), 51ff.

⁶⁵ Eine wichtige Hilfe bei der Textkonstitution spielten vorgefertigte Texteinheiten und Phraseologismen, wie Routineformeln, Redewendungen, Sprichwörter, (Bibel-) Zitate, Sentenzen, Klischees und der-

tenz unter Beweis zu stellen. Das Schreiben gehörte insofern für viele Angehörige der unteren Schichten nicht „zur alltäglichen Beschäftigung“. Wo entsprechende Anlässe bestanden – so etwa, wenn Auswanderer als „Kompensation für die räumliche Distanz“ Briefe verfassten (Maas 1995, 261)⁶⁶ –, zeigen etwa die angeführten Belege (10) bis (15) recht deutlich, dass weder schriftsprachliche Kompetenz noch bestimmte Textsorten privater Schriftlichkeit dem Bürgertum vorbehalten waren. Angesichts der nun allmählich ans Licht tretenden Textzeugen der ‚unteren Schriftlichkeit‘ erscheinen außerdem Versuche, der Sprache einzelner Gruppen der sozialen Unterschichten im 19. Jh. den Stempel von Sprachvarietäten (z. B. ‚Arbeitersprache‘) aufzudrücken, fragwürdig.⁶⁷ Entsprechend hat Peter v. Polenz noch kürzlich solchen Bestrebungen in der Forschung eine Absage erteilt, denn gerade in dem handschriftlichen Quellenmaterial zeige sich „ein vielfältiges Spannungsfeld zwischen nichtüberlieferter, wohl sehr heterogener Sprechsprache und Schreibspracherfordernissen der Industriegesellschaft, kein bestimmter Soziolekt“ (v. Polenz 1999, 461f.).

6. Fazit

Die rheinische Sprachgeschichte im Zeitraum von 1700 bis 1900 ist ebenso wie das 17. Jh. erst ansatzweise, kaum systematisch erforscht. Dies ist zum einen damit zu begründen, dass man sich in der Regionalsprachenforschung vor allem den Phasen der „großen“ Veränderung zur hochdeutschen Schriftsprache zugewandt hat – im Rheinland also dem 16. Jh., in Westfalen dem 16./17. Jh., am Niederrhein für einige Gebiete schon dem 16. Jh., für andere Gebiete sogar erst dem 19. Jh. (s. die Beiträge von Walter Hoffmann, Robert Peters und Georg Cornelissen in diesem Band). Damit hängt zum anderen zusammen, dass die durchaus vorhandenen Quellen bisher nur lückenhaft erschlossen und erforscht sind, was bis dato – besonders das 18. Jh. betreffend – nur eine punktuelle Betrachtung zugelassen hat. Für eine Darstellung der rheinischen Sprachgeschichte der Neuzeit sind daher verstärkte Bemühungen um Quelleneditionen und Quellenuntersuchungen notwendig. Dabei sollte eine größere Diversifizierung in Bezug auf Textsorten, Stadt-Land-Verteilung und Sprachschichten Berücksichtigung finden. Besonderes Augenmerk ist schließlich auf die verschiedenen sprachlichen Zwischenformen zwischen den Basisdialekten und der Standardsprache zu richten. Erst unter Berücksichtigung dieser Größen kann ein adäquates Bild der rheinischen Sprachverhältnisse des 18. und 19. Jhs. i. S. der Beziehungen der zeitgleich existierenden Varietäten zu- und untereinander gegeben werden.

In einem Modell, das sowohl nach der schreibsoziologischen Schichtung differenziert (Mattheier 1981, 289ff.) als auch die gesprochene Sprache besonders berücksichtigt, lassen sich für die beiden Jahrhunderte vorläufig folgende sprachliche Konstellationsmuster entwerfen:

gleichen. Vgl. etwa zur Redensartlichkeit und Formelhaftigkeit in Briefen von Eifel-Auswanderern (aus der Briefsammlung des Migrationsforschers Joseph Scheben) Elspaß (1999).

⁶⁶ Das gleiche gilt für Briefe von wandernden Handwerkern (s. die Beispiele in Schikorsky 1990, 374ff., 430ff.) oder Soldaten (vgl. von Looz-Corswarem 1964; Thekook/Janßen 1978; Schikorsky 1990, 365ff., 396ff., 406ff.).

⁶⁷ Kritisch dazu auch Mihm (1998, 283f.).

- Auf der ‚obersten Ebene der Schriftlichkeit‘ (Kanzleisprache, Buchdruck, Presse) hat sich im rheinisch-riparischen Raum die überregionale neuhochdeutsche Schriftsprache ostmitteldeutsch-norddeutscher Prägung im 18. Jh. durchgesetzt. Eine wichtige Rolle spielen darüber hinaus im 18. Jh. zunächst noch das Lateinische (v. a. in der Rechts- und Wissenschaftssprache sowie im Bereich von Kirche und Theologie) und zunehmend das Französische (s. die französischsprachigen Zeitungen in Köln und die private Korrespondenz der Oberschicht). Während der Franzosenzeit (1794-1814) dominiert das Französische in der höheren Verwaltung, an den Gerichten und zeitweise in der Presse, wird dort aber nach 1814 vollständig durch das Deutsche ersetzt. Im Bereich der lokalen Verwaltungen hält sich das Deutsche auch während der Franzosenzeit.
- Im Bereich der ‚mittleren Schriftlichkeit‘ (Öffentlichkeitssprache mit vornehmlich regionalem Bezug) ist die deutschsprachige Schreibe im 18. Jh. noch mit wenigen Resten der ripuarischen Schreibsprache bzw. Reflexen gesprochener Ripuarismen sowie mit oberdeutschen Prestigeformen durchsetzt, die zum Ende des 18. Jhs. verschwinden.
- Auf der ‚unteren Ebene der Schriftlichkeit‘ (private Aufzeichnungen, Briefe etc.) zeigen sich bis in das gesamte 19. Jh. hinein dort, wo ripuarische Dialekte in der Alltagssprache vorherrschten, Reflexe dialektaler oder regiolektaler Formen in der Schrift. Besonders in den ersten Jahrzehnten nach der Eingliederung in den preußischen Staat schlägt sich dessen Schulpolitik in einer deutlich ansteigenden Alphabetisierung nieder. Der überwiegende Teil der rheinischen Bevölkerung kann in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. lesen und schreiben.
- In der gesprochenen Sprache der Bevölkerung herrschen rheinische Dialekte vor. In der städtischen – und wohl auch in der mobilen ländlichen – Bevölkerung treten spätestens ab dem 18. Jh. Sprachlagen zwischen Dialekt und intendierter Standardsprache (d. h. mit einer an der Schrift orientierten Aussprache) auf, die als Vorläufer der heutigen Umgangssprachen gelten können. Ein immer größerer Teil der Bevölkerung wird damit in die Lage versetzt, domänen- und situationspezifisch zwischen mindestens zwei verschiedenen Sprachlagen in der Mündlichkeit zu wechseln. Eine aktive Beherrschung des Französischen ist im 18. Jh. vorwiegend im Adel und unter Gelehrten verbreitet, frühestens zum Ende der Franzosenzeit wird in weiteren Teilen des (Groß-)Bürgertums, vereinzelt auch bei Kleinbürgern mit Französischkenntnissen zu rechnen sein.

Werner Besch schrieb vor gut 20 Jahren: „Es ist eine Tatsache, daß in der deutschen Sprachgeschichtsforschung, bedingt durch die historisch-genetische Ausrichtung des Faches, die jüngeren Perioden der Entwicklung lange Zeit vernachlässigt wurden. Dieses Ungleichgewicht gilt es auszugleichen.“ (Besch 1979, 329) Wenn der Blick dabei auf grenznahe Regionen wie das Rheinland fällt, wird auch die Bedeutung äußerer Faktoren für die Sprachgeschichte schnell offensichtlich: So ist die französische Herrschaft am Rhein von nur kurzer Dauer geblieben, doch sie erinnert daran, dass „unsere heutigen Sprachzustände nicht nur Ergebnisse rein [inner-]sprachlicher Entwicklungen, sondern auch historischer Zufälle sind“ (Pabst 1997, 149).

Georg Cornelissen, Bonn

Niederrheinische Sprachgeschichte von 1700 bis 1900

1. Der „Niederrhein“: Implikationen seiner sprachgeschichtlichen Erforschung
2. Das Jahr 1700
3. Wege der Forschung, I
4. Die Periode 1700-1794
 - 4.1 Die Varietäten
 - 4.2 Äußere Sprachgeschichte
 - 4.3 Eine niederrheinische Sprachkarte für das Jahr 1794
 - 4.4 Das Beispiel Emmerich
5. Wege der Forschung, II
6. Die Periode 1794-1814
7. Die Periode 1814-1900
 - 7.1 Der niederländische Niederrhein
 - 7.2 Der preußisch-deutsche Niederrhein
8. Wege der Forschung, III

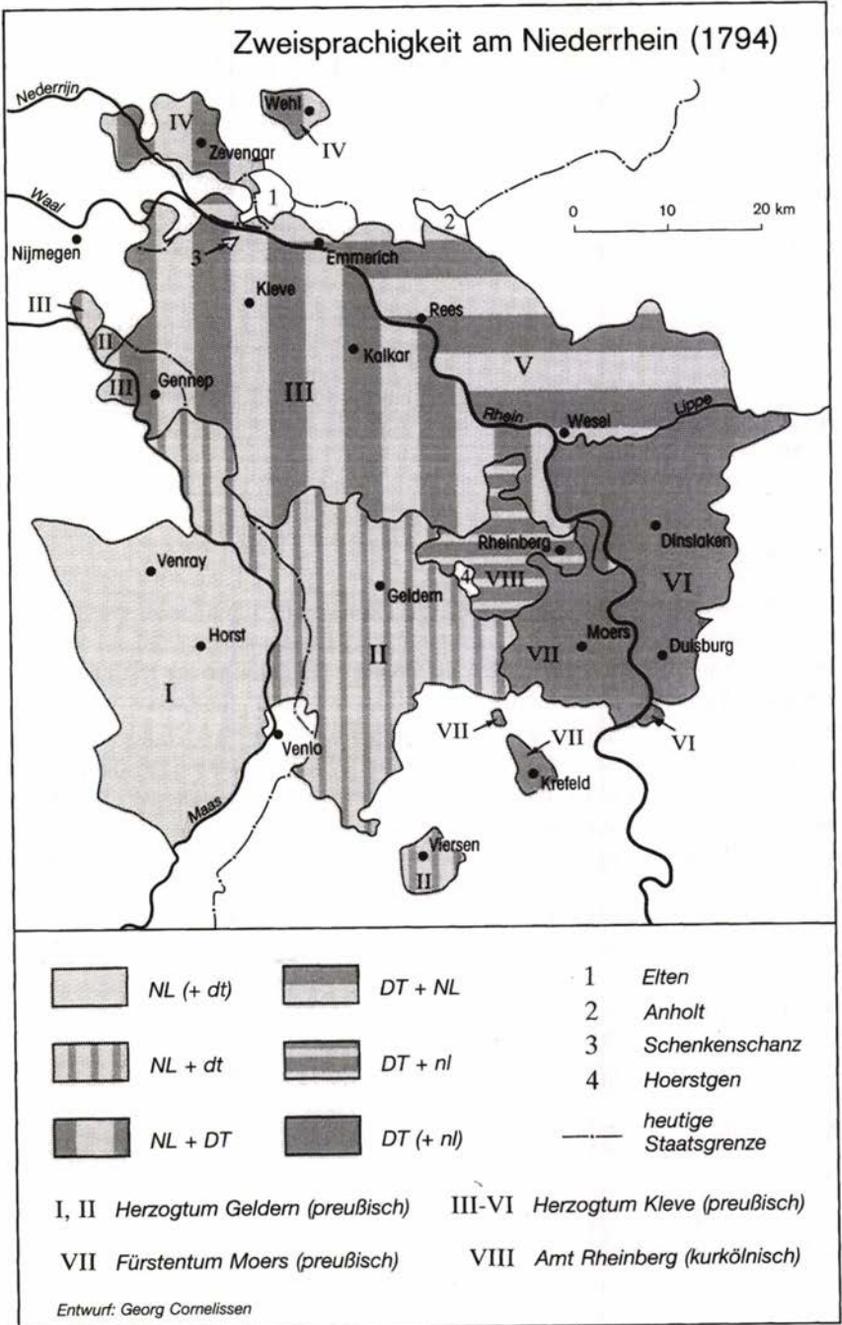
1. Der „Niederrhein“: Implikationen seiner sprachgeschichtlichen Erforschung

Jede sprachhistorische Annäherung an die Region „Niederrhein“, die über das Stichjahr 1815 hinaus weiter in der Geschichte zurückgeht, wird, unabhängig von Untersuchungsdesign und Raumzuschnitt, ein Gebiet zu behandeln haben, das heute auf die Niederlande und die Bundesrepublik verteilt ist. Dieses Gebiet, das in mittelalterlichen Texten als ostmittelniederländische Sprachlandschaft am Rande des Niederdeutschen in Erscheinung tritt, wandelt sich in der Folge zu einer niederländisch-deutschen Sprachkontaktzone, die schließlich, als Konsequenz der 1815 gezogenen niederländisch-preußischen Staatsgrenze, trennscharf in zwei Sprachräumen aufgeht. Die geschichtliche Entwicklung der Region wie die heutige, von der Europäisierung noch lange nicht ausgehebelte staatliche Teilung des historischen „Niederrheins“ fordern geradezu nach einem Kooperationsmaximum bei Niederländern und Deutschen, Niederlandisten und Germanisten.

2. Das Jahr 1700

Als am 1. Januar des Jahres 1700 das neue Jahrhundert eingeläutet wurde, war das Gebiet, auf das sich für diesen Zeitpunkt die Bezeichnung Niederrhein sinnvoll anwenden lässt, auf drei Territorien und das von diesen eingeschlossene Amt Rheinberg verteilt (s. Karte): Auf das Herzogtum Kleve mit dem brandenburgischen Kurfürsten als Landesherrn, auf das gelderländische Oberquartier („Overquartier“, „Oppergelder“), das zu den spanischen Niederlanden gehörte, und auf die Grafschaft Moers, dessen Herren zu diesem Zeitpunkt seit genau einem Jahrhundert die Oranier waren. Die Stadt Rheinberg und einige Orte der Umgebung bildeten ein kurkölnisches Amt. Selbständige Herrschaften waren Elten, Anholt und Hörstgen, während die Schenkenschanz (in der Nähe Kleves) in den Händen der Generalstaaten war.

Bedeutende Veränderungen brachten die folgenden Jahre, in denen Brandenburg-



Karte 1: Zweisprachigkeit am Niederrhein (1794)

Preußen sich durch Erbschaft bzw. kriegerische Eroberungen in den Besitz von Moers (1702/12) und des – wenn man so will – ‚niederrheinischen‘ Teiles von Obergeldern (1703/13) bringen konnte, während die ebenfalls obergeldrischen Orte Venlo, Roermond und Erkelenz anderen Herrscherhäusern zufielen. – Zumindest Venlo dürfte im Rahmen einer integralen Sprachgeschichte des Niederrheins eigentlich nicht ausgespart bleiben.

Schrift- und Kultursprachen dieses nun zu großen Teilen zu Preußen gehörenden, aber bis zum Jahre 1794 weitgehend in provinzieller Dreiteilung verharrenden Raumes waren das Niederländische und Deutsche, wenn man einmal von der Fremdsprache Französisch und der Hilfssprache Latein absieht.

3. Wege der Forschung, I

Bis in die 1970er Jahre basierte der Wissensstand zu diesem Abschnitt der regionalen Sprachgeschichte im Wesentlichen auf dem, was sich in den Publikationen von Historikern, Archivaren und Heimatforschern fand. Nicht untypisch ist das folgende Zitat: „Erst im 19. Jahrhundert schob sich in einer gewissen Funktionsteilung das Hochdeutsche – zunächst als Fremdsprache – über diesen Raum bis an die Staatsgrenze“ (zit. nach Cornelissen 1986, 18). Es wurde zumeist verkannt, dass es über viele Jahrhunderte keinen homogenen ‚Sprachraum Niederrhein‘ gab und dass beide Schriftsprachen bzw. ihre Vorläufer bereits lange vor dem 19. Jh. miteinander konkurrierten.

Diese Veröffentlichungen folgten dem Sprachgrenz-Paradigma mit seinen zentralen Fragen: ‚Wann hat sich das Deutsche am – heute zur Bundesrepublik gehörenden – Niederrhein durchgesetzt? Und wann bildete sich die – heutige – Sprachgrenze heraus?‘ Einen wichtigen Anstoß zum paradigmatischen Wechsel gab Elmar Neuß' Aufsatz von 1973, in dem er bereits für das 16. und 17. Jh. Sprachkontakt und Sprachmischung in niederrheinischen Synodalprotokollen nachwies (Neuß 1973b). Weitere Impulse gingen von der Diglossieforschung aus, so dass in der Folge unter der Prämisse eines Nebeneinanders beider Schriftsprachen die Varietätengebrauchsmuster am Niederrhein untersucht wurden. Es erschienen die Dissertationen von Josef Merges (1977) und Georg Cornelissen (1986) sowie eine Reihe hinsichtlich Fragestellung, Untersuchungszeitraum und Quellenbasis unterschiedlich akzentuierender Aufsätze und einige sprachgeschichtliche Überblicksdarstellungen, die das neue Sprachkontakt- oder Mehrsprachigkeitsparadigma entwickelten und ausbauten (u. a. Tervoooren 1979a; 1985; 1996; Kremer 1983b; Cornelissen 1988a; 1997; 1998a; 1998b; 1998c; Berns 1991; Mihm 1992; Eickmans 1998; Goossens 1998b).

4. Die Periode 1700-1794

4.1 Die Varietäten

Niederländisch-deutsche Sprachmischungen, die im 16. und 17. Jh. Signa der nieder-rheinischen Sprachverhältnisse waren und auch zu den Registern von „Schreibprofis“ (versierte Schriftsprachbenutzer) gehörten, sind nach 1700 selten. Ein sehr anschaulicher Beleg für diese zwischen Sprachwandel und Sprachersatz angesiedelte Varietätenentflechtung ist das Gildebuch der St. Georgius-Gilde in Goch, in dem, wie die

publizierten Transkriptionen zeigen, das Niederländische die zuvor gebräuchliche Sprachmischung im letzten Jahrzehnt des 17. Jhs. ablöst (s. Chronik 1992, bes. 38f.). Ungeübte Schreiber („Schreibamateure“), besonders in den südlichen Sprachkontaktzonen Obergeldern, verwenden Mischformen auch noch ein Jahrhundert später.

Das im 18. Jh. am Niederrhein geschriebene Deutsch und seine möglichen Interferenzen zum Niederländischen waren bislang noch nicht Gegenstand sprachgeschichtlicher Untersuchung. Dagegen konnte bereits gezeigt werden, dass das Niederländische, das in der zweiten Jahrhunderthälfte in Obergeldern verwendet wurde, in die südniederländischen (flämisch-brabantischen) Zusammenhänge einzuordnen ist, was angesichts der historischen und kulturellen Verflechtungen dieser Provinz mit den südlichen Niederlanden auch zu erwarten war (s. Cornelissen 1986, 222-235). In zukünftigen Analysen wird u. a. die Frage zu beantworten sein, ob im Gegensatz dazu das Klever Niederländisch eher ‚holländisch‘ (nordniederländisch) geprägt war, worauf die kulturelle Ausrichtung Kleves (s. Abschnitt 5) hinweisen könnte.

4.2 Äußere Sprachgeschichte

Das bisherige Forschungsinteresse galt vor allem den Entwicklungen in der zweiten Jahrhunderthälfte, in der sich die weitere Ausbreitung des Deutschen und der Rückgang des Niederländischen beobachten lassen. Dagegen wurden die ersten Jahrzehnte des 18. Jhs. sowie die vorangehenden Dezennien, gerade für Moers und Rheinberg, bislang weniger intensiv untersucht. Deshalb ist es derzeit noch undeutlich, ob der Moerser Wechsel von den niederländischen Oranieren zu den deutschen Hohenzollern von sprachlicher Kontinuität oder Diskontinuität begleitet wurde.

Diese Frage berührt zugleich die Sprachpolitik des 18. Jhs., die bislang noch nicht zum Thema einer eigenständigen Untersuchung geworden ist. Wir gehen von einer toleranten Haltung des brandenburgischen Landesherrn in Kleve aus, wo seit der Reformationszeit Sprach- und Konfessionsgeschichte eng miteinander verflochten waren (s. Tervooren 1985). Als Folge dieser stark divergierenden, nicht zuletzt von der Konfessionsverteilung bestimmten Sprachentwicklungen (s. Tervooren 1979a) zeigen sich im 18. Jh. areal unterschiedliche Zweisprachigkeitsstrukturen innerhalb des klevischen Herzogtums. Bekannt ist allerdings auch ein Erlass aus dem Jahre 1739, der der klevischen Verwaltung wie der geldrischen *Commissio Regia* verbietet, ihrer Korrespondenz mit Berlin nichtübersetzte Beilagen in niederländischer Sprache beizufügen.

In Obergeldern kam es im 18. Jh. zu Auseinandersetzungen zwischen Vertretern der preußischen Zentralgewalt und den obergeldrischen Landständen, in denen letztere ihre „*langue nationale*“ (das Niederländische) als Waffe gegen politische Neuerungen gebrauchten. Da das Niederländische überdies von der einflussreichen katholischen Kirche in dieser beinahe monokonfessionellen Provinz gestützt wurde und Preußen offenbar keine Sprachpolitik mit starker Hand betrieb, konnte hier die sprachgeschichtliche Entwicklung in sehr konservativen Bahnen verlaufen (s. Cornelissen 1986).

4.3 Eine niederrheinische Sprachkarte für das Jahr 1794

Die letzten Jahrzehnte des Ancien régime gehören zusammen mit dem Zeitraum von 1815 bis 1850 zu den besonders eingehend erforschten Abschnitten der niederrheinischen Sprachgeschichte. Dazu wurde kürzlich die nebenstehende Karte „Zweisprachigkeit am Niederrhein (1794)“ gezeichnet, die die territorial gesteuerte und areal gestufte Zweisprachigkeit durch analoge Streifenmuster darstellt (Cornelissen 1998c). Ein mehr oder weniger einsprachiges Areal (I) grenzt im Westen an die Niederlande; umgekehrt finden sich im Osten des Niederrheins zwei Areale (VI/VII), die sprachhistorisch bereits im deutschen Sprachgebiet aufgegangen sind.

Trotz der 1794 bereits über acht Jahrzehnte währenden Zugehörigkeit Obergelderns zum Königreich Preußen dominierte hier am Jahrhundertende das Niederländische noch immer eindeutig (Areale I/II). Die Hintergründe für diese konservative Sprachentwicklung sind in der administrativen Eigenständigkeit der Provinz und in ihrer kulturellen Verflechtung mit dem südniederländischen Raum zu suchen. Für die Wahrung des Status quo setzten sich erfolgreich Stände und katholische Kirche ein. Das Niederländische wurde in den Schulen unterrichtet, als Amts- und Kirchensprache verwendet und von den meisten Gelderländern in den meisten Situationen gebraucht. Menschen, die das Deutsche oder beide Schriftsprachen beherrschten, lebten am Jahrhundertende vor allem östlich der Maas; dies waren in erster Linie Beamte, Gebildete und Schreibprofis. Domänen des Deutschen bildeten bestimmte Oberbehörden und die protestantischen Kirchen des Hauptstädtchens Geldern. Auch im Grenzgebiet im Süden der Provinz war neben der geldrischen „langue nationale“ die deutsche Sprache der Grenznachbarn bekannt.

Die sprachgeschichtlich schillerndste Provinz war Kleve, das sich seit dem 16. Jh. zu einem zweisprachigen Territorium entwickelt hatte. Dabei tendierten die klevischen Katholiken zum Niederländischen, während das Deutsche eher die Sprache des Protestantismus wurde. Auf der Sprachkarte lässt sich ein rechtsrheinisches Areal (VI) erkennen, dessen mehrheitlich evangelische Bevölkerung das Niederländische 1794 bereits aufgegeben hat. Die übrigen Areale des Herzogtums zeigen sehr unterschiedliche Zweisprachigkeitsstrukturen. In dem rechtsrheinisch an VI angrenzenden Areal V zeichneten sich die Sprachverhältnisse durch eine klare Nord-Süd-Staffelung mit nach Süden hin abnehmender Niederländischverwendung aus. Dagegen stehen im Linksrheinischen (III) vor allem der Stadt-Land-Gegensatz zwischen der zweisprachigen Hauptstadt Kleve und ihrem stärker niederländisch geprägten Umland und die Abhängigkeit der Deutschkenntnisse von sozialen Parametern ins Auge. Hier hob sich auch von der autochthonen (katholischen), tendenziell einsprachigen Bevölkerungsmehrheit die Gruppe derer, die daneben das Deutsche als Kultursprache benutzten, durch abweichende Daten hinsichtlich der Konfession, der Schichtzugehörigkeit, des Bildungsniveaus, der beruflichen Tätigkeit und der Herkunft ab.

Landessprache des protestantischen Fürstentums Moers war das Deutsche, das als Amts-, Kirchen- und Schulsprache verwendet wurde und auch den ‚kleinen Leuten‘ als Schriftsprache diente (Areal VII). Moers bildete im Ausgang des 18. Jhs. also das Gegenstück zum maasländischen Teil Obergelderns: Merkmale beider Gebiete sind eine monokonfessionelle Bevölkerungsstruktur und weitgehende Einsprachigkeit. Die

Beantwortung der Frage, wann die Moerser ihr Niederländisch aufgegeben haben, gehört, wie gesagt, zu den Desideraten der Forschung. Im Amt Rheinberg, jener von preußischen Provinzen eingeschlossenen Exklave des kölnischen Kurfürsten, herrschte am Ende des Ancien régime das Deutsche vor, neben dem das Niederländische aber noch nicht völlig verschwunden war (Areal VIII). Niederländisch kam wahrscheinlich noch im Unterricht einiger Schulen vor; so gab es hier bilinguale Dorfschullehrer, die beide Sprachen anbieten konnten, aber auch solche, deren Niederländischunterricht den Eltern der Schulkinder nicht genügte. Alleinige Amtssprache war das Deutsche, das wohl auch jeder niederrheinische Kurkölnler, so er in seiner Kindheit die Schulbank gedrückt hatte, zu lesen vermochte.

Noch eine kartentypologische Anmerkung: Die synchron angelegte Karte „Zweisprachigkeit am Niederrhein (1794)“ geht von den Grenzen der in Frage stehenden historischen Territorien aus, also von einem Problemgebiet (dem „Niederrhein“), dessen Binnengliederung anhand einer (schematisierenden) Arealbildung dargestellt wird. Solche Sprachkarten bieten sich dort an, wo sprachliche Kontakt-, Misch- und Übergangsgebiete behandelt werden, wie sie in Prozessen sprachlichen Wandels entstehen oder als Räume stabiler Mehrsprachigkeit in Erscheinung treten können.

Bislang vorgelegte Karten zu den historischen Sprachverhältnissen am Niederrhein gehen dagegen zumeist von der heutigen Ostgrenze des niederländischen Sprachgebietes (= Staatsgebietes) aus. Diesem Gebiet wird südlich von Arnheim und östlich von Venlo ein durch graphische Darstellungsmittel quasi aus dem (heutigen) deutschen Sprachraum herausgeschnittener Raum hinzugefügt, für den in den Kartenlegenden Angaben wie „Niederländisch als Kultursprache“ oder „Duitse gebieden met Nederlands als standaardtaal“ gemacht werden. Solche Erläuterungen sind natürlich nicht falsch; sie bergen allerdings bei einem nur flüchtigen Studium die Gefahr, das überholte Paradigma vom erst im 19. Jh. eingedeutschten Niederrhein am Leben zu erhalten. So können durchaus unzutreffende ‚Bilder‘ von ‚Sprachräumen‘ erzeugt werden. Deshalb sind bereits genauere Legendentexte wie „Gebiete mit nl. und dt. Kultursprache“ (Kremer 1998, 14) zu begrüßen.

Wünschenswert und denkbar sind weitere synchrone Sprachkarten für den Niederrhein und auch Kombinations- oder dynamische Karten, die mehrere Zeitschnitte miteinander verknüpfen. Dass diese Optionen an das Vorliegen ausreichend differenzierter Untersuchungsergebnisse gebunden sind, versteht sich von selbst. So könnten auch zukünftige Studien zu einer Modifizierung und Differenzierung der Zweisprachigkeitskarte für 1794 führen. Die Karte in der vorliegenden Form schematisiert oder simplifiziert in der Darstellung der innerklevischen und innergeldrischen Verhältnisse. Hier wurden die Flussläufe von Maas, Rhein und Lippe als Arealgrenzen gewählt, so dass z. B. Wesel dem Areal V zugeschlagen wurde, obwohl hier im Jahre 1794 nur noch spärliche Reste des Niederländischen, wenn überhaupt, zu finden gewesen sein dürften. Zukünftige Untersuchungen werden es möglicherweise erlauben, eine Arealgrenze zwischen Rees und Wesel einzuzeichnen. Auch der derzeit bereits nachgewiesene Stadt-Land-Gegensatz zwischen Kleve und Geldern und ihren jeweiligen Umgebungen bleibt in dieser bewusst vereinfachenden Sprachkarte unberücksichtigt.

4.4 Das Beispiel Emmerich

Emmerich war in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. eine zweisprachige Stadt. Belegt ist, dass die katholische Gemeinde um die Jahrhundertmitte Niederländisch und Deutsch in der Kirche benutzte; auch die Reformierten verwendeten beide Kirchensprachen (s. Cornelissen 1998a, 1998c). Die Zweisprachigkeit wird in einer Momentaufnahme für das Jahr 1763 illustriert. Am 13. März 1763 wurden in Preußen das Ende des Siebenjährigen Krieges und der Hubertusburger Friedensschluss gefeiert. An diesem Tag waren auch die Straßen Emmerichs festlich geschmückt; an vielen Häusern waren Texte zu sehen, in denen die Emmericher ihrem siegreichen König dankten. Es waren, wie in einem kurz darauf erscheinenden Buch festgehalten wurde, Texte in deutscher und niederländischer Sprache; daneben wurden auch das Französische und das Lateinische benutzt, und die von den Emmericher Juden stammenden Transparente zeigten sogar hebräische Schriftzeichen: eine wahrhaft polyglotte Veranstaltung!

Das Buch mit der Beschreibung dieses Dankfestes, herausgegeben von der Emmericher Gesellschaft „Kunstgenootschap“, erschien noch in demselben Jahr in Amsterdam unter dem Titel „Het juichende Emmerik over den herstelden Vrede“.¹ Hauptsprache auf den 120 Buchseiten war das Niederländische. So wurde die Beschreibung eines am 13. März veranstalteten Feuerwerkes mit den Versen kommentiert (zit. nach Petry 1909, 31):

Zo kan het Kunstvuur, 't oog des Onderdaans vermaaken,
Nu Groote FREDERIK, het Krygsvuur heeft geblust.
Lang moet elks Hart tot hem, in 't vuur der liefde, blaaken,
Die gloed vermind're nooit, in Oorlog of in Rust.

Wenn die Vermutung stimmt, der reformierte Prediger Justus Brummer sei der Verfasser eines der niederländischsprachigen Buchtexte gewesen (s. Petry 1909, 4f.), wird mit diesem Geistlichen einer der vielen Niederrheiner greifbar, die aktiv beide Sprachen beherrschten. Justus Brummer, geboren 1726, stammte aus Bremen, hatte in seiner Vaterstadt und in Duisburg studiert, war im Anschluss Hilfsprediger in Wesel und Rees, bevor er 1758 die Stelle des reformierten Predigers in Emmerich antrat. Im Jahre 1773, zehn Jahre nach dem Hubertusburger Frieden, wechselte er nach Düsseldorf, wo er bis zu seinem Tod 1792 amtierte (nach Rosenkranz 1958, 64). Seine zweisprachigen Fähigkeiten wären eine Untersuchung wert.

Es liegen deutliche Indizien dafür vor, dass das Niederländische in Emmerich in der zweiten Jahrhunderthälfte (weiter) auf dem Rückzug war. Hinweise geben z. B. die Programme der jährlich stattfindenden Theateraufführungen des katholischen Gymnasiums. Seit 1743 wurden sie nicht mehr, wie zuvor üblich, lateinisch-niederländisch, sondern lateinisch-deutsch gedruckt, bevor dann ab 1760 ganz auf das La-

¹ Der vollständige Text lautet: „HET JUICHENDE EMMERIK OVER DEN HERSTELDEN VREDE, gesloten te HUBERTSBURG in SAXEN, den XV. van Sprokkelmaand MDCCLXIII. Te AMSTERDAM, By PIETER JAN ENTROP, Boekverkoper op de Hoek van de Heeregragt en't Konings-Plyn.“ Das Buch lag Joh. Petry vor, der 1909 in seiner Darstellung Inhalt und Aufbau der Jubelschrift vorstellte, daraus ausführlich zitierte und auch Angaben zur Sprachverwendung machte (Petry 1909).

teinische verzichtet wurde. Und eine gut 40 Jahre später von den preußischen Behörden durchgeführte Schulumfrage ergab,² dass nur noch an zwei der neun Emmericher Schulen Niederländisch (neben dem Deutschen) unterrichtet wurde. Ob diese Entwicklung tatsächlich ohne jedes Zutun des Staates motiviert werden kann, müsste, wie gesagt, noch geprüft werden. Dabei wäre auch nach Edikten, Verordnungen und Instruktionen wie jener vom 8. Juni 1715 zu suchen, in der der Emmericher Stadtverwaltung die Wahl des Niederländischen für die Jahresrechnungen untersagt wurde (zit. nach Dederich 1971, 529f.): „und da die bisherigen Rechnungen in niederdeutscher Sprache geschrieben worden, wollen Se. Königl. Majestät, dass man sich künftighin der hochdeutschen Sprache bediene, auch eine gute und leserliche Hand zur Abschrift genommen [...]“.

5. Wege der Forschung, II

Es liegt in der Natur der Sache, dass Regionalsprachhistoriker und Regionalhistoriker voneinander profitieren können. Auf Seiten der Historiker könnte die Lektüre germanistischer und niederlandistischer Untersuchungen nicht zuletzt für diejenigen nützlich sein, die sich mit kirchen- oder schulgeschichtlichen, aber auch mit behörden- oder bevölkerungsgeschichtlichen Fragestellungen beschäftigen. Und umgekehrt: Wenn die Vertreter der Geschichtswissenschaft die gesichteten Quellen zitieren und edieren (und nicht nur deren Inhalt zusammenfassend wiedergeben), wenn sie zuverlässig verschriften, wenn sie Beobachtungen zur Sprache ihrer Quellen mitteilen, dann leisten sie der Sprachgeschichtsforschung kaum zu überschätzende interdisziplinäre Hilfsdienste. Ja, man wird sogar behaupten dürfen, dass manche sprachwissenschaftliche Untersuchung erst durch historische Veröffentlichungen initiiert wurde.

Zu den niederrheinischen Historikern, deren Publikationen der historischen Linguistik besonders vielfältige und wichtige Anregungen zu geben vermögen, gehörte Friedrich Gorissen, ein früherer Stadtarchivar von Kleve. Hier sei nur kurz an den Aufsatz „Kleve – Geldern. Unterschiede und Gemeinsamkeiten“ erinnert (Gorissen 1975), in dem er der niederrheinischen Sprachforschung die Beachtung süd- und nordniederländischer Gegensätze ans Herz legt:

So wie Obergeldern bis zur Französischen Revolution die östlichste Provinz der spanisch-österreichischen Niederlande und also Belgiens bleibt trotz seiner Zugehörigkeit zur Krone Preußen, so ist Kleve – unter derselben Herrschaft – eine von der großen holländischen Kultur des 17. Jhs geprägte Landschaft. (Ebd., 27)

Erwähnung verdient auch seine Klever Stadtgeschichte, in der er keinen Zweifel an der gesellschaftlichen Mehrsprachigkeit Kleves lässt, wenn auch sein Schichtenmodell um die Möglichkeit individueller Mehrsprachigkeit erweitert werden müsste (Gorissen 1977, 129): „So gab es schon im 18. Jh. eine scharfe Trennung zwischen der hochdeutsch sprechenden Oberschicht und der niederländisch sprechenden Mittelschicht – von der nur Dialekt sprechenden Unterschicht zu schweigen.“

² Die Umfrage fand 1802/03 statt. Zu diesem Zeitpunkt war das linke Rheinufer seit langem französisch besetzt, während das Gebiet rechts des Rheines noch immer preußisch war (s. Abschnitt 6).

6. Die Periode 1794-1814

Die Truppen Frankreichs besetzten im Jahre 1794 den linken Niederrhein, der – von Preußen 1795 offiziell abgetreten – in der Folge als Teil der französischen Republik bzw. des Kaiserreiches behandelt wurde. Das rechte Rheinufer wurde dagegen erst 1805 von Preußen geräumt, so dass die sog. Franzosenzeit für die Menschen auf beiden Rheinseiten von durchaus unterschiedlicher Dauer war.

Bereits vor der Jahrhundertwende begannen die Franzosen damit, die eroberten Gebiete links des Rheins in den französischen Staat zu integrieren. Dabei verschwanden die jahrhundertealten Territorialgrenzen von der Landkarte; ehemalige Oberghelderländer, Klever, Moerser und Kurkölnler lebten nun in den Arrondissements Kleve und Krefeld des Roer-Departements. Die überkommenen Feudalstrukturen wurden aufgehoben, neue Verwaltungseinrichtungen geschaffen. An die Stelle der Bistümer Roermond und Köln, die seit Menschengedenken für die Katholiken am Niederrhein zuständig waren, trat 1801 das neu geschaffene Bistum Aachen. Sprachliche Folgen des gewaltigen politisch-sozialen Umbruchs waren Schritte der Franzöisierung und Eindeutschung des Niederrheins (s. Cornelissen 1986, 120-138), auch des heute niederländischen Teiles (s. Cornelissen 1998b).

Als Ergebnis der staatlichen Sprachpolitik wurde der Schulunterricht, wie zeitgenössische Stundenpläne, Schulbuchlisten und Lehrerauskünfte zeigen, auch im Westen des Niederrheins, wo bis dato das Niederländische vorgeherrscht hatte, vielerorts mehrsprachig erteilt. Nicht zuletzt der Besuch von Fortbildungskursen hatte dazu beigetragen, dass sich die deutschen Sprachkenntnisse in der Lehrerschaft merklich verbesserten. Insgesamt stand der Deutschunterricht auf einem deutlich höheren Niveau als der Unterricht im Französischen, der in vielen Dörfern doch wohl kaum stattfand.

Das französische Intermezzo endete 1814. Es hatte die Sprachlandschaft Niederrhein nicht völlig umgekrempelt, aber vielleicht ebenso stark verändert wie die acht vorangehenden Jahrzehnte. Denn im Linksrheinischen hatte sich das Deutsche als Amts- und Schulsprache, weniger als katholische Kirchensprache, in erheblichem Umfang auf Kosten des Niederländischen ausbreiten können. Wenn die Eindeutschung der 1815 aufs Neue preußisch gewordenen Gebiete in den folgenden Jahrzehnten so schnell gelingen sollte, dann weil sie auf den Ergebnissen der französischen Sprachpolitik aufbauen konnte.

7. Die Periode 1814-1900

7.1 *Der niederländische Niederrhein*

Die Jahre 1814/15 markieren für die regionale Sprachgeschichte des hier behandelten Zeitraumes die bedeutendste Zäsur. Nach dem Abzug der Franzosen besetzten 1814 die gegen Napoleon verbündeten Mächte den Niederrhein, über dessen zukünftiges Schicksal auf dem sich anschließenden Kongress in Wien (1815) entschieden wurde. Das Gebiet fiel aufs Neue an den König von Preußen, der allerdings zugunsten von Willem I., König der Vereinigten Niederlande, auf die Orte westlich der Maas, auf

einen Gebietsstreifen am rechten Maasufer sowie auf die ehemals klevischen Exklaven verzichten musste (s. Karte).

Das Gros der bis auf den heutigen Tag niederländischen Orte Obergelderns und Kleves bildet den Norden der Provinz Limburg, während die klevischen Exklaven im Norden in der Provinz Gelderland aufgingen; Oeffelt, ein Ort westlich von Gennep, wurde aufgrund seiner Lage auf der ‚anderen‘ Maasseite Brabant zugewiesen. Über die weitere Geschichte dieser Orte wird man in deutschen Geschichtsbüchern vergeblich nach Informationen suchen, einmal abgesehen von der unseligen Zeit nach dem deutschen Einmarsch im Mai 1940. Und natürlich fehlt dieses Gebiet auch in deutschen Sprachgeschichten. Integrale Ansätze zu einer Erforschung der niederrheinischen Regionalsprachgeschichte könnten jedoch die Entwicklungen in den ehemals preußischen Orten durchaus mit einbeziehen.

In den zuvor obergeldrischen und nun limburgischen Orten hatte das Deutsche 1814/15 noch kaum Fuß gefasst. Zu den allerdings nachweisbaren Dorfschullehrern, die aufgrund eigener Sprachkenntnis zum Erteilen eines Unterrichts im Deutschen befähigt waren und die einen solchen Sprachunterricht in der Franzosenzeit wohl auch angeboten hatten, gehörte etwa Johan Caspar Poell in Sevenum (Areal I). Poell, ca. 1774 in Arcen an der Maas (Areal II) geboren, erteilte 1814 beim Abzug der Franzosen Unterricht in beiden Sprachen. Als die niederländische Schulverwaltung zu Beginn der 1820er Jahre einen katholischen Lehrer für die Schule im südlimburgischen Heerlen suchte, der beider Sprachen mächtig war, fand sie zwei geeignete Kandidaten am ehemals preußischen Niederrhein: Johan Wellens aus Middelaar (die nördliche Exklave des Areals II) und Johan Caspar Poell. Keiner von beiden ging jedoch nach Heerlen (s. Cornelissen 1998b).

Von Wellens hieß es in einer Schulumfrage von 1814, dass er Unterricht erteile „im holländischen und deutschen; worin er gleich stark ist“ (zit. ebd., 52). Wellens, um 1790 in Middelaar geboren, blieb wie Poell auch unter dem niederländischen König Lehrer. Sein protestantischer Kollege F.Th. Wardenberg im benachbarten Gennep (Areal III) entschied sich später für eine andere Karriere. Wardenberg stammte aus Kleve, wo er um 1784 das Licht der Welt erblickt hatte. Er besuchte später das kleve-märkische Lehrerseminar in Wesel und war seit etwa 1804 in Gennep angestellt. In der Schulumfrage wird für ihn festgehalten: „Seine besondere Stärke ist in der deutschen Sprache“ (zit. ebd.). Wardenberg blieb zunächst weitere 14 Jahre im Schuldienst, bevor er 1828 die Stelle des Gemeindegerechten in Gennep annahm.

Die politische Neuordnung bedeutete für Nordlimburg den Abbruch aller Entwicklungen zum Deutschen oder zur Zweisprachigkeit hin: Man konnte sich hier wieder des Niederländischen bedienen und das Deutsche – wie das Französische – in Verwaltung, Kirche und Schule aufgeben. Wenn dann der Lehrer von Maasbree (Areal I), Joannes Beurskens, im Jahre 1817 gegenüber der niederländischen Schulverwaltung angibt, er unterrichte „Hollandsch en Hoogduitsch“ (zit. ebd., 57), dann muss man dies wohl als Arabeske der niederrheinischen Sprachgeschichte einstufen. Zu diesem Zeitpunkt wird weder die Schulaufsicht noch die Elternschaft danach verlangt haben: Das Deutsche war bereits auf dem Weg, wieder zu einer Fremdsprache, zu einer für die meisten Nordlimburger nutzlosen Fremdsprache zu werden.

Die Einführung neuer Schulbücher in den neuniederländischen Orten und die Übernahme der nordniederländischen Schriftlichkeit in ihrer von Matthijs Siegenbeek und Petrus Weiland kodifizierten Form dürften in der Folge zu einer deutlichen Modernisierung des geschriebenen Niederländischen geführt haben. Eine Untersuchung dieser Prozesse steht aber noch aus.

Es darf vermutet werden, dass gezielte Forschungen zu der im 19. Jh. gesprochenen Sprache zu aufschlussreichen Resultaten führen müssten, für die Dialekte ebenso wie für die an der „schrijftaal“ orientierten Varietät. Die Sammlung und Auswertung metasprachlicher Äußerungen könnten dazu beitragen. So scheint beispielsweise ein Genneper Leserbriefschreiber im Jahre 1883 einen Zusammenhang herzustellen zwischen zunehmender Mobilität und dem Versuch von Dialektsprechern, Standardniederländisch zu sprechen (zit. nach v. Dinter et al. 1993, 18):

In ons overigens zoo rustig plaatsje heerscht in den laatsen [!] tijd eene ongekende drukte. De verscheidenheid van kleederdracht der bewoners van ons dierbaar Vaderland wordt op het perron van ons grensstation den Gennepers ten toon gespreid, terwijl de Nederlandsche taal, op alle mogelijke manier door de bewoners wordt geradbraakt.

Im Jahre 1965 sprachen ca. 70% der Genneper Kinder untereinander Dialekt, im Nachbardorf Ottersum (beide Areal III) lag dieser Anteil noch um 20% höher (s. ebd.). Für die Lebenszeit des Leserbriefschreibers wird man noch höhere Dialektwerte ansetzen dürfen. Lassen sich zeitgenössische Angaben über damalige Varietätengebrauchsmuster finden?

Horizontaler und vertikaler Wandel innerhalb des nordlimburgischen Dialekts ist in den letzten Jahrzehnten wiederholt Gegenstand sprachwissenschaftlicher Studien gewesen. So konnte gezeigt werden, dass sich die Einwohner Blericks (Areal I) im Laufe des 20. Jhs. immer stärker am Dialekt des benachbarten Venlo ausgerichtet haben (s. Bakker 1993) oder dass sich die Einwohner Genneps, beispielsweise in der Bildung der substantivischen Pluralformen, heute sehr stark von den standardniederländischen Äquivalenten beeinflussen lassen (s. Cornelissen 1996). Hieran ließen sich, u. a. mit Hilfe der für das Ende des 19. Jhs. vorliegenden Fragebogenerhebungen, Versuche zur Erfassung des bereits vor 1900 stattfindenden innermundartlichen Sprachwandels anknüpfen.

7.2 *Der preußisch-deutsche Niederrhein*

Dasjenige Gebiet, das wir heute als ‚Niederrhein‘ oder ‚unterer Niederrhein‘ anzusprechen gewohnt sind, bildete ab 1815 den Norden des preußischen Rheinlandes, das von Kleve bis an die Saar reichte. Preußen forcierte von Anfang an die Integration des Niederrheins in die Rheinprovinz, wie auch diese Provinz wiederum in den Gesamtstaat zu integrieren war. Alte territoriale Sonderrechte blieben dabei ebenso wie der sprachliche Sonderstatus der Gebiete an Maas und Niederrhein auf der Strecke.

Die überaus interessanten sprachgeschichtlichen Entwicklungen des Zeitraumes zwischen 1815 und 1850 sind bereits besonders detailliert erforscht worden, wobei sowohl die Domänen Amts-, Kirchen- und Schulsprache als auch das Schreibverhalten und die Schreibprobleme der sog. ‚kleinen Leute‘ beleuchtet wurden. Deutsch war

seit 1815 die einzige Amtssprache. Ziel der bald einsetzenden staatlichen Sprachpolitik war die Verdrängung des Niederländischen aus Schulen und Kirchen in denjenigen Orten, die bis dahin zweisprachig oder niederländisch dominiert waren (Areal II, III, V, VIII). Dank des – zeitweilig allerdings gestörten – Zusammenwirkens von Landräten, Schulpflegern und Kirchengemeinden wurde dieses Ziel innerhalb von wenigen Jahrzehnten erreicht. Dies gelang nicht ohne jede Auseinandersetzung, ein Sprachenkampf fand allerdings nicht statt. Mit Heinz Eickmans könnte man von einem ‚Sprachenstreit‘ sprechen (Eickmans 1998, 48). Für Aufsehen sorgte in diesem Zusammenhang die Absetzung des Pastors von Straelen (Areal II), der sich vehement gegen die Ersetzung des Niederländischen ausgesprochen hatte.

Als Ergänzung zu den bisherigen Untersuchungen böte sich eine Studie zu den Hintergründen der preußischen Sprachpolitik am Niederrhein und zur Einstellung der verschiedenen Bevölkerungsgruppen gegenüber der staatlich verordneten Sprachaufgabe an. Über Haltung und Verhalten der katholischen Landgeistlichkeit sind wir dank der Arbeit von Josef Merges (1977) bereits gut informiert.

Der preußische Staat hielt es offensichtlich nicht für nötig, Kurse für diejenigen Erwachsenen einzurichten, die sich des Deutschen nicht bedienen konnten. Dies waren in der Regel Menschen, die bereits vor der Franzosenzeit die Schule besucht hatten; und es waren vor allem Schreibamateure, da die versierten Schriftsprachbenutzer längst das Deutsche beherrschten. Viele der Nur-Niederländisch-Schreiber ließen nun in Schriftstücken mit nichtprivatem Adressaten andere für sich schreiben. Dies lässt sich an den Rechnungen und Quittungen beobachten, die dieser Personenkreis im Anschluss an Arbeiten für die Gemeinde auszustellen hatte und die als Ausgabebelege den gemeindlichen Jahresrechnungen beigelegt wurden (s. Cornelissen 1986). In diesem Zeitraum treten verstärkt ‚Fremdschreiber‘ auf, die den Text anstelle des eigentlichen Rechnungsstellers zu Papier bringen und dessen Unterschrift oft gleich darunter setzen, so dass der Sprachhistoriker mitunter in die Irre geführt wird.

In dem bereits genannten Gildebuch der St. Georgius-Gilde in Goch (s. 4.1) war der Wechsel vom Niederländischen zum Deutschen mit dem Wechsel des Schriftführers im Jahre 1845 verbunden (s. Chronik 1992, 54). Folgende Einträge stammen aus dem genannten Jahre (zit. ebd.):

Heeft sich bedanckt de Capitijn W. Engels voor de Captijnsplaats maar als Broeder er bij gebleeven. – Für Seide, einen silbernen und einen kupfernen Ball an der Fahne; für Reperatur der alten Fahne; für Kündigung des Capitals; für Bemühungen, die Unterschriften zur Vollmacht und Quittung zu sammeln; für St. Georgius-Bild neu aufzufärben; für einen neuen Fuß und Wiederhaken an demselben Bild.

Wann war die Eindeutschung des Niederrheins abgeschlossen? Geht man von der Schriftlichkeit in offiziellen Zusammenhängen und von den erscheinenden Druckerzeugnissen aus, dann führte das Niederländische nach 1850 nur noch ein Schatten-dasein. In eher privaten Texten – und dazu gehörten beispielsweise die Nachbarschaftsbücher – wurde es wohl noch zwei Jahrzehnte länger verwendet. Als die Menschen dann gestorben waren, die als Kinder das Deutsche nicht erlernt hatten, war das Niederländische am preußisch-deutschen Niederrhein endgültig verschwunden. Im

Gründungsjahr des Deutschen Reiches (1871) gehört er wie Westfalen oder das Rheinland uneingeschränkt zum deutschen Sprachraum.

Das Deutsche bleibt nicht nur Schriftsprache. Bereits 1841 meint der Weselaner Oberlehrer Johann Geerling „in bürgerlichen Kreisen“ dessen zunehmende Verwendung anstelle des Dialektes beobachten zu können:

Denn überall wird man wol ohne Mühe bemerken können, dass auf dem Lande und noch mehr in den Städten in Folge der für alle Bürger nothwendigen Schulbildung und (in Preussen) der allgemeinen Wehrpflichtigkeit das sogenannte Plattdeutsche immer mehr verschwindet und in bürgerlichen Kreisen, wo es vor 25 Jahren fast die einzige Sprache der Familien war, nur noch selten gehört wird. (Geerling 1841, 4)

Auch die Stigmatisierung des Dialekts, die im 20. Jh. dann deutlich hervortritt und die man wohl letztlich für den massiven Dialektschwund verantwortlich machen muss, lässt sich bereits im 19. Jh. gut fassen. Zu den Zeugen gehört der Vikar Richard Freudenberg aus Süchteln (bei Viersen, Exklave des Areals II). Er publizierte 1888 in mundartpflegerischer Absicht ein Buch, in dem er auch seine Mitbürger, an erster Stelle die Mütter unter ihnen, davor warnt, sich im Umgang mit ihren Kindern im Hochdeutschen zu versuchen, weil sie vielleicht gehört hätten, „dat et bäter für de ‚Erziehung‘ on en gruete Hölp för de Lehrer wūr, wenn de Kenger ooch tehäm angehoane wūrden, ‚hochdeutsch‘ te kallen“. Das Ergebnis – und er gibt Kostproben – sei aber doch nur defizitäres Hochdeutsch, „Huchdeutsch möt Striepen“ (Freudenberg 1888, 41).

Es ist vorgeschlagen worden, für diese intendierte, aber aufgrund unzureichender Sprachkompetenz massiv verfehlte Standardsprache am Niederrhein den sonst für den niederdeutschen Sprachraum gebräuchlichen Begriff ‚Missingsch‘ zu verwenden (Cornelissen 1997, 97). ‚Missingsch‘ unterscheidet sich in mehrfacher Hinsicht vom heutigen Regiolekt, der sich als ‚intendierte Umgangssprache‘ oder ‚intendierte Zwischensprache‘ charakterisieren lässt.

Eine sprachliche Sonderstellung innerhalb des deutschen Sprachraumes kommt dem Niederrhein heute noch auf dialektaler Ebene zu: Nirgendwo sonst werden niederfränkische Dialekte gesprochen, die man nördlich der Uerdinger Linie am besten kleverländisch nennt. (Die Übergangsmundarten zwischen Uerdinger und Benrather Linie stehen zwischen dem Kleverländischen und dem Ripuarischen.) Kleverländisch wird auch jenseits der Grenze zwischen Venlo, Nimwegen und Zevenaar gesprochen, wenn auch die Dialekte beiderseits der Staatsgrenze heute deutlich erkennbare limburgisch-gelderländisch-niederländische bzw. rheinländisch-deutsche Züge tragen, die sich durch die Zugehörigkeit der Sprecher zu unterschiedlichen Sprachgemeinschaften und durch die Allgegenwart der jeweiligen Standardsprachen erklären lassen. Umfang und Richtung des damit gegebenen Auseinanderwachsens ursprünglich eng verwandter Dialekte untersucht die Grenzdialektologie (s. Cornelissen 1994/95). Welche Dynamik diese Tendenzen bereits im 19. Jh. entwickeln konnten, gehört zu den bislang noch kaum behandelten Fragen.

8. Wege der Forschung, III

Zukünftige Untersuchungen zur niederrheinischen Sprachgeschichte könnten, wie aus den vorangehenden Abschnitten hervorgeht, die Entwicklungen in den ersten Jahrzehnten des 18. Jhs. beleuchten, die Sprachverwendungsstrukturen innerhalb einzelner Städte (Kleve, Emmerich, Wesel, vielleicht auch Moers) nachzeichnen, klevische und obergeldrische „schrijftaal“ kontrastiv behandeln oder nach Hinweisen auf die sprachpolitischen Entscheidungen der Obrigkeit und die Reaktionen der Betroffenen forschen.

Sicherlich ist es auch an der Zeit, das Sprachkontakt-Paradigma zu erweitern und den individuellen Erwerb der Zweitsprache und die Formen des niederrheinischen Bilingualismus einzubeziehen. Natürlich wird man zu anderen – und eingeschränkteren – Methoden greifen müssen als in den modernen Untersuchungen, wie sie etwa in dem Sammelband „Language processing in bilingual children“ (Bialystok 1991) vorgestellt werden. Es bleiben aber spannende Fragen: Welche Teilhabe hatten einzelne Individuen an der gesellschaftlichen Zweisprachigkeit in den verschiedenen Etappen der niederrheinischen Geschichte? Wo und wie erlernten sie die Zweitsprache? Wie gut war der Sprachunterricht? Welches Niveau erreichten sie in der ersten und zweiten Sprache? Und welches Maß an ‚Interferenzen‘ erlaubten sie sich und die Gesellschaft ihnen? Lohnende Forschungsobjekte könnten die bereits genannten J. Brummer, J. C. Poell, J. Wellens, F. Th. Wardenberg oder J. Beurskens und ihre schriftlichen Zeugnisse sein: Ferner seien genannt:

Gerhard Tersteegen (1697-1769)

Tersteegen, 1697 und damit noch zu oranischen Zeiten in Moers (Areal VII) geboren, ist vielen Menschen als reformierter Mystiker, Autor deutscher Kirchenliedtexte oder zumindest als Verfasser von „Ich bete an die Macht der Liebe“ bekannt. Er besuchte in Moers das Gymnasium und zog 1715 nach Mülheim an der Ruhr, wo er den Rest seines Lebens verbrachte. Neben seinen Texten in deutscher Sprache sind von ihm mehr als 200 niederländische Briefe überliefert. Er übersetzte auch aus dem Niederländischen, daneben auch aus dem Lateinischen, Französischen und Spanischen; ja, es hat sich auch das Manuskript einer Übersetzung aus dem Französischen ins Niederländische erhalten (s. Tersteegen 1982 (Briefe); Benrath 1997; Goebel 1998).³ Hat Tersteegen das Niederländische als zweite Moerser Schriftsprache neben dem Deutschen erlernt? War das Niederländische, das ein Jahrhundert später in Moers ausgestorben war, für ihn noch eine Landessprache oder doch bereits eine Fremdsprache wie etwa das Französische?

Peter Heinrich (von) Coninx (1746-1814)

Coninx entstammte einer der angesehensten Beamtenfamilien Gelderns (Areal II), besuchte hier die Lateinschule und studierte anschließend Jura in Löwen (s. Knoors 1971). Im Rahmen seiner Referendarausbildung war er für ein halbes Jahr bei der

³ Für freundliche Hinweise bin ich weiter Dr. Ulrich Bister, Christine Knupp-Uhlenhaut M. A. und Dr. Dietrich Meyer dankbar.

Regierung in Kleve, wo anstelle der geldrischen Verwaltungssprache Niederländisch von ihm Deutsch gefordert wurde. Dass er nicht ohne Deutschkenntnisse nach Kleve gekommen war, belegt ein Visitationsbericht: „Der Referendarius Coninx aus Geldern verspricht ungemein viel, indem er anfänglich seine Relationes in lateinischer Sprache wegen mangelnder Kenntnis der deutschen Sprache abgefaßt hat, jetzo aber solche auch in der letzteren Sprache verfertigt und darin eine gute Ordnung mit vieler Gründlichkeit verbindet“ (zit. ebd., 154ff.). Coninx machte später eine beachtliche Verwaltungskarriere, er wurde 1788 Kanzler des geldrischen Justizhofes, im Jahre 1802 Präsident des Oberlandesgerichts in Paderborn; er starb 1814 in Kassel.

Henricus Gualterius Eskes (1747-1812)

Geboren im preußischen Goch (Areal III) als Sohn eines Gochers und einer aus Uden, im preußischen Ravenstein (in den heutigen Niederlanden), stammenden Mutter, lebte Eskes bis zum 18. Lebensjahr in seiner Vaterstadt: Dann zog er nach dem Tod des Vaters mit der Mutter nach Uden, wo diese zum zweiten Mal heiratete. Nach seiner theologischen Ausbildung war er einige Jahre Vikar in Weeze (Areal III), bevor er 1778 nach Rees (V) ging, zunächst als Kaplan, dann als Kanoniker. Er schrieb, in der Regel auf Niederländisch, mehr als 20 Bücher, eine Anzahl kleinerer Schriften und Zeitschriftenbeiträge. Er scheint jedoch zu den zweisprachigen Geistlichen gerechnet werden zu müssen, da er auch Beiträge zu der in deutscher Sprache erscheinenden Zeitschrift ‚Der Clevische Zuschauer‘ beisteuerte (s. Bensel 1912, 191ff.; v. Heugten 1994; Niederée 1997).

Daniel Eberhard Otterbein (1766-1823)

Otterbein, in Emmerich (Areal V) geboren, studierte Theologie in Duisburg und war zwischen 1795 und 1817 reformierter Prediger in seiner Vaterstadt (s. Rosenkranz 1958, 373). Zu seiner Zeit wurden im Gottesdienst Lieder in beiden Sprachen gesungen, und er selbst übersetzte für ein 1798 erscheinendes Gesangbuch deutsche Kirchenlieder ins Niederländische. Als Begründung schrieb er im Vorwort (zit. nach Tervooren 1979a, 185): „De meeste Leden der Hoog- en Nederduitsche Gemeenten van deze Provintie beide taalen kennende, liet ik naar het algemeen gebruik van onze Kerken dikwyls uit het Hoogduitsche Gezangboek zingen, waaran echter zommige enkele Leden geen deel konden nemen.“

Johann Cuylen (1801-1881)

Johann Cuylen, 1801 während der Franzosenzeit in Wachtendonk (im Süden von II) geboren, war der Sohn kleiner Leute, sein Vater war Organist und Schreiner (s. Beckmanns 1988). Im Alter von sechs Jahren wurde er, wie seinen autobiographischen Aufzeichnungen zu entnehmen ist, in seinem Heimatort eingeschult (zit. ebd., 13): „Der erste Unterricht war allgemein Holländisch. Erst nach 2-3 Jahren trat das Deutsche an dessen Stelle.“ Von 1811 bis zum Ende der Franzosenzeit erhielt er dann auch Französischunterricht, der von einem Kaplan erteilt wurde. Zwischen 1814 und 1816 nahm er Musikstunden im benachbarten, ehemals kurkölnischen Kempen,

wo ein Geistlicher ihn auch im Deutschen unterwies, während er im Anschluss (1816/17) zu einem Musiker nach Lottum an der Maas (Areal I) ging, der zugleich den Niederländischunterricht wieder aufnahm. Cuylen wurde schließlich Lehrer in Waldniel (im heutigen Kreis Viersen), wo er 1881 starb.

Es sind zumeist Schreibprofis, die ‚viri docti‘ des 18. und 19. Jhs., deren Texte Untersuchungen zum niederrheinischen Bilingualismus in dieser Zeit erlauben. Das Streben, möglichst viele Facetten der historischen Sprach- und Lebenswirklichkeit zu erfassen, wird jedoch auch die Schriftzeugnisse der weniger Schreibversierten mit einbeziehen. Zu dieser Gruppe gehörte etwa J. H. Cox, der in den 1770er und 1790er Jahren das Amt eines Regierers in Grefrath (im Süden von II) bekleidete. Er schrieb in dieser Zeit Niederländisch und Deutsch und brachte auch Texte zu Papier, die sich aufgrund der Mischungsverhältnisse keiner der beiden Sprachen zurechnen lassen (s. Cornelissen 1986, 250-254). Oder der Töpfer Luiff Löyen in Tönisberg (Areal II, an der Grenze zu VII). Von seinen Lebensdaten ist nur das Jahr seiner Heirat (1702) bekannt (s. Scholten-Neess/Jüttner 1971, 158f.). Die Texte, die sich auf 36 von ihm im Jahre 1724 angefertigten Wandplatten erhalten haben, zeigen, dass er wohl Selbstverfasstes mit Vorlagen in deutscher und niederländischer Sprache kombinierte. So stehen nebeneinander: „Luiff Löyen / doen ick my Schrei- / ven by goodt en de / waerheyt will ick / By Bleiven“ und „Junge weib= / ber und daß nett / gellt wernt gela- / ibt in der gantze / welt. / Anno 1724“ (zit. ebd., 410).

George Thunder, ein kanadischer Indianer, hat kürzlich eine Klage gegen die Regierung seines Landes eingereicht. Darin wirft er ihr vor, dass sie vor Jahren seine zwangsweise Unterbringung in einem Internat zugelassen habe, dessen Ziel es war, ihm seine indianische Identität ‚abzuerziehen‘. Zu den ‚Erziehungsmethoden‘ solcher Einrichtungen gehörte das Verbot, die eigene Sprache zu benutzen; ein kanadischer Rechtsanwalt spricht in diesem Zusammenhang von ‚kulturellem Völkermord‘. Jetzt verlangt Thunder eine hohe Entschädigungszahlung für seine traumatische Internatszeit.⁴

Der Fall dieses kanadischen Indianers ist einer von unzähligen auf unserer Erde, bei denen die Sprachenfrage mit ethnischen Antagonismen verknüpft ist. Einen solchen Zusammenhang gab es am Niederrhein nie. Die jeweils ‚andere‘ Sprache war hier, wenn sie nicht doch die eigene Zweitsprache war, die Sprache der Allochthonen, der Andersgläubigen, der Obrigkeit oder – umgekehrt – die Sprache der Autochthonen, der Katholiken, des einfachen Volkes. Das bedeutet allerdings nicht, dass nicht auch am Niederrhein individuelle Zweitsprachigkeitsdefizite die sozialen Chancen gemindert haben und dass ein erzwungener Sprachwechsel die kulturelle Identität der Menschen verletzen konnte. Dies gilt es zu untersuchen.

⁴ Süddeutsche Zeitung vom 16.3.1999.

Jürgen Macha, Münster

Nordrheinische Sprachgeschichte im 20. Jahrhundert

1. Einleitung
2. Interne Periodisierung des Berichtszeitraums
- 2.1 Von der Wilhelminischen Epoche bis in die dreißiger Jahre
- 2.2 Zweiter Weltkrieg und Nachkriegszeit
- 2.3 Von den späten sechziger Jahren bis zur Gegenwart
3. Konstanz und Wandel der Sprachverhältnisse im nördlichen Rheinland
- 3.1 Sprachstrukturelle Aspekte
- 3.2 Sprachkompetenz und Sprachgebrauch
- 3.3 Sprachbewertung: „Dialektrenaissance“?
4. Ausblick

1. Einleitung

Dem Leser wird auffallen, dass bei den auf das 20. Jh. bezogenen Beiträgen des vorliegenden Bandes die ansonsten praktizierte Dreigliederung nach „Rheinisch“, „Niederrheinisch“ und „Westfälisch“ durch eine andere Anordnung ersetzt ist. Sie bündelt die beiden nordrheinischen Teilregionen und kontrastiert sie als Block dem Westfälischen und dem ‚Ruhrdeutschen‘. Im Hintergrund steht dabei die begründete Vermutung, dass während des 20. Jhs. im nördlichen Rheinland wichtige gesellschaftliche und sprachrelevante Prozesse in vielem konvergent abgelaufen sind, so dass die Sprachpraxis durch eine Reihe von Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen charakterisiert ist. Dies betrifft sowohl die Dynamik der sprachlich-sozialen Entwicklung selbst als auch ihre strukturellen Ergebnisse. Es mag deshalb bei allem gehörigen Respekt vor niederfränkischer und ripuarischer Eigenart erlaubt sein, die beiden Großregionen in der Darstellung zusammenzufassen. Hinzuweisen ist außerdem darauf, dass die im Südosten des Niederrhein-Gebietes gelegenen Ruhrgebietsstädte aufgrund ihres sprachhistorischen Sonderstatus hier nicht berücksichtigt werden (vgl. Cornelissen 1995, 633).

Im Unterschied zu den Beiträgen dieses Sammelbandes, die sich mit älteren Sprachzuständen befassen und infolgedessen einen Hauptschwerpunkt bei der Schreibsprachlichkeit ihrer Regionen setzen (müssen), liegt der Akzent einer Darstellung, der es um die jüngste Sprachvergangenheit des Rheinlands geht, notwendig stärker auf Entwicklungen im Bereich der Oralität. Dies hat seine Ursache darin, dass geschriebene Regionalsprache in Textsorten aller Art mittlerweile zu einer marginalen Größe geworden ist, sieht man von speziell intendierter Mundartdichtung und von absichtsvoll eingesetzten Dialektformen etwa in Mundartkolumnen rheinischer Zeitungen (vgl. Reinert-Schneider 1987, 88) ab.

Jürgen E. Schmidt hat 1998 einen Entwurf vorgelegt, der die Zusammenhänge zwischen regionaler Sprachgeschichte und Dialektologie auf verschiedenen Ebenen behandelt (Schmidt 1998). In seinem Entwurf kommt der neueren variationslinguistischen Forschung die Aufgabe zu, die „Entwicklung der modernen regionalsprach-

lichen Register“ und damit auch zugleich die Art „des Aufbaus und des Wandels des gesamten Spektrums regionaler Sprachvariation zwischen den Polen Standardsprache und Basisdialekt“ zu untersuchen (Schmidt 1998, 164). Zu diesen im engeren Sinne sprachstrukturellen Aspekten treten solche, die mit Sprachgebrauch und Sprachbewertung zu tun haben (vgl. Niebaum / Macha 1999, 142). Der folgende Beitrag bietet also einen – angesichts der recht wenigen vorhandenen Vorarbeiten – notwendig fragmentarischen Überblick zur Sprachgeschichte der Mündlichkeit im nördlichen Rheinland des 20. Jhs.

2. Interne Periodisierung des Berichtszeitraums

Überblickt man die Entwicklung der nordrheinischen Sprachgebrauchsverhältnisse im Ganzen, so lässt sich ein säkularer Gesamttrend erkennen, der klar in Richtung einer ständig wachsenden Bedeutung der deutschen Standardsprache verläuft. Dies betrifft sowohl die Menge der Sprecher / Sprecherinnen, die ein intentionales Hochdeutsch realisieren wollen und können, als auch die Menge der sozial-situativen Gelegenheiten, in denen Hochdeutsch als intendierte Sprachform angemessen erscheint. Dynamik und Intensität dieses Wandels sind innerhalb des Gesamtzeitraums freilich verschieden stark ausgeprägt, so dass man eine Binnengliederung nach drei aufeinanderfolgenden Phasen ansetzen kann.

2.1 *Von der Wilhelminischen Epoche bis in die dreißiger Jahre*

Wie in den meisten Beiträgen dieses Sammelbands kann auch hier keine ‚Centenniums-Geschichte‘ im strikten Sinne geschrieben werden, die Argumentation greift vielmehr notwendig auf die sprachlichen und sozialen Gegebenheiten des 19. Jhs. zurück. Für dessen Ausgang und für die ersten Dezennien des 20. Jhs. konstatiert Werner Besch: „...zwar wird jetzt auch schon nach der Schrift gesprochen, aber als Signum dieser Phase gilt für die breite Volksmasse doch eher die Kluft zwischen Schrift- und Alltagssprache, Schriftsprache hat noch ‚Überbau‘-Charakter.“ (Besch 1983, 982) D. h. dem dialektalen Sprachgebrauch kommt in ländlichen und z. T. auch in städtischen Umgebungen noch eine dominierende Rolle zu. Zugleich aber beginnt der ‚Spaltpilz hochdeutsche Mündlichkeit‘ das tendenziell monoglossisch-dialektale Sprechen mehr und mehr zu durchsetzen und zunehmend in Richtung auf eine diglossische Sprechwirklichkeit hin zu verändern. Wie der Sprachgebrauchswandel sich im Einzelnen auswirkt, wie das mündliche Sprachleben im Rheinland des 19. Jhs. und im beginnenden 20. Jh. ausgesehen hat, ist genauer zu eruieren. Einzuräumen ist dabei, dass die Spracherkenntnisquellen zum mündlichen Sprachgebrauch insgesamt weniger ergiebig sprudeln als die zur Schriftlichkeit. Bei der Spurensuche nach Mündlichkeit ist man zum einen auf semiorale Quellen wie etwa Protokolle angewiesen, zum anderen auf die metasprachlichen Aussagen zeitgenössischer Gewährspersonen, wie sie etwa in Autobiographien, Tagebüchern o. ä. zu finden sind. Eine weitere Spracherkenntnisquelle lässt sich erschließen, wenn man für die Zeit vor und nach der Jahrhundertwende Autoren und Autorinnen belletristischer Literatur auswertet, die unter den programmatischen Aspekten ‚Naturalismus‘ oder ‚Heimatkunst‘ einen genauen Blick auf regionale Sprachsituationen geworfen haben. Für die Lage in

der preußischen Rheinprovinz gibt es diesbezüglich brauchbares Material zur Sprachgebrauchsproblematik in den Erzählungen von Clara Viebig. Ohne auf den Fehler einer Gleichsetzung von Fiktion und Realität zu verfallen, kann man aus der Zuweisung bestimmter Sprachformen zu bestimmten Personen und Personenkreisen sowie aus der Modellierung der Figurenrede Indizien für die zeitgenössische Sprachwirklichkeit um die Jahrhundertwende gewinnen. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, spielen die Rheinprovinz-Erzählungen im agrarischen Milieu der Eifel, wobei zeitlich die beiden Jahrzehnte um die Jahrhundertwende anzusetzen sind. Es liegt von daher nahe, dass ein Großteil der Figuren Basisdialekt spricht.¹ Ausschließlich auf Plattverwendung festgelegt erscheinen Kleinbauern, Handwerker sowie das bäuerliche Dienstpersonal. Dass Platt keineswegs auf den Aspekt ‚Unterschichtssprache‘ eingeschränkt werden kann, erhellt jedoch aus der Tatsache, dass die dörfliche Kommunikation insgesamt eine basisdialektale Grundierung aufweist. Es ist selbstverständlich, dass auch Dorfbewohner mit höherem Sozialstatus Platt verstehen und gebrauchen. Der Unterschied liegt freilich darin, dass letztere nicht unbedingt und ausschließlich mundartgebunden sind. Für das beginnende 20. Jh. als eine Phase der immer stärker werdenden Konkurrenz zwischen beiden Existenzformen in der gesprochenen Sprache ist freilich diese Konstellation nicht mehr die einzig gegebene. Nicht wenige Figuren sind von Clara Viebig mit einer regionalen Umgangssprache ausgestattet, derer sie sich – bestimmten Regeln folgend – bedienen. Sie beherrschen durchaus den Basisdialekt, sind aber auch in der Lage, intentionales Hochdeutsch zu produzieren. Von der sozialen Einordnung her handelt es sich dabei zum einen um „begüterte Bauern“ und /oder um solche, die öffentliche Funktionen als Bürgermeister, Gemeindevorsteher o. ä. wahrnehmen. Eine landschaftliche Umgangssprache charakterisiert auch solche Personen, die der „gehobenen bürgerlichen“ Sphäre zugerechnet werden können (vgl. Macha 2000, 200).

Unter sprachhistorisch-soziodialektologischem Aspekt lässt sich für das erste Drittel des Berichtszeitraums eine relativ bruchlos an die Sprachverhältnisse des späten 19. Jhs. anschließende Phase konstatieren, in der – bei vor allem durch die preußische Schulpolitik zunehmendem Einfluss der Standardsprache – dem dialektalen Sprachgebrauch in ländlichen und z.T. städtischen Umgebungen noch eine ganz erhebliche Bedeutung zukommt. So wird etwa von H. Kempenich für das Landstädtchen Geldern berichtet: „Im Verkehr der Bürger untereinander, in der Familie, früher selbst in dem allerletzten, im Verkehr der Kinder war das Platt immer im Gebrauch.“ (Cornelissen 1997, 94 u. 99, Anm. 22) Dieser Zustand spiegelt sich auch in sprachbiographischen Erinnerungen rheinischer Handwerksmeister von der Sieg, die sich ihre Kindheit und Jugend während des ersten Drittels des 20. Jhs. vergegenwärtigen (vgl. Macha 1991a, 35 u. 54f.):

Mutter spricht nur Dialekt, spricht überhaupt kein Wort Hochdeutsch, Vater ein wenig, aber überwiegend auch [...]. Also die Umgangssprache zuhause war nur Platt [...]

Hier wurde nur Platt gesprochen, auch mit den Gesellen, das weiß ich mich zurückzuerinnern, auch mit den Großeltern [...]

¹ Vgl. zur Analyse des Romans „Das Kreuz im Venn“ Macha (2000, 198).

Meine Mutter, die stammt hier von Rosbach und der Vater, der stammt hier von Sieg [...] und die hatten natürlich dieselbe Sprache, und die wurde auch zuhause genauso gesprochen, zuhause wurde nur Platt gesprochen, dat war die normale Sprache [...]

Wann kam da mal einer, da für Hochdeutsch zu sprechen, kaum [...]

2.2 *Zweiter Weltkrieg und Nachkriegszeit*

Die beschriebene Konstellation verändert sich sukzessive in Richtung auf eine zunehmende Verwendung von Hochdeutsch. Dabei scheint eine wichtige Rolle zu spielen, dass – zumindest für manche städtische Kreise – das Hochdeutsche im Vergleich mit dem Dialekt als ‚feinere Sprache‘ gilt und entsprechendes Sozialprestige verleihen kann. Umgekehrt erfahren Personen, die lediglich über den Dialekt verfügen, u. U. massive gesellschaftliche Diskriminierungen, was wiederum zu komplizierten kommunikativen Erwartungshaltungen führt. Eugen Vogelsang, ein Krefelder Zeitzeuge, beschreibt diesen Zustand ‚diglossischer Verwirrung‘, wie er ihm in den dreißiger Jahren aufgefallen ist:

Ich nehme beinahe Anstand, einen einfachen Mann in meiner Heimatsprache anzureden. Warum? Triebhaft fühle ich, sie sind beleidigt, mindestens nicht angenehm berührt; es kann sich ereignen, daß sie mich verletzen und mir hochdeutsch antworten, obwohl ich bestimmt weiß, daß sie sich in ihrer Familie und in ihren Kreisen in Platt ergehen. Sie glauben vielleicht, ich wollte mich „gemein machen“ oder ich nähme an, sie verstünden kein Hochdeutsch. (Vogelsang 1932, 143f.)

Auf dem Lande halten sich die alten Zustände einer tendenziellen Monoglossie zwar länger, die traditionelle Dominanz des Dialekts in der gesprochenen Sprache beginnt freilich auch dort spätestens in den dreißiger Jahren zu wanken, gravierende Einbußen erlebt sie im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg und seinen demographischen Folgen. Die rapide zunehmende – erzwungene oder freiwillige – Bevölkerungsmobilität führt zu Populationsdurchmischungen großen Ausmaßes, und dies wiederum bedeutet eine Umstrukturierung der alten Sprachverhältnisse. Zwei Beispiele aus der biographischen Erinnerung rheinischer Handwerksmeister:

Ja, äh vor allen Dingen in der Kriegszeit, wie dann die Besatzungs-, also nit Besatzung, sagen wir mal, die Einquartierungen da waren, wir hatten einen Oberleutnant, da war ich so acht neun Jahre, n Oberleutnant aus Schleswig-Holstein, nee nee Mecklenburg, der sprach ja nun ganz anders un dann versuchten wir da natürlich auch mit dem Hochdeutsch zu sprechen [...]

[...] das war in der Zeit als diese ersten Ostflüchtlinge kamen. Wir warn dann, ich war dann sechs, ich bin Jahrgang neununddreißig, fünfundvierzig kamen die ersten und man kriegt ja als Kinder untereinander immer den ersten Kontakt. Ne, das geht ja sehr schnell und da hammer uns sehr schwer getan. Die sprachen teilweise Schlesisch und Pommerisch, Preußisch, Ostpreußisch und so weiter. Die Kinder und wir mit unserm Platt. Jetzt hatten wir keine Umgangssprache, das Hochdeutsch fehlte uns, denen so gut wie uns [...] wir ham die dann natürlich teilweise ausgelacht wegen ihrem Dialekt und die haben uns ausgelacht wegen unserm Dialekt [...]

(Macha 1991a, 35)

Zur demographisch-statistischen Untermauerung dieser impressionistischen Aussagen sei daran erinnert, dass die rheinischen Landkreise nach dem Krieg in kräftigem Maße Vertriebene und Flüchtlinge aus den ehemaligen Ostgebieten sowie Deutsche aus der Sowjetisch Besetzten Zone aufgenommen haben. So betrug etwa der Anteil dieser Gruppen im Jahre 1961 im Oberbergischen Kreis 24% der gesamten Wohnbevölkerung, im Kreis Euskirchen und im Rhein-Sieg-Kreis waren es 15,3% bzw. 20,2%. (vgl. Statistisches Landesamt NRW 1964, 4) Es liegt nahe, dass die angedeuteten demographischen Veränderungen mit ihrer Nebeneinanderstellung heterogener Dialekte und / oder standardnaher Redeweisen auch Konsequenzen für die regionale Kommunikationstypik nach sich gezogen haben müssen. Die Bevölkerungsverschiebung nach dem Krieg dürfte „...einer (von mehreren) Faktoren für die ‚Ausdünnung‘ der Dialektlandschaft im mittleren und westlichen Deutschland gewesen sein, denn die ‚Neubürger‘ passten sich normalerweise eher der hochdeutschen Umgangssprache als den lokalen Dialekten an. Die Vertriebenen und Flüchtlinge haben früher relativ geschlossene Dialekträume aufgebrochen und das Kontingent der Hochdeutschsprechenden zum Nachteil der Dialektsprecher verstärkt – darin liegt eine sprachliche Konsequenz dieser Vorgänge.“ (Glück/Sauer 1997, 88)

2.3 Von den späten sechziger Jahren bis zur Gegenwart

Einen massiven Schub hat der geschilderte säkulare Trend im nördlichen Rheinland durch Entwicklungen erhalten, die seit den sechziger Jahren abgelaufen sind. Handelte es sich bis dahin vor allem um Veränderungen der alten Sprachgebrauchskonstellationen aufgrund demographischer, ‚extern‘ induzierter Faktoren, so nimmt in der Folgezeit auch die ‚interne‘ Erosion erheblich zu. Mit der bildungsprogrammatischen Bevorzugung des Standarddeutschen als primärer Sprache der Erziehung, die sich in traditionell dialektgeprägten, rheinischen Familien nachweisen lässt und die sich als – zumindest intentional – dialektferne Sprechweise äußert, ist ein neues Kapitel rheinischer Sprachgeschichte aufgeschlagen.²

3. Konstanz und Wandel der Sprachverhältnisse im nördlichen Rheinland

3.1 Sprachstrukturelle Aspekte

3.1.1 Entwicklungen im genuinen ‚rheinischen Platt‘

Die Frage, welche Wandlungen das genuine ‚rheinische Platt‘, hier verstanden als die autochthone Sprache des nordrheinischen Raums, im 20. Jh. mitgemacht hat, lässt sich mangels umfassend angelegter Vorarbeiten nur partiell und für die einzelnen Strukturebenen unterschiedlich fundiert beantworten. Eine – wenngleich nicht unumstrittene – Möglichkeit, allfälligen Veränderungen der Sprache einer Region auf die Spur zu kommen, besteht darin, frühere Sprachdokumentationen mit aktuellen Neuerhebungen zu vergleichen. So lassen sich etwa die Original-Fragebögen des Deutschen Sprachatlasses aus den Achtziger Jahren des 19. Jhs. zu heutigen Realisierungen

² Auf Bedingungen, Mechanismen und Folgen dieses „grundstürzenden Wandels“ (Macha 1993b, 601) wird in Abschnitt 3.2.3 eingegangen.

gen derselben Vorlage in Beziehung setzen. 1991 führte ich entsprechende Kontrastierungen anhand der neu aufgenommenen Dialektproduktion von Sprechern aus dem Rhein-Sieg-Kreis durch. Hier sei zur Illustration eine Gegenüberstellung der Realisierungen von Wenker-Satz Nr. 39 präsentiert (Mitzka 1952, 1f.; Macha 1991a, 96):

Schriftsprache	Geh	nur	der	braune	Hund	tut	dir	nichts
Standardausprache	ge:	nu:ɐ	de:ɐ	br̥aunə	hʊnt	tu:t	di:ɐ	nɪçts
Stadtkölnisch alt	jan̥k	nu:ɐ	də	br̥ʊŋə	hʊŋk	dɛ:t	də	nɪks
Siegburg alt	Gangk	nur eckersch	de	bronge	Hongk	deht	de der	nöks nüß
Siegburg neu	jan̥k	nu:ɐ	də	br̥ʊŋə	hʊŋk	dɛ:t	də	nɪks
Eitorf alt	Gangk	eckersch	de	brong	Hongk	deiht deht	dir de	nöks
Eitorf neu	jan̥k	nu:ɐ	de:ɐ	br̥ʊŋə	hʊŋk	dɛ:t	də	nɪks
Windeck alt	Gangk	nur eckersch	de	brong	Hongk Hont	deht	der	neks niks
Windeck neu	jan̥k gan̥k xan̥k	nu:ɐ	de:ɐ	br̥ʊŋə	hʊnt	dɛ:t	də di:ɐ	nɪks

Abb. 1: Aussprache des Wenker-Satzes Nr. 39 (aus Macha 1991a, 96)

Auffällig ist in den Neufassungen die komplette Ersetzung des grundmundartlichen Modaladverbs *eckersch*, das sich sprachhistorisch bis in altdeutsche Zeiten zurückverfolgen lässt (vgl. RhWb II, 10f.; Holthausen 1967, 15; Graff 1834, 134f.). Es fehlt heute vollständig und ist durch Formen von *nur* ersetzt. Ähnliches gilt tendenziell auch für die Alt-Dialekt-Variante *nüüs*, die durch das großregionale *niks* abgelöst ist. Aus der vergleichenden Analyse einer Reihe weiterer neuerhobener Sätze lassen sich Indizien für die These gewinnen: Formen der Alt-Dialekte, die besonders typisch für ein mundartliches Ortsprofil waren, treten im Neu-Dialekt stark zurück. Beim Lexem *Winter* war im Untersuchungsraum vor einhundert Jahren prinzipiell Velarisierung geläufig (*wöngkter*, *wongter* u. ä.), jetzt erscheint die Form nur noch vereinzelt oder sie ist verschwunden. In *gebracht* existierten seinerzeit nur Varianten ohne Präfix, heute findet sich nahezu ausnahmslos die präfigierte Form, realisiert mit Reibelaut [j]. Es ließe sich noch eine Reihe weiterer Veränderungen und Ersetzungen anführen. Da ein kräftiger Prozentsatz der traditionellen Mundartformen in den neuen Ortsdialekten nicht mehr auftaucht, stellt sich die Frage, in welcher Richtung die Variantenersetzung abgelaufen ist. Eine genaue Betrachtung zeigt neben der bedeutenden Wirkkraft der Standardsprache auch den Einfluss städtischer Ballungszentren. Die neuen Ortsdialekte an der Sieg etwa haben den Anteil entsprechender Elemente massiv

erhöht. Die Herkunft vieler sich durchsetzender Koine-Varianten liegt in der Rhein-schiene der südlichen Köln-Bonner-Bucht; die dortigen urbanen Zentren strahlen sprachlich in die Umgebung aus (Macha 1991a, 105ff.)

Vor dem Hintergrund eines allgemeinen Sprachwandels in Richtung Standard-sprache, der auf Kosten kleinräumiger Varianten und auf dem Weg über regional größerräumige Formen vor sich geht, hat man gerade für den dialektalen Wortschatz und seine Entwicklung mittels Zeitschnitt-Untersuchungen bestimmte Verlaufslinien herausarbeiten können (vgl. Lausberg / Möller 1996-1997; Lausberg 1996; Macha / Lausberg / Elspaß [in Vorb.]). Auffällig ist in erster Linie der ‚Wortverlust‘: Basis-dialektale Wörter verschwinden aus dem Wortschatz, wenn die ‚Sachen‘, an die sie gebunden sind, außer Gebrauch kommen. Dies betrifft manche Bezeichnungen aus dem agrarischen, handwerklichen und häuslichen Bereich, z. B. *kloppe* ‚dengeln‘; *Hoalieser* ‚Herdeisen, an dem der Kessel hängt‘ oder *Lampett* ‚Wasserkanne des Waschtischs‘ (vgl. Cornelissen 1997, 96 u. 100, Anm. 32). Ähnliches passiert, wenn die ‚Sachen‘ aufgrund von ‚verschobenem Weltwissen‘ aus dem alltäglichen Blickfeld der Sprechergemeinschaft verschwinden (wie etwa ripuarisch *Markolf*, *Märkel* o. ä. als Bezeichnungen für den ‚Eichelhäher‘). Wenn verschiedene regionale Bezeichnungsvarianten für nur eine Sache konkurrieren, betrifft der Wortverlust solche Dialektwörter, die sich überregional nicht durchsetzen können. So geht es z. B. dem ripuarischen Wort *Löv*, das von *Speicher* bzw. *Spicher* verdrängt wird (vgl. zu Beispielen aus dem Heinsberger Land Gillessen 1999, 400f.).

Neben ‚Wortverlust‘ und ‚Wortersatz‘ – oft aus der Standardsprache entlehnt, z. B. niederfränkisch *Pannevogel* > *Schmetterling*; *Peddestuhl* > *Pilz* (vgl. Cornelissen 1997, 96); *Posche* > *Oster*; *dri kahr* > *dri mol*; *Gunsdag* > *Mittwoch* (vgl. Tervooren 1979b, 47, Anm. 2) – gibt es freilich gleichfalls das Phänomen der ‚Wortresistenz‘. Dialektbezeichnungen halten sich – gerade auch in ihrer regionalen Verbreitung – u. U. ebenfalls im Zusammenhang mit ‚Haus‘, ‚Hof‘ und ‚Handwerk‘. Ein diachroner Vergleich der Synonymik von Bezeichnungen für das Hausschwein (Abb. 2), der Befragungsergebnisse vom Anfang des 20. Jhs. zu Angaben aus den 80er Jahren in Beziehung setzt, lässt durchaus lexikalische Kontinuität erkennen. (Die kräftigen schwarzen Linien markieren die altdialektalen Wortareale der Flächenkarte des Rheinischen Wörterbuchs, die Punktsymbole dokumentieren den rezenten Zustand.)

Beharrung von Dialektwörtern lässt sich vor allem dort ausmachen, wo Bezeichnungsäquivalente in der Standardsprache fehlen bzw. nicht geläufig sind. Man denke etwa an ripuarisch *Öllichpiefchen*, das hd. wohl *Zwiebellaub* heißen müsste. U. U. werden solche Wörter als Kennwörter am Leben erhalten, mit denen Lokalkolorit und Ortsidentität signalisiert werden (vgl. das kölnische *Flöns* für ‚Blutwurst‘). Eine Einbettung solcher ‚Idiotismen‘ bzw. ‚Provinzialismen‘ in geläufige Wortbildungen, Phraseologismen und Sprichwörter begünstigt dabei die Resistenz. Im Falle einer Konkurrenz regionaler Bezeichnungsvarianten bleiben Dialektwörter erhalten, wenn sie sich überregional bis in die Standardsprache durchgesetzt haben, wie es etwa für die ursprünglich aus dem Rheinfränkischen stammende und nur lautlich assimilierte Variante *Schublaad* gegenüber *Schoss* zutrifft.

Im Blick auf ‚Wortvermehrung‘ des dialektalen Lexikons ist das Rheinische nicht besonders produktiv, jedenfalls, wenn man Neuschöpfungen im engeren Sinne dar-

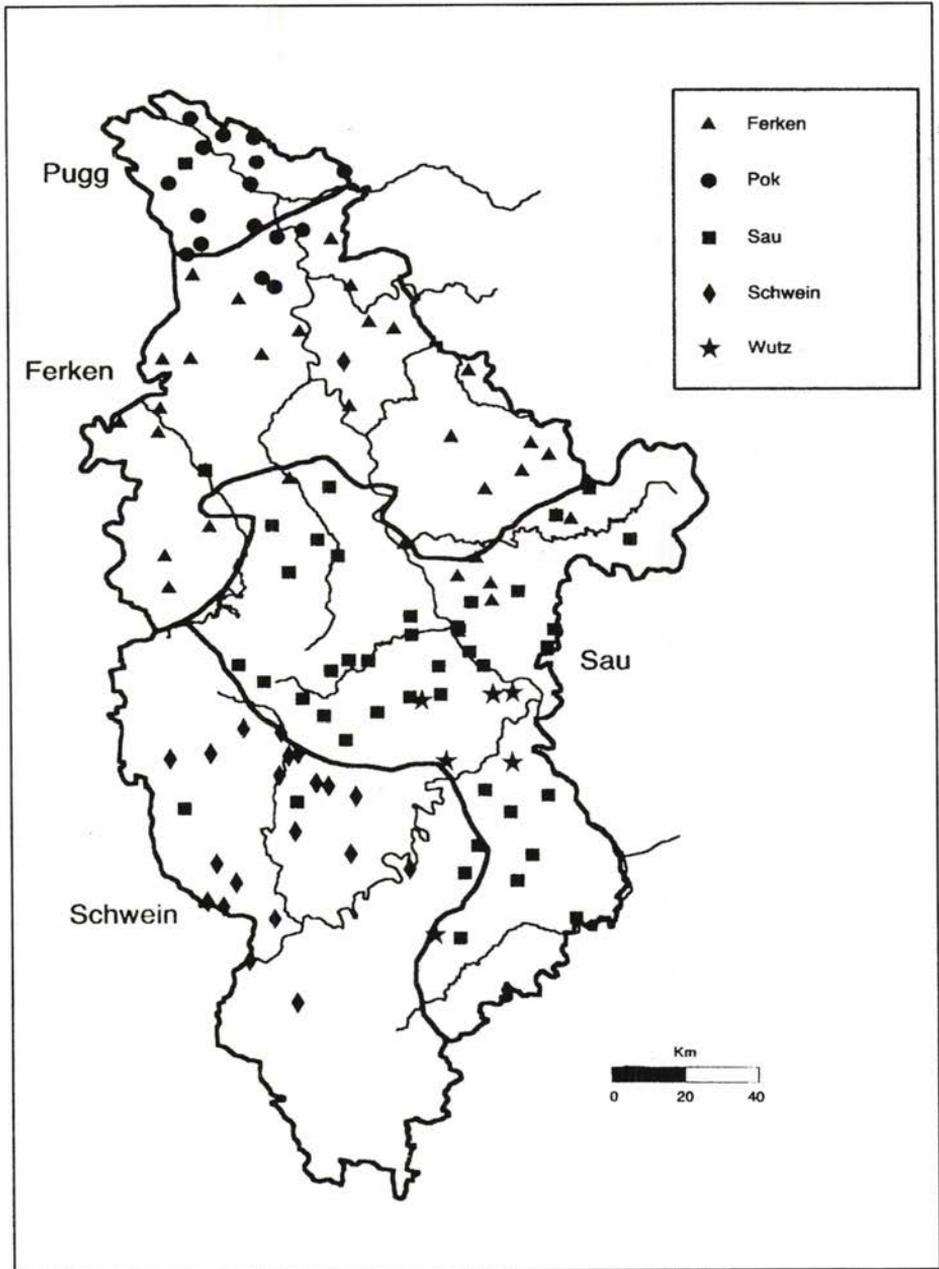


Abb. 2: Bezeichnungen für das Hausschwein in den rheinischen Dialekten
(aus Lausberg 1996, 66)

versteht. Feststellbar sind aber Übernahmen aus der Standardsprache, die über lautliche Adaption ‚mundartnah‘ gestaltet werden, vgl. etwa das auf der Erstsilbe betonte, ripuarisch belegte *Rélaaxstool* für ‚Relax-Stuhl‘ oder das niederfränkisch gebuchte *Kófimaschin* ‚Kaffeemaschine‘ (vgl. Cornelissen 1997, 96).

3.1.2 Entwicklungen im nicht-basisdialektalen ‚Rheinisch‘ (Lautlichkeit)

Eine Geschichte der gesprochenen Sprache beschränkt sich im 20. Jh. nicht allein auf Entwicklungen im Basisdialekt, es geht vielmehr auch um die sprachlichen Varianzen bzw. um die „modernen regionalsprachlichen Register“ (Schmidt 1998, 164), die zwischen den Polen Basisdialekt und Standardsprache vorfindlich sind. So weiß man etwa über die Lautlichkeit der ‚intendierten Standardsprache‘ von aus ‚altrheinischen‘ Familien stammenden Sprechern aufgrund neuerer variablenanalytischer Auswertung von Interviewdaten recht gut Bescheid. In der Regel ist diese Sprache durch eine – nicht unbedingt hundertprozentige – Vermeidung dialektaler Basismerkmale gekennzeichnet. Solche Merkmale sind im Konsonantismus etwa der charakteristische Lautverschiebungsstand, der Reibelaut in der *b/v*-Variable oder u.U. die Velarisierung. Bei den Vokalen ist es etwa das Fehlen der neuhochdeutschen Diphthongierung. Andererseits ist die Interviewsprache nicht gleichzusetzen mit einer lupenreinen Realisierung der Standard(aus)sprache. Neben der typischen Intonatorik (‚rheinische Schärfung‘) zeigt sich, bezogen auf die deutschen Hochlautungsnormen (Duden 1974; Siebs 1969), vielmehr ein begrenztes Set von abweichenden Varianten, die zwar nicht obligatorisch, aber doch in formprägender Häufigkeit auftreten (Macha 1991, 138ff.). Dieses Set regionalsprachlicher Merkmale, dessen Auftreten im Zentralripuarischen unter Berücksichtigung lokaler und sozialer Unterschiedlichkeit ansatzweise beschrieben ist (vgl. Mattheier 1980; Macha 1991, 141; Lausberg 1993, 45; Kreymann 1994, 250; Bhatt / Lindlar 1998, 31ff.), bleibt freilich für andere Teilgebiete des Ripuarischen und für das Niederfränkische noch genauer zu eruieren und zu dokumentieren. Als einige wichtige Kennzeichen, die u.U. auch überregionale Geltung besitzen, lassen sich festhalten: [ɫ] (das ‚dicke‘, velarisierte *l*) für standardsprachlich *l*/, etwa in *Salz*, [x] für */t/* vor Dental, etwa in *Garten*; [ʃ] für */ç/*, etwa in *ich* oder *Männchen*;³ [j] für */g/*, etwa in *biegen*; [ɣ] für */g/*, etwa in *Wagen*; [x] für */g/*, etwa in *Trog*; [ʃ:ʃ] für */g/*, etwa in *Weg*. Hinzu treten einige lautliche, speziell an einzelne Lexeme gebundene Phänomene: die nicht vollzogene Lautverschiebung in den Kleinwörtern *dat*, *wat* und *et*, der Ausfall des finalen Dentals in *sin(d)*, *un(d)*, *is(t)* und *jetz(t)* sowie die Varianten der Negationspartikel *nicht* (vgl. Macha 1991, 141). Das traditionell als besonders dialektfest geltende Köln zeigt im Blick auf den Abbau spezifischer Dialektvariablen bei seinen Sprechern und Sprecherinnen ein ähnliches Bild wie das ripuarische Umland. Auch dort halten sich im ‚überbasisdialektalen‘ Erzählen vor dem Mikrofon ‚stabile Dialektmerkmale‘: [ʃ] vs. */ç/*; [j] vs. */g/*; Dental-Tilgung bei *sind*, *und* usw.; [t] vs. */s/* (in Kleinwörtern). Dagegen werden die ‚labilen Dialektmerkmale‘ stark reduziert: [ɔ:] vs. */a:/*; [v, f] vs. */b/*; *n*-Tilgung; *e*-Tilgung (vgl. Bhatt / Lindlar 1998, 34f.).

³ Vgl. zum rezenten Alter dieses Merkmals Kap. 5.2 des Beitrags von Stephan Elspaß in diesem Band, dazu auch Macha (1991, 151-153).

3.2 *Sprachkompetenz und Sprachgebrauch*

3.2.1 Allgemeines

Anders als in Westfalen, wo die Forschung über zwei Erhebungen zu Dialektkompetenz und Dialektgebrauch aus der ersten Hälfte des 20. Jhs. (Schulte Kemminghausen 1936; Janßen 1943) verfügt und diese als diachrone Bezugspunkte nützen kann, ist man für den nordrheinischen Raum in einer ungünstigeren Lage. Sprachdemoskopische Resultate wie auch soziodialektologische Ergebnisse der Ortssprachenforschung beziehen sich im wesentlichen auf das letzte Jahrhundertdrittel. So hat etwa das Institut für Demoskopie Allensbach in den Jahren 1981, 1991 und 1998 mit der identischen Fragestellung „Können Sie die Mundart hier aus der Gegend sprechen?“ repräsentative Umfragen in der Bundesrepublik durchgeführt. Es zeigt sich das bekannte Muster einer Süd-Nord-Verschiedenheit in puncto Verfügungsgewalt über Dialekt (Schuppenhauer / Werlen 1983). Während der Süden nach der Selbsteinschätzung der Befragten bis zu 72% Dialektsprecher (in Bayern) hat, sind dies nach der neuesten Umfrage von 1998 in Norddeutschland lediglich 39% (Allensbach 1998). Nordrhein-Westfalen rangiert dabei mit 35% auf dem letzten Platz, während die in der Sammelkategorie ‚Rhein-Main / Südwest‘ aufgehobenen Bundesländer auf 59% selbstgeschätzte dialektkompetente Personen kommen. Ähnlich ungleichartig waren die Befunde auch schon 1981: Damals hatte Nordrhein-Westfalen eine Quote von 35,4%, während etwa Rheinland-Pfalz auf 62,8% kam (Allensbach 1981).

Diese Zahlen lassen erkennen, dass die soziolinguistische Situation im nördlichen Rheinland differenziert betrachtet werden muss.

3.2.2 Teilregion und Sprache

1981 wurde eine Expertenbefragung im Gebiet der ehemaligen Preußischen Rheinprovinz durchgeführt, aufgrund derer man Daten zur Sprachsituation aus ca. 700 Orten erhielt (vgl. Hoffmann / Macha 1985). Ein Vergleich dreier Teilräume (niederrheinischer Grenzraum mit 59 Orten zwischen Kleve und Aachen, Bergisches Land mit 63 Orten, Raum Saar-Mosel mit 49 Belegorten aus den Kreisen Trier-Saarburg und Bernkastel-Wittlich) im Blick auf aktive und passive Dialektbeherrschung erbrachte folgendes Bild (Abb. 3):

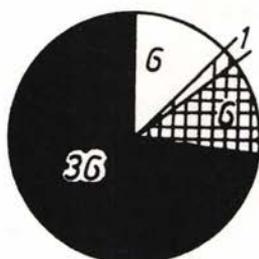
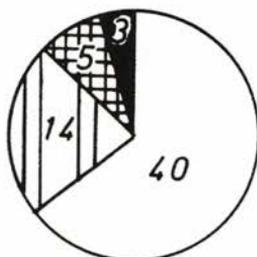
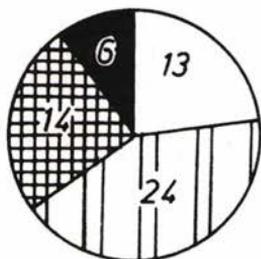
Während das Bergische Land in der klaren Mehrheit aller Belegorte einen geringen Prozentsatz an Plattsprechern meldet, zeigt der Raum Saar-Mosel ein diametral entgegengesetztes Bild. Dort überwiegen eindeutig die Orte, in denen ein Plattsprecher-Anteil von über 75% vorliegt. Auch bei der Frage nach der passiven Platt-Kennntnis wiederholen sich dieselben Tendenzen, wonach das Bergische Land sich insgesamt am weitesten vom Dialekt entfernt hat; der Grenzraum rangiert in der Mitte, dagegen wirkt der Raum Saar-Mosel eher dialektfest. Die zutage tretende Stufung zeigt, dass erhebliche regionale Unterschiede in aktiver wie in passiver Dialektalität anzusetzen sind. Diesen Befund bestätigt auch eine Reihe kleinerer ortsbezogener Studien, so dass sich festhalten lässt: Die ‚typisch rheinischen‘ Sprachgebrauchsverhältnisse existieren nicht. So wie die rheinischen Mundarten in sprachstruktureller Hinsicht eine fächerartige Verbindung zwischen dem Oberdeutschen und dem Nieder

Frage: Wieviel Prozent der Bevölkerung sprechen regelmäßig Platt?

Niederrheinischer
Grenzraum

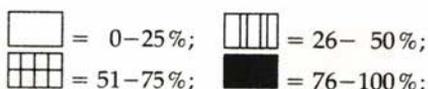
Bergisches
Land

Raum
Saar-Mosel



Erläuterungen:

- Anteil Plattsprecher pro Ort:



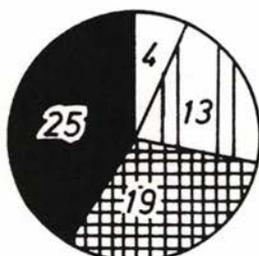
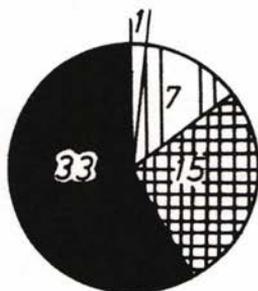
- Zahlen in den Kreissegmenten = jeweilige absolute Belegmenge

Frage: Wieviel Prozent der Bevölkerung verstehen Platt?

Niederrheinischer
Grenzraum

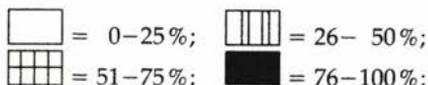
Bergisches
Land

Raum
Saar-Mosel



Erläuterungen:

- Anteil Plattverstehen pro Ort:



- Zahlen in den Kreissegmenten = jeweilige absolute Belegmenge

Abb. 3: Aktive und passive Dialektbeherrschung im Rheinland (aus Macha 1986a, 303f.)

deutschen schaffen, so scheinen sich auch die Gebrauchsmodalitäten von Nord nach Süd zu verändern. Dabei tendiert das nördliche Rheinland zu eher niederdeutschen Verhältnissen, das südlich-moselfränkische dagegen eher zu einer Situation oberdeutschen Zuschnitts.

3.2.3 Generation und Sprache

Von großer Bedeutung für die Entwicklung des Sprachgebrauchs in einer Region ist die Art der Weitergabe herkömmlicher Redeweise von der jeweils älteren an die jüngere Generation, wobei Familiensprache und Primärspracherwerb der Kinder eine entscheidende Rolle spielen. In der erwähnten Experten-Befragung von 1985 wurde deshalb u. a. eine Frage zur Kindersprache gestellt:

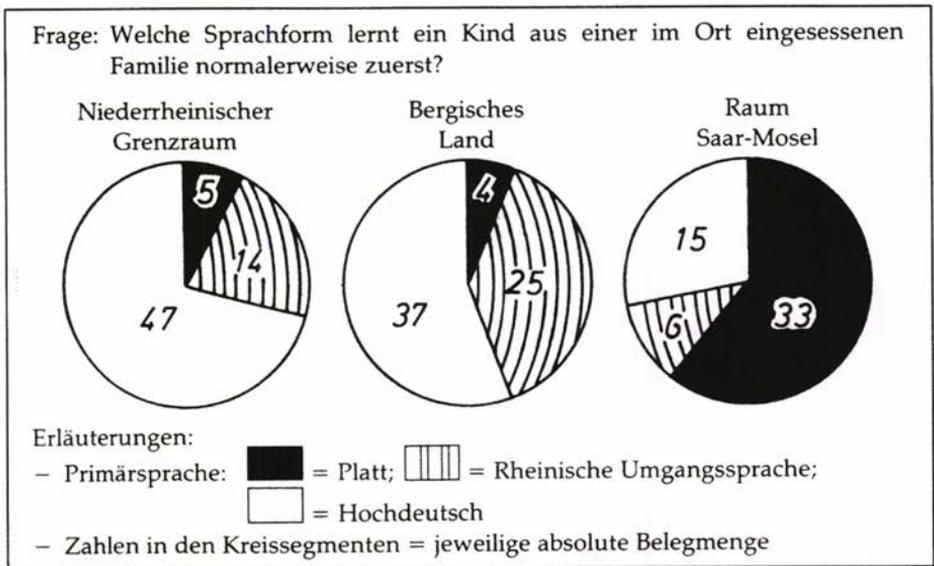


Abb. 4: Erstsprache von Kindern im Rheinland (aus Macha 1986a, 304)

Die Antworten aus 132 Orten vom Niederrhein und aus dem Bergischen Land zeigen ein eindeutiges Bild. Lediglich für 9 Orte wird Platt als normale Erstsprache der jüngsten Generation angesetzt. Für 39 Orte lautet die Meldung ‚Rheinische Umgangssprache‘ und für die restlichen 84 Orte (also für fast 2/3) gehen die Experten von ‚Hochdeutsch‘ aus. Nahezu umgekehrt liegen die Verhältnisse im Saar-Mosel-Raum: dort wird für etwa 2/3 der Orte Platt als Erstsprache angegeben.

Wie in Abschnitt 2.3 bereits angedeutet wurde, haben sich im nördlichen Rheinland seit den sechziger Jahren bedeutsame Veränderungen in der Sprachpraxis ergeben. Sie betreffen vor allem den Primärspracherwerb in Familien, die von ihrer Geschichte her traditionell in rheinischer Dialektalität verwurzelt sind. In vielen solchen Familien hat offenbar ein radikales Umdenken im Blick auf die sprachliche Kinder-

erziehung stattgefunden. An die Stelle einer – aufs Ganze gesehen – eher „ungenierten“ Art und Weise der Sprachverwendung, die durchaus auch den Gebrauch von Dialekt einschloss, ist intentional-programmatisch die Maxime „Mit den Kindern kein Platt!“ getreten. Über die spezifischen gesellschaftlichen Hintergründe, vor denen diese Revision der ‚familiären Sprachpolitik‘ zu sehen ist, lässt sich vermuten, dass Aspekte der Bildungspolitik („Sprachbarrieren“; „Kompensatorischer Unterricht“; „Chancengleichheit“; „Abschaffung von ‚Zwergschulen‘ in NRW“ etc.) ebenso relevant waren wie allgemein-kulturelle Entwicklungen („Grundversorgung der Bevölkerung mit Fernsehgeräten“ etc.).

Der feststellbare Orientierungswechsel schlägt sich, wie einer ganzen Reihe von generationsvergleichenden empirischen Studien der letzten Jahrzehnte zu entnehmen ist, in geringen Anteilen dialektkompetenter Kinder und Jugendlicher nieder, wobei der Trend nicht auf städtische oder stadtnahe Zonen beschränkt, sondern auch in ausgesprochen ländlichen Teilregionen wirksam ist. Diesbezügliche Untersuchungen haben vorgelegt: Für die niederrheinische Düffel: Merges (1977); für Geldern und Sevelen: J. Kaiser (1979); für Heinsberg-Dremmen: Gillissen (1980); für Solingen: Saecker (1981); für Würselen/Bardenberg: Cloße / Grafen (1987); für Wesel-Bislich: Bruckwilder (1983); für Wissen/Sieg: Stricker (1984-86); für Mutscheid bei Münster-eifel: Grömping (1985); für Köln-Stadt: D'Hollander (1985/86); für Körrenzig bei Düren: Mückter (1986); für Alsdorf bei Aachen: Küsters (1986); für Bonn-Beuel und Königswinter: Vreden (1986); für Krefeld: Bister (1989); für Nettetal: Cremers (1988); für Hennef/Sieg: Sickinger (1989); für Hennef-Land: Forstreuter (1993); für Waldfeucht: Gerritsen (1993); für Heinsberg: Gillissen (1992); für Grietherort und Grietherbusch am Niederrhein: Peerenboom (1993); für Viersen: Siemes (1993); für Kaldenkirchen: Compans (1994).

Die aufgelisteten empirischen Arbeiten sind im Blick auf ihre wissenschaftliche Qualität unterschiedlich einzuschätzen, gleichwohl weist die Aussagetendenz aller Untersuchungen eindeutig in dieselbe Richtung. Es herrscht Übereinstimmung darüber, dass der Dialekt im Primärspracherwerb ganz erheblich an Boden verloren hat. Von daher erscheint es gerechtfertigt, einen „grundstürzenden Wandel“ in den familiären Sprachgebrauchskonstellationen des nördlichen Rheinlands, beginnend mit den sechziger Jahren, anzusetzen. Für das Kleverländische beispielsweise resümiert Cornelissen: „Der kleverländische Dialekt hat auf bundesrepublikanischem Gebiet bereits ein gutes Stück des Weges zur Altersmundart zurückgelegt; von den hier lebenden jungen Erwachsenen und deren Kindern spricht, von Ausnahmen einmal abgesehen, niemand mehr ‚Platt‘“. (Cornelissen 1995, 638)

3.2.4 Geschlecht und Sprache

„Kaum ein Forschungsgebiet der Dialektologie weist derartig kontroverse Darstellungen des Sprachverhaltens auf wie die Arbeiten zum geschlechtstypischen Sprachgebrauch bzw. zur geschlechtstypischen Einschätzung der Mundart.“ (Diercks 1986, 228). Wie sich die komplizierte Situation im ripuarischen Dialektgebiet darstellt, ist für Fritzdorf bei Bonn exemplarisch von Heinz Sieburg beschrieben worden (Sieburg 1991, 1992; Niebaum/Macha 1999, 160f.). Danach lassen sich sowohl in der Dialekt-

beherrschung als auch in der Dialektverwendung bei Geschwistern geschlechtstypische Unterschiede feststellen. Bei der Messung von Dialektkompetenz, erhoben durch die Übersetzung hochsprachlicher Vorlagen in die Ortsmundart, zeigen die männlichen Gewährspersonen geringfügig höhere Werte.⁴ Im familiären Sprachgebrauch verwenden deutlich mehr männliche Gewährspersonen ihren Eltern gegenüber den Dialekt, wobei das Geschlecht der Elternteile keinen Einfluss hat. Für den außerfamiliären Sprachgebrauch wurde nach der Varietätenwahl im Blick auf alltägliche Lebenssituationen gefragt. Dabei ist die Zahl der männlichen Informanten, die angeben, Dialekt zu sprechen, generell – und mit z. T. hochsignifikanten Unterschieden – höher als die der weiblichen. Sieburg vermutet als einen der Gründe für die festgestellten Differenzen die Art der Berufstätigkeit (Männer zu 61% in eher manuellen Tätigkeiten, Frauen zu 67% in Beschäftigungen mit vermehrter Schriftorientierung). Dieser Faktor erklärt indes nicht, weshalb „diejenigen männlichen Befragten, die als Angestellte bzw. Beamte beschäftigt sind (30%), deutlich höhere Gebrauchswerte erreichen als die weiblichen Probanden dieser Berufskategorie“ (Sieburg 1991, 304). Außerdem bleibt offen, warum Schüler im Gegensatz zu Schülerinnen weitaus mehr Dialekt sprechen und warum die Dialektverwendung trotz vorhandener Dialektkompetenz bei den weiblichen Gewährspersonen auch außerhalb des beruflichen Rahmens deutlich geringer ist. Sieburg führt deshalb als weiteres Moment ein möglicherweise ‚niedrigeres Selbstvertrauen‘ bei weiblichen Gewährspersonen ins Feld, das die Minderpräsenz des – von ihnen nicht sehr geschätzten – Dialekts erklären könne (Sieburg 1991, 309ff.). Ein Schlaglicht auf die – im Vergleich mit männlichen Gewährspersonen – äußerst geringe Dialektverwendung bei 14-16 Jahre alten Mädchen wirft auch die Studie von Gerritsen: „Hardly any dialect forms are used in the dialect of the girls of Waldfeucht. There, the dialect seems to have died out almost completely.“ (Gerritsen, zit. nach Macha 1993b, 609; dazu auch Gerritsen 1993)

3.2.5 Nebeneinander von Dialekt und Standard: Varietätenwechsel und Varietätenverquickung

Nach allen Befunden, die bisher vorgestellt wurden, ist das nördliche Rheinland in der Gegenwart durch einen nachhaltig erschütterten Dialektgebrauchszusammenhang charakterisiert. Das alltägliche Nebeneinander aus dialektalen, regional-umgangssprachlichen und standardsprachlichen Elementen manifestiert sich auf allen Sprachebenen und lässt sich sowohl interindividuell als auch intraindividuell, d. h. im Blick auf den ‚Sprechhaushalt‘ einzelner Personen beobachten. Im Folgenden werden nun keine Befragungsergebnisse zur Verwendung einzelner Varietäten im Alltagsleben präsentiert (vgl. aber dazu Macha 1991a, 59-83), es wird stattdessen ein Sprechertypus dokumentiert, der sich als ‚Wanderer zwischen zwei Welten‘ mehr oder minder souverän in einem sprachlichen ‚Möglichkeitsraum‘ zwischen Dialekt und Standard bewegt und seine Sprachwahlen variiert. Die exemplarisch ausgewählte Gewährsperson (Fleischermeister, zum Zeitpunkt der Aufnahmen im Jahr 1986 35 Jahre alt,

⁴ Erwähnenswert ist hier aber der wesentlich wirkmächtigere Faktor Alter: Die Kompetenzwerte der 14-22-Jährigen liegen deutlich unter denen der übrigen Stichprobe; siehe 3.2.2.

verheiratet, eine Tochter) steht mit ihrem spezifischen Sprachgebrauchsprofil für den Typus des diglottalen, flexiblen Sprechers, der sich in der Nachkriegsgeneration im nördlichen Rheinland nicht selten finden lässt (Macha 1991a, 218f.). Die im Folgenden dargebotenen und interpretierten Passagen entstammen dem ca. vierstündigen Mitschnitt der Aktivitäten in einer Siegburger Metzgerei, die mittels Sender aufgezeichnet wurden (Macha 1991a, 197ff.). Die tatsächlich realisierte Sprache (,in vivo') zeigt Wechsel und Mischung, Alternanzen und Interferenzen, also all das, was Individuen, die sich im Feld zwischen zwei diasystemar verwandten Varietäten bewegen, im normalen Alltag praktizieren. Je nach Kommunikationspartner, Sprech Anlass und Situationsbeurteilung wird sprachlich agiert und reagiert.⁵

III. (Metzgerei, Reklamation: Metzgermeister = A; Kundin = C)

A: bitə schön

C: /ich häte gern tswai Røstbraatwürstchēn . . . hap bai iinēn Aisbain gēkauft, is nich waich gēwōrden, trots, ers hap ich nē schtunde gēkōcht un dan nōmall nē halbē Schtundē, war ēn schönēs Schtük/

A: äh Ais

C: /wool ēn altēs Schwain/

A: Aisbain, nee

C: /das is nich waich gēwōrden/

A: anderthalb Schtundēn is für n Aisbain fiil tsu weenik

C: /is tsu weenich?/

A: fill tsu weenik, ēn Aisbain kōcht mindēstens tswai Schtundēn, jeedes – alt, altē Schwainē ham mē bisheer nōch kainē jēhapt, nee, isch koche di Aisbainē, šin di nōch knakich, di kōch ich hintēn tswaiainvichtēl Schtundēn, da haabēn di aber imē nōch ēē, Bis, alsoo šin dan, tsērfalēn, dan nich, nē? Also tswaiēhalb Schtundēn brauch ēn Aisbain, wān ēt rischtisch waisch šin šol bēschtimt, also, an deem Alt, an deem Altē des Schwainēs kan äs nicht geleegeē haabēn

Beispiel 1 illustriert einen Fall, in dem das kommunikative Gegenüber durch die Merkmale ‚nicht näher vertraut‘ bzw. ‚dialektunfähig oder -unwillig‘ gekennzeichnet ist. Dies evoziert prinzipiell eine Redeweise im Medium der intendierten Standardsprache. Zudem scheint der die Berufsehre antastende Vorwurf der Kundin eine sprachlich besonders konzentrierte Reaktion zu bewirken. Sie manifestiert sich etwa im überprofilieren als Plosiv gesprochenen Auslaut von ‚wenig‘, womit eine ansonsten für A typische Interferenzerscheinung demonstrativ und hyperkorrekt ersetzt wird.

⁵ Die Verschriftung der Sprachproben folgt im Wesentlichen den Konventionen der ‚Rheinischen Dokumenta‘, vgl. Rheinische Dokumenta (1986).

Der anschließende, kochdidaktische Kommentar ist mit den oben beschriebenen remanenten Dialektmerkmalen durchsetzt. Er endet freilich wiederum pointiert mit einer forciert-hochdeutschen Formulierung (nicht-synkopierte Genitiv-Endung!):

(Metzgerei, Ladengespräch: Metzgermeister = A; Kunde = B)

- A: Här (Name)?!
 B: /Kasələr jeroischert/
 A: Wifil? Soon Schiif?
 B: /jəq ɛn dike Schiif/
 A: Fүүr nə Erwaksəne? – şə
 B: /un Şauerkraut/
 A: jaa şə şəns nə wat şain, Här (Name)?
 B: /danke/

Beispiel 2 bietet von der Partnerkonstellation her den gegenteiligen Fall, bei dem der Kunde bekannt und dialektwillig ist. Der lakonische Wortwechsel spielt sich infolgedessen in Mundart ab. Auch das hochsprachliche ‚Erwachsener‘ wird in den dialektalen Sprachfluss integriert. Die abschließende Frage nach weiteren Wünschen ist als immer wiederkehrende Verkäuferformel zwar nicht basisdialektal gehalten, aber regionalsprachlich artikuliert.

(Metzgerei, Telefonat von Metzgermeister = A mit seiner siebenjährigen Tochter und seiner Mutter, Anlaß ist das von der Oma reklamierte schlechte Benehmen der Töchter, die bei ihr zu Besuch ist.)

- A (mit Tochter): ja, warum has du soon Teater gemacht, he? Şa ma wat is ləş, wat is gebakən? Nain, di mama is am beđiinen, wödrum geets?

(Pause, Sprecherwechsel)

- A (mit Mutter): jaa, – jaa, ɕeəhe, jəq dəq mos de ɛm ɛns eene hingə drüwe jäwe, mostə-m ɛns eene hingə drüwe jäwe – nää, kans ɛm şaare, isch hät im ja wat veschpröche, dat ɛt şing Meeditsiin, di schainbaa şait tswai odə drai Moonaaten fälisch ist, dat ɛt dii dan noch ɛns krit, nə, nä şu jeet ɛt, şu jeet ɛt ja nu nit, ja, ja don don mə dat ɛns graat, qdə is ɛt afjehau?

(Pause, Sprecherwechsel)

A (mit Tochter): Kristiaane, halq, Kristiaane, ä, wän de disch daa nit anschtändisch auffütters, du isch hab dir ja diise Wöche wat verschprochen, ne, dat daine länks überfällige Meditsiin, dat-ē di dann kris, is dat klaar? Bis nachheer, bis, ja, juut, ales klaar, un veshuchste disch ma wat anders aufzufütren, ne? Mus nit de Oma da lang machen, juut? Verschprochen ooder nich? Nit tschö, sondern verschprochen? Jaa ooder nain? haloo? Woonst da kainer? Kristiaane . . . Kristiaane, jut, ales klaar, tschüs

Bsp. 3 demonstriert die Partnerabhängigkeit des Sprechens innerhalb der Familie und damit eine im nördlichen Rheinland bisweilen festzustellende Generationsbindung der Varietätenwahl. Gegenüber der Tochter wird ein klar am Hochdeutschen ausgerichteter Ton angeschlagen, wenngleich einige regionalsprachliche Kennzeichen erhalten bleiben. Dagegen läuft das Gespräch mit der eigenen Mutter im Basisdialekt ab.

Während in den vorgeführten kommunikativen Interaktionen eine situativ zu begründende Varietätenwahl vorliegt, wobei das Gegenüber eine wichtige Rolle spielt, betrifft das folgende Beispiel Sprachwechsel, die bei einem Sprecher innerhalb einer von den objektiven Situationsparametern her gleichbleibenden Interaktionssequenz auftreten. Offenbar gibt es eine Reihe von Kommunikationssituationen, die wenig bis keinerlei Zwang zur Festlegung auf eine bestimmte Varietät implizieren, so dass ein buntes Neben- und Durcheinander heterogener Varietätenanteile die Folge ist. Das Hin- und Herpendeln zwischen Dialekt und Standard scheint somit eine Grundkonstante des kommunikativen Verhaltens von Personen zu sein, die über verschiedene sprachliche Repertoires verfügen. Dabei gefällt es ihnen bisweilen offenbar, sozusagen ‚unrein‘, also ohne feste Ausrichtung an dem einen oder dem anderen Pol zu agieren.

(Metzgereiladen: Metzgermeister = A; Bedienung (Aushilfe) = B; Anlaß: Probleme bei Einstellen des Festpreises auf der Waage)

A: eē dqq is Fästprais ainjeschtält, ode wi see isch dat? Unten . . . wer hat di anjemacht? Nee, is wäk, wa nuē jets ainjetipt, hats nit dadraan erümjetip, ne?

B: / . . . dadraan rümjetip? /

A: d -is ja, wän se dqq, d' eene, dä Knop fürne, dan bliit ime dä Kiloprais drine, so jeet de ja auf Nul

B: /wän dat jeet . . . /

A: nee nee, unten is ene Schalte, wi dä Ainschalte, genau dä glaische, wän se dä Kiloprais wän se jets indrücke, wän se wat jewooren han, jeet di ja wide auf Nul

B: /a so/

A: is di ja wäk, un

B: /wän der ain, dan blaip der schteen/

A: un der blaip, wän şe jets schtändisch e e

B: /wän mer jets şalbë Prais ime ham/

A: en Atikeł mim glische Priis han, ne . . .

Die Sprechweise von A lässt die Verträglichkeit sprachlich heterogener Elemente in der aktuellen Rede erkennen. Das Hin und Her zwischen den Varietäten entspringt sprachlichen Kompetenzen des Sprechers, mittels derer zwanglos von den Möglichkeiten Gebrauch gemacht wird, die sich aus der Koexistenz dialektaler, substandardlicher und standardsprachlicher Formen ergeben.

Dass der hier beschriebene ‚flexible Sprecher‘ im nördlichen Rheinland weder den einzig vorfindlichen noch den vorherrschenden Typus darstellt, hat Helmut Lausberg durch personenzentrierte Auswertung aufgrund von Variablenanalysen an Tonmaterial aus Erftstadt-Erp zeigen können (Lausberg 1993, 215-222). Er unterscheidet bei 20 Probanden typisierend fünf ‚Code Switcher‘, die bei der gegebenen Anforderung einer formellen Befragung den Anteil dialektaler Varianten in ihrem Sprechen sehr stark reduzieren, beobachtet aber auch zehn sogenannte ‚Code Mixer‘, deren Sprechen im Interview den Abbau einiger basisdialektaler Merkmale, ansonsten aber mundartliche Prägung erkennen lässt. Weitere fünf Personen, ‚Dialektsprecher‘ genannt, halten auch im Interview mit kräftigen Anteilen an den basisdialektalen Varianten fest (Lausberg 1993, 176ff.; dazu auch Niebaum/Macha 1999, 154ff.) Lausberg formuliert als vorsichtiges Fazit: „... je jünger und qualifizierter die Gewährspersonen sind, desto größer ist ihre Standardkompetenz.“ (Lausberg 1993, 221)

3.3 Sprachbewertung: ‚Dialektrenaissance‘?

Soweit in den Sprachuntersuchungen der letzten Jahrzehnte nordrheinische Gewährspersonen nach der Bewertung der eigenen Mundart gefragt worden sind, treten oft eigentümlich zurückhaltende und ambivalente Urteile zu Tage. Insgesamt scheint die Einstellung durchaus gebrochener zu sein, als dies in manchen südlichen Zonen des deutschsprachigen Raums der Fall ist. Ein – vielleicht überpointiertes – Diktum Heinrich Bölls sei hier ohne weitere Deutung in Erinnerung gerufen: „Ich schrecke eher zurück, wenn ich rheinische Laute höre, das ist schon krankhaft.“ (zit. nach Herz 1983, 7).

Andererseits mehrten sich in den siebziger und achtziger Jahren die Stimmen, die im Zusammenhang mit einem neu ‚erwachenden Regionalbewusstsein‘ auch eine neue Umgehensweise mit den autochthonen Regionalsprachen gekommen sahen. Unter den Schlagworten ‚Mundartrenaissance‘ bzw. ‚Dialektwelle‘ wurde auch für das nördliche Rheinland der Sachverhalt erörtert, dass verschiedene gesellschaftliche Institutionen den Dialekt in ihr kulturelles Angebot aufnahmen. Für diese ‚symbolische Aufwertung‘ (Bausinger 1985, 280) fanden sich in der Tat einige Indizien: So wäre es in den sechziger Jahren kaum denkbar gewesen, dass der abendliche Fernseh-Wetterbericht des WDR III in einem stark regionalsprachlichen Ton über den Sender

ging, um 1980 war dies zwar nicht täglich, aber regelmäßig der Fall. Für die regionsbezogene Werbung war die Benutzung dialektaler Versatzstücke bereits seit den fünfziger Jahren üblich, eine Intensivierung erlebte sie freilich ebenfalls um 1980. Im gleichen zeitlichen Rahmen drang der Dialekt in Bereiche der Unterhaltungsindustrie vor, die ihm früher verschlossen waren. Man denke für das Rheinische etwa an die außergewöhnlichen Verkaufserfolge, die – unabhängig von der Dialektdomäne Karneval – Gesangsgruppen wie Bläck Fööss oder BAP mit ihren Liedern in mundartlicher bzw. mundartnaher Sprache verzeichneten. Nicht nur in Rundfunk und Fernsehen, bei Werbung und Unterhaltung ließ sich also verstärkt eine Hinwendung zur Sprache der Heimat vermerken, auch in der Presse fanden sich Belege für diesen Trend. So mehrten sich etwa bei den persönlichen Anzeigen in Tageszeitungen in Platt gehaltene Texte. Ein plastisches Beispiel für die zeitweilige Kulturtenenz bildet das Plakat eines Bonner Sportvereins aus dem Jahre 1983 (Macha 1986b, 31):

Bemerkenswert ist allerdings, dass der Abdruck des Plakats in einem Bonner Anzeigenblatt von einem hochdeutschen Kommentar eingeleitet war. „Mit einem originellen Plakat in bönnischer Mundart wirbt der FV Preußen Bonn für sein 1. Vatertagsturnier der D-Jugend.“ Diese Erläuterung war verräterisch, gab sie dem Platt des Textes doch genau die unzeitgemäß-exotische Note, die der Mundart innerhalb der hochsprachlichen Presse generell zu eigen ist.

Die angeführten und andere kulturelle Indizien haben einige Kommentatoren dazu verleitet, von einer ‚Mundartrenaissance‘ zu reden und zu schreiben. Diese Einschätzung gipfelte in der ebenso euphorischen wie unsinnigen Schlagzeile „Mundart wird hoffähig!“ des Allensbacher Instituts von 1981. Für das nördliche Rheinland lässt sich festhalten: Die temporäre und partielle Wiederentdeckung der Mundart hat zu einer kultursymbolischen Prestigesteigerung geführt, eine nachhaltige Kraftübertragung von der Aufwertung des Dialekts bei den Intellektuellen auf dessen Stellung in der alltäglichen Kommunikation hat insgesamt gesehen jedoch nicht stattgefunden. Demzufolge gab es auch keine – im Wortsinn zu verstehende – ‚Dialektrenaissance‘, sondern eher eine Art von ‚Dialektmanierismus‘, der von seiner Ver-

FV PREUSSEN

1912 e. V. Bonn
Clubheim und Sportanlage: 6300 Bonn-Beuel-Rheindorf, Wittestroß

1. Vatterdags-Turnier

für die D-Pänz von Alt-Beuel
„Op d'r Schääli-Sick“

12. Mai 1983 (Christi Himmelfahrt)
vom FV Preussen 1912 e. V. Bonn

Et 1. Spell es om 10.15 Uhr morjens

Platz in Schwatz-Rhingdorf, Wittestroß

Et spellen de Pänz vom:

FC Sankt Augustin 1978 e. V.	VFR Hangelar 1912 e. V.
SV Beuel 06 e. V.	Oberkasseler FV 1910 e. V.
TV 1912 Bonn-Rheindorf	FV Preussen Bonn 1912 e. V.
SV Villich-Mülldorf 1947 e. V.	SV Birlinghoven 1948 e. V.

Einlage-Spell von de „Mini-Pänz“

Für et leibliche Wohlbefinge, Amüsoment met Musik, es Jesorch

Abb. 5: Plakat (aus Schaufenster 6.5.1983)

wurzelung und seiner Wirkmöglichkeit her auf bestimmte Kreise der Bevölkerung beschränkt bleiben musste.⁶

4. Ausblick

In einem 1997 erschienenen Beitrag hat Heinrich J. Dingeldein eine vergleichende Analyse vorgelegt, die u. a. auch das nördliche Rheinland in den Blick nimmt. Seine im Folgenden wiedergegebene geographische Skizze bezieht sich auf die „Verbreitung und Entwicklung der Sprachvarietäten in ‚Mitteldeutschland‘“:

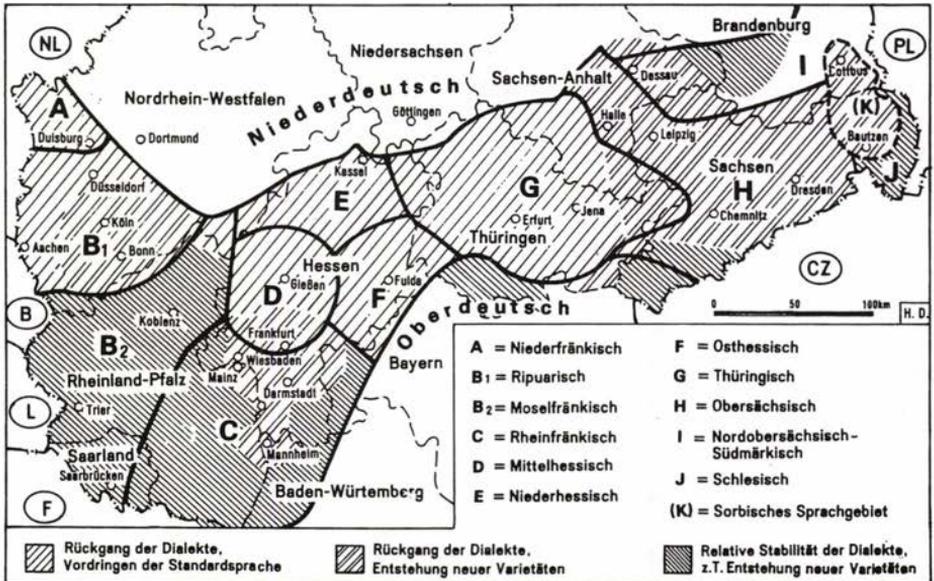


Abb. 6: Skizze zur Verbreitung und Entwicklung der Sprachvarietäten in „Mitteldeutschland“ (aus Dingeldein 1997, 130)

Ausgehend von einem generell zu konstatierenden „tendenziellen Schwinden der Basisdialekte (zumindest in der jüngsten Generation)“ vermutet Dingeldein für das Niederfränkische und für ein südlich anschließendes Übergangsgebiet, dass „in der Alltagssprachlichen Kommunikation zunehmend standardsprachliche oder sehr standardsprachenahe Varianten mit nur wenigen regionalen artikulatorischen und lexikalischen Elementen“ verwendet werden (Dingeldein 1997, 131). Damit würde dort eine Entwicklung nachvollzogen, die in einigen niederdeutschen Gebieten, etwa im zentralen Münsterland, bereits vollzogen ist. Im Ripuarischen (speziell im „mittleren Rheinland um Köln“) hätten sich dagegen neue regionalsprachliche Varietäten herausgebildet, die die Funktion der Dialekte als Sprache des Alltags weitestgehend

⁶ Vgl. zur besonderen Situation Kölns die Ausführungen bei Reinert-Schneider (1987, 177ff.).

abgelöst haben (Dingeldein 1997, 131). Wir hätten es also – geographisch differenziert – mit zwei verschiedenen Typen von ‚regionaler Umgangssprache‘ zu tun, wobei der ‚riparische Typ‘ aufgrund eigenständiger, z.T. erst rezent entwickelter Substandardmerkmale als ‚neue Varietät‘ gelten kann, während der ‚niederfränkische Typ‘ eher den Charakter eines regional gefärbten Standarddeutsch zugesprochen bekäme.

Dingeldeins Entwurf scheint mir von der Tendenz her realitätsnah zu sein, wobei allerdings die heutige Sprachsituation im Raum Aachen oder Mönchengladbach / Krefeld hinsichtlich des ‚neuen Substandards‘ empirisch noch genauer zu erforschen wäre. Darüber hinaus stellen sich freilich methodologische und terminologische Fragen: Wie viel Elemente innovativer Art muss ein kollektiver Sprachgebrauch aufweisen, um zu einer ‚neuen Varietät‘ erklärt werden zu können? Wo liegt die mit Merkmalsunterscheidungen zu definierende Grenze zwischen Basisdialekt und regionaler Umgangssprache? Von welchem Interferenzquantum ab schlägt die gesprochene Standardsprache in die regionale Umgangssprache bzw. den regionalen Substandard um? Solche Fragen anhand sinnvoll ausgewählter Merkmale auf der objektsprachlichen Ebene qualitativ und quantitativ zu beantworten, erweist sich als schwierig.⁷ Was freilich die gesellschaftliche Bewertung dessen angeht, was als schwer zu klassifizierende, intermediäre Form zwischen den Basisdialekten und der Standardsprache aufscheint, so gibt es einige Indizien dafür (vgl. Peerenboom 1993, 52), dass diese ‚neuen Landschaftssprachen‘ in die Bewertungsmuster der alten Dialekte hineinwachsen (Dingeldein 1997, 131) bzw. dass es der ‚Neue Substandard‘ ist, „... der nunmehr Formen der Loyalität größerer Gruppen von Sprachbenutzern auf sich zu ziehen beginnt.“ (G. Bellmann 1983, 125)

⁷ Vgl. dazu Eßer (1983, 233); Froitzheim (1984); zur prinzipiellen ‚Regiolekt‘-Problematik vgl. Cornelissen (1999); zur Frage der Umgangssprachen in NRW vgl. Menge (1996, 246f.).

Westfälische Sprachgeschichte von 1850 bis zur Gegenwart

1. Einleitung und Abgrenzung
2. Die sprachlichen Verhältnisse bis zur Zwischenkriegszeit
- 2.1 Geschriebene Sprache: Hochdeutsch, Niederländisch, Niederdeutsch
- 2.2 Gesprochene Sprache: stabile Diglossie
- 2.3 Stadt-Land-Gegensatz
- 2.4 Marginalien: Rotwelsch und Latein
- 2.5 „Froulöppraot“ und „Mannslöspraake“
- 2.6 Der Traditionsbruch
3. Sprachbewegung, Sprachwandel und Sprachwechsel
- 3.1 Sprachbewegung
- 3.2 Sprachwandel
- 3.3 Sprachwechsel
4. Die Entwicklung der Diglossie Hochdeutsch-Niederdeutsch seit der Zwischenkriegszeit
- 4.1 Entwicklung von Dialektkompetenz und -performanz
- 4.2 Dialektrenaissance?
- 4.3 Spracheinstellungen
- 4.4 Koexistenz mit anderen Sprachen
5. Status quo

1. Einleitung und Abgrenzung

Eine Sprachgeschichte Westfalens in den letzten 150 Jahren stößt insofern auf einige Schwierigkeiten, als sie verschiedene Aspekte enthalten sollte, die sich mangels geeigneter Vorarbeiten der überblickshaften Darstellung, zumal auf so engem Raum wie dem hier vorgesehenen, eigentlich entziehen: Zunächst einmal wäre da im Bereich der gesprochenen Sprache die Entwicklung der westfälischen Mundarten und ihrer Verwendung nachzuzeichnen, gleichzeitig die Ausbreitung der zunächst nur überdachten, dann aber die Mundarten ersetzenden hochdeutschen Umgangssprache bzw. Standardsprache – auch in ihrer Funktion als Schreibsprache – und die Rolle der Schule in diesem Prozess, aber auch das endgültige Verschwinden der in dieser Funktion zeitweilig konkurrierenden niederländischen Sprache am Westrand Westfalens. Zu berücksichtigen sind weiter die Entwicklung des unterschiedlichen Sprachverhaltens von Männern und Frauen, von Städtern und Landbewohnern, von Mittelschicht- und Unterschichtangehörigen, von Einheimischen und Zugezogenen, die unterschiedlichen Entwicklungen in den einzelnen westfälischen Landesteilen. Neben der externen ist auch die interne Sprachgeschichte zumindest andeutungsweise anzusprechen: Sprachwandel im Bereich der Dialekte und der westfälischen Umgangssprache.

Westfalen wird in diesem Beitrag in historischer Sicht betrachtet, d. h. der bentheimisch-emsländische und der osnabrückische Raum wird in die Betrachtung einbezogen (vgl. dazu Niebaum in diesem Band). Das größtenteils zu Westfalen gehörende Ruhrgebiet wird allerdings aus praktischen Gründen ausgeklammert und von Heinz

H. Menge in einem separaten Beitrag behandelt. Für die Darstellung aller aufgeführten Aspekte gilt die Einschränkung: Sofern die Forschungslage dieses erlaubt.

Die Forschungslage, aber auch die funktionale Entwicklung des Hochdeutschen auf dem Wege zur Standardsprache legen eine zeitliche Zweiteilung der Darstellung nahe: Einerseits verfügen wir bis zu den 30er Jahren über keinerlei statistische Erfassung des Sprachgebrauchs; wir sind also für den ersten Abschnitt ausschließlich auf die Auswertung anderer Quellen angewiesen. Als direkte Quellen bieten sich da verschiedene Textsorten, vor allem Sachtexte wie Anschreibebücher, Korrespondenzen etc. an, die allerdings bisher kaum ausgewertet wurden; als indirekte Quellen mit metalinguistischen Äußerungen von Zeitgenossen steht etwa die Memoirenliteratur zur Beurteilung der sprachlichen Verhältnisse zur Verfügung, ferner Tagebuchaufzeichnungen, Schulakten, seltener explizite Beschreibungen sprachlicher Zustände, daneben z. B. aber auch literarische Quellen. Andererseits hat die Schriftsprache in der hier zu behandelnden Phase vor allem noch ‚Überbau‘-Charakter, geschriebene Einheitssprache und gesprochene Alltagssprache bilden eine Dichotomie (Besch 1983, 982). Der methodische Rahmen und die zu beschreibenden sprachlichen Verhältnisse entsprechen hier also einander.

Seit den 30er Jahren des 20. Jhs. erlauben gelegentliche Umfragen eine quantitative Einordnung des Anteils von Niederdeutsch und Hochdeutsch im Varietätengefüge, häufig schon unterschieden nach Situation, Altersgruppe, Geschlecht usw. Seit den 50er Jahren finden sich auch erste Fragen zur sprachlichen Einstellung. Die Befragungen sind zwar recht lückenhaft, theoretisch teilweise veraltet, methodisch oft fragwürdig, oft auch wenig repräsentativ (Schuppenhauer / Werlen 1983, 1414), sie haben aber doch wenigstens wichtige Entwicklungstendenzen sichtbar machen können. Dieser soziolinguistisch einigermaßen überschaubare Zeitraum der letzten 60 bis 70 Jahre ist vor allem durch die beschleunigte Funktionserweiterung der hochdeutschen Schriftsprache zur Standardsprache, zur allgemeinen Schreib- und Sprechsprache also, gekennzeichnet (Besch 1983, 982). Außer der hier nahegelegten Zweiteilung der Darstellung folgt diese auch thematischen Schwerpunktsetzungen, die eine streng chronologische Abfolge nur ansatzweise erlauben.

2. Die sprachlichen Verhältnisse bis zur Zwischenkriegszeit

2.1 *Geschriebene Sprache: Hochdeutsch, Niederländisch, Niederdeutsch*

Während das Hochdeutsche im Bereich der gesprochenen Sprache den entscheidenden Durchbruch erst hundert Jahre später schafft, beherrscht es im Bereich der geschriebenen Sprache bereits zu Beginn des Berichtszeitraumes unbestritten das Feld: Der zeitweilige Konkurrent Niederländisch in der westlichen Randzone ist aus dem Wege geräumt worden, und der ehemalige Konkurrent Niederdeutsch fristet seit Jahrhunderten eine derartig marginale Existenz, dass das zaghafte Erwachen einer niederdeutschen Literatur im 19. Jh. nur bei sorgsamer Unterstützung und Pflege gelingen will. Bevor wir uns diesen beiden Verlierern der Geschichte zuwenden, sei die Rolle des Gewinners beleuchtet.

Das Hochdeutsche stellt nicht nur in der gesprochenen Sprache, wie wir noch sehen werden, sondern auch in seiner bereits selbstverständlichen Rolle als Schrift-

sprache in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. immer wieder seinen Charakter als Zweitsprache zur Schau: Es weist noch deutliche Spuren der gesprochenen niederdeutschen Nachbarsprache auf, was nicht verwunderlich ist. Das Ausmaß niederdeutscher Interferenz in hochdeutschen Texten ist erwartungsgemäß abhängig von der Schulbildung seiner Benutzer; wir dürfen annehmen, dass Angehörige sogenannter einfacher Berufe, also Arbeiter, Handwerker und kleinere Landwirte, nur über eine begrenzte Kompetenz in der hochdeutschen Schriftsprache verfügten, sowohl in gesprochener als auch in geschriebener Form. Insbesondere Frauen verfügten in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. noch über eine unzureichende Kompetenz in der Schriftsprache.

Über die linguistischen Kennzeichen von Gebrauchstexten aus der Hand von wenig geschulten Schreibern in Westfalen gibt es m. W. keine ausführlicheren Untersuchungen. Dabei sind bestimmte Textsorten eigentümlich für diese Benutzer und auch in großer Zahl auf uns überkommen; umso dringlicher ist ihre Auswertung: Es handelt sich um die sogenannten Anschreibebücher, die sich früher auf jedem Bauernhof oder in jedem anderen ländlichen Haushalt fanden, bei Gewerbetreibenden aller Art, Kaufleuten, Gastwirten, Fuhrleuten bis hin zu Fabrikanten. Anschreibebücher enthielten die Buchführung, aber auch tagebuchähnliche Aufzeichnungen, stark biographisch geprägt. Sie sind nicht nur eine Quelle ethnologischer Forschung, sondern sie legen ebenfalls beredtes Zeugnis ab von der Verbreitung und dem Standard des Hochdeutschen. Die große Sammlung des Archivs für westfälische Volkskunde in Münster wartet noch auf eine Erschließung seitens der Linguistik (Hopf-Droste 1989, 12ff.). Als weitere Quellengattung liegen – inzwischen auch in edierter Form – zahlreiche Briefsammlungen von Amerika-Auswanderern vor, die allerdings noch eingehender linguistischer Analyse bedürfen (Weber 1995).

Für die zweite Hälfte des 19. Jhs. ist anzunehmen, dass eine aktive Hochdeutsch-Kompetenz bei der Landbevölkerung noch keineswegs selbstverständlich war. Trotz der Gewöhnung der Bevölkerung an das Hochdeutsche durch die Sonntagspredigt etwa erschien es beispielsweise der kleinstädtischen Obrigkeit bis in die 80er Jahre hinein als ratsam, „die amtlichen und alle sonstigen Bekanntmachungen in niederdeutscher Sprache“ ausrufen zu lassen, wie Andreas Grunenberg über die Kleinstadt Borken berichtet (Grunenberg 1918, 101) – vermutlich, weil man selbst die passive Hochdeutsch-Kompetenz nicht allzu hoch einschätzte. In Preußen hatte die Statistik im Jahre 1816 eine Schulbesuchsquote von 60% der schulpflichtigen Kinder zwischen 6 und 14 Jahren ergeben, und erst zur Mitte des 19. Jhs. näherten sich die Soll- und Ist-Zahlen einander an (Leschinsky/Roeder 1976, 137ff.). Doch wurde selbst noch für das Jahr 1871 aufgrund der Volkszählung ermittelt, dass 13,7% der preußischen Einwohner über zehn Jahren so gut wie keinerlei elementare Schulbildung besaßen (Leschinsky/Roeder 1976, 156; Wittmann 1982, 4ff.). Als Grund dafür ist nicht nur der mangelnde Schulbesuch durch die Kinder, sondern auch die sehr ungünstige Lehrer-Schüler-Relation anzusehen: Im Jahre 1838 kamen auf einen Elementarschullehrer noch 105 Schüler; einklassige Schulen waren die Regel (Klueting 1998, 297). Wir können also festhalten, dass das Hochdeutsche zwar eine unbestrittene Position als Schriftsprache erworben hatte, dass aber infolge des Bildungsstandards der Bevölkerung die Kulturtechniken Lesen und Schreiben und damit die Beherrschung des

Hochdeutschen keineswegs allgemein verbreitet waren (Weber-Kellermann 1987, 107f.).

Gegenüber dem Hochdeutschen hatte sich die Position der ehemals konkurrierenden Schriftsprache Niederländisch in den calvinistischen Gebieten am Nordwestrand Westfalens um 1850 definitiv verschlechtert. Seit der Neuordnung Europas auf dem Wiener Kongress 1815 und der damit einhergehenden endgültigen Festlegung der niederländisch-deutschen Staatsgrenze konnte diese ihre normative Kraft entfalten und die sprachliche Entwicklung entscheidend beeinflussen. In dem Bestreben, die Verwaltungsverhältnisse in den neugewonnenen oder neuformierten Gebieten einander anzugleichen, ergreifen die preußische und die hannoversche Regierung Maßnahmen zur Einführung der deutschen Sprache in sämtlichen öffentlichen, kirchlichen und schulischen Angelegenheiten. Das führte zur Verdrängung des Niederländischen als Schul-, Kirchen- und Privatsprache in allen einst niederländisch orientierten Territorien entlang der niederländischen Grenze, also auch in den Gebieten Bentheim, Lingen, Gronau, Steinfurt, Werth und Anholt. Soweit dieser Prozess nicht bereits zu Zeiten des Ancien régime bzw. in der ersten Jahrhunderthälfte eingeleitet und vollzogen ist, kommt er spätestens um 1880 zum Abschluss (Kremer / Leys 1998). So vollzieht sich beispielsweise der Sprachwechsel in der Niedergrafschaft Bentheim nach dem Zeugnis eines ländlichen Anschreibebuches aus Kleinringe zwischen 1870 und 1895 (Rötterink 1986). Eine Ausnahme bilden die altreformierten Gemeinden der Grafschaft Bentheim, die erst in den 70er Jahren des 20. Jh. das Niederländische als Kirchensprache endgültig aufgeben (Taubken 1986).

Im Unterschied zum Niederländischen erweist sich das Niederdeutsche als geschriebene Sprache als zählebig, und es schafft in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. einen Wiederaufstieg, der zwar nicht zur Wiederverwendung als geschriebene Alltags- oder Geschäftssprache führt, aber im Bereich der Belletristik doch ein Randdasein ermöglicht, das bis heute Bestand hat. Die seit den ersten Jahrzehnten des 19. Jhs. auch in Westfalen aufblühende niederdeutsche Literatur weist seit der Jahrhundertmitte Autoren von einiger Breitenwirkung auf, u. a. Ferdinand Zumbroock, Friedrich Wilhelm Grimme, Ferdinand Krüger, Augustin Wibbelt, Karl Wagenfeld, Christine Koch, um nur einige Namen der Vorkriegsliteratur zu nennen (v. Heydebrand 1983, passim). Dabei erweisen sich in erster Linie die volkstümlichen Humoristen als Erfolgsautoren; sie sind als die eigentlichen Schrittmacher der späteren westfälischen Mundartliteratur anzusehen (Weber 1991, 52).

2.2 *Gesprochene Sprache: stabile Diglossie*

Die Entwicklung der sprachlichen Verhältnisse in Westfalen ist bereits zu Beginn des Berichtszeitraumes durch eine sogenannte Diglossie-Situation gekennzeichnet, die sich bis in die 30er Jahre des 20. Jhs. als relativ stabile, seit dann aber als labile Diglossie bezeichnen lässt.

Ein zeitgenössischer kritischer Beobachter, der aus Fürstenau stammende Schriftsteller und Kunsthistoriker August von Eye (1825-1896), beschreibt im Jahre 1855 die sprachlichen Verhältnisse im nördlichen Westfalen folgendermaßen:

In Westfalen ist das Hoch- und Plattdeutsche geteilt zwischen den gebildeten und den unteren Ständen. Jenes ist ausserdem Sprache der Kirche, der Schule und des Gerichts, welches letztere jedoch oft sich der Noth bequemt und, um sich deutlicher auszudrücken, zur Sprache des Volkes und Landes seine Zuflucht nimmt. Dasselbe geschieht auch in den Häusern, wo zwischen Gatten, sowie Eltern und Kindern, das Hochdeutsche, zwischen Herrschaft und Dienstboten aber plattdeutsch gesprochen wird. Weiter nach Norden, in Ostfriesland, im Oldenburgischen, Bremischen u.s.w. herrscht das Plattdeutsch noch mehr vor und wird auch in den Häusern der Gebildeten mit einer gewissen Vorliebe gepflegt. Hier halten es auch die Landpfarrer für keinen Abbruch, ausser der Kirche und Schule mit der Gemeinde in ihrer eigenen Mundart sich zu unterhalten, während sie im Süden [d. h. in Westfalen, L. K.] auch durch den Sprachunterschied ein priesterliches Ansehen zu behaupten suchen. (v. Eye 1855, 97)

Von Eyes Beobachtungen werden durch Hinweise in den etwa zeitgleich niedergeschriebenen Erinnerungen des Clemens von Wolff-Metternich bestätigt. Dieser erinnert sich an seinen Großvater Werner Adolf von Haxthausen zu Bökendorf (1744-1823), einen bedeutenden Vertreter des ostwestfälischen Landadels, dessen letzte Lebensjahre sein Enkel noch erlebte, und dessen Sprachverhalten er bereits als unzeitgemäß empfindet: Er sei „noch ganz der Repräsentant der alten Zeit“ gewesen, „gerade, bieder und durch und durch ein Ehrenmann“, und er „sprach derb, meistens plattdeutsch, wenn er sich ungenirt wusste“ (v. Wolff-Metternich 1985, 86). Dass die erste Jahrhunderthälfte durch einen Umbruch im Sprachverhalten der höheren Schichten gekennzeichnet war, beweist auch die Verspottung der Münsteraner in der 1835 erschienenen Satire „Katechismus der Münsterländer“, in dem es u. a. heißt: „Du sollst Dich nicht unnöthiger Weise mit der deutschen Sprache beschäftigen. [...] Wer zum Adel gehört, muß französisch, wer aber zum Civil [d. h. zum Bürgerstand] gehört, muß plattdeutsch sprechen“ (Katechismus 1977, 9).

Wir können also für die Mitte und die zweite Hälfte des 19. Jhs. festhalten, dass sich eine schichtenspezifische Differenzierung des Sprachgebrauchs bereits fest eingebürgert hat. Wie der niederdeutschen Schriftsprache im 16. Jh., so ergeht es dem gesprochenen Niederdeutsch bis zur Mitte des 19. Jhs.: Die oberen Gesellschaftsschichten wenden sich von ihm ab, das Hochdeutsche wird zum Kennzeichen von Bildung und Arriviertsein. Unser Beobachter August von Eye berichtet dazu:

Namentlich geschieht es auch, dass Leute vom Lande in die Stadt ziehen, oder Familien aus den unteren Ständen, durch äussere Umstände begünstigt, Anspruch erheben, zu den höheren gerechnet zu werden, und ihre Erhebung durch den Sprachwechsel zu bethätigen streben. Plattdeutsch wird dann nur noch im geheimen Kämmerlein gesprochen; vor den Augen Anderer kauderwelscht man hochdeutsch. (v. Eye 1855, 98)

August von Eye trifft auch eine Vorhersage über die weitere Entwicklung der sprachlichen Verhältnisse – wie wir im Nachhinein feststellen müssen, mit großem Realitätssinn:

Es wird fort und fort baronisierte Bauern geben, welche ihre Kinder plattdeutsch zum Hochdeutschen anhalten; die Landpfarrer werden fortfahren, hochdeutsch ihrer Gemeinde zu beweisen, dass ihre plattdeutsche Sprache in Nacht und Schmutz zu verban-

nen sei; die Beamten werden ferner plattdeutsch ihre Schuld eintreiben und hochdeutsch dafür danken. (v. Eye 1855, 101)

Der hier anklingende, bereits um etwa 1800 einsetzende kontinuierliche Rückgang des Dialektgebrauchs ist allerdings von zweifacher Art: Da ist einerseits die anfangs relativ kleine Gruppe derjenigen, die des Niederdeutschen nicht mächtig sind, und andererseits die große Gruppe derer, die das Niederdeutsche nach wie vor als Zweitsprache gebrauchten, allerdings in immer weniger Domänen. Neben einem zunächst noch relativ unbedeutenden Sprachwechsel – die der Mundart Unkundigen sind bis zum Zweiten Weltkrieg in der Regel Zugewanderte (Gendarmen, Zollbeamte, auch Lehrer aus den preußischen Ostgebieten, usw.), nicht etwa Einheimische, die die Mundart nicht mehr zu sprechen gelernt hätten –, neben dem Sprachwechsel steht also der zunehmende Funktionswandel oder Funktionsverlust der Mundart: Von einem zunächst für fast sämtliche Domänen zutreffenden Mundartgebrauch reduziert sich dieser zugunsten der Hochsprache nach dem Grade zunehmender Öffentlichkeit und Förmlichkeit der Situation.

Dass das Hochdeutsche auch zu dieser Zeit bei manchen Angehörigen der ländlichen Oberschicht noch nicht vollständig in den privaten Sprachgebrauch vorgedrungen ist, geht beispielsweise aus den Hinweisen auf das Sprachverhalten eines Mitglieds einer alteingesessenen adeligen Beamtenfamilie im westlichen Westfalen hervor, des Coesfelder Steuereintnehmers von Bönninghausen. Er tritt uns – nach den Erinnerungen seines Enkels – in den 60er und 70er Jahren des 19. Jhs. noch als konsequenter Plattsprecher im häuslichen Leben entgegen (Driessen 1994), doch verweist die ausdrückliche Erwähnung dieser Tatsache bereits auf den anachronistischen Zug seines Sprachverhaltens und auf das veränderte Sprachbewusstsein der Zeitgenossen: „Nicht der Dialekt an sich wird abgelehnt: Seine ‚Ursprünglichkeit und Kernigkeit‘ werden sogar explizit anerkannt. Und auch die Tatsache, dass man selbst Dialekt spricht, ist nicht grundsätzlich deklassierend: Es kommt lediglich darauf an, den Dialektgebrauch auf bestimmte Situationen und bestimmte Gesprächspartner zu beschränken“ (Linke 1991, 265).

Die angeführten Beobachtungen von Zeitzeugen aus dem dritten Viertel des 19. Jhs. lassen sich ergänzen durch Anspielungen in der Dialektliteratur auf die sprachlichen Verhältnisse: Sie sind etwa bei Ferdinand Zumbroock nachzulesen (Peters/Ribbat 1993, 644f.), oder sie finden sich für das Ende des Jh. u. a. in der beiläufigen Charakterisierung sprachlicher Zustände im Romanwerk von Augustin Wibbelt. So können wir beispielsweise seinen Roman „Schulte Witte“ unter soziolinguistischen Gesichtspunkten analysieren – im Hinblick auf Sprachkompetenz, Sprachgebrauch und Spracheinstellungen der handelnden Personen – und die Ergebnisse dann zu folgendem Bild der Diglossie im Kernmünsterland verdichten (Kremer 1988): In den Jahren vor der Jahrhundertwende spricht man im ländlichen Münsterland noch allenthalben Niederdeutsch mit Ausnahme der dünnen adeligen Oberschicht und einiger großbäuerlicher Familien, die dem Vorbild des Adels und der Stadtbewohner folgen. Der Stadt Münster kommt dabei wohl die wichtigste Neuerungsfunktion zu. Dort sind es insbesondere die Zuwanderer aus nichtwestfälischen Gebieten, das Bildungsbürgertum und soziale Aufsteiger, die ausschließlich Hoch-

deutsch oder wenigstens eine als solche intendierte Umgangssprache westfälischer Prägung, d.h. eine Sprechsprache mit mehr oder weniger starker niederdeutscher Interferenz verwenden. Der alteingesessene Mittelstand hat sich dem Sprachwechsel erst partiell angeschlossen, hier gibt es noch selbstbewusstes Festhalten am Dialekt. Die Unterschicht ist noch weitgehend dialektsprachig mit Ausnahme bestimmter Dienstleistungsberufe, die dauernden Kontakt zur hochdeutsch orientierten Mittel- und Oberschicht haben (Hauspersonal, Friseur, Kellner usw.). Die ungleiche Prestigeverteilung zwischen Niederdeutsch und Hochdeutsch scheint der wichtigste Grund für den Sprachwechsel zu sein, noch nicht so sehr die Erfordernisse der Schule. Im westfälischen Raum übernimmt die Provinzialhauptstadt Münster mit ihrer ländlichen Umgebung, dem sogenannten Kern- oder Kleimünsterland, eine deutliche Vorreiterrolle gegenüber dem peripheren Sandmünsterland im Westen und Norden – ein bekanntes sprachgeographisches Muster.

2.3 *Stadt-Land-Gegensatz*

Mit der Rolle Münsters ist der Stadt-Land-Gegensatz angesprochen worden. Erinnerungen an die sprachlichen Verhältnisse um die Jahrhundertwende, wie sie in der Memoirenliteratur gelegentlich anzutreffen sind, bestätigen diesen bei der Wibbelt-Lektüre gewonnenen Eindruck. So berichtet etwa Hermann Grochtmann (1963, 85f.) über seinen Heimatort Spexard bei Gütersloh um 1910: „In der Familie, auf dem Hofe, in der ganzen Bevölkerung, wurde nur Platt gesprochen. Unser Hochdeutsch beschränkte sich auf Schule und Kirche. [...] Bis etwa 1910 gab es in den beiden Bauerschaften Spexard und Avenwedde von den Alteingesessenen vielleicht zwei oder drei Familien, die mit ihren Kindern hochdeutsch sprachen oder sich wenigstens darum bemühten. In den letzten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg wurde das aber häufiger. [...] In der benachbarten Stadt Gütersloh war die Entwicklung schon viel weiter: die alten Gütersloher sprachen unter sich und auch mit uns ihren Dialekt, aber mit den Kindern wurde hochdeutsch gesprochen.“

Zu den von Grochtmann erwähnten „zwei oder drei Familien, die mit ihren Kindern hochdeutsch sprachen“, gehörten in der Regel die Lehrerfamilien, denen nach dem Willen der Schulobrigkeit eine besondere Vorbildfunktion zukam. Der Münsterische Philosoph Josef Pieper war das Kind einer solchen Familie; er erinnert sich (1976, 12): „[Plattdeutsch] ist, obwohl wir Lehrerskinder eigentlich nur hochdeutsch reden sollten, meine ‘erste’ und in besonderem Sinne meine Muttersprache, buchstäblich die Sprache meiner Mutter und ihrer ländlichen Welt – während meinem Vater, wenn er mit den Bauern oder auch mit seiner Frau plattdeutsch sprach, zeitweilig ein fremder Akzent anzumerken blieb“. Die spätere Übersiedlung in die Stadt Münster, etwa um 1910, stellte für den jungen Pieper eine Art Kulturschock dar, der sich u. a. darin äußerte, „daß alle Welt dies affektierte Hochdeutsch redete, als sei man immerzu in der Schule oder auf dem Amt“ (Pieper 1976, 29).

Der Stadt-Land-Gegensatz wird hier also noch einmal deutlich. Doch ist Stadt nicht gleich Stadt: Wer in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg in eine der westfälischen Kleinstädte zog, für den war das Erlernen der Ortsmundart lebensnotwendig. So heißt es in einem Bericht aus Bocholt: „Die Familie siedelte um Neujahr 1911 aus Süd-

deutschland hierher. [...] Mit dem Plattdeutschen scheinen meine Eltern zurechtgekommen zu sein. Meine Mutter behauptete, sie habe unterstellt, die Marktfrauen sprächen einen englischen Dialekt, und daraufhin habe sie sie recht gut verstanden. Als sie im Krieg Unterricht abhielt, musste sie es sich praktisch aneignen; ich erlernte es schnell.“ (Münch 1987, 28f.)

2.4 *Marginalien: Rotwelsch und Latein*

In diesen zeitlichen Rahmen gehört ein Randphänomen, das besonders in den letzten Jahren auf Interesse gestoßen ist: die Reste von Dialekten des Rotwelschen, von Geheimsprachen aus dem Milieu der Wanderhändler. Sie wurden zu Ende ihrer eigentlichen Verwendungszeit, also seit den letzten Jahrzehnten des 19. und frühen 20. Jh. aufgezeichnet und entgingen dadurch dem endgültigen Verschwinden. Es handelt sich in Westfalen um drei solcher regional gebundenen Rotwelschdialekte: um das Bargunsch oder Humpisch der Tödden aus der Ibbenbüren-Mettinger Gegend, um die Schlausmen, die Sprache der wandernden Sensenhändler aus dem Hochsauerland, und um die Speismakeimersprache oder Masematte einiger münsterscher Stadtviertel.

Bargunsch (nl. *Bargoens*) oder Humpisch, die „Geheimsprache“ westfälischer Wanderhändler aus den Dörfern Mettingen, Recke, Hopsten und Riesenbeck im Tecklenburger Land, ist ein Sonderwortschatz von etwa 270 Wörtern, der das einheimische Niederdeutsch der Händler ergänzte und so etwaige Verdunkelungsabsichten in der Kommunikation der Händler untereinander ermöglichte, in erster Linie aber wohl einen gruppenstabilisierenden, spielerischen Effekt gehabt haben dürfte (Veldtrup 1981, 14ff.). Ähnliches gilt für das Schlausmen der wandernden Sensenhändler aus dem Hochsauerland (Jütte 1978). Die münsterische Masematte war dagegen nicht auf eine Gruppe von Händlern fern ihrer ländlichen Heimatorte beschränkt, sondern lebte als Sondersprache der sozial niederen Schicht in einigen Vierteln der Provinzhauptstadt. Sie war nicht nur begrenzt auf Hausierer- und Händlerkreise, sondern besonders Angehörige des Bauhandwerks (die *Speismakeimer*) zählten hier zu den aktiven Sprechern. Im Unterschied zu den ländlichen Rotwelschdialekten wurden die rund 400 Vokabeln der münsterschen Masematte zum Zeitpunkt ihrer schriftlichen Erfassung nicht mehr in den niederdeutschen Stadtdialekt, sondern in die hochdeutsche Umgangssprache eingebettet (Strunge / Kassenbrock 1980; Sievert 1991). Hier wie da ist das Rotwelsche eine reine Männersprache, und hier wie da ist es heute außer Gebrauch geraten, doch sind zahlreiche Elemente des Rotwelschen wie *meimeln* 'regnen', *schickern* 'trinken', *Leetze* 'Fahrrad', *Koten* 'Kind' usw. in die westfälisch-hochdeutsche Umgangssprache eingegangen.

Für den gewöhnlichen Sprachteilhaber hatte nicht nur das Rotwelsche, sondern auch das Lateinische eine mystifizierende Funktion, zumindest bis zu seiner fast gänzlichen Abschaffung als Sprache der katholischen Liturgie in den 60er Jahren. Um die Mitte des 19. Jhs. hatte es seine Funktion als Sprache der Wissenschaft wohl definitiv verloren, wenngleich ihm in der höheren Bildung noch lange ein bedeutender Platz eingeräumt wurde. Darüber hinaus blieb es aber auch im Alltagsleben der katholischen Gebiete Westfalens präsent, also vornehmlich in den ehemaligen Hochstiften Münster und Paderborn und in den ehemals kurkölnischen Territorien Vest

Recklinghausen und Herzogtum Westfalen. Verstanden wurde es von der Mehrheit der Kirchgänger nur bruchstückhaft, doch verlieh es gerade dadurch denjenigen, die mit ihm umgehen konnten, Ansehen und Macht. Und das war ja auch wohl seine Hauptfunktion.

2.5 „Froulöptraot“ und „Mannslöspraake“

Die bereits erwähnte sprachsoziologische Analyse des Wibbeltischen Stadt-Land-Romans „Schulte Witte“ enthüllt nicht nur unterschiedliches Sprachverhalten in verschiedenen sprachlichen Domänen, in unterschiedlichen Sozialschichten sowie auf dem Lande und in der Stadt, sondern wir erkennen bei Wibbelt auch unterschiedliches Sprachverhalten von Männern und Frauen. Darin vollzieht sich zu Beginn unseres Darstellungszeitraumes ein Wandel: Zunächst gilt noch, dass Frauen ein konservativeres Sprachverhalten an den Tag legen als Männer, d. h. eine größere Affinität zum Dialekt besitzen. So berichtet Schulte Kemminghausen (1939, 94) beispielsweise von einer alteingesessenen Dortmunder Bürgerfamilie, in der – etwa um die Mitte des 19. Jhs. – der Vater mit den heranwachsenden Söhnen nur hochdeutsch, mit den Töchtern aber nur Dialekt gesprochen habe. Ähnliche Verhältnisse werden auch aus anderen Teilen Westfalens für die erste Hälfte des 19. Jhs. berichtet (vgl. Kremer 1986). Erklären mag man das konservativere Sprachverhalten der Frauen als Folge einer Kommunikation geringerer Reichweite im Vergleich zu den Männern. Gewiss hat aber auch die bis dahin geringere Bedeutung des Schulbesuchs im Alltagsleben der Menschen damit zu tun.

Bei Wibbelt zeigt sich demgegenüber aber schon ein Umschwung: Im „Schulte Witte“ steht der Schuldenbauer für Landleben, Solidität, Tradition und Plattdeutsch, die „Meerske“ dagegen steht für Stadtleben, Leichtfertigkeit, Moderne und Hochdeutsch (Kremer 1986, 2ff.; Kremer 1988). Als Ursachen für diesen Umschwung, aber auch für die Differenz zwischen männlichem und weiblichem Sprachverhalten überhaupt können wir die geringere soziale Stellung der Frau und ein daraus resultierendes Streben nach normgerechtem Verhalten ansehen, d. h. strengere Verhaltensmaßstäbe gegenüber Frauen (Linke 1991, 264). Wir können aber auch die Rolle der Frau als Erzieherin und damit die stärkere Verantwortung für den Schulerfolg ihrer Kinder anführen, außerdem in jüngerer Zeit die stärkere Tätigkeit von Frauen in Büro- und anderen Dienstleistungsberufen – im Gegensatz zur stärker handwerklichen Orientierung der Männer. Die erwähnten Unterschiede im Sprachverhalten von Männern und Frauen dauern übrigens bis zur Gegenwart an (Kremer 1986, 6ff.).

2.6 Der Traditionsbruch

In dem erwähnten Zitat des Beobachters Grochtmann aus dem Gütersloher Land wurde bereits die Zeit um den Ersten Weltkrieg als wichtige Periode in der Veränderung der Einstellung breiter Bevölkerungskreise gegenüber dem Dialekt erkennbar; Befragungen der Volkskundlichen Kommission liefern, gewissermaßen als Nebeneffekt, ebenfalls diese Einsicht (Kremer 1990a). Auch aus Menges Untersuchung der Dialektverwendung im Paderborner Raum geht hervor, dass in der Zeit um 1920 die Bevölkerung in einem erheblichen Teil der Gemeinden dazu übergeht, gegenüber den

Kindern als Erstsprache Hochdeutsch statt Niederdeutsch zu gebrauchen (Menge 1979, 173ff.).

„Insgesamt richteten sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Menschen in praktisch allen agrarischen Gebieten Rheinland-Westfalens auf die städtischen Zentren und Ballungsräume aus [...]“ (Reulecke 1995; 99; vgl. auch Gladen 1986). Die in ihrer ländlichen Umgebung hochangesehenen Großbauern könnten sehr wohl eine entscheidende Rolle bei der Stigmatisierung des Niederdeutschen gespielt haben: Sie hielten sich häufig für Gutsbesitzer und fühlten sich seit den Gründerjahren gleichberechtigt mit dem städtischen Unternehmertum, sie übernahmen ja auch als äußeres Kennzeichen deren zweistöckige Villa – es gibt nicht wenige neugotische oder Jugendstilvillen auf westfälischen Bauernhöfen (Wolf 1960, 536ff.; Eiynek 1990, 65ff.). Und sie adoptierten als Vorläufer der Modernisierung bereits vor Beginn unseres Jahrhunderts städtische Lebensweisen einschließlich des entsprechenden Sprachverhaltens, und dazu gehörte Hochdeutsch im Gespräch mit den Kindern – unsere Wibbelt-Lektüre hat dieses ja gezeigt.

Für diesen sich nunmehr abzeichnenden Sprachwechsel, d. h. für die mangelnde Weitergabe des Dialekts an die jüngere Generation, sind häufig die späteren Flüchtlingsströme im Gefolge des Zweiten Weltkriegs und die damit einhergehende Überfremdung des platten Landes verantwortlich gemacht worden. Ohne den von der Überfremdung ausgehenden Sachzwang leugnen zu wollen, scheint es mir doch angebrachter, diese Entwicklungen stärker unter dem Aspekt der Urbanisierung und Modernisierung des Landlebens im frühen 20. Jh. zu betrachten (vgl. Haas 1995, 303). Es sind die Angehörigen der ländlichen Mittel- und Oberschicht, deren Vorbild nachhaltige Wirkung zeigte: Wenn man neben dem hohen Sozialprestige der Großbauern und Akademiker auf dem Lande das vergleichsweise geringe soziale Ansehen der ostdeutschen Zuwanderer nach dem Zweiten Weltkrieg bedenkt, dann muss der Schluss nahe liegen, dass der niederdeutsche Dialekt schon einige Jahrzehnte vor der „Überflutung“ in seiner Position gefährdet gewesen sein muss, und zwar infolge der Übernahme städtischer Lebensformen durch die ländlichen Eliten, hier also durch den Übergang zur standardsprachlichen Sozialisation der Kinder in den Jahren vor und nach dem Ersten Weltkrieg. Seit den 20er Jahren verhalf ein neues Massenmedium dem Hochdeutschen als Standardsprache zum Durchbruch: der rasant sich ausbreitende Rundfunk. Während der Zeit des Dritten Reiches kam dann durch Arbeits- und Militärdienst, „Landjahr“ und die Einquartierung von „Evakuierten“ aus den bombengefährdeten Städten, durch Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter die stärkere Verwendung des Hochdeutschen hinzu. Umgekehrt erlernten natürlich auch einige Stadtbewohner auf diese Weise den ländlichen Dialekt (Peters 1992, 61).

3. Sprachbewegung, Sprachwandel und Sprachwechsel

Veränderungen im Sprachverhalten, im Gebrauch einer Varietät, wie sie im vorigen Kapitel vorwiegend im Bereich der gesprochenen Sprache skizziert wurden, sind eine wichtige Voraussetzung für Veränderungen in der Substanz eben dieser gesprochenen Varietäten. Insbesondere die keiner festen Normierung durch Schulgrammatiken und Wörterbücher unterworfenen Mundarten sind ständigem Wandel unterworfen. Dieser

Wandel entsteht durch die Aufnahme neuen Sprachgutes aus benachbarten Varietäten, d. h. Dialekten, oder – heute fast ausschließlich – aus der überdachenden Standardsprache, dem Hochdeutschen.

3.1 Sprachbewegung

Das Vorrücken bestimmter Neuerungen in den westfälischen Dialekten, ihre räumliche Veränderung, könnten wir als Sprachbewegung (oder als horizontalen Sprachwandel) bezeichnen. Sprachbewegungen unterschiedlicher Art sind auch in neuerer Zeit, also seit der Mitte des 19. Jhs. noch am Aufbau der westfälischen Dialekte beteiligt. So können wir etwa das Vordringen bestimmter niederländischer Lehnwörter wie *fietsse* oder *botteram* in den ersten Jahrzehnten des 20. Jhs. ansetzen, aber auch die räumliche Ausdehnung von lautlichen Einflüssen des Kernmünsterländischen beispielsweise im Norden des Altkreises Ahaus, das Vordringen niederrheinischer Formen im Raum Bocholt / Rhede oder die Verbreitung von Neuerungen aus dem Hochdeutschen – insbesondere im Bereich moderner Kulturwörter – ist bis in die Nachkriegszeit hinein zu beobachten: Elemente des Hochdeutschen erfassen, von städtischen Zentren ausgehend, in mehr oder weniger breiter Front das Umland, wobei die Hauptverkehrswege wie früher bei der Verbreitung dialektaler Formen eine wichtige Rolle spielen. Auf diese Weise entsteht etwa ein deutlicher Einfluss des Ruhrgebietes und der Verkehrsachse Ruhrgebiet-Münster auf die Dialekte des Westmünsterlandes (Kremer 1979, I, 189ff., Kremer 1995).

Heute findet Sprachbewegung dieser Art kaum noch statt, da die Voraussetzungen dafür fehlen. Der Gebrauch des Dialekts beschränkt sich jetzt meist auf sogenannte Nahkontakte, d. h. auf den Bekannten-, Freundes- und Familienkreis, überörtliche Beziehungen sind in der Regel standardsprachlich geprägt, und damit ist Dialektelelementen die Möglichkeit zur Expansion entzogen. Auf der Zwischenstufe der Umgangssprache ist derartige horizontalräumliche Sprachbewegung allerdings noch zu beobachten, was z. B. Wörter wie *Pinte* 'Kneipe', *Fletsche* 'Steinschleuder', *Tango / Alsterwasser* 'Mischgetränk aus Bier und Limonade', *Stulle* 'Butterbrot', *Pommestude* 'Imbissstand' usw. beweisen (Eichhoff 1977ff.).

3.2 Sprachwandel

Statt Sprachbewegung ist heute eher ein allgemeiner Sprachwandel in den westfälischen Dialekten zu beobachten, der sich als Lexemswund, Entlehnung oder Strukturverlust äußern kann (vgl. Seymour 1970/71). Eine Art natürlicher Sprachwandel liegt mit dem Lexemswund vor – gemeint ist das Verschwinden bestimmter Benennungen mit dem bezeichneten Gegenstand. Wir können den Vorgang auch Objektverlust nennen: Infolge der technologischen Entwicklung geraten bestimmte Geräte oder Arbeitsvorgänge außer Gebrauch, und mit ihnen die mundartliche Bezeichnung – ein uralter und unvermeidlicher Vorgang, von dem besonders die Fachsprachen der Landwirte, der ländlichen Hauswirtschaft und der Handwerker betroffen sind.

Diesem Objektverlust steht aber ein Objektzugang gegenüber, denn die veralteten Gegenstände geraten ja außer Gebrauch, weil sie durch modernere ersetzt werden. Damit wird der Lexemswund durch einen Lexemzugang ausgeglichen, falls nicht

etwa Übertragung der alten Bezeichnung auf das neue Objekt stattfindet. Die Quelle neuer Bezeichnungen ist in der Regel das Hochdeutsche, in zunehmendem Maße handelt es sich auch um Entlehnungen aus dem Englischen. Diese modernen Kulturwörter können auf dreierlei Weise ins Westfälische integriert werden: 1. durch vollständige unveränderte Übernahme, 2. durch teilweise Anpassung an das mundartliche Sprachsystem oder durch Lehnübersetzung, 3. durch Lehn schöpfung oder Lehnbedeutung.

Die vollständige Übernahme des standardsprachlichen Wortes ist schon seit geraumer Zeit die häufigste Form der Integration. Dabei wird das neu aufkommende Wort unverändert aus dem Hochdeutschen entlehnt oder nur in dem Grade der Lautstruktur des westfälischen Dialekts angepasst, der auch in der westfälisch geprägten hochdeutschen Umgangssprache üblich ist. Beispiel: hd. *Wasserleitung* wird in der Form *Wasserleitunk* in die Mundart übernommen, hd. *Mähdrescher* bleibt unverändert oder wird zu *Mähdresch-cher*, aber nur ganz selten zu *Maaidorsker*.

Die teilweise Anpassung an das mundartliche System geschieht in der Weise, dass bei Wortzusammensetzungen meist das Grund-, gelegentlich das Bestimmungswort ins Plattdeutsche übersetzt wird, während der andere Bestandteil hochdeutsch bleibt. Beispiele: hd. *Mülleimer* wird zu *Müllemmer* (selten: *Affallemmer*), hd. *Kühlschrank* wird zu *Köhlschrank* (selten: *Köhlkaste*). Zur teilweisen Anpassung gehört auch die Lehnübersetzung (Lehnübertragung), weil Wortbildungsmodell und Motivation der hochdeutschen Vorlage übernommen werden. Beispiele: hd. *Feuerzeug* wird zu *Füertüg*, hd. *Zeitung* wird zu *Tietunk* (Beispiele aus dem Altkreis Ahaus).

Die beiden Möglichkeiten der vollständigen Übernahme des hochdeutschen Lexems und der teilweisen Integration bilden gemeinsam etwa 90% der Kulturwörter in den unter diesem Aspekt untersuchten westmünsterländischen Mundarten (Kremer 1979, II, 37); für die übrigen westfälischen Dialekte dürfen wir wohl ähnliche Verhältnisse unterstellen. Die noch verbleibenden Möglichkeiten der Lehn schöpfung und der Lehnbedeutung, die ja ein sehr unabhängiges Reagieren der Mundart auf standardsprachliche Vorbilder bedeuten und die ein Indiz für die Lebenskraft der Dialekte sein könnten, kommen nur selten vor. Beispiel: hd. *Taschenlampe* wird in der Niedergrafschaft Bentheim zu *Flip* (= Lehn schöpfung), hd. *Wasserhahn* wird zu *Waterkraan* (= Lehnbedeutung).

Bei der Untersuchung der Integration moderner Kulturwörter in die Dialekte fällt deutlich eine Abnahme des Assimilationsvermögens der Dialekte ins Auge, wenn wir die letzten hundert Jahre betrachten. So hat sich gezeigt, dass bei Begriffen, die vor 1900 integriert wurden (z. B. 'Zeitung', 'Fahrrad', 'Kunstdünger') noch in hohem Maße Lehnübersetzung und regionale Unterschiede in der Integrationsweise vorkommen. In der Gruppe der Begriffe, die zwischen 1900 und 1945 in Umlauf gekommen sind (z. B. 'Glühbirne', 'Feuerzeug', 'Zahnpasta', 'Traktor') nimmt der Anteil unveränderter Übernahme stark zu, und regionale Besonderheiten nehmen ab. Und bei Begriffen schließlich, die nach 1945 aufkamen (z. B. 'Elektroherd', 'Staubsauger', 'Moped', 'Düsenjäger') überwiegt die einheitliche unveränderte Übernahme der hochdeutschen Form.

Standardsprachliche Transferenz ist auf jeder sprachlichen Ebene zu beobachten: Sie kann sich auf die Anpassung eines oder mehrerer Phoneme an die standard-

sprachliche Form beschränken, kann aber auch zum Ersatz ganzer Wörter, ja zur Aufnahme hochdeutscher Wortgruppen und Redewendungen und zur Anpassung des dialektalen Satzbaus an den des Hochdeutschen führen. Wo ein Dialektwort dem hochdeutschen Äquivalent in seiner Lautgestalt sehr nahe steht, beschränkt sich die Transferenz meist auf ein oder zwei Phoneme. So kann man beispielsweise bei westmünsterländischen Dialektsprechern heute vielfach die hd. Wörter *Essig, Narbe, Luft, Schnecke, Igel, immer* antreffen anstelle der alten nd. *Ettik, Narwe, Lucht, Schnigge, Eggel, ümmer*. Diese Veränderungen treten nicht systematisch auf, sondern sind an Einzelexeme gebunden. In einigen Fällen lässt sich jedoch auch systemhafter Sprachwandel feststellen: anlautendes <g-> wird heute meist wie im Hochdeutschen als *g*, nicht mehr als *ch* gesprochen (*Gorden* 'Garten', nicht *Chorden*). Ein anderes Beispiel: Anlautendes <sch-> wird nicht mehr als *s-ch*, sondern als *sch* wie im Hochdeutschen realisiert, also *'n Bottram met Schinken*, nicht mit *S-chinken*. Auch im morphologischen Bereich verändert hochdeutscher Einfluss die Struktur der Dialekte. Die Form *wi bünt* 'wir sind' z. B. wird häufig nach hd. Vorbild zu *wi sünd*. Es scheint aber, dass sich die Mundart in diesem Bereich gegenüber standardsprachlicher Transferenz relativ wenig öffnet (Kremer 1996, 67ff.).

Bei Untersuchungen im Emsland haben sich die Dialektgrenzen im phonologisch-morphologischen Bereich seit 1880 als sehr beständig erwiesen, besonders nach Norden und Süden hin, daneben zeigen sich aber auch Angleichungen an standardsprachliche Formen, etwa beim Rückgang der Dehnung von *u* vor *-n(d)* in 'gefunden', bei der Entwicklung der *s*-Laute, beim Rückgang des anlautenden *kw-* zugunsten des *k-* im Präteritum von 'kommen', beim Rückgang von (*ik*) *sin* '(ich) bin' gegenüber (*ik*) *bin*, usw. (Taubken 1985).

Am stärksten wird jedoch das Lexikon der Dialekte vom hochdeutschen Einfluss berührt. Die Untersuchung des lexikalischen Wandels im ostniederländisch-westfälischen Grenzraum hat u. a. ergeben, dass bestimmte lexikalische Teilbereiche stärker als andere von standardsprachlicher Transferenz betroffen sind. Beispielsweise sind die alten niederdeutschen Vogelnamen oder die Bezeichnungen von Kleintieren und Insekten stärker von hochdeutschen Lexemen verdrängt worden als Benennungen aus Haus und Garten oder von Haustieren, d. h. also, dass die peripheren semantischen Bezirke stärker betroffen sind als der Kernwortschatz (Kremer 1979, I, 174; Kremer 1995). Auch im Bereich der sogenannten „Kleinwörter“ (Pronomina, Präpositionen, Konjunktionen usw.) ist ein starker Einfluss des Hochdeutschen festgestellt worden, der sich besonders im geschriebenen Dialekt äußert, etwa bei den Schriftstellern Wibbelt und Wagenfeld (Peters 1995b, 167ff.).

Die Anpassung dialektaler Satzbaumuster an hochdeutsche Vorbilder fällt heutigen Mundartsprechern wahrscheinlich am wenigsten auf, doch lassen sich auch hier markante Veränderungen aufzeigen. So sagt man heute im Westmünsterländischen schon oft *Sett di* 'Setz dich' statt *Gao sitten*, oder *He wochten daor up'n bus* statt *He stün daor up'n bus te wochten*, oder *Wi bünt lopen gaon* oder gar *Wi bünt / sünd weglopen* statt *Wi bünt gaon lopen*.

Auffällige Veränderungen hat es auch im pragmatischen Regelwerk der westfälischen Dialekte gegeben. Im Bereich der Anredepronomen hat sich beispielsweise eine Erweiterung des ursprünglichen zweistufigen *Du-Ji*-Paradigmas zu einem drei-

stufigen *Du-Ji-Se*-Paradigma vollzogen, das anschließend wieder auf ein zweistufiges Paradigma reduziert wurde, dieses Mal aber mit den Elementen *Du-Se*: Die westfälischen Dialekte integrieren also zunächst in einer Erweiterung und Ausdifferenzierung ihrer pragmatischen und semantischen Möglichkeiten ein hochdeutsches Lehn-element (*Se*), um anschließend in einer Angleichung an das übermächtig-überdachende System der Standardsprache ein inzwischen als überflüssig empfundenes Element (*Ji*) abzustößeln. Der Dialekt kommt damit einen Schritt weiter in die Richtung auf eine Umgangssprache über eine Zwischenstufe, die zunächst durch systemerweiternde Integration gekennzeichnet ist (Kremer 1990c).

Die fortschreitende Durchmischung der westfälischen Dialekte mit standard-sprachlichen Elementen hat ein Gegenstück auf der niederländischen Seite der Staatsgrenze: Dort sind die früher mit den westfälisch so eng verwandten Mundarten von Achterhoek und Twente einem gleichartigen Prozess der Transferenz niederländischer Standard-elemente unterworfen. Das hat zur Folge, dass die Staatsgrenze, die bis zur Zeit um den Ersten Weltkrieg als Mundartgrenze noch kaum ins Gewicht fiel, sich inzwischen zu einer sprachlichen Bruchstelle entwickelt hat (Kremer 1990b, Kremer i. Dr.). Grenzüberschreitende Kontakte werden daher mehr und mehr auf Hochdeutsch oder auf Niederländisch angeknüpft. Der Sprachwandel beiderseits der niederländisch-deutsche Grenze hat sich auch im Bewusstsein der Dialektsprecher in den Grenzgebieten niedergeschlagen: Sie empfinden die niederländisch-deutsche Staatsgrenze inzwischen auch subjektiv als bedeutende Dialektgrenze (Kremer 1984).

3.3 Sprachwechsel

Der strukturelle Unterschied der niederdeutschen Dialekte gegenüber dem Hochdeutschen ist so bedeutend, dass das Niederdeutsche als ‚Abstandssprache‘ in bezug auf die überdachende Standardsprache Hochdeutsch gekennzeichnet worden ist (Kloss 1976). Wenn auch das Hochdeutsche die niederdeutschen Mundarten auf allen sprachlichen Ebenen unterwandert, so ist offensichtlich das Maß der Transferenz noch nicht derart hoch, dass von fließenden Übergängen zwischen niederdeutschen Mundarten und Hochdeutsch die Rede sein könnte. Westfälischen Dialektsprechern ist es zwar möglich, sich je nach Kompetenz und Domäne auf einer sprachlichen Skala auf und ab zu bewegen, die durch die beiden Pole Standardsprache und „unverfälschter“ Dialekt gekennzeichnet ist, aber eine deutliche Zuordnung zu einer der beiden Größen Dialekt oder Hochdeutsch ist dem Sprecher in jedem Falle möglich, mag seine Mundart auch noch so verhochdeutscht und sein Hochdeutsch noch so sehr ein „Hochdeutsch mit Striepen“ sein: Nicht nur die Intention, sondern auch die grammatische Grundstruktur einer Äußerung bleibt in der Regel eindeutig zuzuordnen. Daher sind auch kaum „Missingsch“-Sprecher auszumachen; umso häufiger ist aber das Phänomen der Alternanz (des Code-Switching) zwischen Hochdeutsch und Niederdeutsch anzutreffen (Johannlückens 1989).

Vielleicht ist dieser Mangel fließender Übergänge von der Mundart zur Standardsprache dafür verantwortlich, dass – anders als beispielsweise im ripuarischen Raum – viele Dialektsprecher eine radikale Abkehr von der Mundart im privaten Bereich vollziehen. Als Grund für diese Entscheidung wird in der Regel angegeben, man

wolle den Kindern Schulschwierigkeiten ersparen. Über die hochdeutsche Eltern-Kind-Kommunikation in der ersten Generation, der noch eine dialektale Kommunikation der Eltern und Großeltern untereinander gegenübersteht, führt die Entwicklung in der zweiten Generation bereits zur ausschließlich standardsprachlichen Kommunikation in der Kleinfamilie und mit den Großeltern, die nur noch untereinander Dialekt sprechen. Wir haben bei dieser Entwicklung mit Sprachwechsel („language shift“) oder Sprachersatz zu tun. Dieser zunächst individuelle Sprachwechsel kann in relativ kurzer Zeit, z. B. innerhalb einer Generation, zum kollektiven Sprachwechsel führen – abhängig ist dies von verschiedenen sozialpsychologischen und soziologischen Faktoren wie dem Grad der Überfremdung eines Ortes, dem Sprachverhalten lokaler Eliten und damit dem Prestige der Sprachformen Hochdeutsch und Dialekt, von den örtlichen Weiterbildungsmöglichkeiten, dem Anteil von Pendlern an der Ortsbevölkerung usw.

Wird der Sprachwechsel vollzogen, tritt in der Regel nicht eine standardnahe Form des Hochdeutschen an die Stelle des Dialekts als Alltagssprache, sondern eine von zahlreichen niederdeutschen Transferaten gekennzeichnete Varietät. Diese hochdeutsche Umgangssprache westfälischer Prägung behält die mundartliche Artikulation weitgehend bei, sie fällt z. B. auf durch eine andere Verteilung von Kurz- /Langvokal und Akzent als in der Hochsprache (*Hoff*, *Müsick*), die spirantische Aussprache von <g> im Anlaut (*chroß* ‘groß’) und im Auslaut (*zuch* ‘Zug’), die Vokalisierung des /r/ vor Konsonant bei gleichzeitiger Überlänge des vorhergehenden Vokals (*waaten* ‘warten’, *maakt* ‘Markt’) sowie „Sekundärdiphthonge“ nach der Vokalisierung eines ehemaligen /r/ (*geärne* ‘gerne’, *leärm* ‘Lärm’), fehlende Affrikaten im Anlaut (*fanne* ‘Pfanne’), *g* statt *j* im Anlaut (*gets* ‘jetzt’), Trennung der Pronominaladverbien (*Da hab ich nichts von*) usw. Zahlreiche nd. Lexeme wie *dat* und *wat*, *blage* ‘Kind’, *betuppen* ‘betrügen’, *plünnen* ‘Kleider’, *piesacken* ‘quälen’, *schluffen* ‘Pantoffeln’, *schmacht* ‘Hunger’ usw. wurden übernommen (Niebaum 1977; Lauf 1996, 205ff.). In den letzten Jahrzehnten sind allerdings einige Kennzeichen wie die spirantische Aussprache von <g> im Anlaut, die als besonders dialektnah empfunden wurden, zurückgedrängt worden.

4. Die Entwicklung der Diglossie Niederdeutsch – Hochdeutsch seit der Zwischenkriegszeit

Vor allem in den letzten beiden Generationen hat das Niederdeutsche als gesprochene Alltagssprache sehr starke Funktionsverluste erlitten; seine Weitergabe an die nächste Generation in einem einigermaßen existenzsichernden Umfang ist nicht mehr gewährleistet – es hat sich „von der Sprache zum Kulturgut“ entwickelt (Haas 1995, 303). Wie hat sich diese Entwicklung vollzogen?

4.1 Entwicklung von Dialektkompetenz und -performanz

Eine kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs durchgeführte Befragung nach dem Dialektgebrauch in Westfalen sowie einige seit den 50er und 60er Jahren durchgeführte Erhebungen erlauben es uns, die Entwicklung der letzten sechs Jahrzehnte für eine bestimmte Partnerkonstellation – Eltern und Kinder – etwas genauer zu verfol-

gen; wir können die Vorkriegsdaten sodann zu späteren Erhebungen aus den 80er Jahren in Beziehung setzen. Sichtbar wird dabei eine „soziale Revolution, die vor allem verantwortlich ist für die revolutionäre Umgestaltung der Diglossie-Situation innerhalb der letzten zwei, drei Jahrzehnte“ (Haas 1995, 303).

Im Auftrag des Westfälischen Heimatbundes führte Karl Schulte Kemminghausen 1936 an allen Schulen der damaligen Provinz Westfalen eine Befragung durch, die den Sprachgebrauch „zu Hause im täglichen Verkehr mit den Eltern“ zum Gegenstand hatte (Schulte Kemminghausen 1939, 86ff.). Diese Befragungsergebnisse lassen sich für den osnabrückisch-emsländischen Raum ergänzen aus den Sprachgebrauchsermittlungen, die Hans Janßen 1938-39 in ganz Niedersachsen durchgeführt hat (Janßen 1943). Leider wurde die Fragestellung von Schulte Kemminghausen auf nur diesen Eltern-Kind-Aspekt begrenzt (wobei das Ruhrgebiet und das Siegerland ganz ausgeklammert wurden). Ich greife hier nur eine – allerdings sehr wichtige – Frage heraus: „Wieviel Schüler sprechen zu Hause im täglichen Verkehr mit den Eltern regelmäßig *nur* plattdeutsch?“ (Schulte Kemminghausen 1939, 89)

Aus den Antworten ersehen wir, dass mit Ausnahme der städtischen Zentren der Gebrauch des Plattdeutschen im größten Teil des Münsterlandes, des Mindener Raumes, Ostwestfalens um Gütersloh-Wiedenbrück und entlang der Südgrenze Westfalens zwischen Olpe und Warburg meist bei etwa 40% bis 80%, gebietsweise aber selbst zwischen 80% und 100% liegt. Die Städte und ihr Umland, das Ruhrgebiet und das mittlere Westfalen haben überwiegend das Hochdeutsche als tägliche Umgangssprache zwischen Eltern und Kindern übernommen; der Mundartgebrauch im Eltern-Kind-Kontakt liegt hier meist unter 20 Prozent. Nach den zeitgleichen Ermittlungen von Janßen (1943, Karte 1) in Niedersachsen und im (historisch) nördlichen Westfalen gilt dieser Übergang zum Hochdeutschen in der letztgenannten Region nur für wenige städtische Gebiete, insbesondere für die Umgebung von Osnabrück; alle ländlichen Gebiete weisen noch einen Mundartgebrauch von 75% bis 100% auf.

Diese Ergebnisse werden der Tendenz nach für einige Gebiete im Osten und Westen Westfalens durch spätere Umfragen aus den 50er und 60er Jahren bestätigt (Altkreise Wiedenbrück 70%, Borken 72%), da diese die Frage enthielten, ob die Großelterngeneration mit den eigenen Kindern (der Elterngeneration zur Zeit der Erhebung) Dialekt gesprochen habe (B. Selhorst 1958, St. Selhorst 1965). Diese Umfragen stellen gewissermaßen einen zweiten Schritt in der statistischen Erfassung des Verhältnisses von Dialekt und Standardsprache in Westfalen dar. Sie zeigen, dass die Weitergabe der Mundart von den Eltern an die Kinder in ländlichen Gebieten in der Nachkriegszeit bereits auf Werte zwischen 20% (Durchschnitt Altkreis Wiedenbrück 1958) und 38% (Durchschnitt Altkreis Borken 1964) gesunken ist; in Seppenrade bei Lüdinghausen wird 1975 ein Wert von 25% ermittelt (Frieling 1975, nach Niebaum 1977, 20). Im Regierungsbezirk Detmold ergibt eine Umfrage bereits im Jahre 1952, dass Schulkinder kaum noch untereinander die Mundart verwenden, die ältere Generation auf dem Lande dagegen noch in gewissem Umfang: „Die Städte, zumindest die größeren, müssen als totes Feld angesehen werden. Die Dörfer leben irgendwie immer noch in der älteren Sprachtradition“ (Meier-Böke 1954, 296; vgl. dazu Vormbrock 1956).

Statistische Daten zur historischen Entwicklung des Dialektgebrauchs sind rar und meistens auf lokale oder kleinräumige Befragungen beschränkt, wie wir gesehen haben. Um die Entwicklung zwischen den 30er und den 80er Jahren an einem Einzelbeispiel zu zeigen, nenne ich einige Daten aus der westmünsterländischen Gemeinde Heiden: Von 85% Dialektgebrauch in der Gesprächskonstellation „Eltern sprechen mit ihren Kindern“ im Jahre 1936 sinken die Zahlen auf 51% im Jahre 1964, auf 40% im Jahre 1971 und auf 10% im Jahre 1981 (Kremer 1983a, 74ff.). Es hat seitdem keine Befragung mehr gegeben, aber sie dürfte heute vermutlich ein Ergebnis bringen, das gegen 0% geht (vgl. Goossens 1986, 12; Menge 1995b).

Vergleichbare Zahlen wurden in den letzten 10 bis 15 Jahren auch für andere Gebiete genannt, für das Emsland z. B. wurde 1989 ein Prozentsatz von 0,7% beim Eltern-Kind-Gespräch berechnet (Robben/Robben 1993, 111), für den Raum östlich der Landeshauptstadt Münster (Sassenberg-Glandorf-Füchtorf-Milte) wurden 1,4% an aktiver Kompetenz bei Grundschulern ermittelt, im Stadtrandbereich (Hiltrup) nur noch 0,4% (Riese 1989, 88f.). In einem Kommentar zur hier sichtbaren Entwicklung spricht Walter Haas (1995, 303) von einer „Umquartierung“ der Kinder in einen Bereich, für den formelle Sprachgebrauchsmuster zuständig sind“.

Außer den Eltern gibt es natürlich noch andere Zwischenpersonen, von denen junge Menschen das Niederdeutsche erlernen könnten (z. B. die Großeltern, Nachbarn, Freunde, Arbeitskollegen usw.), und es gibt auch noch immer Regionen, wo das Niederdeutsche in einer etwas nennenswerteren Größenordnung an die junge Generation weitergegeben wird, doch liegen sie bereits außerhalb des historischen Westfalens. So sprechen z. B. in Ostfriesland in der Gegend von Emden noch 34,4% der Grundschul Kinder „ein bißchen“ Niederdeutsch (Kruse 1993, 65). Außerdem liegt natürlich überall die passive Kenntnis des Niederdeutschen bei den Kindern beträchtlich höher als die aktive; im Emsland z. B. finden wir 42,3% „gute“ und 37,4% „weniger gute“ passive Kompetenz, aber nur 3% „gute“ und 32,6% „weniger gute“ aktive Kompetenz (Robben/Robben 1993, 97), im Raum östlich von Münster verhalten etwa 18% der befragten Grundschüler Platt (Riese 1989, 89).

Aus diesen Zahlen können wir also zunächst einmal schließen: Dialektgebrauch und Dialektkompetenz in Westfalen sind im Laufe der letzten 60 Jahre stark rückläufig, und sie sind von Region zu Region sehr unterschiedlich. Es gibt Gebiete in Westfalen, die inzwischen beinahe „dialektfrei“ zu nennen sind. Das gilt insbesondere für das Ruhrgebiet (vgl. Menge in diesem Band) und die Hellwegzone, aber auch für das Kernmünsterland und das nördliche Sauerland. Hier wurde das Niederdeutsche – wie erwähnt – durch eine Umgangssprache ersetzt, die strukturell gesehen als Hochdeutsch zu bezeichnen und als solches auch intendiert, aber gleichzeitig von zahlreichen niederdeutschen Elementen durchsetzt ist.

Starke regionale Unterschiede zeigen sich auch beim Vergleich Westfalens mit dem übrigen niederdeutschen Sprachraum: Nach einer repräsentativen Untersuchung aus dem Jahre 1984 meinten 35% der norddeutschen Bevölkerung (in der damaligen, „alten“ BRD) von sich selber, dass sie „gut“ oder „sehr gut“ Niederdeutsch beherrschen, 21% meinten, „ein wenig“ Niederdeutsch sprechen zu können, während 43% sagten, keine Niederdeutsch-Kenntnisse zu besitzen. Gegenüber diesen Mittelwerten behaupten in der Nordhälfte Westfalens, die bei der Befragung mit erfasst wurde,

nicht mehr als 27%, „sehr gut“ oder „gut“ Plattdeutsch zu sprechen, 51% haben nach eigener Einschätzung gar keine Plattdeutsch-Kompetenz. Diese Verteilung gilt auch für den tatsächlichen Gebrauch des Niederdeutschen: Von den befragten Küstenbewohnern sagten 25% (Schleswig-Holstein) bzw. 35% (Nordniedersachsen), „sehr oft“ Niederdeutsch zu sprechen, während in Westfalen dies nur noch 13% von sich sagen konnten (Stellmacher 1987, 20ff.).

Es gibt jedoch nicht nur regionale Unterschiede, sondern auch Unterschiede in der Dialektkompetenz und im Dialektgebrauch je nach Sozialschicht, Generation, Geschlecht, Wohngegend, Sprechsituation oder Ortsloyalität des Einzelnen. Auf diese Unterschiede näher einzugehen, würde hier zu weit führen (vgl. dazu z.B. Kremer 1983a, 77ff.; 1991, 146f.; Perrefort 1993; Robben/Robben 1993; de Corte/Kremer 1993). Kurzgefasst kann man die Unterschiede so umschreiben: Kompetenz und Gebrauch des Niederdeutschen liegen einerseits relativ hoch bei älteren Leuten, bei Männern, bei Alteingesessenen, bei Landwirten und Handwerkern, in intimen Situationen (mit Ausnahme des Eltern-Kind-Gesprächs) und auf dem platten Land, und sie liegen andererseits relativ niedrig bei Schulkindern, bei Frauen, bei Zugewanderten, bei Angehörigen akademischer Berufe, in öffentlichen Situationen und in städtischen Wohngebenden.

Wir können die Entwicklung also bisher so zusammenfassen: In den 20er und 30er Jahren begann eine Veränderung in Spracheinstellung und Sprachgebrauch. Dieser Wandel in Einstellung und Gebrauch beschleunigte sich im und vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg enorm und führte zu einer allgemeinen Verwendung des Hochdeutschen als Erstsprache. Ein wichtiger, aber nicht der einzige Faktor in dieser Entwicklung war die Notwendigkeit der Kommunikation mit Millionen von nicht-plattdeutschsprechenden Flüchtlingen und Vertriebenen aus den früheren Ostgebieten, die ja in die westdeutsche Gesellschaft integriert werden mussten. In bilingualen Gesellschaften wird aber das Stadium der Übernahme einer neuen Sprache leicht zum ersten Stadium der Aufgabe einer alteingebürgerten Sprache. Für Westfalen heißt das: „[...] anders als noch vor sechzig Jahren beschreiben die schon damals gängigen Voraussagen des bevorstehenden Untergangs der Dialekte nun tatsächlich eine Realität“ (Haas 1995, 303).

4.2 *Dialektrenaissance?*

Während es also mit der Kompetenz und dem alltäglichen Gebrauch des Niederdeutschen in Westfalen in den letzten Jahrzehnten nicht allzu gut steht, hat parallel dazu eine Entwicklung stattgefunden, die von manchen mit dem recht euphorisch klingenden Terminus „Dialektrenaissance“ bedacht wurde. Gemeint ist die besonders in den 70er und 80er Jahren beschleunigte Übernahme von kulturellen Funktionen durch das Niederdeutsche, die als eine Verbreiterung der traditionellen mündlichen Kommunikationsbereiche angesehen werden können, die also über das Alltagsgespräch unter Familienmitgliedern und Nachbarn, im Freundeskreis und am Arbeitsplatz weit hinausgehen. Seit dem frühen 19. Jh. hat eine Entwicklung stattgefunden, die dem oben erwähnten Funktionsverlust der niederdeutschen Dialekte diametral entgegengesetzt ist, eine Entwicklung, die von Heinz Kloss (1976) mit dem Terminus „Ausbau“ um-

schrieben wird: Er bezeichnet die allmähliche Wiederbelebung und Funktionsausdehnung in kulturellen Domänen wie Literatur, Gottesdienst und modernen Massenmedien (Peters 1992, 62ff.; Großkopf 1993; Kremer 1997, 7ff.; Goossens 1997).

Es ist, wie bereits angedeutet, eine umfangreiche niederdeutsche Literatur entstanden mit einer Tradition von nunmehr 150 Jahren, es gibt „Niederdeutsch verlegende Systeme“ unterschiedlichster Typen“ (Strauch 1990, 83), die sich auf Regionalliteratur und Literatur in und über Niederdeutsch spezialisiert haben, es gibt Autoren- und Literaturvereinigungen, Tagungen und Zeitschriften. Die niederdeutsche Literatur, aber auch der Gebrauch des Niederdeutschen als gesprochene Alltagssprache werden in Westfalen von zahlreichen regionalen und lokalen Organisationen, wie dem Westfälischen Heimatbund, der Augustin Wibbelt-Gesellschaft, Heimat- und Geschichtsvereinen usw. ermuntert und unterstützt (vgl. Wirrer 1983, Wirrer 1990). Diese Vereinigungen zeigen einen starken sprachpflegerischen Impetus im Hinblick auf das Niederdeutsche; sie organisieren u. a. Vorlesewettbewerbe für Schüler, Autorenlesungen, niederdeutsche Sprachkurse an Volkshochschulen usw. Die Mitte der 90er Jahre durchgesetzte Anerkennung des Niederdeutschen als Regionalsprache durch die Aufnahme in die Europäische Charta der Regional- und Minderheitssprachen soll eine Verstärkung staatlicher Förderung bewirken und auch die Aufmerksamkeit eines größeren Publikums auf die Anstrengungen zur Bewahrung des Niederdeutschen lenken. Gleiches gilt für das niederdeutsche Theaterleben (Wirrer 1983): Es hat eine ebenso alte Tradition wie die moderne niederdeutsche Literatur im allgemeinen, vor allem in der Form von Amateur Bühnen, doch gibt es auch einige professionelle und semiprofessionelle Theater, zu denen im westfälischen Raum die Niederdeutsche Bühne in Münster zu rechnen ist.

Abgesehen von traditioneller Volksmusik wurde das Niederdeutsche auch von Textverfassern und Komponisten moderner Unterhaltungsmusik übernommen, vor allem seit den 70er Jahren. Es gibt eine Reihe von Musikgruppen und „Liedermachern“, die sich ausschließlich oder zu einem großen Teil auf das Wiederentdecken traditioneller und die Schaffung neuer populärer Musik mit niederdeutschen Texten verlegt haben.

Das Niederdeutsche ist in den regionalen westfälischen Fernsehprogrammen eher von marginaler Bedeutung. Mehr Platz hat es jedoch im Hörfunk des WDR und der Regionalsender. Während der letzten Jahrzehnte sind in vielen Tageszeitungen besondere niederdeutsche Kolumnen und Glossen zu finden, in denen meistens regionale oder lokale Ereignisse kommentiert werden. Niederdeutsche Beiträge finden sich besonders im Schrifttum der Heimatbewegung. Als mediale Präsenz eigener Art sind niederdeutsche Gottesdienste recht normale Ereignisse geworden, wenn sie sich auch meist auf wenige Anlässe im Jahr, z. B. auf Erntedankfeiern, beschränken.

Ein weniger erfolgreicher Bereich ist das Schulwesen: In allen norddeutschen Bundesländern, so auch in Nordrhein-Westfalen, darf das Niederdeutsche im Curriculum der öffentlichen Schulen auf allen Niveaus angeboten werden. Der Umfang und die Frequenz niederdeutscher Themen innerhalb des „normalen“ Deutschunterricht hängen allerdings von den individuellen Vorlieben der Lehrpersonen ab, und von der Mehrheit wird es eher stiefmütterlich behandelt; gleiches gilt auch für die Lehrerausbildung (Kremer 1989, Böckenholt 1991).

Wir können also insgesamt gesehen mit Heinz Kloss (1976) schlussfolgern, dass das Niederdeutsche, verglichen mit den mittel- und oberdeutschen Dialekten, nicht nur eine „Abstandsprache“, d. h. eine genetisch gesehen andere Sprache ist, sondern dass es auch seit geraumer Zeit den Status eines „Ausbaudialekts“ erworben hat, einer Position auf halbem Wege zwischen „gewöhnlichem“ Dialekt einerseits und „Ausbausprache“ oder Standardsprache andererseits.

4.3 *Spracheinstellungen*

Die kulturellen Funktionen, die soeben beschrieben wurden, haben gewiss einigen Einfluss auf das Ansehen und die soziale Akzeptanz des Niederdeutschen gehabt. Auf den ersten Blick erscheint das jedenfalls so, doch sind die zunehmend positiven Umfrageergebnisse genauer zu hinterfragen (Wirrer 1988, 12; Folwell / Durrell 1995). Man könnte das illustrieren mit den Antworten auf die gelegentlich gestellten Fragen zur Einstellung von Eltern gegenüber der Behandlung des Niederdeutschen im regulären Deutschunterricht ihrer Kinder. Die Frage lautete beispielsweise bei den verschiedenen Umfragen im Westmünsterland etwa so: „Sollte das Plattdeutsche im normalen Deutschunterricht behandelt werden?“ Die Antworten lassen eine Steigerung der Zustimmung von 39% im Jahre 1964 auf 55% im Jahre 1981 (Kreis Borken) bzw. von 42% im Jahre 1981 auf 49% im Jahre 1990 (Stadt Gronau) erkennen (Kremer 1983a, 72ff.; Perrefort 1993, 79ff.). In dem Ort Heiden verlief die Zustimmung sogar von 39% (1964) über 42% (1971) auf 62% (1981) (Kremer 1997, 9). Alle Befragungsergebnisse spiegeln jedoch sehr ambivalente Einstellungen wider: Die geäußerte positive Meinung steht nämlich meist in deutlichem Widerspruch zum tatsächlichen Sprachverhalten auch der kompetenten Sprecher, so dass von einer unterschweligen Stigmatisierung ausgegangen werden kann (Folwell/Durrell 1995, 255f.).

Es wäre jedoch ein Fehler, wenn wir die verbesserte soziale Akzeptanz der Mundart allein mit der Ausbreitung seiner kulturellen Funktionen in den letzten Jahrzehnten erklären wollten. Ein wichtiger Faktor wird wahrscheinlich auch die Tatsache sein, dass in einer Situation weitgehenden Standardgebrauchs die Dialekte der Beherrschung der Standardsprache nicht mehr sonderlich im Wege stehen; sie bilden keine Gefahr mehr für den Deutschunterricht. Dadurch wird eine großzügigere Einstellung dem Niederdeutschen gegenüber möglich, vor allem dann, wenn das eigene Sprachverhalten dadurch nicht tangiert wird.

4.4 *Koexistenz mit anderen Sprachen*

Vermutlich leben in den Grenzen des historischen Westfalens heute etwa 1 Millionen Menschen mit einer nichtdeutschen Muttersprache. Dabei handelt es sich zum überwiegenden Teil um Arbeitsmigranten, zum kleineren Teil wohl um Asylsuchende oder um deutschstämmige Umsiedler aus Osteuropa. Ihre jeweilige Muttersprache hat aufgrund der Exilsituation nur noch eingeschränkte Bedeutung, d. h. ihr Gebrauch beschränkt sich in der Regel auf den Verwandtschafts- und Freundeskreis, auf ethnisch-kulturelle Vereine und Religionsgemeinschaften. Die Kinder dieser Zuwanderer werden außer – manchmal schon: anstatt – in der Familiensprache in der Regel auch in der deutschen Standardsprache und / oder in der westfälischen Umgangssprache

sozialisiert. Eine Kompetenz im niederdeutschen Dialekt erwerben die Zuwanderer normalerweise nicht.

5. Status quo

Abschließend können wir zur sprachlichen Situation im heutigen Westfalen festhalten: Das Hochdeutsche hat heute als Standardsprache, die fast von jedermann gesprochen wird, eine dominierende Position. Daneben hat sich das Niederdeutsche bei Angehörigen der älteren Generationen in beschränktem Umfang als Kommunikationsmittel für den Nahbereich behauptet, es hat aber auch als bewusst gepflegter Kulturdialekt, als Kulturgut, eine begrenzte Sonderstellung erringen können, wenn auch seine unterschwellige Stigmatisierung fortbesteht. Insgesamt zeichnen sich die niederdeutschen Sprachteilhaber heute aus durch relativ hohe passive Kompetenz und relativ geringe aktive Kompetenz – letztere fehlt allerdings in der jungen Generation fast völlig.

Neben diesen beiden Varietäten ist bei Angehörigen zugewanderter ethnischer Minderheiten eine Vielzahl von Sprachen in Gebrauch; sie beschränken sich aber auf ganz bestimmte Domänen im Nahbereich. Als Lingua franca für den Kontakt mit Anderssprachigen oder auf Reisen außerhalb des eigenen Sprachraums ist heute innerhalb der jüngeren Generation das Englische weitgehend etabliert.

Sprachgeschichte des Ruhrgebiets

1. Der Forschungsstand
2. Ausgewählte Etappen der Sprachgeschichte des Ruhrgebiets
 - 2.1 Um 1910: die Schriftsprache von Bergarbeitern
 - 2.2 Um 1940: die Entdeckung der Umgangssprache
 - 2.3 Um 1970: soziolinguistische Projekte
 - 2.4 Heute: die Erforschung des Varietätenfeldes
3. Erster Nachtrag: Umgangssprache als Sprachbarriere?
4. Zweiter Nachtrag: Regionalsprache Ruhr

1. Der Forschungsstand

In ihren wichtigsten Zügen ist die Sprachgeschichte des Ruhrgebiets heute weitgehend bekannt. Das bedeutet noch nicht viel, stellt aber gegenüber der Situation von vor rund 30 Jahren einen großen Fortschritt dar. Damals herrschten zum Beispiel noch teilweise abenteuerliche Vorstellungen hinsichtlich der Herkunft der sprachlichen Variation im Ruhrgebiet. Von Pidgin oder Kreol war da die Rede oder vom sprachlichen *melting pot*. Heute ist man sich einig, dass die sogenannte Umgangssprache des Ruhrgebiets auf allen sprachlichen Ebenen vor allem niederdeutsches Substrat aufweist. Für die lexikalische Ebene gilt das nur eingeschränkt, dort sind auch Einflüsse aus dem Rotwelschen und dem Jiddischen zu beobachten; allerdings könnten auch hier die entsprechenden Übernahmen zum Teil auf dem Weg über die westfälischen bzw. niederfränkischen Dialekte erfolgt sein (vgl. Lakemper/Menge 1999).

Was die Erforschung der einzelnen Etappen der Sprachgeschichte des Ruhrgebiets betrifft, so ist zu konstatieren, dass zwar auch hier nicht mehr Neuland zu betreten ist, dass aber viele Quellen noch erschlossen und ausgewertet werden müssen. Dies soll im Folgenden an einigen Beispielen gezeigt werden, die aus verschiedenen Zeitpunkten dieses Jahrhunderts stammen. Diese Zeitpunkte sind nicht ganz willkürlich gewählt, es handelt sich um Abschnitte, die für die Sprachgeschichte selbst oder aber für deren Erforschung nicht unwichtig sind.

2. Ausgewählte Etappen der Sprachgeschichte des Ruhrgebiets

2.1 Um 1910: die Schriftsprache von Bergarbeitern

Die rasante Entwicklung des rheinisch-westfälischen Industriegebiets hat sich ein wenig konsolidiert. Zwischen 1880 und 1907 waren 1,5 Mill. Menschen nach Rheinland und Westfalen gezogen, vor allem in die Industriestädte. 1910 war bereits jeder zweite Preuße ein Großstädter, 1871 war es nur jeder fünfte gewesen (vgl. Reulecke 1989). Allerdings dürfte sich um 1910 kaum ein Bewohner des Ruhrgebiets als Großstädter gefühlt haben, man lebte in seiner Kolonie oder (als „Pohlbürger“) im Zentrum

einer Stadt oder eines Stadtteils. Der kommunikative Radius war begrenzt, dagegen spricht nicht, dass viele Bergarbeiter sehr oft die Zeche und damit auch den Wohnort gewechselt haben.

„Ruhrgebiet“ wird als Bezeichnung für den Teil des Ballungsraums, in dem Kohle gefördert wird, geläufig, und in dieser Zeit entsteht wohl auch das erste ruhrgebiets-spezifische Schibboleth, nämlich *Kumpel*.¹ Jedenfalls stammen aus dieser Zeit die ersten Belege, teilweise wird das Wort noch mit C geschrieben.² (Das Lexem hat schnell Karriere gemacht, keine fünfzehn Jahre später verwendet es schon die französische Besatzungsmacht in Flugblättern an die Bergarbeiter.) Bei der einheimischen Bevölkerung konkurriert das „Platt“ mit einer neuen Sprache,³ für die es noch keinen eingespielten Terminus gibt. „Umgangssprache“ bedeutet in der Regel noch „gesprochene Schriftsprache“. Die kennt eine „familiär, vertraulich“ genannte Variante – und dann gibt es noch die „Sprache des ungebildeten Volkes“ und die „Gauener- und Diebessprache“.⁴ Quer zu dieser Einteilung läuft die Bezeichnung „Arbeitersprache“, etwa in Otto Baslers berühmtem Aufsatz von 1914 „Die Sprache des modernen Arbeiters“.

In diesem Aufsatz zitiert Basler u. a. auch einige wenige authentische schriftliche Texte von Bergarbeitern aus dem Ruhrgebiet, und zwar im Kapitel über die Orthographie (Basler 1914, 261):

ich mehte gerne Polnische Agittatorwerden aber ich kan Nicht gudschreiben
(4. Schicht)

mir Macht das fergnügen mier Beidifamilichje Alkohol Strinke ich Serwenik. Wen Manfilalkohol trink Dakaman Nicht Arbeiten und Auchnichlesen. Da hat man fermischte gedanken wen mahn fil alkohol trink.

(4. Schicht)

¹ Schibboleth-Charakter dürfte das Lexem *Kumpel* nur für wenige Jahrzehnte gehabt haben. Heute ist es in mehreren europäischen Sprachen verbreitet und wird von den jeweiligen Sprechern oft als natives Element ihrer Sprache aufgefasst.

² Der älteste mir bekannte Beleg stammt aus dem Jahr 1908. In einem Brief vom 2. Juli 1908 schreibt der Kohlenhauer Max Lotz aus Gladbeck, „Cumpel“ sei ein „üblicher Ausdruck für Kamerad, wohl eine Ableitung von dem Worte Cumpfan“ (Levenstein [1908], 29). Die genaue Etymologie von *Kumpel* ist weiterhin ungeklärt.

³ Die Situation für das Amt Eickel (heute Teil von Herne) ist sehr detailliert durch die Befragung von Hans Ernst Müller erfasst worden (Müller 1913). Vgl. dazu Menge (1985, 231-232 und 162).

⁴ Die Markierungen der Stilschichten sind dem Vorwort entnommen von: Encyclopädisches Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch. Erster Teil: Englisch-Deutsch. Bearb. von Ed. Muret. Berlin 1891. Auf Seite IX stellt Muret den deutschen Bezeichnungen auch die englischen gegenüber:

Umgangs- und Schriftsprache	common literary and conventional style
familiär, vertraulich; nachlässige Sprechweise	familiär; unconstrained
populär; Sprache des ungebildeten Volkes	language of the (uneducated) people
Gauener- und Diebessprache	language of the criminal classes

Bezeichnenderweise erhalten Lemmata der ersten Schicht keine Markierung, die Lemmata der anderen drei werden durch Symbole gekennzeichnet.

Man kann sich vorstellen, welcher Eindruck vom Bildungsstand der Bergarbeiter an der Ruhr sich dem zeitgenössischen Leser angesichts solcher Beispiele aufdrängen musste, zumal wenn ihm noch die Einordnung dieser Arbeiter in eine Rangliste geboten wird:

wo sich beim Metallarbeiter 1 Fehler findet, stehen beim Weber 3, beim Bergmann 5 ½; bei den Fremdwörtern kommen auf 1 Fehler des Metallarbeiters 2 des Webers, 3 des Bergmanns. (Basler 1914, 260)

Was Basler nicht gesehen hat, was ihn vielleicht auch nicht interessiert hat, ist die Tatsache, dass es sich bei solchen Produktionen nicht um die Schriftsprache von Sprechern des Deutschen, sondern um die Interimvarietät von polnischsprechenden Zuwanderern handelt. Für diese Varietät gibt es aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg eine Reihe von Zeugnissen, so dass die Zuweisung an Sprecher mit Polnisch als Muttersprache keine reine Vermutung ist.⁵

Was bedeutet nun „4. Schicht“? Basler hat die Einteilung der Arbeiter aus seiner Quelle übernommen, dem „Pionierwerk der empirischen Sozialforschung“ (Ritter / Tenfelde 1992, 773), Adolf Levensteins Monographie von 1912 „Die Arbeiterfrage. Mit besonderer Berücksichtigung der sozialpsychologischen Seite des modernen Großbetriebes und der psycho-physischen Einwirkungen auf die Arbeiter.“ Levenstein hatte von 1907 an insgesamt 5040, teilweise detailliert beantwortete Fragebögen nach verschiedenen Kategorien ausgewertet. In der Veröffentlichung von 1912 sind viele Antworten wörtlich wiedergegeben, darunter 810 von Bergarbeitern aus dem Ruhrgebiet, wobei „irgendwelche orthographische Verbesserungen bei der Wiedergabe der Originalantworten nicht vorgenommen“ wurden (Levenstein 1912, 13), eine einzigartige Quelle für die Sprachgeschichte des Ruhrgebiets, aber auch für die anderer Industriegebiete. Allein aufgrund der Antworten auf die insgesamt 26 Fragen teilt Levenstein die Arbeiter ein in eine „intellektuelle“, eine „kontemplative“, eine „verbildete“ und eine „Massenschicht“. Bei den 810 Ruhrbergarbeitern setzt er 5,6% Intellektuelle, 14,6% Kontemplative, 7,1% Verbildete und 72,7% (!) Massenschichtangehörige an. (Bei den Berliner Metallarbeitern gehören zur vierten Schicht nur 24,6 Prozent, dafür aber 51,1 Prozent zu den „Verbildeten“.)⁶

⁵ Vgl. dazu Menge (1985, 235f.).

⁶ Wie die beiden folgenden Zitate zeigen, dürfte Levenstein seine Einteilung vor allem nach dem von ihm jeweils unterstellten Grad des sozialistischen Bewußtseins vorgenommen haben. Den ersten Arbeiter weist er der ersten, den zweiten der vierten Schicht zu.

Der geringe Lohn drückt mir nicht so viel als wie die Hundsfötische abhängigigkeit vom Arbeitsgeber vom Werksbeamten. Denn diese Antreiber des Kapitals die oft weniger Geist und Bildung besitzen, ja nicht mal die praktischen Kenntnisse des Arbeiters besitzen. dem sie aber auf alle mögliche Art das Leben verleiden machen, ja sich einbilden dem Arbeiter alles mögliche bieten zu dürfen, dieses drückt mich unbeschreiblich. Auch das mann sieht bei der größten Anstrengung keine Aussicht hat im Leben weiterzukommen und seinen Kindern später nichts bieten zu können wirkt erbitternt, aber doch nicht so schlimm als wie die Abhängigkeit von Arbeitsgeber. (1. t.) [B.R.] (Levenstein 1912, 136)

Levenstein hat es gut gemeint. Ihm, der – wie Max Weber bezeugt – selbst „in proletarischen und proletaroiden Existenzen herumgestoßen“ wurde (Weber 1909, 949), ging es darum, auf die physischen und psychischen Wirkungen der Industriearbeit aufmerksam zu machen. Aber Menschen allein aufgrund ihrer Antworten bei einer Befragung in Bildungsschichten einzuteilen, zeugt wohl ein wenig von intellektuellem Hochmut.

Den haben auch Arbeiter damals gespürt. Ein Bergarbeiter aus Gladbeck, der einen ausgedehnten Briefwechsel mit Levenstein geführt hat, welcher übrigens von Levenstein auch veröffentlicht worden ist, reagiert irgendwann sehr bitter. Er nennt die Forschungstätigkeit des Berliner Wissenschaftlers das „Privileg der ‚Kulturgesättigten‘, ‚Sumpfindellekte moralisch zertrampeln zu dürfen“ (Levenstein [1908], 81).

Dieser Hochmut der Intellektuellen oder der Bürger insgesamt scheint mir eine der Konstanten der jüngeren Sprachgeschichte des Ruhrgebiets zu sein. Sprache der Arbeiter = Sprache der Ungebildeten. Das wirkt bis heute, zum Teil sehr subtil, fort. Bei Befragungen, welchen Beruf sich man sich für den Sprecher / die Sprecherin einer Sprachprobe aus dem Ruhrgebiet vorstellen könne, lautet die Antwort meist: Fabrikarbeiterin, Raumpflegerin, Verkäuferin – oder, um nicht nur aus Arend Mihms berühmt gewordenem Aufsatz „Prestige und Stigma des Substandards“ (Mihm 1985a), zu zitieren: Bergmann, Fabrikarbeiter, Handwerksmeister (Neumann [1992], 102).

Stereotype, die heute noch anzutreffen sind, begegnen also schon nach der Jahrhundertwende. Und aus dieser Zeit stammt wohl auch das Stereotyp, dass der typische Bergmann einen polnisch klingenden Familiennamen trage. Die Entstehung dieser Vorstellung lässt sich leicht erklären. Im Bewusstsein der Bevölkerung, auch der außerhalb des Ruhrgebiets, war die typische Zeche der Zeit die sogenannte „Polenzeche“, etwa in Gelsenkirchen, Recklinghausen oder Wanne-Eickel, d.h. Schachtanlagen mit z.T. über 90% „polnischer“ Belegschaft. Dass dabei die Masuren, die sich in vieler Hinsicht von den eigentlichen Polen unterschieden, mit diesen in einen „Pott“ geworfen wurden, interessierte niemanden. Darüber hat sich noch Ernst Kuzorra beklagt, der – wie die meisten Spieler der Schalker Meister-Mannschaft der dreißiger Jahre – masurische Vorfahren hatte.⁷ Auch die Gleichung polnischer Name = Arbeiter = ungebildet scheint heute noch spurenhafte wirksam zu sein. Träger mit einem polnischen Namen machen bestenfalls eine kleine Karriere. Ein „Matthöfer“ kann Bundesminister werden, ein „Maciejak“ oder „Matzkowiak“ wohl kaum. Wie wirkungsmächtig die gesellschaftlichen Vorurteile gewesen sind, lässt sich daran ablesen, dass ein Viertel der Zuwanderer aus dem Osten seinen slawisch klingenden Namen hat ändern lassen (vgl. Burghardt 1975). Aber die Vorurteile sind auch heute noch lebendig: Viele Spätaussiedler lassen ihren polnischen Namen eindeutschen. Sie werden ihre Gründe dafür haben.

Nein, meine Sünden drücken mich mehr als mein geringer Lohn die kann niemand gut machen die haben die Hände und Füße unsers Heilandes durchbohrt. Ich bin meinem Arbeitsgeber sehr dankbar das er mir Brot giebt denn es heißt im Worte Gottes jeder Mann sei unterthan der Oberlichkeit die Gewalt hat. (4.) [B.R.]
(Levenstein 1912, 136f.)

⁷ Vgl. dazu Menge (1991).

2.2 Um 1940: die Entdeckung der Umgangssprache

Das Ruhrgebiet hat fast schon seine heutige kommunale Gestalt. Die Expansion hatte immer wieder zu Eingemeindungswellen geführt, die letzte große fand 1929 statt, die von 1975 war da eher ein Nachklapp. Noch heute bezieht man sich meist auf die von 1929, wenn man die verlorene Eigenständigkeit beklagt, ein Topos, der auch bei jüngeren Menschen anzutreffen ist, und der zeigt, dass der Raum, mit dem man sich primär identifiziert, der Stadtteil ist.

In den dreißiger Jahren hatte sich der kommunikative Horizont erheblich erweitert. Junge Menschen reisen z. B. zu Automobil-Ausstellungen nach Berlin oder machen Ausflüge an die Ahr. Geschwindigkeit fasziniert, was sich u. a. in der Synonymik für schnelle Bewegung im zeitgenössischen Wortschatz ablesen lässt. Den kennen wir u. a. aus den stenographischen Notaten bei Himmelreich oder Oesterlink, den ersten quasi authentischen Zeugnissen gesprochener Sprache im Ruhrgebiet.⁸

1939 hat Hildegard Himmelreich bei Jost Trier über „Volkskundliche Beobachtungen an der Umgangssprache in Gelsenkirchen“ promoviert. Leider hat sie die sechs vorgeschriebenen Exemplare erst 1943 abgeben können, was mit dazu beitrug, dass ihre Arbeit erst in den siebziger Jahren rezipiert wurde. Über die dreißiger Jahre wissen wir aber nicht nur aus ihrer Arbeit etwas, sondern auch durch Artikel von anderen Mitarbeitern der Gelsenkirchener „Forschungsstelle für das Volkstum im Ruhrgebiet“, deren Leiter der spätere Bochumer Honorarprofessor Wilhelm Brepohl war. Von ihm selbst stammt eine Reihe von Aufsätzen zur Umgangssprache – dieser Terminus war damals bereits fest geworden –, die seiner Mitarbeiter sind gerade entdeckt worden bzw. harren noch ihrer Entdeckung. Vor allem die Zeitungsartikel von Eberhard Franke sind eine Fundgrube, etwa für die Geschichte der Lexik der Umgangssprache (Menge 1998). Aber im selbem Atemzug ist darauf hinzuweisen, dass Brepohl und Franke kräftig an Stigmatisierung und Diskriminierung mitmodelliert haben. Brepohls Äußerungen über den Bildungsstand der polnischen Bergarbeiter sind ungenießbar (vgl. Ditt 1988, 264f.).⁹ Und Franke erweitert den Gegenstand der Diskriminierung auf die jiddischen Einflüsse auf die Umgangssprache:

Von Zeit zu Zeit tauchen gewisse Modewörter auf, die ebenso schnell aber wieder verschwinden. Was z. B. vor einiger Zeit noch „bestußt“ war, ist heute „bekloppt“ oder „dof“. Leider besitzen die jiddischen Ausdrücke eine bedeutend größere Zähigkeit. Noch heute wird jemand, der nicht ganz „koscher schachert“, „verknaxt“ und muß seinen „Knast“ absitzen. Verliert jemand durch ein „Schlamassel“ seinen „Kies“ oder sein „Moos“, so kommt er mit seiner ganzen „Mischpoke“ in den „Dalles“. Es geht ihm

⁸ Zu genaueren Angaben vgl. Menge (1998, 222f.).

⁹ Auf der dritten Sitzung des Beirats der Gelsenkirchener Forschungsstelle am 10. Februar 1939 hat Brepohl den Beiratsmitgliedern (Unternehmern, Wissenschaftlern, Verwaltungsbeamten) den „Typus Polack“ beschrieben: „Dieser Typus P. ist ein verschmutzter, begrenzt leistungsfähiger Mensch, ein kleiner Verräter steckt in ihm. In seinem Verhalten ist er in allem das Gegenteil des Alteingesessenen, er ist auch in seinem Wuchs anders als der Westfale, als der Westdeutsche und auch noch anders als der Ostdeutsche. Er ist mittelgroß, sein Gang ist etwas unruhig, seine Haltung wenig soldatisch.“ Dieser Typus sei deutlich bildungs- und aufstiegsunfähiger als der Westdeutsche und enthalte „auch weit mehr Minderwertigkeit [...] als die anderen Gruppen.“ (Vgl. Ditt 1988, 265)

„mies“, er muß sich „schofel“ kleiden. Schließlich macht er sogar „Pleite“ und geht „kapores“. Dann hilft ihm alles „Geseire“ nichts und die „Seeger“ und „Stenze“ nennen ihn einen „meschuggenen Kaffer“ oder „Schautermann“.

Nach diesen Darlegungen ist es wohl verständlich, wenn von amtlicher Seite gegen den Gebrauch dieser fremden, vor allen Dingen jüdischen Ausdrücke in unserer Umgangssprache eingeschritten worden ist. Leider wird das Verbot heute noch vielfach übertreten. Wer mit offenen Ohren über den Gemüse=Großmarkt oder über den Schlachthof geht, kann diese artfremden Worte noch häufig wahrnehmen. Vielfach wissen die Sprechenden gar nicht, welchen Ursprungs die Worte sind, die sie gebrauchen. Ihnen mögen diese Ausführungen zur besonderen Belehrung dienen und ein Ansporn zur ständigen Selbstkontrolle werden. Es kann gegen die häßlichen Fremdkörper in unserer Umgangssprache gar nicht scharf genug Front gemacht werden. Und jeder Gelsenkirchener muß sich für diese dringend notwendige sprachliche Reinigungsaktion mitverantwortlich fühlen. (Franke 1940b)

Den tatsächlichen Gebrauch der „Fremdkörper“ hat der Appell Frankes nicht beeinflusst. Von den 60 für das Ruhrgebiet ermittelten Lexemen jiddischen Ursprungs sind heute, zumindest in Gelsenkirchen, die meisten bekannt bzw. in Gebrauch. Das gilt etwa für *Maloche* genauso wie für *Katsoff*.

Es scheint so zu sein, dass die Stigmatisierung einzelner Phänomene unwirksam ist, ja eher zur Verfestigung des Gebrauchs beiträgt. Generationen von Schülern haben sicher den Spruch gehört: „Die da steht auf dem Markt und verkauft Eier/Fisch/Äpfel“, mit dem Lehrer (und Eltern) den angeblich falschen Gebrauch des Demonstrativpronomens aus der Welt schaffen wollten. Ohne Erfolg. Aber: Es scheint auch so zu sein, dass solche Stigmatisierungen enorm zum negativen Bild der ganzen Sprachform beitragen. Wenn das stimmt, müssten wohl Konsequenzen für die Sprachdidaktik gezogen werden.

Die Haltung Frankes der Umgangssprache gegenüber ist zwiespältig. Einerseits spürt man in seinen Artikeln die Freude an der Präsentation des Alltagswortschatzes, andererseits meint er aber auch bürgerlichen Einstellungen Tribut zollen zu müssen. So schreibt er im Vorspann zu einem in der „Zeitschrift der Kruppschen Betriebsgemeinschaft“ 1941 erschienenen Artikel:

Wir empfinden keine reine Freude, wenn wir im nachstehenden Aufsatz lesen, wie übel mitunter unsere schöne deutsche Muttersprache im täglichen Umgang verunstaltet wird. Deshalb möge diese Abhandlung ja nicht etwa als Stilübung nachahmenswerter Redewendungen aufgefaßt werden, sondern nur als fesselnder volkskundlicher Beitrag aus dem Bereich unserer Arbeitsstätte. (Franke 1941)

Auf die dreißiger Jahre beziehen sich auch die ersten Berichte über Diskriminierungserfahrungen, die man außerhalb des Ruhrgebiets gemacht hat. Dabei wird fast immer die Nichtbeherrschung der richtigen *R*-Aussprache erwähnt. Auch hier hat man es mit einem Stereotyp zu tun, das bis heute fortwirkt. Generationen von Akademikern aus dem Ruhrgebiet haben sich darum bemüht, die mehrschlägige uvulare Aussprache des *R* (das Rachen-*R*) zu lernen. Es mag sein, dass dieses *R* in den dreißiger Jahren in den Studienorten der Betreffenden gesprochen wurde, nach dem Zweiten Weltkrieg ist es bekanntlich in ganz Norddeutschland vokalisiert bzw. spirantisiert worden, so auch

im Ruhrgebiet. Heute bezieht sich das Schmunzeln der Auswärtigen auf die Dehnung bzw. die damit verbundene Längung kurzer Vokale vor ausgefallenem *R*, ein Phänomen, das kaum jemandem im Ruhrgebiet (und in der westfälischen Umgebung, in der es auch vorkommt) bewusst ist. Die Geschichte der *R*-Aussprache ist übrigens ein gutes Beispiel für Sonderentwicklungen in der Umgangssprache. Deren Entwicklung ist zwar weitgehend aus dem Kontakt mit den Dialekten erklärbar, im Falle der *R*-Aussprache liefert dieser Kontakt aber keine Erklärung: Im Platt des Ruhrgebiets und seines Umlands ist die apikale Aussprache (das Zungenspitzen-*R*) die genuine Aussprache des *R*, beim Übergang zum Hochdeutschen ist dieses *R* aber nicht mitübernommen worden. (Die Koronalisierung in Teilen des Rheinlands ist ein anderes Beispiel für Sonderentwicklungen in der Umgangssprache.)

2.3 Um 1970: soziolinguistische Projekte

Das Bild von der Sprache des Ruhrgebiets wird bestimmt durch literarische Formungen, und zwar nicht nur außerhalb des Ruhrgebiets, sondern auch bei den Einheimischen selbst. Zuerst wird die Sprache der nur schriftlich fixierten Figur des „Kumpel Anton“ von Wilhelm Herbert Kochs für typisch gehalten, dann die der Bühnenfigur „Tegtmeier“ von Jürgen von Manger. Heute gelten die „Missfits“, Helge Schneider, Dr. Stratmann oder Uwe Lyko („Herbert Knebel“) als typische Ruhrgebietsgrößen. Und zwischenzeitlich war auch Elke Heidenreich („Else Stratmann“) ein Star der Szene. Alle literarisierten Formen, sei es in geschriebener, sei es in gesprochener Form, haben mit der tatsächlich gesprochenen Sprache wenig zu tun. Einige Merkmale werden übertrieben verwendet, überhaupt leben die Figuren von einer teilweise äußerst raffinierten Stilisierung.

Großes Interesse riefen 1968, vor allem bei den kritischen Studenten, die „Bottroper Protokolle“ von Erika Runge hervor. Man hielt die Texte tatsächlich für authentisch, auch Linguisten taten das, z. B. Gisela Schulz (1973) in: „Die Bottroper Protokolle – Parataxe und Hypotaxe“. Wie weit die Bearbeitung Runges von den zugrunde liegenden Aufnahmen entfernt war, wäre den Transkripten in der Dissertation von Folker Caroli (1977) zu entnehmen gewesen. Aber die ist kaum wahrgenommen worden. Kaum wahrgenommen bzw. in Vergessenheit geraten sind auch die Dissertationen von Steinig (1976) und Wiese (1982). Dagegen gehörte und gehört der „Dortmunder Arbeiter“ in den „Proben deutscher Umgangssprache“ (Sperlbaum 1975) zum Standardprogramm von Seminaren zur gesprochenen Sprache.

Von der Eröffnung der Ruhr-Universität Bochum 1965 sowie etwas später der der Gesamthochschule Duisburg gehen dann neue Impulse zur Erforschung der Regionalsprache aus. Mit einer gewissen zeitlichen Verzögerung lässt sich das auch für die Universität Dortmund und die Gesamthochschule Essen konstatieren. Die ersten größeren Korpora werden erhoben,¹⁰ und im Rückblick wird nur zu deutlich, wie zeit-

¹⁰ Es handelt sich meist um Korpora, die im Rahmen von Projekten erhoben worden sind, etwa folgenden:

- Soziale Sprachvarietäten im niederrheinischen Industriegebiet (Duisburg)
- Schichtenspezifischer Sprachgebrauch von Schülern (Duisburg)
- Gesprochene Sprache im Ruhrgebiet (Bochum)
- Die Sprache älterer Bergleute (Duisburg)

verhaftet die leitenden Fragestellungen waren, die der Datenerhebung zugrunde lagen. Es sei nur an die Kontroverse „Defizit- vs. Differenzhypothese“, an den „schichtenspezifischen Sprachgebrauch“ oder an den „Kompensatorischen Sprachunterricht“ erinnert. Auf die Sprachbarriere komme ich später noch zu sprechen.

Entschieden zu voreilig, so erscheint es mir wenigstens, ist die Frage nach dem Status der gesprochenen Sprache im Ruhrgebiet aufgeworfen worden. Man muss allerdings betonen, dass vor allem dieses Problem die Öffentlichkeit brennend interessierte. „Ist es denn nun ein Dialekt oder nicht?“ lautete immer wieder die Frage von Journalisten. Da konnte man noch so viele Relativierungen anbringen wollen, akzeptiert wurde nur ein klares „Ja“ oder ein klares „Nein“. Und da im Ruhrgebiet mittlerweile ein neues Selbstbewusstsein im Entstehen begriffen war, vor allem unter jungen Menschen, ein Selbstbewusstsein, das auch einen gewissen Stolz auf die eigene Sprache zeitigte, war man als jemand von der Universität zu rasch geneigt zu sagen, das ist ein „neuer Dialekt“.

Der innerlinguistische Diskurs hatte Parallelen zum öffentlichen Diskurs aufzuweisen. Die Dichotomie „Dialekt-Hochsprache“, der Diglossie-Begriff, die Reduzierung des Formalitätsgrades auf die Pole „formell“ vs. „informell“, das waren die Kategorien, an denen sich auch die Erforschung der Umgangssprache des Ruhrgebiets orientierte. Nur wurde „Dialekt“ durch „Substandard“ ersetzt. Was Standard war, schien selbstverständlich zu sein. Die Orientierung an diesen Kategorien ist zwar verständlich, hatte sie sich in der Dialektologie doch als fruchtbar erwiesen, sie hat aber die Erforschung der Eigenarten des Substandards ebenso wie die des Standards m. E. stark behindert. Das sei kurz an der wichtigen Arbeit von Scholten (Scholten 1988) erläutert. Sie meinte den Nachweis erbracht zu haben, dass Kinder im Ruhrgebiet Standard und Substandard situationsspezifisch verwenden können. Aber allein die Häufigkeit des Vorkommens von Substandard-Merkmalen in der formellen Situation hätte stutzig werden lassen müssen! Die Silbenreduktion (*nehm*) etwa trat in der formellen Situation fast so häufig auf wie in der informellen. Nur bei *dat/das* war der Unterschied groß: ca. 40% in der formellen Situation, ca. 85% in der informellen. Aber was heißt das? Kann von jemandem, der zu zwei Fünfteln die Substandardvariante in einer formellen Situation (simuliertes Bewerbungsgespräch) verwendet, behauptet werden, er wisse den Standard situationsadäquat einzusetzen? Mich hat die Arbeit von Scholten dazu bewogen, auf der Dortmunder Tagung von 1990 die Frage zu stellen, ob die Erforschung der gesprochenen Sprache nicht „noch einmal von vorn“ beginnen müsse; im Substandard gebe es ein breites Spektrum von Variation und Standard könne nur als regionaler Standard verstanden werden (Menge 1997a).

Die in den siebziger und achtziger Jahren entstandenen Korpora sind bislang nur zum Teil ausgewertet. Das gilt vor allem für das Bochumer Korpus. Aber von „Datenfriedhof“ sollte man nicht sprechen; es gibt eine Reihe von Qualifizierungsarbeiten, auch außerhalb von Bochum entstandenen, die auf das Datenmaterial des Korpus zurückgegriffen haben. Und auch für das „Wörterbuch der Regionalsprachen im Ruhrgebiet“ (WRR) stellt das Korpus eine wichtige Quelle dar.

2.4 Heute: die Erforschung des Varietätenfeldes

Nachdem in den vergangenen Jahren einige wichtige Arbeiten zur Sprache des Ruhrgebiets erschienen sind, ist für 1999 zu konstatieren, dass sich das starre Schema „Standard vs. Substandard“ + „formell vs. informell“ verflüchtigt zu haben scheint. Für den Bereich der Phraseologie haben Crede / Lakemper (1998) gezeigt, dass der Bekanntheitsgrad bei 20 ausgewählten Phraseologismen regional und teilweise lokal sehr unterschiedlich ist. Dem will das WRR Rechnung tragen, indem die vorgesehenen Befragungen sehr kleinräumig vorgenommen werden. Es gibt tatsächlich Lexeme, die nur in einzelnen Stadtteilen bekannt zu sein scheinen. *Flitsch* (= *Kino*) konnte bisher nur in Essen und Gelsenkirchen bei der älteren Generation nachgewiesen werden.

1998 ist eine Arbeit erschienen, die u. a. beschreibt, wie die Variation bei einzelnen Sprechern aussieht. Kirsten Salewski hat das von Georg Weigt erhobene Duisburger Korpus sehr akribisch ausgewertet. Leider ist der Titel etwas irreführend; denn von „Homogenität des Substandards älterer Bergleute im Ruhrgebiet“ mag man nach der Lektüre kaum sprechen. Es zeigt sich der bekannte Ost-West-Gegensatz, es zeigen sich auch erhebliche Unterschiede im jeweiligen Sprecherprofil. Und vor allem: Je nach Sprechabsicht verstehen es die Sprecher, sich sehr behände zwischen den Polen „standardfern“ und „standardnah“ zu bewegen. Dabei stehen ihnen je nach sprachlichem Phänomen zwischen zwei und vier Möglichkeiten zur Verfügung.

Es bleiben aber auch einige offene Fragen: Zwei der Dortmunder Bergleute verwenden fast immer ein Zungenspitzen-R. Und alle vier zitieren plattsprechende Vorgesetzte. Das legt die Vermutung nahe, dass Platt bei den zwei R-Sprechern die Erstsprache war, die beiden anderen hatten vielleicht eine passive Kompetenz im Platt. Leider sind genaue Daten hierzu nachträglich nicht mehr zu ermitteln. Es erweist sich einmal mehr, wie wichtig es bei Erhebungen ist, nach der Sprache der Eltern bzw. nach allen Facetten der jeweiligen Sprachbiographie zu fragen. Auch Ostpreußisches wird zitiert, aber diese Zitier- bzw. Imitierkompetenz muss nicht auf ostpreußische Herkunft verweisen, viele ältere Menschen im Ruhrgebiet verfügen über diese und über andere Zitierkompetenzen. Auch sie gehören zur Sprachbiographie.

Die ältesten der im Korpus von Salewski bzw. Weigt vertretenen Bergleute sind kurz vor 1910 geboren. Damit wäre jetzt ein schöner Bogen zurück zum Anfang zu schlagen. Aber ich möchte noch einen Anhang anfügen, zumal er sicher den größten Sprengstoff für künftige Diskussionen bietet.

3. Erster Nachtrag: Umgangssprache als Sprachbarriere?

Schon 1992 hat Ulrich Ammon einen zaghaften Versuch unternommen, an das Konzept der „Kontrastiven Sprachhefte“ zu erinnern. Fünf Jahre später stellt er dezidiert die Frage, ob der „Dialekt als Sprachbarriere passé“ sei (Ammon / Kellermeier 1997). Hintergrund ist die Untersuchung von Birte Kellermeier aus dem Jahre 1994, in der sie massive Benachteiligungen der von ihr so genannten „Ruhrdeutsch-SprecherInnen“ festgestellt haben will. Hier lebt die alte Diglossie-Vorstellung wieder auf, was nach den Erkenntnissen der 90er Jahre – wie oben deutlich wurde – ein Rückschritt

ist. Es gibt nicht den Standard bzw. den Substandard, sondern ein breites Spektrum an Variation zwischen standardnah und standardfern. Und was heißt eigentlich Standard? Kellermeier orientiert sich an den kodifizierten Normen z. B. des Aussprache-Duden. Und Ammon tut es auch. Aber nun müsste eigentlich nach Königs richtungsweisender Untersuchung ins Bewusstsein gerückt worden sein, dass die Gebrauchsnormen in bezug auf die Standardaussprache große regionale Unterschiede aufweisen (König 1989). Das heißt, ein Teil der bei Mihm (1997) aufgelisteten Merkmale für das Ruhrdeutsche sind auch Kennzeichen des regionalen Standards. Das betrifft die Vokalisierung des *R*, die Spirantisierung von *-g* im Auslaut oder die geschlossene Aussprache des *ä* (etwa in *Mädchen*).

Es mag gute Gründe dafür geben, die Frage, ob es im Ruhrgebiet eine Benachteiligung aufgrund von Sprache gibt, neu aufzurollen. Nur ist dabei das Sprachverhalten, etwa von Schülern, vielleicht weniger interessant als die Einstellung von Lehrern, Personalchefs usw. Möglicherweise verbergen sich ja hinter den Einstufungen der Lehrer bzw. hinter deren Empfehlungen für die weitere Schulkarriere der Viertklässler unentdeckte Vorurteile. Ich würde zum Beispiel gern wissen, wie viele der 24 Ruhrdeutsch-SprecherInnen bzw. 13 Standard-SprecherInnen einen polnischen Namen tragen oder welchen Beruf die Eltern haben.

Nein, die Benachteiligung kann ihre Ursache kaum im Substandard selbst haben.¹¹ Wenn Kellermeier aufgrund der Untersuchung der Länge der Deutschaufsätze feststellt, dass „sich die beiden Gruppen in puncto Kreativität und Mitteilungsbedürfnis nicht unterscheiden“ (Kellermeier 1998, 48), dürfte der Substandard in toto nicht die Basis für die Lehrerurteile abgegeben haben.¹² Wahrscheinlich ist eher, dass bestimmte Kennzeichen der Umgangssprache ein Bewertungssyndrom auslösen. Wer *Dat is mir aber einen* sagt (Ammons Beispiel), also nach Lehrermeinung den Nominativ durch den Akkusativ ersetzt, was im übrigen so nicht richtig beschrieben ist,¹³ der ist für höhere schulische Weihen nicht prädestiniert.¹⁴

¹¹ Sehr anfechtbar erscheint an der Untersuchung von Kellermeier die Einteilung in die zwei Sprechergruppen. Die SchülerInnen wurden nach einer „mehrstündigen Hospitationsphase“ (Kellermeier 1998, 45) eingeteilt: Kriterium war dabei die „wiederholte Anwendung von mindestens drei sprachlichen Merkmalen des Ruhrdeutschen“ (46), von denen im Artikel insgesamt 25 aufgelistet sind. Ob alle Merkmale für die Einteilung berücksichtigt worden sind bzw. welche und was „wiederholte Anwendung“ bedeutet, wird nicht gesagt. Man wundert sich, wieso nicht alle Schüler und Schülerinnen Substandardsprecher sind. Bei Berücksichtigung sämtlicher Merkmale der Liste dürfte kaum ein *native speaker* aus dem Ruhrgebiet durch das Raster fallen.

¹² Die Bewertungstereotype der Lehrer und Lehrerinnen beziehen sich vermutlich weniger auf Aussprache und Orthographie als auf den grammatischen Bereich, nach dem altbekannten Spruch: *Der kann ja noch nicht einmal mir und mich unterscheiden*, was heißen sollte, der ist ungebildet.

¹³ Die Form *einen* statt *einer* ist natürlich eine Nominativform. Die Umgangssprache scheint hier per Analogie einen Ausgleich durchgeführt zu haben, der im Standard nicht (noch nicht?) anzutreffen ist. Im Femininum und Neutrum sind die Nominativ- und Akkusativformen der Vollform des unbestimmten Artikels identisch, in der Umgangssprache auch.

¹⁴ Dass jemand nach einem Vortrag tatsächlich gesagt haben soll: „Ich danke sie.“ (Ammons Beispiel), kann ich mir nicht vorstellen, es sei denn, als Spiel mit einem sprachlichen Stereotyp. Möglicherweise hat hier sogar eine Anekdote Pate gestanden. Der seinerzeit berühmte Fußballspieler „Ente“ Lippens ist einmal vom Platz gestellt worden, weil er, der gebürtige Niederländer (!), auf die Drohung eines Schiedsrichters „Herr Lippens, ich verwarne Ihnen“ geantwortet haben soll: „Ich danke Sie.“

Nicht nur bei Lehrern ist noch viel Aufklärungsarbeit zu leisten, und zwar nicht nur im Hinblick auf die genaue Kenntnis des regionalen Standards und des Substandards, sondern auch im Hinblick auf Einstellungen und Bewertungen.

4. Zweiter Nachtrag: Regionalsprache Ruhr

Terminologische Probleme sind, vor allem was die Benennung von Varietäten betrifft, im Vorhergehenden weitgehend ausgespart geblieben. Das hat mit der oben angesprochenen Beobachtung zu tun, dass vorschnell vergebene Termini zu unangemessenen Konzepten verleiten können. Vielleicht sind vage Termini im Falle von Varietäten vorläufig die adäquateren Benennungen. Aus diesem Grunde würde ich gern bei „Regionalsprache Ruhr“ oder auch „Regionalsprachen im Ruhrgebiet“ bleiben, obwohl der Ausdruck „Regionalsprache“ jüngst von der Sprachenpolitik in Beschlag genommen bzw. sogar instrumentalisiert worden ist.¹⁵ Aber das ist nun ein ganz anderes Thema, obwohl: Im Scherz haben Bochumer Studierende schon den Vorschlag gemacht, man solle eine Initiative gründen – mit dem Ziel, dass die Bundesregierung nachträglich auch die „Regionalsprache Ruhr“ für die „Europäische Charta der Regional- oder Minderheitensprachen“ anmeldet.

Wie kompliziert die Verhältnisse im Übrigen sind, sei an einer vermeintlichen Kasusvertauschung demonstriert. *im Magen geboxt* (Bsp. aus Mihm 1997) ist auf den ersten Blick ein Beispiel für Kasusvertauschung nach der Präposition *in*. Aber ist das so eindeutig zu sagen? Bei der Kontraktion von Präposition und Artikel *in den* entsteht (bei Elision von *d*) *innen Magen*, bei Elision des Schwa-Lautes *in'n Magen* und bei Assimilation des *n* an das nachfolgende *m* tatsächlich *im Magen*, allerdings mit zwei – kaum hörbaren – Tonhöhen. Hier ist noch viel zu erforschen, zumal gerade im Bereich Elision und Assimilation wichtige regionale Unterschiede in Standard und Substandard zu vermuten sind.

inem scheint übrigens nie für *in einem* gebraucht zu werden, sondern immer nur für *in* mit dem bestimmten Artikel. Wenn der unbestimmte Artikel im Hintergrund steht, würde *inem* ebenfalls die letzte Kontraktionsstufe darstellen, und diese Homonymie wird auf interessante Weise umgangen, und zwar mit einem eingefügten *so*: *in som*, beim Femininum entsprechend *in sonner*.

¹⁵ Vgl. dazu u. a. Menge (1995a u. 1997a) und Wirrer (1998).

Quellen und Literatur

Siglen

- ABäG Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik
AGB Archiv für die Geschichte des Buchwesens
AHVN Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein
APSL Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur
BLV Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart
BNF N. F. Beiträge zur Namenforschung. Neue Folge
BGbll Bonner Geschichtsblätter
DDG Deutsche Dialektgeographie
FSA Fränkischer Sprachatlas = Goossens (1988ff.)
GAG Göppinger Arbeiten zur Germanistik
HSK 1.1 (1982) Besch, Werner / Ulrich Knoop / Wolfgang Putschke / Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.) (1982): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Bd. 1. Berlin, New York: de Gruyter. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 1.1)
HSK 1.2 (1983) Dieselben (Hrsg.) (1983): Dasselbe, Bd. 2. Berlin, New York: de Gruyter. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 1.2)
HSK 2.1/2 (1985) Besch, Werner / Oskar Reichmann / Stefan Sonderegger (Hrsg.) (1985): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 1. Aufl. Berlin, New York: de Gruyter. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 2.1/2)
HSK 2.1 (1998) Besch, Werner / Anne Betten / Oskar Reichmann / Stefan Sonderegger (Hrsg.) (1998): Dass. 2., vollst. überarb. u. erw. Aufl., Bd. 1. Berlin, New York: de Gruyter. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 2.1)
HSK 2.2 [i. Dr.] Dieselben (Hrsg.) [i. Dr.]: Dasselbe. Bd. 2. Berlin, New York: de Gruyter. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 2.2)
HSK 3.1 (1987) Ammon, Ulrich / Norbert Dittmar / Klaus J. Mattheier (Hrsg.) (1987): Sociolinguistics – Soziolinguistik. An International Handbook of the Science of Language and Society. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. Bd. 1. Berlin, New York: de Gruyter. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 3.1)
HSK 3.2 (1988) Dieselben (Hrsg.) (1988): Dasselbe. Bd. 2. Berlin, New York: de Gruyter. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 3.2)
HSK 10.1 (1994) Günther, Hartmut / Otto Ludwig (Hrsg.) (1994): Schrift und Schriftlichkeit. Writing and Its Use. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. An Interdisciplinary Handbook of International Research. Bd. 1. Berlin, New York: de Gruyter. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 10.1)
HSK 10.2 (1996) Dieselben (Hrsg.) (1996): Dasselbe. Bd. 2. Berlin, New York: de Gruyter. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 10.2)
HSK 12.1 (1996) Goebel, Hans / Peter H. Nelde / Zdenek Starý / Wolfgang Wölck (Hrsg.) (1996): Kontaktlinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. An International Handbook of Contemporary Research. Manuel international des recherches contemporaines. Bd. 1. Berlin, New York: de Gruyter. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 12.1)

- HSK Lexikologie Cruse, D. Alan et al. (Hrsg.) [in Vorb.]: Lexikologie – Lexicology. Ein internationales Handbuch zu Natur und Struktur von Wörtern und Wortschätzen. An international handbook on the nature and structure of words and vocabularies. Berlin, New York: de Gruyter. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft)
- IdS Institut für deutsche Sprache
- JbAWG Augustin Wibbelt-Gesellschaft. Jahrbuch
- LA Linguistische Arbeiten
- LGB Lexikon des gesamten Buchwesens
- LGF Lunder Germanistische Forschungen
- MEKGRh Monatshefte für Evangelische Kirchengeschichte des Rheinlandes
- MSSV Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung
- MStAK Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln
- MdSt Mitteldeutsche Studien
- NdJb Niederdeutsches Jahrbuch. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung
- NdKbl Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung
- NdSt Niederdeutsche Studien
- NdW Niederdeutsches Wort
- PBB Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur
- PBB (H) Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (Halle)
- PBB (T) Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (Tübingen)
- PGRhGK Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde
- RGL Reihe Germanistische Linguistik
- RhArchiv Rheinisches Archiv
- RhJbVk Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde
- RhVjbl Rheinisches Vierteljahrsblätter
- RhWb Rheinisches Wörterbuch = Müller (1928-1971)
- RhWZVf Rheinisch-Westfälische Zeitschrift für Volkskunde
- RWA Rheinischer Wortatlas = Lausberg / Möller (2000)
- SVRhKG Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte
- SGG Studia Germanica Gandensia
- StAhd Studien zum Althochdeutschen
- TT Taal en Tongval
- VkRM Volkskultur an Rhein und Maas
- VL Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon (1978ff.). [...]. 2., völlig neu bearb. Aufl. Berlin u. a.: de Gruyter.
- VSWG Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte
- WUB Westfälisches Urkundenbuch (1847ff.). Fortsetzung von Erhards Regesta historiae Westfaliae, hrsg. von dem Vereine für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens. Münster: Regensburg, Aschendorff. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen, 1)
- ZdA Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur
- ZDL Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik
- ZdMaa Zeitschrift für deutsche Mundarten
- ZdPh Zeitschrift für deutsche Philologie
- ZGL Zeitschrift für Germanistische Linguistik
- ZMF Zeitschrift für Mundartforschung

- Ahtiluoto, Lauri (1968): Zur Sprache der Kölner Bibeln. Studien zur Urheberfrage. Helsinki: Société néophilologique.
- Alberts, Wybe Jappe (1961): Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte des Rheins in Zusammenhang mit der spätmittelalterlichen Wirtschaftsentwicklung der Niederlande. In: RhVjbl 26, 297-322.
- Alberts, Wybe Jappe (1975): Die Niederländischen Hansestädte in der Deutschen Hanse. Bonn: Kgl. Niederländische Botschaft. (Nachbarn, 20)
- Album Dr. M. Bussels (1967): Uitgegeven van de Federatie der geschied- en oudheidkundige kringen van Limburg. Hasselt: Federatie [...].
- Alewyn, Richard (Hrsg.) (1970): Deutsche Barockforschung. Dokumentation einer Epoche. 4. Aufl. Köln: Kiepenheuer u. Witsch. (Neue Wissenschaftliche Bibliothek, 7)
- Allensbach (1981): Mundart wird hoffähig. In: allensbacher berichte 14, 1-8.
- Allensbach (1993): Mundart geläufig? In: Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie. Bd. 9: 1984-1992. München u. a.: Saur. 190.
- Allensbach (1998): Bayerisch hören viele gern. In: allensbacher berichte 22, 1-5.
- Althaus, Hans Peter / Helmut Henne / Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.) (1980): Lexikon der Germanistischen Linguistik. 2. Aufl. Tübingen: Niemeyer.
- Ammon, Ulrich / Birte Kellermeier (1997): Dialekt als Sprachbarriere passé? 25 Jahre danach: Versuch eines Diskussions-Erweckungsküsschens. In: Deutsche Sprache 25, 21-38.
- Arens, Detlev (Hrsg.) (1991): Rhein-Maas-Kulturräum in Europa. Ergebnisse eines Symposiums in Aachen (25.-27. Oktober 1990). Köln: Rheinland-Verlag.
- Arens, Detlev (1991a): Kulturräum Rhein-Maas. In: Arens (1991), 3-22.
- Arlt, Gustave Otto (Hrsg.) (1936): Trutznachtigall von Friedrich Spee. Mit Einleitung und kritischem Apparat. Halle: Niemeyer. (Neudrucke deutscher Literaturwerke, 292-301) [Nachdruck Halle: Niemeyer 1967]
- Arndt, Johannes (1998): Das Heilige Römische Reich und die Niederlande 1566-1648. Köln u. a.: Böhlau.
- Aschoff, Diethard (1988): Die Juden in Münster. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. 3., nochmals erg. Auflage. Münster: Aschendorff. (Geschichte original – am Beispiel der Stadt Münster, 5)
- Åsdahl Holmberg, Märta (1950): Studien zu den niederdeutschen Handwerkerbezeichnungen des Mittelalters. Leder- und Holzhandwerker. Lund: Gleerup; Kopenhagen: Munksgaard. (LGF, 24)
- Åsdahl Holmberg, Märta (1954): Karlmeinet-Studien. Lund: Gleerup. (LGF, 27)
- Åsdahl Holmberg, Märta (1957): Der Harffer Sachsenspiegel vom Jahre 1295. Landrecht. Lund: Gleerup. (LGF, 32)
- Åsdahl Holmberg, Märta (1967): Exzipierend-einschränkende Ausdrucksweisen, untersucht besonders auf Grund hochdeutscher Bibelübersetzungen bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts. Uppsala: Almqvist & Wiksell. (Acta Universitatis Upsaliensis. Studia Germanistica Upsaliensia, 4)
- Åsdahl Holmberg, Märta (1968): Einschränkende Konjunktionen im Niederdeutschen. In: Niederdeutsche Mitteilungen 24, 13-49.
- Åsdahl Holmberg, Märta (1996): Rätselraten um das Gerundium des Niederdeutschen. In: Hennig, Jörg / Jürgen Meier (Hrsg.): Varietäten der deutschen Sprache. FS für Dieter Möhn. Frankfurt u. a.: Lang. 81-92.
- Aubin, Hermann (Hrsg.) (1913): Die Weistümer der Rheinprovinz. Zweite Abteilung. Die Weistümer des Kurfürstentums Köln. Erster Band: Amt Hülchrath. Mit einer Karte des Amtes. Bonn: Hanstein. (PGRhGK, 18) [Nachdruck Düsseldorf: Droste 1996]
- Aubin, Hermann (Hrsg.) (1914): Dass. Zweiter Band: Amt Brühl. Mit einer Skizze der Herrschaft Gleuel und einer Karte des Amtes. Bonn: Hanstein. (PGRhGK, 18)

- Aubin, Hermann (1955): Ursprung und ältester Begriff von Westfalen. In: Der Raum Westfalen (1931-96), Bd. 2.1, 1-35.
- Aubin, Hermann (Hrsg.) / Josef Nießen (Bearb.) (1926): Geschichtlicher Handatlas der Rheinprovinz. Köln, Bonn: Bachem-Schroeder.
- Aubin, Hermann / Theodor Frings / Josef Müller (1926): Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden. Geschichte, Sprache, Volkskunde. Bonn: Röhrscheid. [Nachdruck „Mit einem Vorwort zur Neuausgabe von Franz Petri und Nachworten zum geschichtlichen und volkskundlichen Beitrag von Hermann Aubin und Matthias Zender.“ Bonn: Röhrscheid 1966]
- Augustus, L. (1965): Betrachtungen zu der Urkundensprache von Herzogenrath und Kerkrade in dem ausgehenden Mittelalter. Lizentiatsarbeit Nijmegen. [Ms.]
- Bach, Adolf (1921): Die Schärfung in der moselfränkischen Mundart von Arzbach (Unterwesterwaldkreis). In: PBB 45, 266-290.
- Bach, Adolf (1930): Die Werke des Verfassers der Schlacht bei Göllheim (Meister Zilies von Seine?). Bonn: Röhrscheid. (RhArchiv, 11)
- Bach, Adolf (1931/32): Über Heimat und Verfasser des Rheinischen Marienlobs. In: Teuthonista 8, 210-231. [Wieder abgedruckt in: Adolf Bach (1964): Germanistisch-historische Studien. Gesammelte Abhandlungen. Hrsg. von Heinrich M. Heinrichs / Rudolf Schützeichel. Bonn: Röhrscheid. 526-544]
- Bach, Adolf (Hrsg.) (1934): Das Rheinische Marienlob. Eine deutsche Dichtung des 13. Jahrhunderts. Leipzig: Hiersemann. (BLV, 281)
- Bach, Adolf (1965): Geschichte der deutschen Sprache. 8. Aufl. Heidelberg: Quelle & Meyer. [9. Aufl. 1970]
- Bakker, Frens (1993): Het Blericks dialect. In: Alsters, A.C.T. et al. (Hrsg.): Venloos woordenboek. Met een bijdrage van F. Bakker. Venlo: Stichting Henric van Veldeke. 299-321.
- Balan, Marie-Luise (1969): Zur neuhochdeutschen Diphthongierung im Kölner Buch Weinsberg. In: RhVjbl 33, 336-387.
- Bammesberger, Alfred (1990): Die Morphologie des urgermanischen Nomens. Heidelberg: Winter. (Untersuchungen zur vergleichenden Grammatik der germanischen Sprachen, 2)
- Barbian, Jan-Pieter / Michael Brocke / Ludger Heid (Hrsg.) (1999): Juden im Ruhrgebiet. Vom Zeitalter der Aufklärung bis in die Gegenwart. Essen: Klartext.
- Basler, Otto (1914): Die Sprache des modernen Arbeiters. Ein Versuch ihrer Darstellung. In: Zeitschrift für deutsche Wortforschung 15, 246-270.
- Bauer, Gerhard (Hrsg.) (1988): Stadtsprachenforschung unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse der Stadt Straßburg in Spätmittelalter und früher Neuzeit. Vorträge des Symposiums vom 30. März bis 3. April 1987 an der Universität Mannheim. Göppingen: Kümmerle. (GAG, 488)
- Bauer, Thomas (1997): Lotharingen als historischer Raum. Raumbildung und Raumbewußtsein im Mittelalter. Köln, Weimar, Wien: Böhlau. (RhArchiv, 136)
- Bauermann, Johannes (1947): „Heresephe“. Zur Frage der sächsischen Provinzen. In: Westfälische Zeitschrift 97, 38-68. [Wieder abgedruckt in: Bauermann, Johannes (1968): Von der Elbe bis zum Rhein. Aus der Landesgeschichte Ostsachsens und Westfalens. Gesammelte Studien. Münster: Aschendorff. 1-23. (Neue münsterische Beiträge zur Geschichtsforschung, 11)]
- Baufeld, Christa (Hrsg.) (1994): Die Funktion außer- und innerliterarischer Faktoren für die Entstehung deutscher Literatur des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Göppingen: Kümmerle. (GAG, 603)
- Baumann, Johannes (1965/66): Der Übergang von der niederländischen zur hochdeutschen Schriftsprache in der Grafschaft. In: Der Grafschafter 148, 133f.; 149, 141-143; 150, 249f.; 152, 270-272; 153, 276f.; 154, 185-187; 155, 296.

- Baumann, Johannes (1998): Der Übergang von der niederländischen zur hochdeutschen Schriftsprache in der Grafschaft Bentheim seit 1752. In: Kremer / Sodmann (1998), 53-126.
- Bausinger, Hermann (1985): Die Mundarten und ihre Bedeutung bis heute. In: Schwäbische Heimat 36, 274-281.
- Becher, Matthias (1996): Rex, Dux und Gens: Untersuchung zur Entstehung des sächsischen Herzogtums im 9. und 10. Jahrhundert. Husum: Matthiesen. (Historische Studien, 444)
- Becher, Matthias (1999): ‚Non enim habent regem idem Antiqui Saxones ...‘ Verfassung und Ethnogenese in Sachsen während des 8. Jahrhunderts. In: Studien zur Sachsenforschung 12, 1-31.
- Beckers, Hartmut (1974): Ein vergessenes mittelniederdeutsches Artuseposfragment (Loccum, Klosterbibliothek, Ms. 20). In: NdW 14, 23-52.
- Beckers, Hartmut (1976): Eine wiederaufgefundene Handschrift der Regel, Statuten, Privilegien und Gewohnheiten der Terziarinnenklause St. Vinzenz zu Köln aus dem Jahre 1532. In: RhVjbl 40, 120-129.
- Beckers, Hartmut (1979): Besprechung von Rooth, Zur Sprache des Karlmeinet [...] 1976. In: RhVjbl 43, 385-391.
- Beckers, Hartmut (1980): Der Orientreisebericht Wilhelms von Boldensele in einer ripuarischen Überlieferung des 14. Jahrhunderts. In: RhVjbl 44, 148-166.
- Beckers, Hartmut (1982): Zum Wandel der Erscheinungsformen der deutschen Schreib- und Literatursprache Norddeutschlands im ausgehenden Hoch- und beginnenden Spätmittelalter (rund 1170 - rund 1350). In: NdW 22, 1-39.
- Beckers, Hartmut (1983): Die Kölner Prosabearbeitung des Crane-Romans Bertholds von Holle. In: NdW 23, 83-135.
- Beckers, Hartmut (1988): Paläographisch-kodikologische und sprachgeschichtliche Beobachtungen zu den alten Pergamentbruchstücken von ‚Karl und Galie‘ und ‚Morant und Galie‘. Ein Beitrag zur Klärung ihrer überlieferungsgeschichtlichen Stellung. In: Honemann, Volker / Nigel Palmer (Hrsg.): Deutsche Handschriften 1100-1400. Oxforder Colloquium 1985. Tübingen: Niemeyer. 179-213.
- Beckers, Hartmut (1989a): Die mittelfränkischen Rheinlande als literarische Landschaft 1150 bis 1450. In: Tervooren / Beckers (1989), 19-49.
- Beckers, Hartmut (1989b): Ein neues ‚Karl und Galie‘-Bruchstück. In: Tervooren / Beckers (1989), 131-155.
- Beckers, Hartmut, (1989c): Die Zurückdrängung des Ripuarischen, Niederdeutschen und Niederländischen durch das Hochdeutsche im Kölner Buchdruck. In: NdJb 112, 43-72.
- Beckers, Hartmut (Hrsg.) (1991): Der Rheinische Merlin. Text – Übersetzung – Untersuchung der ‚Merlin‘- und ‚Lüthild‘-Fragmente. Nach der Handschrift Ms. germ. qu. 1409 der Staatsbibl. Preußischer Kulturbesitz Berlin neu hrsg. u. erläutert von H. B. Übersetzung und Untersuchungen von Gerd Bauer et al. Paderborn u. a.: Schöningh. (Schöninghs mediävistische Editionen, 1)
- Beckers, Hartmut (1993): Ein Kölner ABC-Buch von ca. 1520 als kulturhistorische und sprachgeschichtliche Quelle. In: Mattheier et al. (1993), 261-278.
- Beckmann, Karl (1908): Heinrich Lindenborn, der kölnische Diogenes. Sein Leben und seine Werke. Bonn: Hanstein. (Beiträge zur Literaturgeschichte und Kulturgeschichte des Rheinlandes, 1)
- Beckmann, Paul (1904): Korveyer und Osnabrücker Eigennamen des IX.-XII. Jahrhunderts, ein Beitrag zur altsächsischen Dialektforschung. Diss. Münster. Bielefeld: von der Mühlen.
- Beckmann, Werner (1997): Zur Zerdehnung kurzer Vokale in offener Silbe. In: NdJb 120, 135-152.
- Beckmanns, Josef (1988): Die Autobiographie des Lehrers Johann Cuylen (1801-1881) aus Waldniel. Motto: Ora et labora! In: Heimatbuch des Kreises Viersen 1988, 13-20.

- Behrens, Hans (1954): Beobachtungen zur Geschichte der niederdeutschen Diphthongierung. In: *NdJb* 77, 84-110.
- Belet, Robert (1939): *Het dialect van St. Truiden in het begin der 15^e eeuw*. Lizentiatsarbeit Leuven. [Ms.]
- Bellaard, Daniel Henricus Gertrudus (1904): *Gert van der Schuren's Teuthonista of Duytschleuder*. Lexicographische onderzoekingen en klankleer. 's-Hertogenbosch: C. N. Teulings.
- Bellmann, Günter (1983): Probleme des Substandards im Deutschen. In: Mattheier (1983), 105-130.
- Bellmann, Günter / Günter Eifler / Wolfgang Kleiber (Hrsg.) (1975): *Festschrift für Karl Bischoff zum 70. Geburtstag*. Köln, Wien: Böhlau.
- Bellmann, Johann Diedrich (1983): Niederdeutsch als Kirchensprache. In: Cordes / Möhn (1983), 602-630.
- Bender, J. (1903): „Der Oeckmüllendorfer hundschaftsbaurgerichtsnachbahrbuch aus anno 1581.“ In: *AHVN* 75, 68-93.
- Benrath, Gustav Adolf (1997): Gerhard Tersteegen in seiner Zeit. In: Kock, Manfred / Jürgen Thiesbonenkamp (Hrsg.): *Gerhard Tersteegen – Evangelische Mystik inmitten der Aufklärung*. Köln: Rheinland-Verlag. 7-22.
- Bensel, Paul (1912): *Niederrheinisches Geistesleben im Spiegel Klevischer Zeitschriften des achtzehnten Jahrhunderts*. Bonn: Marcus und Weber. (Studien zur rheinischen Geschichte, 1)
- [Berghaus, Heinrich Karl Wilhelm (1862):] *Wallfahrt durch's Leben vom Basler Frieden bis zur Gegenwart*. Von einem Sechsendsechziger. 9 Bde. Leipzig: Costenoble.
- Bergmann, Rolf (1977): *Mittelfränkische Glossen*. Studien zu ihrer Ermittlung und sprachgeographischen Einordnung. 2. Aufl. Bonn: Röhrscheid. (RhArchiv, 61)
- Bergmann, Rolf (1980): Methodische Probleme der Lautverschiebungsdiskussion. In: *Sprachwissenschaft* 5, 1-14.
- Bergmann, Rolf (1983): Froumund von Tegernsee und die Sprachschichten in Köln. In: *ZDL* 50, 1-21.
- Bergmann, Rolf / Heinrich Tiefenbach / Lothar Voetz (Hrsg.) (1987): *Althochdeutsch*. Bd. 1: Grammatik, Glossen und Texte. Bd. 2: Wörter und Namen. Heidelberg: Winter. (Germanische Bibliothek, 3. Reihe: Untersuchungen)
- Berns, J. B. (1991): „De gemeene Nederduitsche Sprake“: de taalgeschiedenis van de Kleefse enclaves in Gelderland. In: *VkRM* 10 (1), 91-100.
- Berruto, Gaetano (1987): Varietät. In: *HSK* 3.1 (1987), 263-267.
- Bers, Günter (1970): Wilhelm Herzog von Kleve-Jülich-Berg (1562-1592). In: *Beiträge zur Jülicher Geschichte* 31, 1-18.
- Bers, Günter (1991): Zwei Akzise-Privilegien für die Stadt Jülich aus den Jahren 1490 und 1563. In: *Neue Beiträge zur Jülicher Geschichte* 2, 56-63.
- Besch, Werner (1967): Sprachlandschaften und Sprachausgleich im 15. Jahrhundert. Studien zur Erforschung der spätmittelhochdeutschen Schreibdialekte und zur Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache. München: Francke. (Bibliotheca Germanica, 11)
- Besch, Werner (1979): Schriftsprache und Landschaftssprachen im Deutschen. Zur Geschichte ihres Verhältnisses vom 16.-19. Jahrhundert. In: *RhVjbl* 43 (1979), 323-343.
- Besch, Werner (1983): Dialekt, Schreibdialekt, Schriftsprache, Standardsprache. Exemplarische Skizze ihrer historischen Ausprägung im Deutschen. In: *HSK* 1.2 (1983), 961-990.
- Besch, Werner (1985a): Entstehung und Ausprägung der binnensprachlichen Diglossie im Deutschen. In: Mihm (Hrsg.) (1985), 13-16.
- Besch, Werner (1985b): Die Entstehung und Ausformung der neuhochdeutschen Schriftsprache / Standardsprache. In: *HSK* 2.1/2 (1985), 1781-1810.

- Besch, Werner (Hrsg.) (1990): Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven. FS für Johannes Erben zum 65. Geburtstag. Frankfurt u. a.: Lang.
- Besch, Werner (1993): Regionalität – Überregionalität. Sprachlicher Wandel zu Beginn der Neuzeit. Mit 9 Karten. In: RhVjbl 57, 114-136.
- Besch, Werner (1995): Sprachprobleme in Münster im Jahre 1533. In: Cajot / Kremer / Niebaum (1995), 241-253.
- Besch, Werner / Klaus Hufeland / Volker Schupp / Peter Wiehl (Hrsg.) (1984): FS für Siegfried Grosse zum 60. Geburtstag. Göppingen: Kümmerle. (GAG, 423)
- Besch, Werner / Klaus J. Mattheier (Hrsg.) (1985): Ortssprachenforschung. Beiträge zu einem Bonner Kolloquium. Berlin: Schmidt.
- Besch, Werner / Hans Joachim Solms (Hrsg.) (1998): Regionale Sprachgeschichte. Berlin: Schmidt. (ZdPh, 117; Sonderheft)
- Betten, Anne (Hrsg.) (1990): Neuere Forschungen zur historischen Syntax des Deutschen. Referate der internationalen Fachkonferenz Eichstätt 1989. Tübingen: Niemeyer. (RGL, 103)
- Bhatt, Christa / Markus Lindlar (Hrsg.) (1998): Alles Kölsch. Eine Dokumentation der aktuellen Stadtsprache in Köln. Bonn: Bouvier.
- Bialystok, Ellen (Hrsg.) (1991): Language processing in bilingual children. Cambridge: Cambridge University Press.
- Bichel, Ulf (1985): Die Überlagerung des Niederdeutschen durch das Hochdeutsche. In: HSK 2.1/2 (1985), 1865-1873.
- Bierbrauer, Volker (1996): Romanen im fränkischen Siedelgebiet. In: Katalog Mannheim (1996), 110-120.
- Bischoff, Karl (1954): Elbostfälische Studien. Halle: Niemeyer. (MdSt, 14)
- Bischoff, Karl (1956): Hochsprache und Mundarten im mittelalterlichen Niederdeutschen. In: Der Deutschunterricht 8, 73-85.
- Bischoff, Karl (1961): Zu niederdeutsch *twisken*, *twischen* : *tüsken*, *tüschen*. In: NdW 2, 1-16.
- Bischoff, Karl (1962): Zu mittelniederdeutsch *us* und *uns*: In: Schröder (1962), 55-72.
- Bischoff, Karl (1981): Über gesprochenes Mittelniederdeutsch. Wiesbaden: Steiner.
- Bischoff, Karl / Robert Peters (2000) [i. Dr.]: Reflexe gesprochener Sprache im Mittelniederdeutschen. In: HSK 2.2 [i. Dr.].
- Biskup, Marian / Klaus Zernack (Hrsg.) (1983): Schichtung und Entwicklung der Gesellschaft in Polen und Deutschland im 16. und 17. Jahrhundert. Parallelen, Verknüpfungen, Vergleiche. Wiesbaden: Steiner. (VSWG, Beihefte, 74)
- Bister, Helga (1989): Sprachwandel im Dialekt von Krefeld. New York u. a.: Lang. (Berkeley Insights in Linguistics and Semiotics, 3) [Früherer Titel: Studien zum Dialekt von Krefeld am Niederrhein (Diss. University of California, Berkeley). Ann Arbor: Univ. Microfilms Int. 1987]
- Bister-Broosen, Helga (Hrsg.) (1998): Niederländisch am Niederrhein. Frankfurt u. a.: Lang. (Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft, 35)
- Bister-Broosen, Helga (1998a): Niederländische Elemente im Dialekt von Krefeld. In: Bister-Broosen (1998), 121-145.
- Blotvogel, Hans Heinrich (1997): Gibt es eine Region Niederrhein? Über Ansätze und Probleme der Regionsbildung am unteren Niederrhein aus geographisch-landeskundlicher Sicht. In: Geuenich (1997), 155-185.
- Blum, Hans / Severin Corsten / Peter Josef Hasenberg (1965): Die Entwicklung von Druck und Zeitung in Köln. In: Katalog Köln [1965], 9-69.
- Blumschein, Gustav (1894): Ueber die Kölner Mundart. (Vortrag, gehalten in der Sitzung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Köln 16. Mai 1894). In: Rheinische Geschichtsblätter 1, 137-149.

- Böckenholt, Hans-Joachim (1991): Niederdeutsch in der Schule. Verfügung des Regierungspräsidenten Münster. In: JbAWG 7, 107-111.
- Böhme, Horst Wolfgang (1996): Söldner und Siedler im spätantiken Gallien. In: Katalog Mannheim (1996), 91-101.
- Böhme, Horst Wolfgang (1999): Franken oder Sachsen? Beiträge zur Siedlungs- und Bevölkerungsgeschichte in Westfalen vom 4.-7. Jahrhundert. In: Studien zur Sachsenforschung 12, 43-73.
- Bölkow, Rudolf (1974): Schulwesen. In: Doepgen, Heinz (Hrsg.): 900 Jahre Heimerzheim 1074-1974. FS im Auftrag der Gemeinde Swisttal. Köln, Berlin: Grote. 143-154. [146-148: Schulordnung 1739]
- Bomans, J. A. (1991): Meurs en de Nederlanden. In: Jaarboek Zannekin 13, 13-22.
- Bornemann, Ulrich (1976): Anlehnung und Abgrenzung. Untersuchungen zur Rezeption der niederländischen Literatur in der deutschen Dichtungsreform des siebzehnten Jahrhunderts. Assen: van Gorcum.
- Bosbach, Franz (1991): Köln. Erzstift und Freie Reichsstadt. In: Schindling/Ziegler (1991), 58-84.
- Bosbach, Franz (1994): Konfessionalisierung im kurkölnischen Rheinland. In: RhVjbl 58, 202-226.
- de Bot, Kees (1996): Language loss. In: HSK 12.1 (1996), 579-585.
- Böttcher, Kurt (1921): Das Vordringen der deutschen Sprache in den Urkunden des niederdeutschen Gebietes. In: ZdMaa 16, 62-67.
- Boutkan, Dirk (1992): Old English *-ur/-or* in the *r-* and *s-*stems. In: NOWELE 20, 3-26.
- Boutkan, Dirk (1995): The Germanic ‚Auslautgesetze‘. Amsterdam: Rodopi. (Leiden Studies in Indo-European, 4)
- Brandt, Gisela (Hrsg.) (1995): Historische Soziolinguistik des Deutschen II. Stuttgart: Heinz.
- Brandt, Ulrike (1983): Karl Simrocks ‚Bonner Idioticon‘ und der Maikäferbund. In: RhVjbl 47, 343-346.
- Brandt, Ulrike / Astrid Kramer / Norbert Oellers / Hermann Rösch-Sondermann (Hrsg.) (1982-85): Der Maikäfer. Zeitschrift für Nichtphilister. Band 1-4. Bonn: Röhrscheid. (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Bonn, 30-33)
- Brandt-Schwarze, Ulrike (1991): „Der Maikäfer. Zeitschrift für Nichtphilister.“ Jahrgang I (1840) und Jahrgang II (1841): Kommentar. Bonn: Bouvier. (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Bonn, 51)
- Braubach, Max (1976): Vom Westfälischen Frieden bis zum Wiener Kongreß (1648-1815). In: Petri/Droege (1976) [Bd. 2], 219-365.
- Bredt, Johann Victor (1938): Die Verfassung der reformierten Kirche in Cleve-Jülich-Berg-Mark. Neukirchen: Buchhandlung des Erziehungsvereins. (Beiträge zur Geschichte und Lehre der Reformierten Kirche, 2)
- Briesen, Detlef et al. (1995): Gesellschafts- und Wirtschaftsgeschichte Rheinlands und Westfalens. Köln: Kohlhammer. (Schriften zur politischen Landeskunde Nordrhein-Westfalens, 9)
- Brinkerink, D. A. (Hrsg.) (1904): Van den doechden der vuriger ende stichtiger susteren van Diepen Veen („Handschrift D“). Leiden: Sijthoff.
- Brinkmann, Carl (1936): Das Schriftwesen in Bochum bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts und das Eindringen der hochdeutschen Schriftsprache. Bochum-Langendreer: Pöppinghaus.
- Brox, Franz (1922/1994): Die Einführung der neuhochdeutschen Schriftsprache in Münster. Hrsg. und um eine Bibliographie zum mittelniederdeutsch-neuhochdeutschen Schreibsprachenwechsel erweitert von Robert Peters. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte. (Westfälische Beiträge zur niederdeutschen Philologie, 3)
- Bruckwilder, Elisabeth (1983): Die Bedeutung der gesellschaftlichen Struktur für die Sprachverwendung in einer Ortsgesellschaft. Examensarbeit Duisburg. [Ms.]
- Brunn, Gerhard (Hrsg.) (1996): Region und Regionsbildung in Europa. Baden-Baden: Nomos.

- Buch Weinsberg (1897): Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert. Bd. 3. Bearb. v. Friedrich Lau. Bonn: Hanstein. (PGRhGK, 16)
- Buhlmann, Günther (1998): Der kurkölnische Hofrath 1597 bis 1692. Entstehungsgeschichte und Rechtsgrundlagen. Köln, Weimar, Wien: Böhlau. (RhArchiv, 138)
- Burghardt, Werner: Namensänderungen slawischer Familiennamen im Ruhrgebiet. In: Bellmann / Eifler / Kleiber (1975), 271-286.
- Busch, Hugo (1879): Ein legendar aus dem anfang des zwölften jahrhunderts. In: ZdPh 10 (1879), 129-204, 281-326, 390-485.
- Cain, Helen (1993): Tussen het Brabants en het Limburgs. Bijdrage tot de kennis van de middel-eeuwse schrijftaal te Tienen. Lizentiatsarbeit Leuven. [Ms.]
- Cajot, José (1989): Neue Sprachschranken im „Land ohne Grenzen“? Zum Einfluß politischer Grenzen auf die germanischen Mundarten in der belgisch-niederländisch-deutsch-luxemburgischen Euregio, Bd. 1/2. Köln, Wien: Böhlau. (RhArchiv, 121)
- Cajot, José (1998): Der Dialektraum am Niederrhein beiderseits der Staatsgrenze. In: Bister-Broosen (1998), 101-119.
- Cajot, José / Ludger Kremer / Hermann Niebaum (Hrsg.) (1995): Lingua Theodisca. Beiträge zur Sprach- und Literaturwissenschaft. Jan Goossens zum 65. Geburtstag. 2 Bde. Münster, Hamburg: Lit. (Niederlande-Studien, 16/1,2)
- Calmette, Joseph (1973): Die großen Herzöge von Burgund. 3. Aufl. München: Diederichs.
- Campbell, A. (1959): Old English Grammar. Oxford: Clarendon Press.
- Capelle, Torsten (1998): Die Sachsen des frühen Mittelalters. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft.
- Cappaert, Marc (1969): Zur Sprache des ältesten Güterverzeichnisses von Oudenbiezen. Lizentiatsarbeit Nijmegen. [Ms.]
- Cardauns, Hermann (Hrsg.) (1877): Transfixbrief d.d. 1513 Dec. 15. In: Die Chroniken der niederrheinischen Städte. Cöln. Bd. 3. Leipzig: Hirzel, CCXXXII-CCXLIII. (Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert, 14)
- Caroli, Folker (1977): Pragmatische Aspekte syntaktischer Variation in der gesprochenen Sprache. Göppingen: Kümmerle. (GAG, 219)
- Casser, Paul (1934a): Der Raum Westfalen in der Literatur des 13. bis 20. Jahrhunderts. In: Der Raum Westfalen (1931-1996), Bd. II.2, 1-32.
- Casser, Paul (1934b): Das Westfalenbewußtsein im Wandel der Geschichte. In: Der Raum Westfalen (1931-1996), Bd. II.2, 211-306.
- Chambers, J. K. / Peter Trudgill (1998): Dialectology. 2. Aufl. Cambridge, New York, Melbourne: Cambridge University Press. (Cambridge Textbooks in Linguistics)
- Cherubim, Dieter (1987): Mehrsprachigkeit in der Stadt der frühen Neuzeit am Beispiel Braunschweigs und Hermen Botes. In: Schöttker / Wunderlich (1987), 97-118.
- Cherubim, Dieter (1990): Rituell formalisierte Syntax in Texten des 16. und 19. Jahrhunderts. In: Betten (1990), 269-285.
- Cherubim, Dieter (1998): Sprachgeschichte im Zeichen der linguistischen Pragmatik. In: HSK 2.1 (1998), 538-550.
- Cherubim, Dieter / Klaus Jürgen Mattheier (Hrsg.) (1989): Voraussetzungen und Grundlagen der Gegenwartssprache. Sprach- und sozialgeschichtliche Untersuchungen zum 19. Jahrhundert. Berlin, New York: de Gruyter.
- Cherubim, Dieter / Siegfried Grosse / Klaus J. Mattheier (Hrsg.) (1998): Sprache und bürgerliche Nation. Beiträge zur deutschen und europäischen Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts. Berlin, New York: de Gruyter.
- Christ, Herbert (1983): Zur Geschichte des Französischunterrichts und der Französischlehrer. In: Mannzmann (1983), 94-117.
- Christmann, Hans Helmut (1992): Italienische Sprache und Italianistik in Deutschland vom 15. Jahrhundert bis zur Goethezeit. In: Schröder (1992), 43-55.

- Chronik (1992): Chronik: 400 Jahre St. Georgius-Gilde Goch 1592-1992. Goch: St. Georgius-Gilde.
- Cloße, Hans-Theo / Heinz Grafen (1987): Läßt sich die Mundart noch erhalten? Befragung von Schülern im Raume Würselen / Bardenberg. In: Bardenberger Heimathefte 3, 30.
- von Cölln, D[aniel Georg Conrad] (1784): Beytrag zur Charakteristik des Lippischen, Ritbergischen und Paderbornischen. Sprache. In: Westphälisches Magazin zur Geographie, Historie und Statistik 1, 115-116. [Wiederabdruck in Haas (1994a), 877]
- Compans, Annette (1994): Der Dialekt im Raum Kaldenkirchen. Eine sprachsoziologische Studie zum Stand eines Dialektes am Linken Niederrhein. Examensarbeit PH Münster. [Ms.]
- Cordes, Gerhard (1956): Zur Frage der altsächsischen Mundarten. In: ZMF 24, 1-51, 65-78.
- Cordes, Gerhard (1959): Zur Erforschung der Urkundensprache. In: NdJb 82, 63-79.
- Cordes, Gerhard / Dieter Möhn (Hrsg.) (1983): Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft. Berlin: Schmidt.
- Cornelissen, Georg (1985): Sprachkontakt und Sprachersatz im preußischen Gelderland. Die Ablösung des Niederländischen durch das Deutsche (1770-1870). In: RhVjbl 49, 173-189.
- Cornelissen, Georg (1986): Das Niederländische im preußischen Gelderland und seine Ablösung durch das Deutsche. Untersuchungen zur niederrheinischen Sprachgeschichte der Jahre 1770 bis 1870. Bonn: Röhrscheid. (RhArchiv, 119) – Geldern: Historischer Verein für Geldern und Umgegend. (Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Geldern und Umgegend, 86)
- Cornelissen, Georg (1988a): Kleve, Geldern, Moers und Rheinberg. Territoriale Aspekte der niederrheinischen Sprachgeschichte am Ende des 18. Jahrhunderts. In: NdW 28, 143-164.
- Cornelissen, Georg (1988b): Fassong, Filu, Pavei, Plafong. Über die Franzosenzeit und die französischen Lehnwörter in den rheinischen Mundarten. In: VkRM 7, 31-37.
- Cornelissen, Georg (1989): Das Niederländische am Niederrhein: Stationen der sprachgeschichtlichen Entwicklung vom 14. bis 19. Jahrhundert. Duisburg: L.A.U.D. (L.A.U.D., Series A, Nov. 1989, No. 285)
- Cornelissen, Georg (1989/90): Das Niederländische am Niederrhein. In: RhJbVk 28, 219-229.
- Cornelissen, Georg (1994): Zur frühen nichtlateinischen Urkundensprache am unteren Niederrhein. Eine Untersuchung an 22 Texten aus der Zeit zwischen 1301 bis 1375. In: NdJb 117, 58-74.
- Cornelissen, Georg (1994/95): Deutsch-niederländische Grenzdialektologie. Eine forschungsgeschichtliche Skizze für das Gebiet Aachen-Nimwegen-Enschede. In: ZDL 61, 298-307 (u. 2 Karten nach 380).
- Cornelissen, Georg (1995): Kleverländisch / Kleverlands heute. Funktionsverlust, Funktionsersatz, Funktionsteilung. In: Cajot / Kremer / Niebaum (1995), 633-640.
- Cornelissen, Georg (1996): Substantivische Flexionsklassensysteme verwandter niederländischer und deutscher Dialekte. Strukturelle und sprachwandelorientierte Beobachtungen. In: NdW 36, 31-58.
- Cornelissen, Georg (1997): Zur Sprache des Niederrheins im 19. und 20. Jahrhundert. Grundzüge einer regionalen Sprachgeschichte. In: Geuenich (1997), 87-102.
- Cornelissen, Georg (1998a): „beide taalen kennende“: Klevische Zweisprachigkeit in den letzten Jahrzehnten des Ancien régime. In: Bister-Broosen (1998), 83-100.
- Cornelissen, Georg (1998b): Taal en onderwijs in Noord-Limburg in de Franse tijd (1794-1814). In: TT 50, 43-62.
- Cornelissen, Georg (1998c): Eine historische Sprachkarte für den Niederrhein (1794). In: VkRM 17, H. 1-2, 21-44.
- Cornelissen, Georg (1999): Regiolekte im deutschen Westen. Forschungsansätze. In: NdJb 122, 91-114.

- de Corte, Benjamine / Ludger Kremer (1993): Diglossie und sprachliche Überfremdung. Eine Ortssprachenstudie im nördlichen Ruhrgebietsvorland (Klein Reken). In: Kremer (1993), 21-56.
- Coun, Th. (1988): De Limburgse literatuur en de slag bij Woeringen. In: Goossens (1988), 65-88.
- Cox, H. L. / V. F. Vanacker / E. Verhofstadt (Hrsg.) (1986): *wortes anst · verbi gratia. donum natalicium Gilbert A. R. de Smet. Leuven / Amersfoort: acco.*
- Cramer, Thomas (Hrsg.) (1983): *Literatur und Sprache im historischen Prozeß. Vorträge des Deutschen Germanistentages Aachen 1982. Bd. 2: Sprache. Tübingen: Niemeyer.*
- Crede, Claudia / Udo Lakemper (1998): Empirische Untersuchungen zur Phraseologie im Ruhrgebiet. In: Hartmann (1998), 81-108.
- Cremers, Ernst (1988): Stellenwert der Mundart in unserer Gesellschaft am Beispiel der Stadt Nettetal. Nettetal: Selbstverlag.
- Damave, Helena Allegonda Anna (1964): *Die Sprache der Pilgerfahrt des träumenden Mönchs. Ein Beitrag zur Geschichte der Kölner Mundart im fünfzehnten Jahrhundert. Haarlem: Spaarnestad.*
- Damme, Robert / Hans Taubken (Hrsg.) (1999): *Niederdeutsche Wörter. Festgabe für Gunter Müller zum 60. Geburtstag am 25. November 1999. Münster: Aschendorff. [= NdW 39]*
- Davies, Winifred V. (1999): „Geregeltes Miteinander oder ungeregeltes Durcheinander?“ Versuch einer Beschreibung der sogenannten „Umgangssprache“ in Mannheim-Neckarau. In: *Linguistische Berichte* 178, 205-229.
- Davis, Garry W. / Gregory K. Iverson / Joseph C. Salmons (1999): Peripherality and markedness in the spread of the High German Consonant Shift. In: *PBB* 121, 177-200.
- Debus, Friedhelm (1983): *Deutsche Dialektgebiete in älterer Zeit: Probleme und Ergebnisse ihrer Rekonstruktion. In: HSK 1.2 (1983), 930-960.*
- Debus, Friedhelm / Ernst Dittmer (Hrsg.) (1986): *Sandbjerg 85. Dem Andenken von Heinrich Bach gewidmet. Neumünster: Wachholtz. (Kieler Beiträge zur deutschen Sprachgeschichte, 10)*
- Dederich, Andreas (1971): *Annalen der Stadt Emmerich. Düsseldorf: Rheinland-Verlag.*
- Deeters, Joachim (1988): *Die Hanse und Köln. Ausstellung des Historischen Archivs der Stadt Köln zum 8. Hansetag der Neuzeit in Köln im September 1988 [...]. Köln: Stadt Köln, Historisches Archiv.*
- Deeters, Joachim (1994): *Die Bestände des Stadtarchivs Köln bis 1814. Eine Übersicht. Köln, Weimar, Wien: Böhlau. (MStAK, 76)*
- Deeters, Joachim / Johannes Helmuth (Hrsg.) (1996): *Quellen zur Geschichte der Stadt Köln. Bd. 2. Spätes Mittelalter und frühe Neuzeit: (1396-1794), hrsg. im Auftr. des Fördervereins Geschichte in Köln e.V. von J. D. u. J. H. in Zusammenarbeit mit Dorothee Rheker-Wunsch und Stefan Wunsch. Köln: Bachem.*
- Derendorf, Brigitte (1994): *Mittelniederdeutsche literarische Handschriften in Münster. In: NdW 34, 21-33.*
- Deschamps, J. (1970): *Middelnederlandse handschriften uit Europese en Amerikaanse bibliotheken. Tentoonstelling ter gelegenheid van het honderdjarig bestaan van de Koninklijke Zuidnederlandse Maatschappij voor Taal- en Letterkunde en Geschiedenis. Catalogus. Brussel: Koninklijke Bibliotheek.*
- Deschamps, J. / M. Gyseling (1966): *De fragmenten van de Limburgse Aiol. In: SGG 8, 9-71.*
- Dewil, P. (1954): *Bijdrage tot de kennis van de taal der oud-Hasseltse oorkonden, rollen en gichten uit de eerste helft der 15^e eeuw (klankleer). Lizentiatsarbeit Leuven. [Ms.]*
- D'Hollander, Elisabeth (1985/86): *Eine sprachsoziologische Untersuchung im Kölner Raum. Lizentiatsarbeit Leuven. [Ms.]*

- Diedenhofen, Wilhelm (1979): Die Klever Gärten des Johann Moritz. In: de Werd (1979), 165-188.
- Diercks, Willy (1986): Geschlechtstypisches in Mundartgebrauch und -bewertung. In: Debus / Dittmer (1986), 227-255.
- Diesterweg, Fr. Adolph W. (1990): Die preußischen Rheinprovinzen. Ein historisches Handbuch für Schule und Haus. Hrsg. u. eingel. von Klaus Goebel. Duisburg: Mercator. [Original: Beschreibung der Preußischen Rheinprovinzen. Zum Gebrauch in Schulen und zum Selbstunterricht abgefaßt und mit einer Handkarte versehen. Crefeld: Funcke 1829]
- Dietz, Burkhard / Stefan Ehrenpreis (Hrsg.) (1999): Drei Konfessionen in einer Region. Beiträge zur Geschichte der Konfessionalisierung im Herzogtum Berg vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Köln: Rheinland-Verlag. (SVRhKG, 136)
- Dietz, Jos[ef] (1966): Aus dem „Hausbuch des Gallus Matheius Josephus Hambitzer in Kütinghoven 1786. 13.5.“ In: RhZWV 13, 208-213.
- Dietz, Josef (1973): Aus dem Tagebuch des Bonner Privatdozenten Dr. Franz Baumann 1825-1826. In: BGbl 25, 120-198.
- Dingeldein, Heinrich J. (1997): Sprachvarietäten in „Mitteldeutschland“. Gebrauch und Räumlichkeit. In: Stickel (1997), 109-141.
- van Dinter, Wiel et al. (1993): Dialectwoordenboek van de gemeente Gennep. Een keuze uit de woordenschat van het dialect van Gennep, Heijen, Milsbeek, Ottersum en Ven-Zelderheide. Gennep: Stichting Dialectwoordenboek van de Gemeente Gennep.
- Ditt, Karl (1988): Raum und Volkstum. Die Kulturpolitik des Provinzialverbandes Westfalen 1923-1945. Münster: Aschendorff. (Veröffentlichungen des Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volksforschung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, 26)
- Dittmaier, Heinrich (Bearb.) (1963): Rheinische Flurnamen [...]. Mit 44 Karten, 11 Abbildungen und Skizzen. Nebst einem Vorwort „Geschichte des Rheinischen Flurnamenarchivs“ von Adolf Bach. Bonn: Röhrscheid.
- Dollinger, Philippe (1981): Die Hanse. 3. Aufl. Stuttgart: Kröner.
- Domsta, Hans J. (Bearb.) (1983): Rheinische Weistümer. Vierte Abt.: Die Weistümer des Herzogtums Jülich, Bd.1: Die Weistümer der jülichischen Ämter Düren und Nörvenich und der Herrschaften Burgau und Gürzenich (mit ergänzenden Quellen). Düsseldorf: Droste. (PGRhGK, 18)
- Dornbusch, J. B. (1873): Die Kunstgilde der Töpfer in der abteilichen Stadt Siegburg und ihre Fabricate. In: AHVN 25, 1-130. [Zunftbrief 100-118]
- Dornfeld, Erich (1912): Untersuchungen zu Gottfried Hagens Reimchronik der Stadt Köln nebst Beiträgen zur mittelriparischen Grammatik. Breslau: Marcus. (Germanistische Abhandlungen, 40)
- Dösseler, Emil (1980): Der Niederrhein und die Brabanter Messen zu Antwerpen und Bergen op Zoom vom Ende des 14. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. In: Düsseldorfer Jahrbuch 57/58, 47-97.
- Dotzauer, Winfried (1989): Die deutschen Reichskreise in der Verfassung des alten Reiches und ihr Eigenleben (1500-1806). Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft.
- Draye, Luk (1984): Neues zur zweiten Lautverschiebung? In: PBB 106, 344-363.
- Dreher, Bernd (Hrsg.) (1988): Texte zur Kölner Verfassungsgeschichte. Ausgew. u. mit e. Einl. vers. von B. D. Köln: Stadtmuseum. (Veröffentlichungen des Kölnischen Stadtmuseums, 6)
- Dressler, Wolfgang (1988): Spracherhaltung – Sprachverfall – Sprachtod. In: HSK 3.2 (1988), 1551-1563.
- Driessen, Clemens H.F. (1994): Zwei Großväter. In: Unser Bocholt 45.3, 25-33.
- Duden (1974): Aussprachewörterbuch der deutschen Standardsprache. 2., völlig neu bearb. u. erw. Aufl. Bearb. v. Max Mangold in Zusammenarbeit mit der Dudenredaktion. Mannheim:

- Dudenverlag 1974. (Duden, 6) [3., völlig neu bearb. u. erw. Aufl. Mannheim, Wien, Zürich: Dudenverlag 1990]
- Dünwald, Achim (1998): Konfessionsstreit und Verfassungskonflikt. Die Aufnahme der niederländischen Flüchtlinge im Herzogtum Kleve 1566-1585. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte. (Schriften der Heresbach-Stiftung Kalkar, 7)
- Durrell, Martin (1998): Zum Problem des sprachlichen Kontinuums im Deutschen. In: ZGL 26, 17-30.
- Dussart-Debèfve, Suzanne (1969): Die Sprache der Predigten Johannes Taulers nach der Wiener Handschrift Nr. 2744. Marburg: Elwert. (DDG, 71)
- Düwell, Kurt (1990): „Rheinisch-westfälisch“ und verwandte Bezeichnungen im 19. Jahrhundert. Eine Betrachtung über regionales Raumbewußtsein und seine sprachlichen Ausdrucksformen. In: Petzina, Dietmar / Jürgen Reulecke (Hrsg.): Bevölkerung, Wirtschaft, Gesellschaft seit der Industrialisierung. FS für Wolfgang Köllmann zum 65. Geburtstag. Dortmund: Gesellschaft für westfälische Wirtschaftsgeschichte. 311-319.
- Düwell, Kurt / Wolfgang Köllmann (Hrsg.) (1983): Rheinland-Westfalen im Industriezeitalter. Beiträge zur Landesgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Bd. 1: Einleitung. Wuppertal: Hammer. 11-18.
- Ebbinghaus, Ernst A. (1967): A Note on the ‚Lublin Psalter‘. In: NdJB 90, 44f.
- Ebert, Robert Peter / Oskar Reichmann / Hans-Joachim Solms / Klaus-Peter Wegera (1993): Frühneuhochdeutsche Grammatik. Tübingen: Niemeyer. (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. A. Hauptreihe, 12)
- Eckertz, G. (1865): Chronik und Weisthum von Mayschoß an der Ahr. In: AHVN 16, 39-123.
- Eckertz, G. (1876a): Der Brand des kurfürstlichen Residenzschlosses, des jetzigen Universitätsgebäudes, zu Bonn im Jahre 1777. In: AHVN 28, 32-36.
- Eckertz, G. (1876b): Kölnische Chronik. In: AHVN 30, 151-173.
- Egert, Klaus (1994): Zur Geschichte der Schreibsprachen in Stadt und Amt Erkelenz vom 16. bis 19. Jahrhundert. Erkelenz: Heimatverein der Erkelenzer Lande. (Schriften des Heimatvereins der Erkelenzer Lande, 14)
- Eggers, Hans (1986): Deutsche Sprachgeschichte. Band 2: Das Frühneuhochdeutsche und das Neuhochdeutsche. Reinbek: Rowohlt. [Erstauflage in zwei Bd. 1969/1977]
- Ehlers, Joachim (1995): Das früh- und hochmittelalterliche Sachsen als historische Landschaft. In: Dahlhaus, Joachim / Armin Kohnle (Hrsg.): Papstgeschichte und Landesgeschichte. FS für Hermann Jakobs zum 65. Geburtstag. Köln, Weimar, Wien: Böhlau. 17-36.
- Ehlich, Konrad / Wilhelm Elmer / Rainer Noltenius (Hrsg.) (1997): Sprache und Literatur an der Ruhr. 2., erw. und überarb. Aufl. Essen: Klartext. (Schriften des Fritz-Hüser-Instituts der Stadt Dortmund. Reihe 2: Forschungen zur Arbeiterliteratur, 10) [1. Aufl. 1995]
- Eichhoff, Jürgen (1977ff.): Wortatlas der deutschen Umgangssprachen. Bd. 1-3. Bern, München: Francke.
- Eickmans, Heinz (1986): Gerard van der Schueren: Teuthonista. Lexikographische und historisch-wortgeographische Untersuchungen. Köln, Wien: Böhlau. (NdSt, 33)
- Eickmans, Heinz (1998): Zur regionalen Sprachgeschichte des nördlichen Rheinlands. In: Besch / Solms (1998), 36-49.
- Eickmans, Heinz (1999): Niederrheinisch und Hochdeutsch: Zur Sprache der klevischen Chronik des Johannes Turck. In: NdW 39, 265-273. [= Damme / Taubken (1999)]
- Einyck, Andreas (1990): Bauernhäuser im Klassizismus, Historismus, Jugendstil. Quellen und Materialien zum ländlichen Hausbau des Westmünsterlandes im Industriezeitalter. Vreden: Landeskundliches Institut Westmünsterland. (Beiträge des Heimatvereins Vreden zur Landes- und Volkskunde, 39)
- Elicker, Artur (1984): Jahrtausendwasser in Bonn 1784. Zur Erinnerung an das Rheinhochwasser vor 200 Jahren. In: BgBl 36, 119-148.

- Elmentaler, Michael (1993): Probleme der Rekonstruktion stadtsprachlicher Schreibsysteme am Beispiel Duisburgs. In: ZDL 60, 1-20.
- Elmentaler, Michael (1998a): Die Schreibsprachgeschichte des Niederrheins. Ein Forschungsprojekt der Duisburger Universität. In: Heimböckel (1998), 15-34.
- Elmentaler, Michael (1998b): Diachrone Schreibsprachenforschung und historische Dialektologie des Niederdeutschen. In: NdJb 121, 25-58.
- Elmentaler, Michael (1999): Zur phonischen Interpretierbarkeit spätmittelalterlicher Schreibsprachen. In: Honemann et al. (1999), 87-103.
- Elmentaler, Michael (Hrsg.) (2000): Regionalsprachen, Stadtsprachen und Institutionssprachen im historischen Prozeß. Wien: Edition Praesens.
- Elsaß, Stephan (1999): Redensartlichkeit und Formelhaftigkeit in Briefen von Eifel-Auswanderern aus dem 19. Jahrhundert. In: RhVjbl 63, 305-319.
- Enderle, Wilfried (1994a): Die Jesuitenbibliothek im 17. Jahrhundert. Das Beispiel der Bibliothek des Düsseldorfer Kollegs 1619-1773. In: AGB 41, 147-213.
- Enderle, Wilfried (1994b): Die Druckverleger des katholischen Deutschlands. Zwischen Augsburger Religionsfrieden 1555 und Westfälischem Frieden 1648. In: Kaiser (1994), 37-59.
- Ennen, [Leonhard] (1865): Uebertragung der Krönungs-Insignien von Aachen nach Frankfurt 1742. In: AHVN 16, 168-175.
- Erbe, Michael (1993): Belgien, Niederlande, Luxemburg. Geschichte des niederländischen Raumes. Stuttgart u. a.: Kohlhammer.
- Ernst, Peter (1994): Die Anfänge der frühneuhochdeutschen Schreibsprache in Wien. Wien: Edition Praesens.
- Eßer, Paul (1983): Dialekt und Identität. Diglottale Sozialisation und Identitätsbildung. Frankfurt, Bern: Lang. (Europäische Hochschulschriften, Reihe XI: Pädagogik, 138)
- Ewald, Petra / Karl-Ernst Sommerfeldt (Hrsg.) (1995): Beiträge zur Schriftlinguistik. FS zum 60. Geburtstag von Prof. Dr. phil. habil. Dieter Nerius. Frankfurt u. a.: Peter Lang. (Sprache – System und Tätigkeit, 15)
- Eye, August von (1855): Der Kampf der Dialecte gegen die Schriftsprache, in besonderer Beziehung auf das Plattdeutsche. In: Die deutschen Mundarten 2, 97-102.
- Fedders, Wolfgang (1987): Variablenlinguistische Studien zur mittelniederdeutschen Urkundensprache Coesfelds. In: NdW 27, 95-130.
- Fedders, Wolfgang (1990a): Aspekte einer variablenlinguistischen Untersuchung zur ravensbergisch-lippischen Schreibsprachlandschaft. In: Franco-Saxonica (1990), 49-70.
- Fedders, Wolfgang (1990b): Bemerkungen zu den spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen sprachlichen Verhältnissen in Lemgo. In: Johaneke, Peter / Herbert Stöwer (Hrsg.): 800 Jahre Lemgo. Aspekte der Stadtgeschichte. Lemgo: Stadtarchiv. 239-262. (Beiträge zur Geschichte der Stadt Lemgo, 2)
- Fedders, Wolfgang (1993): Die Schreibsprache Lemgos. Variablenlinguistische Untersuchungen zum spätmittelalterlichen Ostwestfälischen. Köln, Weimar, Wien: Böhlau. (NdSt, 37)
- Fedders, Wolfgang (1999): Sprachgeschichte bis um 1800. In: Damberg, Norbert (Hrsg.): Coesfeld 1197-1997. Beiträge zu 800 Jahren städtischer Geschichte. Münster: Ardey. 1471-1510.
- Finger, Heinz (1984): Drucker und Druckerzeugnisse. In: Katalog Kleve (1984), 245-254.
- Finger, Heinz (1994): Düsseldorfer Bibliotheken des Mittelalters und der frühen Neuzeit. In: G. Kaiser (1994), 213-235.
- Finger, Heinz (1998): Die Kirche am Niederrhein vom Vorabend der Reformation bis zur Errichtung einer protestantischen Landesherrschaft (1500-1614). In: H. Janssen / Grote (1998), 243-258.

- Firmenich-Richartz, Johannes Matthias (1843-66): Germaniens Völkerstimmen. Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Mährchen, Volksliedern u. s. w. Bd. 1-3 u. Anhang. Berlin: Schlesinger. [Nachdruck Osnabrück: Zeller 1968]
- Fischer, Christian (1992): Mittelniederdeutsch-lateinische Vokabulare in Münster. Bearbeitungsstand und Perspektiven eines Teilprojekts. In: NdW 32, 13-28.
- Fischer, Christian (1995): Die Soester Stadtsprache zwischen 1500 und 1800. Vom Mittelniederdeutschen zum Neuhochdeutschen. In: Widder (1995), 523-547.
- Fischer, Christian (1998): Die Stadtsprache von Soest im 16. und 17. Jahrhundert. Variationslinguistische Untersuchungen zum Schreibsprachenwechsel vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen. Köln, Weimar, Wien: Böhlau. (NdSt, 43)
- Flink, Klaus (1979): Kleve und Brandenburg. Kurfürst, Statthalter und Stadt (1640-1688). In: Flink, Klaus: Kleve im 17. Jahrhundert. Studien und Quellen. 2. Teil (1640-1666). Kleve: Selbstverlag des Stadtarchivs. 13-44. (Klever Archiv, 1)
- Flink, Klaus (1980): Kleve im 17. Jahrhundert. Studien und Quellen. 3. Teil (1667-1688). Kleve: Selbstverlag des Stadtarchivs. (Klever Archiv 2)
- Foerste, William (1941/42): Das Niederdeutsche in der politischen Propaganda des 17. und 18. Jahrhunderts. In: NdJb 67/68, 22-78.
- Foerste, William (1950): Untersuchungen zur westfälischen Sprache des 9. Jahrhunderts. Marburg: Simon. (Münstersche Forschungen, 2)
- Foerste, William (1957): Geschichte der niederdeutschen Mundarten. In: Stammer, Wolfgang (Hrsg.): Deutsche Philologie im Aufriß. Bd. 1. 2. Aufl. Berlin: Schmidt. 1729-1898.
- Foerste, William (1958): Der wortgeographische Aufbau Westfalens. In: Der Raum Westfalen (1931-1996), Bd. IV, 1. 1-117.
- Foerste, William (1960): Einheit und Vielfalt der niederdeutschen Mundarten. Münster: Aschendorff. (Schriften zur Heimatkunde und Heimatpflege, 4)
- Foerste, William (1963): Das Münsterländische. In: NdW 3, 29-36.
- Folwell, Katie / Martin Durrell (1995): Einstellungen zum Niederdeutschen in Münster. In: NdJb 118, 245-267.
- Forstreuter, Cornelia (1993): Verlust und Wandel im mundartlichen Wortschatz. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung von Mundartsprechern dreier Generationen im Rhein-Sieg-Kreis. In: VkrM 12, 3-10.
- Franck, Johannes (1894): Mundart und Volksüberlieferung. Aufruf zur Sammlung und Bearbeitung. In: Rheinische Geschichtsblätter 1, 21-29.
- Franck, Johannes (1898): Schriften zur limburgischen Sprache und Literatur. In: Taal en Letteren 8, 49-52, 105-109, 135-138, 337-341, 387-392, 415-421, 463-475, 503-515.
- Franck, Johannes (1910): Mittelniederländische Grammatik mit Lesestücken und Glossar. 2., Neubearb. Aufl. Leipzig: Tauchnitz. [Nachdruck Arnheim: Gysbers & van Loon 1967 u. 1971]
- Franck, Johannes (1971): Altfränkische Grammatik, Laut- und Flexionslehre. 2. Aufl. mit Ergänzungen und Literaturnachträgen von Rudolf Schützeichel. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. (Grammatiken der althochdeutschen Dialekte, 2) [1. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1909]
- Franco-Saxonica (1990): Franco-Saxonica. Münstersche Studien zur niederländischen und niederdeutschen Philologie. Jan Goossens zum 60. Geburtstag. Neumünster: Wachholtz.
- François, Etienne (1977): Die Volksbildung am Mittelrhein im ausgehenden 18. Jahrhundert. Eine Untersuchung über den vermeintlichen „Bildungsrückstand“ der katholischen Bevölkerung Deutschlands im Ancien Régime. In: Jahrbuch für westdeutsche Landesgeschichte 3, 277-302.
- Frank, Irmgard (1974): Die althochdeutschen Glossen der Handschrift Leipzig Rep. II. 6. Berlin, New York: de Gruyter. (Arbeiten zur Frühmittelalterforschung, 7)

- F[ranke], E[berhard] (1940a): Formt sich ein neuer Dialekt? Umgangssprache des Industrie-Alltags. Auf dem Weg zur Bildung eines neuen Menschenschlags im Ruhrgebiet. In: Westfälischer Beobachter. Ausgabe Gelsenkirchen-Buer, vom 1.10.1940.
- F[ranke], E[berhard] (1940b): Noch einmal: „Gelsenkirchener Umgangssprache“. Woher sind die sprachlichen „Fremdkörper“ gekommen. Eine ergänzende Untersuchung. In: Westfälischer Beobachter. Gelsenkirchener Zeitung, vom 25.10.1940.
- Franke, Eberhard (1941): Von der Umgangssprache auf der Fabrik. In: Krupp. Zeitschrift der Kruppischen Betriebsgemeinschaft 32/10, 1941.
- Frankewitz, Stefan (1985): Privilegien der Grafen und Herzöge von Geldern für die Stadt Goch. Goch: Völcker.
- Freudenberg, Richard (1888): Söitelsch Platt. (Stüchtelner Plattdeutsch) mit Wörterverzeichnis und Dialektproben. Ein Beitrag zum Studium der Niederrheinischen Mundart. Viersen: Seul.
- Frevert, Ute / Heinz-Gerhard Haupt (Hrsg.) (1999): Der Mensch des 19. Jahrhunderts. Frankfurt, New York: Campus.
- Frieling, Monika (1975): Dialekt als Sprachbarriere in der Schule unter besonderer Berücksichtigung des Niederdeutschen. Examensarbeit PH Münster. [Ms.]
- Frings, Theodor (1915): Tonlange Vocale. In: PBB 40, 112-126.
- Frings, Theodor (1916): Die rheinische Accentuierung. Vorstudie zu einer Grammatik der rheinischen Mundarten. Marburg: Elwert. (DDG, 14)
- Frings, Theodor (1921): Die deutsche Sprachwissenschaft und die deutsche Mundartenforschung. In: ZdMaa 16, 2-12.
- Frings, Theodor (1922): Rheinische Sprachgeschichte. In: Geschichte des Rheinlandes [...] (1922), 251-298. [Sonderabdruck Essen 1924. Wieder abgedruckt in: Frings (1956), Bd. 1, 1-54]
- Frings, Theodor (1926): Sprache. In: Aubin / Frings / Müller (1926), 90-185.
- Frings, Theodor (1926/27): Der Eingang von Morant und Galie. In: Teuthonista 3 (1926/27), 97-119.
- Frings, Theodor (1934): Der rheinische und der litauische Accent. In: PBB 58, 110-149.
- Frings, Theodor (1944): Grundsätzliches zur Forschung. Teil 1 des Aufsatzes Frings / Schmitt (1944), 67-81.
- Frings, Theodor (1956): Sprache und Geschichte. Bd. 1-3. Halle: Niemeyer. (MdSt, 16-18)
- Frings, Theodor (1961): Flämisch *cachtel* 'Füllen', lateinisch *capitale*, und der Übergang von *ft* zu *cht*, deutsch *Kraft*, niederländisch *cracht*. In: PBB (H) 82, 363-393.
- Frings, Theodor / Jacob van Ginneken (1919): Zur Geschichte des Niederfränkischen in Limburg. In: ZdMaa 14, 97-209.
- Frings, Theodor / Elisabeth Linke (Hrsg.) (1976): Morant und Galie. Berlin: Akademie-Verlag. (Deutsche Texte des Mittelalters, 69)
- Frings, Theodor / Gabriele Schieb (1947): Die Servatiusbruchstücke und die Lieder. Grundlegung einer Veldeke-Kritik. Halle: Niemeyer.
- Frings, Theodor / Gabriele Schieb (1949): Heinrich von Veldeke zwischen Schelde und Rhein. Halle: Niemeyer.
- Frings, Th[eodor] / L[udwig] E[rich] Schmitt (1942): Gutturalisierung. In: ZMF 18, 49-58.
- Frings, Theodor / Ludwig Erich Schmitt (1944): Der Weg zur deutschen Hochsprache. In: Jahrbuch der deutschen Sprache 2, 67-121.
- Fritz, Alfons (1917): Eine Schulordnung der Aachener Jesuiten vom Jahre 1720. In: AHVN 100, 120-151.
- Fritz, Gerd / Erich Straßner (Hrsg.) (1996): Die Sprache der ersten deutschen Wochenzeitungen im 17. Jahrhundert. Tübingen: Niemeyer. (Medien in Forschung + Unterricht, A.41)

- Fröbing, [Johann Christoph] (1790): Ueber die in Niedersachsen gewöhnlichen Sprachfehler. In: *Hannoversches Magazin*. St. 93, 1473-1504, 1505-1508. [Wiederabdruck in Haas (1994a), 7-17]
- Froitzheim, Claudia (1984): Artikulationsnormen der Umgangssprache in Köln. Tübingen: Narr. (Continuum. Schriftenreihe zur Linguistik, 2)
- Frühneuhochdeutsche Grammatik (1993) = Ebert / Reichmann / Solms / Wegera (1993)
- Fuchs, Erwin (1993): Wilhelm V. Glück und Unglück des Herzogtums Jülich-Kleve-Berg. Jülich: Jülicher Geschichtsverein. (Schriften des Jülicher Geschichtsvereins, 14)
- Gabrielsson, Artur (1932/33): Das Eindringen der hochdeutschen Sprache in die Schulen Niederdeutschlands im 16. und 17. Jahrhundert. In: *NdJb* 58/59, 1-79.
- Gabrielsson, Artur (1983): Die Verdrängung der mittelniederdeutschen durch die neuhochdeutsche Schriftsprache. In: Cordes / Möhn (1983), 119-153.
- Gadow, Henning von (1974): Die althochdeutschen Aratorglossen der Handschrift Trier 1464. München: Fink. (Münstersche Mittelalter-Schriften, 17)
- Gal, Susan (1996): Language shift. In: *HSK* 12.1 (1996), 586-593.
- Gallée, Johan Hendrik / Heinrich Tiefenbach (1993): *Altsächsische Grammatik*. 3. Aufl. mit Berichtigungen u. Literaturnachträgen. Tübingen: Niemeyer. (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. A, Hauptreihe, 6)
- Garber, Klaus / Wilfried Kürschner (Hrsg.) (1988): Zwischen Renaissance und Aufklärung. Beiträge der interdisziplinären Arbeitsgruppe Frühe Neuzeit der Universität Osnabrück / Vechta. Amsterdam: Rodopi. (Chloe, Beihefte zum Daphnis, 8)
- Gardt, Andreas / Klaus J. Mattheier / Oskar Reichmann (Hrsg.) (1995): *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien*. Tübingen: Niemeyer. (RGL, 156)
- Gärtner, Kurt (1994): Die deutschen Einträge in den Kölner Schreinskarten als früheste Zeugnisse für den Gebrauch des Deutschen als Urkundensprache im 12. Jahrhundert. In: *Baufeld* (1994), 51-65.
- Gärtner, Kurt / Günter Holtus (Hrsg.) (2000): Skripta, Schreiblandschaften und Standardisierungstendenzen. Urkundensprachen im Grenzbereich von Germania und Romania. Beiträge zum 2. Trierer Urkundenkolloquium 13.-18. September 1998. Mainz: von Zabern. [i. Dr.]
- Gattermann, Günter (1957): *Der Kölner Buchdrucker Jaspar von Gennep. Bibliographie seiner Drucke [...]*. Assessorarbeit Köln. [Ms.]
- Gebhardt, Bruno (1981): *Gebhardt. Handbuch der deutschen Geschichte*. 9., neubearb. Aufl. Band 2. Stuttgart: Union Dt. Verlagsges.
- Geerling, Johann (1841): Die Clevische Volksmundart. In: *Jahresbericht über das Schuljahr 1840-1841, womit zu der öffentlichen Prüfung der Schüler des Gymnasiums zu Wesel am 30. und 31. August ergebenst einladet L. Bischoff, Professor und Director des Gymnasiums (...)*. Wesel. 1-48.
- Geisselbrecht-Capecki, Ursula (1991): *Kleve – Berlin*. Katalog. Kleve: Städtisches Museum Haus Koekkoek.
- Gerritsen, Marinel (1993): Die sprachliche Spaltung zwischen den Dialekten von Susteren (NL) und Waldfeucht (D). Verwandte Dialekte wachsen unter dem Einfluß der Standardsprachen auseinander. In: *VkRM* 12, 11-23.
- Geschichte des Rheinlandes von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart* (1922). Hrsg. von der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde von H[ermann] Aubin et al. 2 Bde. Essen: Baedeker.
- Gesenhoff, Marita / Margarete Reck (1985): Die mittelniederdeutsche Kanzleisprache und die Rolle des Buchdruckes in der mittelniederdeutschen Sprachgeschichte. In: *HSK* 2.1/2 (1985), 1279-1289.

- Gessinger, Joachim (1995): Kommunikative Verdichtung und Schriftlichkeit: Lesen, Schreiben und gesellschaftliche Organisation im 18. Jahrhundert. In: Gardt / Mattheier / Reichmann (1995), 279-306.
- Gessinger, Joachim / Christian Fischer (1998): Schriftlichkeit und Mündlichkeit in Brandenburg-Berlin. In: Besch / Solms (1998), 82-107.
- Geuenich, Dieter (Hrsg.) (1996): Der Kulturraum Niederrhein. Band 1: Von der Antike bis zum 18. Jahrhundert. Bottrop, Essen: Pomp.
- Geuenich, Dieter (Hrsg.) (1997): Der Kulturraum Niederrhein. Band 2: Im 19. und 20. Jahrhundert. Bottrop, Essen: Pomp.
- Geuenich, Dieter (Hrsg.) (1998): Die Franken und die Alemannen bis zur „Schlacht bei Zül-pich“ (496/97). Berlin, New York: de Gruyter. (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 19)
- Giles, Howard (1982): Interpersonale Akkommodation in der vokalen Kommunikation. In: Scherer (1982), 253-277.
- Giles, Howard / Justine Coupland / Nikolas Coupland (Hrsg.) (1991): Contexts of accommodation. Developments in applied sociolinguistics. Cambridge: Cambridge University Press.
- Gillessen, Leo (1980): Mundart – Schicksal und Aufgabe. In: Heimatkalender des Kreises Heinsberg 1980. 95-100.
- Gillessen, Leo (1992): Wandel in Dialekt und Dialektgebrauch. Untersuchungsergebnisse aus einem ländlichen Sprachmilieu. Mit 6 Tab. In: RhVjbl 56, 278-300.
- Gillessen, Leo (1994): Schreibdialekt und Mundart. Beobachtungen zum historischen Schreib- und Lautwandel im ehemaligen Amt Heinsberg. In: RhVjbl 58, 258-282.
- Gillessen, Leo (Bearb.) (1998): Die Chroniken der Bürgermeistereien Dremmen und Oberbruch 1823-1937. Hrsg. v. Verein der Heimatfreunde Dremmen e.V. Aachen: Mainz.
- Gillessen, Leo (1999): Mundart im Heinsberger Land. Dremmener Wörterbuch. Köln: Rheinland-Verlag. (Rheinische Mundarten, 11)
- Gilliam, Helmut (1975): Der Neusser Krieg. Wendepunkt der europäischen Geschichte. In: Neuss, Burgund und das Reich (1975), 201-254.
- van Ginneken, Jacob (1938): De taalschat van het Limburgsche Leven van Jesus. Maastricht, Vroenhoven: van Aelst.
- Gladen, Albin (1986): Der Wandel der Agrarverfassung in Westfalen als Erfahrungsgrund des dichterischen Schaffens von Augustin Wibbelt. In: JbAWG 2, 7-16.
- Glaser, Elvira (1997): Addenda und Corrigenda zu den althochdeutschen Griffelglossen aus Echternach. In: Glaser / Schlaefer (1997), 3-20.
- Glaser, Elvira / Michael Schlaefer (1997): Grammatica ianua artium. FS für Rolf Bergmann zum 60. Geburtstag. Heidelberg: Winter.
- Glier, Ingeborg (1992): ‚Schlacht bei Göllheim‘ (und verwandte Denkmäler). In: VL 8, 685-690.
- Glück, Helmut / Wolfgang Sauer (1997): Gegenwartsdeutsch. 2., überarb. u. erw. Aufl. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Goebel, Klaus (1998): Vom Nutzen eines runden Geburtstags. Gerhard Tersteegens Profil tritt schärfer hervor. In: neues rheinland 41 (2), 43.
- Goebel, Werner / Wolfgang Fedders (1988): Zur mittelniederdeutschen Urkundensprache Attendorns. Variablenlinguistische Aspekte einer südwestfälischen Stadtsprache. In: NdW 28, 107-141.
- Goeters, Johann Friedrich Gerhard (1994): Die Entstehung des rheinischen Protestantismus und seine Eigenart. In: RhVjbl 58, 149-201.
- Goossens, Jan (1965): Die Gliederung des Südniederfränkischen. In: RhVjbl 30, 79-94.
- Goossens, Jan (Hrsg.) (1976): Niederdeutsche Beiträge. FS für Felix Wortmann zum 70. Geburtstag. Köln, Wien: Böhlau. (NdSt, 23)

- Goossens, Jan (1968): Pseudo-Lautverschiebung im niederländischen Sprachraum. In: *NdJb* 91, 7-41.
- Goossens, Jan (1975): *Tesi samanunga was edele unde scona*. In: *Spel van Zinnen*. Album A. van Loey. Brüssel: Edition de l'Université de Bruxelles. 137-148.
- Goossens, Jan (1978): Das Westmitteldeutsche und die Zweite Lautverschiebung. Zur zweiten Auflage von Rudolf Schützeichels Buch „Die Grundlagen des westlichen Mitteldeutschen“ (1976). In: *ZDL* 45, 281-289.
- Goossens, Jan (1979a): Über Dialektologie und eine angeblich merovingische Lautverschiebung. In: *NdW* 19, 198-213.
- Goossens, Jan (1979b): De ambtelijke teksten van het Corpus-Gysseling. In: *Tijdschrift voor Nederlandse Taal- en Letterkunde* 95, 247-261.
- Goossens, Jan (1982): Oudnederlandse en vroegmiddelnederlandse letterkunde. In: *Tijdschrift voor Nederlandse Taal- en Letterkunde* 98, 241-272.
- Goossens, Jan (Hrsg.) (1983): *Niederdeutsch. Sprache und Literatur. Eine Einführung*. Bd. 1: Sprache. 2., verb. und um einen bibliographischen Nachtrag erw. Aufl. Neumünster: Wachholtz. [1. Aufl. 1973]
- Goossens, Jan (1983a): Sprache. In: Kohl (1983), 55-80.
- Goossens, Jan (1984): Die Herausbildung der deutsch-niederländischen Sprachgrenze. Ergebnisse und Desiderate der Forschung. In: Besch et al. (1984), 23-44.
- Goossens, Jan (1985a): Herauslösung und Herausbildung des Niederländischen. In: *Ureland* (1985), 287-304
- Goossens, Jan (1985b): Niederrheinische Mundarten in der Enquete von Pieter Willems (1885). In: Mihm (Hrsg.) (1985), 48-62.
- Goossens, Jan (1986): Zur Lage des Niederdeutschen und ihrer Erforschung. In: *Michigan Germanic Studies* 12.1, 1-17.
- Goossens, Jan (Hrsg.) (1988): *Woeringen en de oriëntatie van het Maasland*. Hasselt: Vereniging voor Limburgse Dialect- en Naamkunde. (Bijlagen van de Vereniging voor Limburgse Dialect- en Naamkunde, 3)
- Goossens, Jan (1988ff.): *Sprachatlas des nördlichen Rheinlands und des südöstlichen Niederlands – „Fränkischer Sprachatlas“*. Marburg: Elwert. [= FSA]
- Goossens, Jan (1991a): Zur sprachlichen Teilung des Rhein-Maas-Raumes. In: *RhVjbl* 55, 274-293.
- Goossens, Jan (1991b): Die Servatiusbruchstücke. Mit einer Untersuchung und Edition der Fragmente Cgm. 5249/18, 1b der Bayerischen Staatsbibliothek München. In: *ZdA* 120, 1-65.
- Goossens, Jan (1992): Dialecten in het centrale zuidnederlandse stedennetwerk. In: *TT* 44, 29-47.
- Goossens, Jan (1994): Normierung in spätmittelalterlichen Schreibsprachen. In: *NdW* 34, 77-99.
- Goossens, Jan (1996a): Hoe is het Nederlandse taalgebied tot stand gekomen? In: *Neerlandica Wratislaviensia* 9, 63-78.
- Goossens, Jan (1996b): Das Rhein-Maas-Gebiet als Gegenstand einer integrierten historischen Kulturraumforschung. In: *RhWZV*k, 45-60.
- Goossens, Jan (1997): „Dialektverfall“ und „Mundartrenaissance“ in Westniederdeutschland und im Osten der Niederlande. In: *Stickel* (1997), 399-402.
- Goossens, Jan (1998a): Möglichkeiten historischer Sprachgeographie II: Der niederdeutsche und niederfränkische Raum. In: *HSK* 2.1 (1998), 900-914.
- Goossens, Jan (1998b): Sprache am Niederrhein. Ein Probleminventar. In: *Bister-Broosen* (1998), 41-52.
- Grorissen, Friedrich (1956): Niederrheinisch – Niederländisch – Holländisch. In: *Kalender für das Klever Land auf das Jahr 1957*, 19-27.
- Grorissen, Friedrich (1964): *Conspectus cliviae*. Die klevische Residenz in der Kunst des 17. Jahrhunderts. Kleve: Boss.

- Gorissen, Friedrich (1965): Govert Flinck der Kleefsche Apelles und seine Vaterstadt Kleve im Werke des Joost van den Vondel. In: Govert Flinck der Kleefsche Apelles 1616-1660. Gemälde und Zeichnungen. Katalog. Kleve: Städtisches Museum Haus Koekkoek. 5-14.
- Gorissen, Friedrich (1968): Zwischen Amsterdam und Brüssel. Kulturgeschichtliche Vorbemerkungen zu einer Exkursion an den deutschen Niederrhein. In: Bulletin van de Koninklijke Nederlandse Oudheidkundige Bond 67, 59-68.
- Gorissen, Friedrich (1975): Kleve – Geldern. Unterschiede und Gemeinsamkeiten. In Geldern und Kleve nützlich zu lesen. In: Kalender für das Klever Land 1975, 18-31.
- Gorissen, Friedrich (1977): Geschichte der Stadt Kleve, von der Residenz zur Bürgerstadt, von der Aufklärung bis zur Inflation. Kleve: Boss.
- Gorissen, Friedrich (1979): Nederland aan de Nederrijn – Batavia extra Muros. In: Jaarboek Zannekin 1, 22-43.
- Göschel, Joachim et al. (Hrsg.) (1976) Zur Theorie des Dialekts. Wiesbaden: Steiner. (ZDL, Beihefte N. F., 16)
- Götz, Ursula (1992): Die Anfänge der Grammatikschreibung des Deutschen in Formularbüchern des frühen 16. Jahrhunderts: Fabian Frangk – Schryfftspiegel – Johann Elias Meichßner. Heidelberg: Winter. (Germanische Bibliothek, N. F., 3. Reihe: Untersuchungen)
- Gotzen, Jos. (1922): Von rheinischer Literatur. In: 1. Rheinische Literatur- und Buchwoche Köln 24. September – 1. Oktober 1922. Köln: Rheinland-Verlag. 5ff.
- Graff, Eberhard Gottlieb (1834): Althochdeutscher Sprachschatz oder Wörterbuch der althochdeutschen Sprache [...] Teil I. Berlin: Nikolai. [Nachdruck Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft 1963]
- de Grauwe, Luc (1979/1982): De Wachtendonckse psalmen en glossen. Een lexikologisch-woordgeografische studie met proeve van kritische leestekst en glossaria. Bd. 1 u. 2. Gent: Koninklijke Academie voor Nederlandse Taal- en Letterkunde.
- de Grauwe, Luc (1992): Das historische Verhältnis deutsch-niederländisch ‚revisited‘. Zur Nicht-Existenz von Einheitsarealen im Sprachbewußtsein des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit. In: ABäG 35, 191-205.
- Greive, Artur (1990): Französische Wörter in der Kölner Stadtmundart: Aspekte ihrer Integration. In: Kramer / Winkelmann (1990), 117-124.
- Grochtmann, Hermann (1963): Vom alten Platt der Bauerschaft Spexard (Kr. Wiedenbrück). In: NdW 3, 85-93.
- Grömping, Monika (1985): Empirische Untersuchung zum Sprachgebrauch in einem Eifel-Dorf (Mutscheid). Examensarbeit Bonn. [Ms.]
- Große, Rudolf (Hrsg.) (1990): Sprache in der sozialen und kulturellen Entwicklung. Beiträge eines Kolloquiums zu Ehren von Theodor Frings (1886-1968). Berlin: Akademie-Verlag.
- Grosse, Siegfried (1990): Zu Syntax und Stil in der deutschen Sprache des 19. Jahrhunderts. In: Betten (1990), 300-309.
- Grosse, Siegfried (1991): Arbeitersprache im Ruhrgebiet. In: Wimmer (1991), 202-222.
- Grosse, Siegfried (1993): Spuren gesprochener Sprache in den Protokollen eines Schiedsmannbuches (1902-1918). In: Heringer / Stötzel (1993), 89-99.
- Grosse, Siegfried / Martin Grimberg / Thomas Hölscher / Jörg Karweick (1989): „Denn das Schreiben gehört nicht zu meiner täglichen Beschäftigung“. Der Alltag kleiner Leute in Bittschriften, Briefen und Berichten aus dem 19. Jahrhundert. Ein Lesebuch. Bonn: Dietz.
- Großkopf, Beate (1993): Wie gefragt ist Niederdeutsch? Die Rezeption des niederdeutschen Kulturangebotes. Ergebnisse der GETAS-Befragung 1984. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte. (Westfälische Beiträge zur niederdeutschen Philologie, 2)
- Grotten, Manfred (1996): Der Rat: Eid der Ratsherren von ca. 1397 und Ratsprotokolleintrag vom 14. Oktober 1543. In: Deeters / Helmuth (1996), 63-68.

- Grünewald, Christoph (1999): Neues zu Sachsen und Franken in Westfalen. In: Studien zur Sachsenforschung 12, 83-108.
- Grunenberg, Andreas (o.J. [1918]): Raohdorper Geschichten, Band III: Mien Duorp un siene Inwüöhnrers. Essen.
- Grunewald, Gottfried (1944): Die mittelniederdeutschen Abstraktsuffixe. Lund: Gleerup. (LGF, 13)
- Gysseling, Maurits (1967): De Limburgse teksten in de volkstaal uit de 12de en 13de eeuw. In: Album Dr. M. Bussels (1967), 295-301.
- Gysseling, Maurits (Hrsg.) (1977-87): Corpus van Middel nederlandse teksten (tot en met het jaar 1300) (Bouwstoffen voor een woordarchief van de Nederlandse taal). Reeks I: Ambtelijke bescheiden. Deel 1-9 (1977). Reeks II: Literaire handschriften. Deel 1: Fragmenten (1980). Deel 6: Sinte Lutgart, Sinte Kerstine, Nederrijns Moraalboek (1987). 's-Gravenhage: Nijhoff.
- Haage, Bernhard Dietrich (Hrsg.) (1994): Granatapfel. FS für Gerhard Bauer zum 65. Geburtstag. Göppingen: Kümmerle. (GAG, 580)
- Haas, Walter (1983): Dialekt als Sprache literarischer Werke. In: HSK 1.2 (1983), 1637-1651.
- Haas, Walter (Hrsg.) (1994a): Provinzialwörter. Deutsche Idiotismensammlungen des 18. Jahrhunderts. Hrsg. von Walter Haas unter Mitarbeit von W. Günther Ganser, Karin Gerstner, Hanspeter von Flüe. Berlin, New York: de Gruyter. (Historische Wortforschung, 3)
- Haas, Walter (1994b): Zur Rezeption der deutschen Hochsprache in der Schweiz. In: Lüdi (1994), 193-227.
- Haas, Walter (1995): Rezension von Kremer (1993). In: NdJb 118, 301-304.
- Haas, Walter (1999): Zweitspracherwerb und Herausbildung der Gemeinsprache – Petrus Canisius und das Deutsche seiner Zeit. In: Hoffmann et al. (1999), 111-133.
- Habermann, Mechthild / Peter O. Müller / Bernd Naumann (Hrsg.) (2000): Wortschatz und Orthographie in Geschichte und Gegenwart. FS für Horst Haider Munske zum 65. Geburtstag. Tübingen: Niemeyer.
- Habscheid, Stephan (1997): Die Kölner Urkundensprache des 13. Jahrhunderts. Flexionsmorphologische Untersuchungen zu den deutschen Urkunden Gottfried Hagens (1262-1274). Köln, Weimar, Wien: Böhlau. (RhArchiv, 153)
- Häcki Buhofer, Annelies (Hrsg.) (2000): Vom Umgang mit sprachlicher Variation: Soziolinguistik, Dialektologie, Methoden und Wissenschaftsgeschichte. FS für Heinrich Löffler zum 60. Geburtstag. Tübingen, Basel: Francke. (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur, 80)
- Hagström, Sten (1949/1980): Kölner Beinamen des 12. und 13. Jahrhunderts. 2 Bde. Uppsala: Almqvist & Wiksell. (Nomina Germanica, 8 u. 16)
- Haller, Bertram (1986): Der Buchdruck Münsters 1485 bis 1583. Eine Bibliographie. Münster: Regensburg.
- Handschriftencensus (1993): Handschriftencensus Rheinland. Erfassung mittelalterlicher Handschriften im rheinischen Landesteil von Nordrhein-Westfalen mit einem Inventar. Hrsg. v. Günter Gattermann. 2 Bde. u. Registerband. Wiesbaden: Reichert.
- Hantsche, Irmgard (1996): Flüchtlinge und Asylanten am Niederrhein vom 16. bis 18. Jahrhundert. In: Geuenich (1996), 115-138.
- Hantsche, Irmgard (1999): Atlas zur Geschichte des Niederrheins. Bottrop, Essen: Pomp. (Schriftenreihe der Niederrhein-Akademie, 4)
- Härd, John Evert (1967): Mittelniederdeutsch ‚oder‘, ‚off‘ und Verwandtes. Eine chronologische und dialektgeographische Untersuchung. Stockholm u. a.: Almqvist & Wiksell. (Göteborger Germanistische Forschungen, 8)
- Harleß, Woldemar (Hrsg.) (1869/70): Niederrheinische Weisthümer. Zweite Abteilung: Jülich-Bergische Weisthümer. A. Jülichische Weisthümer. In: Archiv für die Geschichte des Niederrheins 7, 1-147.

- Hartig, Joachim (1963): Pütte 'Schachtbrunnen'. In: NdW 3, 42-46.
- Hartig, Matthias (1988): Zum Sprachwechsel Niederdeutsch-Standarddeutsch in Paderborn. In: Bauer (1988), 123-148.
- Hartmann, Dietrich (1967): Studien zum bestimmten Artikel in ‚Morant und Galie‘ und anderen rheinischen Denkmälern des Mittelalters. Gießen: Schmitz. (Beiträge zur deutschen Philologie, 38)
- Hartmann, Dietrich (Hrsg.) (1998): „Das geht auf keine Kuhhaut“ – Arbeitsfelder der Phraseologie. Akten des Westfälischen Arbeitskreises für Phraseologie / Parömiologie 1996 (Bochum). Bochum: Brockmeyer. (Studien zur Phraseologie und Parömiologie, 16)
- Hartweg, Frédéric / Klaus-Peter Wegera (1989): Frühneuhochdeutsch. Eine Einführung in die deutsche Sprache des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit. Tübingen: Niemeyer. (Germanistische Arbeitshefte, 33)
- Hashagen, Justus (1905): Aus Kölner Prozeßakten. Beiträge zur Geschichte der Sittenzustände in Köln im 15. und 16. Jahrhundert. In: Archiv für Kulturgeschichte 3, 301-321.
- Haubrichs, Wolfgang (1987): Lautverschiebung in Lothringen. Zur althochdeutschen Integration vorgermanischer Toponyme der historischen Sprachlandschaft zwischen Saar und Mosel mit fünf Karten und einem Anhang von Frauke Stein. In: Bergmann / Tiefenbach / Voetz (1987), Bd. 2, 1350-1400.
- Haubrichs, Wolfgang (1997): Galloromanische Kontinuität zwischen unterer Saar und Mosel. Problematik und Chancen einer Auswertung der Namenzeugnisse. In: Holtus, Günter (Hrsg.): *Italica et Romanica*. FS für Max Pfister zum 65. Geburtstag. Tübingen: Niemeyer. 211-237.
- Hauptmeyer, Carl-Hans (Hrsg.) (1987): Landesgeschichte heute. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Heeroma, Klaas (1953): De Westfaalse expansie. In: TT 5, 20-46.
- Heeroma, Klaas (1957-1963): Taalatlas van Oost-Nederland en aangrenzende gebieden. Assen: Van Gorcum.
- Hegel, Eduard (1979): Das Erzbistum Köln zwischen Barock und Aufklärung. Vom Pfälzischen Krieg bis zum Ende der Französischen Zeit. 1688-1814. Köln: Bachem. (Geschichte des Erzbistums Köln, 4)
- Heigel, K. Th. (1883): Ein Bericht des Kurfürsten Joseph Clemens von Köln über die Vertreibung der Holländer aus Bonn am 11. Dezember 1715. In: AHVN 39, 163-167.
- Heike, Georg (1964): Zur Phonologie der Stadtkölner Mundart. Eine experimentelle Untersuchung der akustischen Unterscheidungsmerkmale. Marburg: Elwert. (DDG, 57)
- Heimböckel, Dieter (Hrsg.) (1998): Sprache und Literatur am Niederrhein. Bottrop, Essen: Pomp. (Schriftenreihe der Niederrhein-Akademie, 3)
- Heine, Heinrich (1982): Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke, hrsg. von Manfred Windfuhr. Bd. 15: Geständnisse, Memoiren und Kleinere autobiographische Schriften, bearb. von Gerd Heinemann. Hamburg: Hoffmann u. Campe.
- Heinrich, Gerd (1980): „Die isolierte Provinz“. Brandenburg-Preußen und Kleve seit dem 17. Jahrhundert. In: Flink (1980), 9-31.
- Heinrichs, Heinrich Matthias (1961): ‚Wye grois dan dyn andait eff andacht is ...‘ Überlegungen zur Frage der sprachlichen Grundschrift im Mittelalter. In: ZMF 28, 97-153.
- Heinrichs, Heinrich Matthias (1967): Lautverschiebung und Sprachschichten im Mittelalter. In: Verhandlungen des zweiten internationalen Dialektologenkongresses. I. Wiesbaden: Steiner. 363-372. (ZMF, Beihefte, 3)
- Heinzel, Richard (1874): Geschichte der Niederfränkischen Geschäftssprache. Paderborn: Schöningh.
- Heitjan, Isabel (1971): Die Stellung der Buchgewerbetreibenden in der Stadt Köln und zu ihrer Universität (15. bis 18. Jahrhundert). In: AGB 11, 1129-1358.

- Helbich, Wolfgang J. / Walter D. Kamphoefner / Ulrike Sommer (Hrsg.) (1988): Briefe aus Amerika. Deutsche Auswanderer schreiben aus der Neuen Welt 1830-1930. München: Beck.
- Helm, Dagmar (1966): Untersuchungen zur Sprache des Karlmeinet Teil I. Diss. Leipzig. [Ms.]
- van Helten, W. L. (1902): Die altostniederfränkischen Psalmenfragmente, die Lipsius'schen Glossen und die altsüdmittelfränkischen Psalmenfragmente, mit Einleitung, Noten, Indices und Grammatiken hrsg. Groningen: Wolters.
- Hendrickx, J. (1950): Bijdrage tot de kennis van de taal der oud Leuvense Stadsrekeningen uit de eerste helft der 15^{de} eeuw (klankleer). Lizentiaatsarbeit Leuven. [Ms.]
- Henn-Memmesheimer, Beate (Hrsg.) (1998): Sprachliche Varianz als Ergebnis von Handlungswahl. Tübingen: Niemeyer. (RGL, 198)
- Herborn, Wolfgang / Robert Möller (1995): Das Siegburger Kurbuch. Original und Übersetzung. In: Heimatblätter des Rhein-Sieg-Kreises 63, 9-57.
- Heringer, Hans Jürgen / Georg Stötzel (Hrsg.) (1993): Sprachgeschichte und Sprachkritik. FS für Peter von Polenz zum 65. Geburtstag. Berlin, New York: de Gruyter.
- Herkenrath, Hermann Josef (1960): Die Reformbehörde des Kölner Kirchenrats 1601-1615. Rechtshistorische Untersuchung. Düsseldorf: Schwann. (Studien zur Kölner Kirchengeschichte, 4)
- Hermes, Franz (1986): Erinnerungen des Priors Metzmecher. Der Kampf um Schenkenschanz 1635/36 nach dem „Gaesdonckx Cronixken“. In: An Niers und Kendel. Historische Zeitschrift für Stadt Goch und Umgebung. Nr. 16, November 1986, 1-8.
- Hermes, Franz (1989): Fürstlicher Besuch in Gaesdonck 1647. Aus der Gaesdoncker Priorenchronik. In: Gaesdoncker Blätter 42, 34-43.
- Herrgen, Joachim (1986): Koronalisierung und Hyperkorrektur. Das palatale Allophon des /ch/-Phonems und seine Variation im Westmitteldeutschen. Stuttgart: Steiner. (MSSV, 9)
- Herrlitz, Hans-Georg / Wulf Hopf / Hartmut Titze (1998): Deutsche Schulgeschichte von 1800 bis zur Gegenwart. Eine Einführung. Mit einem Kapitel über die DDR von Ernst Cloer. 2., erg. Aufl. Weinheim, München: Juventa.
- Herz, Dieter (1983): Mundart in der Zeitung. Möglichkeiten nicht-hochsprachlicher Beiträge in der Tagespresse. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde.
- van Heugten, W. F. W. M. (1994): ... den wijdberoemden en geleerden Heer Henricus Gualtherius Eskes, kanoniker te Rees ... Über den berühmten und gelehrten Herrn Henricus Gualtherius Eskes, Kanoniker zu Rees (1746-1812) und dessen großen Einfluß auf das nieder-rheinische Geistesleben. In: Kalender für das Klever Land 1994, 134-144.
- Heydebrand, Renate von (1983): Literatur in der Provinz Westfalen 1815-1945. Ein literarhistorischer Modell-Entwurf. Münster: Regensburg. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen, 22 B.2)
- Hildebrand, Rudolf (1879): Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt. 2., vermehrte Aufl. Leipzig: Klinkhardt.
- Hilger, Hans Peter (1984): Kleve und Burgund. In: Katalog Kleve (1984), 209-233.
- Himmelreich, Hildegard (1939/1943): Volkskundliche Beobachtungen an der Umgangssprache in Gelsenkirchen. Dissertation Münster. [Ms.]
- Hinrichs, Ernst (1987): Regionalgeschichte. In: Hauptmeyer (1987), 16-34.
- Hinskens, Frans (1992): Dialect Levelling in Limburg. Structural and sociolinguistic aspects. Diss. Nijmegen. [Erschienen Tübingen: Niemeyer 1996. (LA, 356)]
- Hirschfelder, Gunther / Dorothea Schell / Adelheid Schrutka-Rechtenstamm (Hrsg.) (2000): Kulturen – Sprachen – Übergänge. FS für H. L. Cox zum 65. Geburtstag. Köln, Weimar, Wien: Böhlau.
- Hoffmann, Walter (1980): Deutsch und Latein im mittelalterlichen Köln. Zur äußeren Sprachgeschichte des Kölner Geschäftsschrifttums im 14. Jahrhundert. In: RhVjbl 44, 117-147.

- Hoffmann, Walter (1983): Zum Verhältnis von Schreibsichtung und Sprachwandel im mittelalterlichen Köln. In: Cramer (1983), 101-113.
- Hoffmann, Walter (1983/84): „Die groisse verenderonge in der schrift ...“. Zum Sprachwandel in Köln im 16. Jahrhundert. In: RhJbVk 25, 63-84.
- Hoffmann, Walter (1988): Zur Geschichte der Kölner Stadtsprache: Was man weiß, was man wissen möchte. In: Bauer (1988), 95-121.
- Hoffmann, Walter (1991): Rheinische Druckersprache und Reformation. Das Bonner Neue Testament von 1547. In: RhVjbl 55, 135-175.
- Hoffmann, Walter (1993): Rheinische Sprachverhältnisse im 16. Jahrhundert. In: RhVjbl 57, 137-154.
- Hoffmann, Walter (1994): Bibliographie zu Grammatik und Wortschatz rheinischer Dialekte. Köln: Rheinland-Verlag. (Rheinische Mundarten, 8)
- Hoffmann, Walter (1995): Stadtkölnisch im 18. Jahrhundert? Sprachgeschichtliche Anmerkungen zu Texten des „Coellnischen Diogenes“ Heinrich Lindenborn. In: Cajot / Kremer / Niebaum (1995), 283-290.
- Hoffmann, Walter (1998a): Probleme der Korpusbildung in der Sprachgeschichtsschreibung und Dokumentation vorhandener Korpora. In: HSK 2.1 (1998), 875-889
- Hoffmann, Walter (1998b): Das Projekt eines historischen rheinischen Wörterbuchs und seine Konzeption als historisches Regionalwörterbuch. In: Besch / Solms (1998), 152-162.
- Hoffmann, Walter (1998/99): Sprachgeschichte und Sprachwandel im Swisttaler Raum: Eine Skizze. In: Heimatblätter des Rhein-Sieg-Kreises 66/67, 221-236.
- Hoffmann, Walter (2000): Ein spätmittelalterliches Inventar der Tomburg und die historische rheinische Lexikographie. In: Hirschfelder / Schell / Schrutka-Rechtenstamm (2000), 173-188.
- Hoffmann, Walter / Jürgen Macha (1985): Meinungen über die Situation des Dialekts. Zu einer ‚Expertenbefragung‘ im Rheinland. In: Besch / Mattheier (1985), 201-212.
- Hoffmann, Walter / Klaus J. Mattheier (1985): Stadt und Sprache in der neueren deutschen Sprachgeschichte: eine Pilotstudie am Beispiel von Köln. In: HSK 2.1/2 (1985), 1837-1865.
- Hoffmann, Walter / Jürgen Macha / Klaus J. Mattheier / Hans-Joachim Solms / Klaus-Peter Wegera (Hrsg.) (1999): Das Frühneuhochdeutsche als sprachgeschichtliche Epoche. Werner Besch zum 70. Geburtstag. Frankfurt u. a.: Lang.
- Höhlbaum, Konstantin (1892): Aussagen und Urtheile über den Kölner Aufruhr von 1525. In: MStAK 21, 45-64.
- Holland, Wilhelm Ludwig (Hrsg.) (1855): Die Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig. Stuttgart: Litterarischer Verein. (BLV, 36) [Nachdruck Amsterdam: Rodopi 1967]
- Hollweg, Walter (1923): Geschichte der evangelischen Gesangbücher vom Niederrhein im 16.-18. Jahrhundert. Gütersloh: Bertelsmann. (PGRhGK, 40)
- Holmberg, John (1925): Eine mittelniederfränkische Übertragung des Bestiaire d'amour. Sprachlich untersucht und mit altfranzösischem Paralleltext herausgegeben. Uppsala: Almqvist & Wiksell.
- Holthaus, Peter Heinrich (1799): Ist es in Westphalen für Eltern aus den gesitteten Ständen rathsam, das Hochdeutsche zur Anfangssprache ihrer Kinder zu machen? In: Der Westphälische Anzeiger, oder Vaterländisches Archiv zur möglichst schnellen Verbreitung alles Wissenswürdigen und Nützlichen für Menschenwohl, häusliche und bürgerliche Glückseligkeit, in politischer und moralischer Hinsicht. Bd. 3, 976-980. [Wiederabdruck in Niebaum (1979b), 76f.]
- Holthausen, Ferdinand (1886): Die Soester Mundart. Laut- und Formenlehre nebst Texten. Norden, Leipzig: Soltau.

- Holthausen, Ferdinand (1967): Altsächsisches Wörterbuch. 2., unveränd. Aufl. Köln u.a.: Böhlau. (NdSt, 1) [1. Aufl. Münster: Böhlau 1954]
- Hömig, Herbert (1982): Jean Ignace Roderique (1696-1756). In: W. Janssen (1982), 159-177.
- Honcamp, F[rantz] C. (1845): Gedanken über den Unterricht in der Sprachlehre. Soest: Nasse.
- Honemann, Volker / Helmut Tervooren / Carsten Albers / Susanne Höfer (Hrsg.) (1999): Beiträge zur Sprache und Literatur des Mittelalters in den *nideren landen*. Gedenkschrift für Hartmut Beckers. Köln, Wien, Weimar: Böhlau. (NdSt, 44)
- Hönerlage, Regina / Thomas P. Becker (1993/94): Die Aufzeichnungen der Anna Catharina Rederscheidt (1792-1817). In: BGbl 43/44, 133-162.
- Hönig, Fritz (1905): Wörterbuch der Kölner Mundart. Köln: Bachem. [Neudruck 1952]
- Honselmann, Klemens (1984): Die Bistumsgründungen in Sachsen unter Karl dem Großen, mit einem Ausblick auf spätere Bistumsgründungen und einem Exkurs zur Übernahme der christlichen Zeitrechnung im frühmittelalterlichen Sachsen. In: Archiv für Diplomatik 30, 1-50.
- Hopf-Droste, Marie-Luise (Hrsg.) (1989): Katalog ländlicher Anschreibebücher aus Nordwestdeutschland. Münster: Lit. (Volkskunde, 3)
- Hort, Irmgard (1996): Aussätzige in Melaten: Regeln zur Krankheitsdiagnose, um 1540/1580. In: Deeters / Helmuth (1996), 168-173.
- Hyldgaard-Jensen, Anna Lisa (1974): Drei Handschriften der Rühener Statuarrechte. Mit computerhergestellten Indizes von Karl Hyldgaard-Jensen. In: Kopenhagener Beiträge zur Germanistischen Linguistik 3, 5-160.
- Hyldgaard-Jensen, Karl (1964): Rechtswortgeographische Studien. I. Zur Verbreitung einiger Termini der westlichen und nördlichen mittelniederdeutschen Stadtrechte vor 1350. Uppsala: Almqvist & Wiksell. (Göteborger Germanistische Forschungen, 7)
- Irmischer, Günter (1999): Kölner Architektur- und Säulenbücher um 1600. Bonn: Bouvier. (Sigurd Greven-Studien, 2)
- Irsigler, Franz (1979): Die wirtschaftliche Stellung der Stadt Köln im 14. und 15. Jahrhundert. Strukturanalyse einer spätmittelalterlichen Exportgewerbe- und Fernhandelsstadt. Wiesbaden: Steiner. (VSWG, Beihefte, 65)
- Irsigler, Franz (1996): Raumerfahrung und Raumkonzepte im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit. In: Brunn (1996), 163-174.
- Isenmann, Eberhard (1988): Die deutsche Stadt im Spätmittelalter. 1250-1500. Stadtgestalt, Recht, Stadregiment, Kirche, Gesellschaft, Wirtschaft. Stuttgart: Ulmer.
- Ising, Gerhard (1968): Zur Wortgeographie spätmittelalterlicher deutscher Schriftdialekte. 2 Teile. Berlin: Akademie-Verlag. (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Sprache und Literatur, 38.1/2)
- Israel, Jonathan [Irvine] (1995): The Dutch Republic. Its rise, greatness, and fall 1477-1806. Oxford: Clarendon Press.
- Jaatinen, Martta (1961): Das Pronomen 'jeder' im Mittelniederdeutschen. Wortgeographische und entwicklungsgeschichtliche Studien. In: ZMF 28, 310-375.
- Janßen, Hans (1943): Leben und Macht der Mundart in Niedersachsen [...]. Oldenburg: Stalling. (Provinzial-Institut für Landesplanung und niedersächsische Landesforschung Hannover-Göttingen A II, 14)
- Janssen, Heinrich (1998): Wallfahrten am Niederrhein. In: H. Janssen / Grote (1998), 397-401.
- Janssen, Heinrich / Udo Grote (Hrsg.) (1998): Zwei Jahrtausende Geschichte der Kirche am Niederrhein. Münster: Dialog.
- Janssen, Wilhelm (1976): Burg und Territorium am Niederrhein im späten Mittelalter. In: Patze, Hans (Hrsg.): Die Burgen im deutschen Sprachraum. Ihre rechts- und verfassungsgeschichtliche Bedeutung. Bd. I. Sigmaringen: Thorbecke. 283-324. (Vorträge und Forschungen, 19)

- Janssen, Wilhelm (Hrsg.) (1982): Rheinische Lebensbilder. Bd. 9. Köln: Rheinland Verlag.
- Janssen, Wilhelm (1984): Kleve – Mark – Jülich – Berg – Ravensberg 1400-1600. In: Katalog Kleve (1984), 17-40.
- Janssen, Wilhelm (1997): Kleine Rheinische Geschichte. Düsseldorf: Patmos. (Veröffentlichungen des Instituts für Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande der Universität Bonn)
- Janssen, Wilhelm (1998): Das Institut für Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande der Universität Bonn nach der Ära Steinbach (seit 1961). In: Buchholz, Werner (Hrsg.): Landesgeschichte in Deutschland. Bestandsaufnahme – Analyse – Perspektiven. Paderborn u. a.: Schöningh. 315-323.
- Janssen, W. H. (o. J.): Die Stadt Heinsberg und ihre Sprache im ausgehenden Mittelalter. Examensarbeit o. O. [Ms.]
- Jellinghaus, Hermann: (Hrsg.) (1880): Slenner-Hincken Land-Laup, Hellenvaart. Un Juffren-Hijlk. In: Ders.: Niederdeutsche Bauernkomödien des siebzehnten Jahrhunderts. Stuttgart: Litterarischer Verein. 13-54. (BLV, 147)
- Johannlükens, Ralph (1989): Auslöser und Funktionen niederdeutsch-hochdeutscher Variation. Einige Untersuchungsergebnisse aus der Osnabrücker Region. In: NdJb 112, 92-120.
- Jostes, Franz (Hrsg.) (1883): Johannes Veghe. Ein deutscher Prediger des XV. Jahrhunderts. Halle: Niemeyer.
- Juchhoff, Rudolf (1970): Was lasen die Kölner um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert zu ihrer Unterhaltung und Belehrung? In: Rhodes, Dennis E. (Hrsg.): Essays in Honour of Victor Scholderer. Mainz: Pressler. 201-212.
- Jülich, Theo (1995): Jean Guillaume Adolphe Fiacre Honvlez – alias Baron von Hüpsch. In: Kier / Zehnder (1995), 45-56.
- Jungandreas, Wolfgang (1957): Ein moselfränkisches Zisterzienserinnengebetbuch im Trierer Raum um 1300. In: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte 9, 195-213.
- Jungandreas, Wolfgang (1980): ‚Gebetbuch moselfränkischer Zisterzienserinnen‘. In: VL 2, 1118f.
- Jungandreas, Wolfgang (1981): ‚Bruder Hermann‘. In: VL 3, 1049-1051.
- Jütte, Robert (1978): Sprachsoziologische und lexikologische Untersuchungen zu einer Sondersprache. Die Sensenhändler im Hochsauerland und die Reste ihrer Geheimsprache. Mit 16 Abbildungen und zwei Karten. Wiesbaden: Steiner. (ZDL, Beihefte N. F., 25)
- Kaerber, E. / B. Hirschfeld (Bearb.) (1911): Quellen zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte der rheinischen Städte. A. Bergische Städte II: Blankenberg [Kaerber], Deutz [Hirschfeld]. Bonn: Hanstein. (PGRhGK, 29)
- Kaemmerer, Walter (1980): Aachener Quellentexte. Aachen: Mayersche Buchhandlung. (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Aachen, 1)
- Kaiser, Gert (Hrsg.) (1994): Bücher für die Wissenschaft. Bibliotheken zwischen Tradition und Fortschritt. FS für Günter Gattermann zum 65. Geburtstag. München u. a.: Saur.
- Kaiser, Jutta (1979). Zu Gebrauch und Funktion plattdeutscher Mundart am linken Niederrhein (Geldern und Sevelen). Examensarbeit Kiel. [Ms.]
- Kaiser, Käre (1930): Mundart und Schriftsprache. Versuch einer Wesensbestimmung in der Zeit zwischen Leibniz und Gottsched. Leipzig: Eichblatt. (Form und Geist. Arbeiten zur germanischen Philologie 18) [Neudruck Leipzig: Zentralantiquariat der Deutschen Demokratischen Republik 1975]
- Käntzler [Peter Stephan] (1870): Kleine Aachener Chronik. In: AHVN 21, 91-106.
- Kaster, Georg / Gerd Steinwascher (Hrsg.) (1993): 450 Jahre Reformation in Osnabrück. Bramsche: Rasch.

- Katalog Kleve (1984): Land im Mittelpunkt der Mächte. Die Herzogtümer Jülich-Kleve-Berg. 2. Aufl. Kleve: Boss. [3., überarb. Aufl. Kleve: Boss 1985] [Ausstellung des Städtischen Museums Haus Koekkoek Kleve und des Stadtmuseums Düsseldorf 1984]
- Katalog Köln [1965]: 500 Jahre Buch und Zeitung in Köln. Ausstellung, vor allem aus den Beständen der Universitäts- und Stadtbibliothek, veranstaltet von der Stadt Köln im Overstolzenhaus 2. Oktober bis 28. November 1965. Köln: Greven & Bechtold.
- Katalog Köln (1972): Rhein und Maas. Kunst und Kultur 800-1400. Eine Ausstellung des Schnütgen-Museums der Stadt Köln und der belgischen Ministerien für französische und niederländische Kultur. Bd. I. Köln: Schnütgen-Museum.
- Katalog Mannheim (1996): Die Franken. Wegbereiter Europas. Vor 1500 Jahren: König Chlodwig und seine Erben. Mainz: von Zabern. [Ausstellung des Reiss-Museums Mannheim]
- Katara, Pekka (1912): Die Glossen des codex seminarii Trevirensis R. III. 13. Textausgabe mit Einleitung und Wörterverzeichnissen. Diss. Helsingfors.
- Katechismus der Münsterländer (1835). Auszug aus den Memoiren eines Verstorbenen. Mit Anmerkungen versehen und seinen lieben Mitbürgern in Rheinland und Westphalen gewidmet von einem Rhein- und Sauerländer. Arnberg: Ritter. [Nachdruck mit einem neuen Vorwort von Rainer Schepper. Leer: Schuster 1977]
- Kellenbenz, Hermann (1967): Der Aufstieg Kölns zur mittelalterlichen Handelsmetropole. Bonn: Hanstein.
- Keller, R[udolf] E. (1986): Die deutsche Sprache und ihre historische Entwicklung. Hamburg: Buske.
- Kellermeier, Birte (1997): Ruhrdeutsch als Sprachbarriere? Neue Untersuchungen. In: Der Deutschunterricht 49, H. 4, 92-96.
- Kellermeier, Birte (1998): Sprachvariation und Schulerfolg in Duisburg. In: Heimböckel (1998), 35-54.
- Kelm, Hermann (Bearb.) (1986): Protokolle der reformierten Synoden des Herzogtums Jülich 1677 bis 1700. Köln: Rheinland Verlag. (SVRhKG, 86)
- Kern, J. H. (1895): De Limburgsche Sermoenen. Groningen: Wolters.
- Kessen, A. (1934): Over de taal der oudste Limburgse, niet-literaire bronnen. In: Tijdschrift voor Nederlandse Taal- en Letterkunde 53, 280-297.
- Kier, Hiltrud / Frank Günter Zehnder (Hrsg.) (1995): Lust und Verlust. Kölner Sammler zwischen Trikolore und Preußenadler. Köln: Wienand.
- Kirchenordnung 1662 (1754): Kirchen-Ordnungen / Der / Christlich / Reformirten Gemeinden, / in den Ländern / Gülich, Cleve, Berge und Marck; ... Duisburg: Verlegt und zu finden bey Hermann Okenius.
- Klapheck, Richard (1936): Des Fürsten Joh. Mor. v. Nassau Gartenstadt Kleve. Ihre künstlerische Auswirkung: Berlin, Potsdam, Münster, Düsseldorf. Düsseldorf: Schwann.
- Klein, Eva / Klaus J. Mattheier / Heinz Mickartz (1978): Rheinisch. Düsseldorf: Schwann. (Dialekt / Hochsprache – kontrastiv, 6)
- Klein, Thomas (1977): Studien zur Wechselbeziehung zwischen altsächsischem und althochdeutschen Schreibwesen und ihrer sprach- und kulturgeschichtlichen Bedeutung. Göttingen: Kümmerle. (GAG, 205).
- Klein, Thomas (1985): Heinrich von Veldeke und die mitteldeutschen Literatursprachen. Untersuchungen zum Veldeke-Problem. In: Klein, Thomas / Cola Minis: Zwei Studien zu Veldeke und zum Straßburger Alexander. Amsterdam: Rodopi. 1-121. (APSL, 61)
- Klein, Thomas (1987): Zur Verbreitung mittelhochdeutscher Lyrik in Norddeutschland (Walther, Neidhart, Frauenlob). In: ZdPh 106, 72-112.
- Klein, Thomas (1988): Die Grenzen des Altsächsischen. Bericht über das sprachhistorische Kolloquium. In: NdKbl 95, 45-48.

- Klein, Thomas (1990): Zur Nordgrenze des Althochdeutschen und zu germ. *b, g* im Altmittelfränkischen. In: PBB 112, 26-54.
- Klein, Thomas (1993): Die ‚nhd.‘ Diphthongierung im Westmitteldeutschen. Zum Konflikt zwischen areallinguistischer Rekonstruktion und historischem Schreibsprachwandel. In: Mattheier et al. (1993), 37-58.
- Klein, Thomas (1994): Zur Sprache des Münchener Prosa-Lancelot-Fragments. In: ABÄG 38/39, 223-240. [= Mehler, Ulrich / Anton H. Touber (Hrsg.): Mittelalterliches Schauspiel. FS für Hansjürgen Linke zum 65. Geburtstag. Amsterdam: Rodopi]
- Klein, Thomas (1995): Längenbezeichnung und Dehnung im Mittelfränkischen des 12. und 13. Jahrhunderts. In: ABÄG 42, 41-71. [= Fix, Hans (Hrsg.): Quantitätsproblematik und Metrik. Greifswalder Symposium zur germanischen Grammatik. Amsterdam: Rodopi]
- Klein, Thomas (1996): Zu altwestfälisch *ande* ‚und‘. In: NOWELE 28/29, 399-411. [= Petersen, Adeline / Hans F. Nielsen (Hrsg.): A Frisian and Germanic Miscellany. Published in Honour of Nils Århammer on his Sixty-Fifth Birthday, 7 August 1996. Odense, Bredstedt: Odense Univ. Press]
- Klein, Thomas (1997): Die spätmittelalterliche Rezeption niederländischer Literatur im deutschen Sprachgebiet. In: ABÄG 47, 79-107.
- Klein, Thomas (1999): *he, her, er – de, der*. Zu den *-r*-Pronomina im Mitteldeutschen. In: Honemann et al. (1999), 141-155.
- Klein, Thomas (2000a): Die mittelfränkische *e*-Synkope und *-Apokope* und die Metrik des ‚Rheinischen Marienlobs‘. In: Hirschfelder / Schell / Schrutka-Rechtenstamm (2000), 153-171.
- Klein, Thomas (2000b): Phonetik und Phonologie, Graphetik und Graphemik des Altniederdeutschen (Altsächsischen). In: HSK 2.2 [i. Dr.].
- Klein, Thomas (2000c): Zur Stellung des Altsächsischen. In: NdJb 123 [i. Dr.].
- Klingenburg, Ernst Moritz (1940): Die Entstehung der deutsch-niederländischen Grenze im Zusammenhang mit der Neuordnung des niederländisch-niederrheinischen Raumes 1813-1815. Leipzig: Hirzel. (Deutsche Schriften zur Landes- und Volksforschung, 7)
- Kloeke, Gesinus G. (1927): De Hollandsche expansie in de zestiende en zeventiende eeuw en haar weerspiegeling in de hedendaagsche Nederlandsche dialecten. 's-Gravenhage: Nijhoff.
- Klöntrup, Johan Gilges (1982/84): Niederdeutsch-Westphälisches Wörterbuch von Johan Gilges Rosemann genannt Klöntrup. Bearb. von Wolfgang Kramer, Hermann Niebaum, Ulrich Scheuermann. Bd. 1: A-M; Bd. 2: N-Z. Hildesheim: Lax. (Veröffentlichungen des Instituts für Historische Landesforschung der Universität Göttingen, 16/17)
- Kloss, Heinz (1976): Abstandsprachen und Ausbausprachen. In: Göschel (1976), 301-322.
- Kloss, Heinz (1994): Umriß eines Forschungsprogrammes zum Thema ‚Sprachentod‘. In: International Journal of the Sociology of Language 45, 65-76.
- Klosterberg, Brigitte (1996): Sorge um Seelenheil und Vermögen: Das Testament der Marie Sudermann, 1. Februar 1500. In: Deeters / Helmrath (1996), 142-151.
- Klugkist Hesse, H[ermann] (1929): Adolf Clarenbachs Persönlichkeit, Geschick und Bedeutung im Licht der neueren historischen Forschung. In: Zeitschrift des bergischen Geschichtsvereins 58, 5-31. [Faksimile im Anhang]
- Klueting, Harm (1998): Geschichte Westfalens. Das Land zwischen Rhein und Weser vom 8. bis zum 20. Jahrhundert. Paderborn: Bonifatius.
- Kluge, Friedrich (1918): Niederdeutsch und Hochdeutsch. In: Ders.: Von Luther bis Lessing. Aufsätze und Vorträge zur Geschichte unserer Schriftsprache. 5. Aufl. Leipzig: Quelle & Meyer. 116-150.
- Knoop, Ulrich (1988): Zur Begrifflichkeit der Sprachgeschichtsschreibung: Der ‚Dialekt‘ als Sprache des ‚gemeinen mannes‘ und die Kodifikation der Sprache im 18. Jahrhundert. In: Munske et al. (1988), 336-350.

- Knoop, Ulrich (1994): Entwicklung von Literalität und Alphabetisierung in Deutschland. In: HSK 10.1/2 (1994), 859-872.
- Knoop, Ulrich (1995): Ist der Sprachwandel ein historisches Phänomen? Überlegungen zu den Gegenständen der Sprachgeschichtsschreibung. In: Gardt / Mattheier / Reichmann (1995), 19-38.
- Knoors, H. J. (1971): Peter Heinrich von Coninx (1746 bis 1814). Eine vergessene große Persönlichkeit aus Geldern. In: Geldrischer Heimatkalender 1971, 153-159.
- Koenigsberger, Helmut Georg (1994): Prince and States General: Charles V and the Netherlands (1506-1555). In: Transactions of the Royal Historical Society. 6th Series, 4, 127-151.
- Kohl, Wilhelm (Hrsg.) (1983-84): Westfälische Geschichte in drei Textbänden und einem Bild- und Dokumentarband. Düsseldorf: Schwann.
- Kohl, Wilhelm (1994): Kleine westfälische Geschichte. Düsseldorf: Patmos.
- Köhn, Karl (1891): Die Gedichte des Wilden Mannes und Wernhers vom Niederrhein. Berlin: Weidmann 1891. (Schriften zur germanischen Philologie, 6)
- Köllmann, Wolfgang / Hermann Korte / Dietmar Petzina / Wolfhard Weber (Hrsg.) (1990): Das Ruhrgebiet im Industriezeitalter. Geschichte und Entwicklung. Bd. 2. Düsseldorf: Patmos.
- Köne, J. R. [1852]: Werth der westfälischen Sprache. Gelesen im Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens in der Versammlung am 15. April 1852. Separatdruck Münster.
- König, Werner (1989): Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland. Bd. 1: Text. Bd. 2: Tabellen und Karten. Ismaning: Hueber.
- Korlén, Gustav (1945): Die mittelniederdeutschen Texte des 13. Jahrhunderts. Beiträge zur Quellenkunde und Grammatik des Frühmittelniederdeutschen. Lund: Gleerup. (LGF, 19)
- Korlén, Gustav (1950): Zum Problem der sog. westfälischen Strömung. In: Niederdeutsche Mitteilungen 6, 84-102.
- Kramer, Johannes (1984): Straßennamen in Köln zur Franzosenzeit (1794-1814). Gerbrunn: Lehmann. (Romania occidentalis, 9)
- Kramer, Johannes (1990): Zur französischen Sprachpolitik im Rheinland 1794-1814. In: Kramer / Winkelmann (1990), 89-102.
- Kramer, Johannes / Otto Winkelmann (Hrsg.) (1990): Das Galloromanische in Deutschland. Wilhelmsfeld: Egert. (Pro lingua, 8)
- Kramer, Wolfgang / Ulrich Scheuermann / Dieter Stellmacher (Hrsg.) (1979): Gedenkschrift für Heinrich Wesche. Neumünster: Wachholtz.
- Kremer, Ludger (1979): Grenzmundarten und Mundartgrenzen. Untersuchungen zur wortgeographischen Funktion der Staatsgrenze im ostniederländisch-westfälischen Grenzgebiet. 2 Bde. Köln, Wien: Böhlau. (NdSt, 28.1/2)
- Kremer, Ludger (1980): Die ‚westfälische Expansion‘ im niederländischen Sprachraum. Zur Entwicklung einer Forschungshypothese. In: NdJb 103, 72-101.
- Kremer, Ludger (1983a): Mundart im Westmünsterland. Aufbau, Gebrauch, Literatur. Borken: Kreis Borken. (Schriftenreihe des Kreises Borken, 5)
- Kremer, Ludger (1983b): Das Niederländische als Kultursprache deutscher Gebiete. Bonn: Kgl. niederländische Botschaft. (Nachbarn, 27)
- Kremer, Ludger (1984): Die niederländisch-deutsche Staatsgrenze als subjektive Dialektgrenze. In: Driemaandelijke Bladen 36, 76-83.
- Kremer, Ludger (1986): „Froulöptraot“ und „Mannslöspraake“. Über Unterschiede im Sprachverhalten von Frauen und Männern in Westfalen. In: Westfälische Forschungen 36, 2-12.
- Kremer, Ludger (1988): „... mit deinem entsetzlichen Platt!“ Sprachsoziologische Beobachtungen bei Augustin Wibbelt. In: JbAWG 4, 44-54.

- Kremer, Ludger (Hrsg.) (1989): Niederdeutsch in der Schule. Beiträge zur regionalen Zweisprachigkeit. Münster: Westfälischer Heimatbund. (Schriftenreihe des Westfälischen Heimatbundes. Fachstelle Schule, 14)
- Kremer, Ludger (1989a): Niederdeutsch als Sprachbarriere, Niederdeutsch als Unterrichtsgegenstand. Zur Einführung in die Problematik. In: Kremer (1989), 10-17.
- Kremer, Ludger (1990a): „Damals wurde nur plattdeutsch gesprochen ...“. Zum Verlauf des niederdeutsch-hochdeutschen Sprachwechsels in Westfalen. In: Heimatpflege in Westfalen 3.5, 1-4.
- Kremer, Ludger (1990b): Kontinuum oder Bruchstelle? Zur Entwicklung der Grenzdialekte zwischen Vechtegebiet und Niederrhein. In: Kremer / Niebaum (1990), 85-123.
- Kremer, Ludger (1990c): Niederdeutsch-hochdeutscher Sprachkontakt: Über Anredesysteme im Westfälischen. In: Franco-Saxonica (1990), 161-179.
- Kremer, Ludger (1991): Zur Entwicklung der Diglossie beiderseits der niederländisch-deutschen Staatsgrenze. In: NdJb 114, 134-150.
- Kremer, Ludger (Hrsg.) (1993): Diglossiestudien. Dialekt und Standardsprache im niederländisch-deutschen Grenzland. Vreden: Landeskundliches Institut Westmünsterland. (Westmünsterland. Quellen und Studien, 1)
- Kremer, Ludger (1995): Lexikalischer Wandel im nördlichen Ruhrgebietsvorland. In: Cajot / Kremer / Niebaum (1995), 641-653.
- Kremer, Ludger (1996): Standardisierungstendenzen und die Entstehung sprachlicher Bruchstellen am Beispiel der niederländisch-deutschen Kontaktzone. In: NdW 36, 59-74.
- Kremer, Ludger (1997): Das niederdeutsche Paradox. Ausbau und Verlust einer Regionalsprache. In: Germanistische Mitteilungen 45-46, 5-13.
- Kremer, Ludger (1998): Grenzniederländisch: Das Niederländische im Westmünsterland. In: Kremer / Sodmann (1998), 11-51.
- Kremer, Ludger (2000) [i. Dr.]: Geschichte der deutsch-friesischen und deutsch-niederländischen Sprachgrenze. In: HSK 2.2 [i. Dr.]
- Kremer, Ludger / Hermann Niebaum (Hrsg.) (1990): Grenzdialekte. Studien zur Entwicklung kontinentalwestgermanischer Dialektkontinua. Hildesheim, New York: Olms. (Germanistische Linguistik, 101-103)
- Kremer, Ludger / Timothy Sodmann (Hrsg.) (1998): „... die ihnen so liebe holländische Sprache“. Zur Geschichte des Niederländischen im Westmünsterland und in der Grafschaft Bentheim. Mit Beiträgen von Johannes Baumann, Ludger Kremer, Steven Leys. Vreden: Landeskundliches Institut Westmünsterland. (Westmünsterland. Quellen und Studien, 8)
- Kreymann, Martin (1994): Aktueller Sprachwandel im Rheinland. Empirische Studie im Rahmen des Erp-Projektes. Köln, Weimar, Wien: Böhlau. (RhArchiv, 133)
- Krogh, Steffen (1996): Die Stellung des Altsächsischen im Rahmen der germanischen Sprachen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. (StAhd, 29)
- Kruse, Antje (1993): Zur Lage des Plattdeutschen im nordwestlichen Ostfriesland. Ergebnisse einer Befragung von Schülerinnen und Schülern aus Emden und Umgebung. In: Quickborn 83.3, 64-83.
- Kruse, Norbert (1976): Die Kölner volkssprachige Überlieferung des 9. Jahrhunderts. Bonn: Röhrscheid. (RhArchiv, 95)
- Kuhlemann, Frank-Michael (1992): Modernisierung und Disziplinierung. Sozialgeschichte des preußischen Volksschulwesens 1794-1872. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 96)
- Kuhn, Hans (1976): Zur Zweiten Lautverschiebung im Mittelfränkischen. In: ZfdA 105, 89-99.
- Kuppers, Willem (1993): Die Stadtrechnungen von Geldern 1386-1423. Einführung, Textausgabe, Register. Geldern: Keuck. (Geldrisches Archiv, 2)

- Küstners, Hein (1986): Mundart und Jugend. Ergebnisse einer Schülerbefragung in Alsdorf (Kreis Aachen). In: VkrM 5, 12-14.
- Labov, William (1978): Sociolinguistic Patterns. Oxford: Blackwell. [Original Philadelphia: University of Philadelphia Press 1972]
- Lademacher, Horst (1993): Die Niederlande. Politische Kultur zwischen Individualität und Anpassung. Berlin: Propyläen.
- Lademacher, Horst (Hrsg.) (1999): Dynastie in der Republik. Das Haus Oranien-Nassau als Vermittler niederländischer Kultur in deutschen Territorien im 17. und 18. Jahrhundert (Textband zur Ausstellung „Onder den Oranje Boom“). München: Hirmer.
- Lagerbuch (1649): Lagerbuch des Amtes Monjoye, angelegt 1649: Stadtarchiv Monschau, 1. Abt. G 2.
- Lakemper, Udo / Heinz H. Menge (1999): Nicht nur *Maloché* – aber ... Jiddische Einflüsse auf die Sprache des Ruhrgebiets. In: Barbian / Brocke / Heid (1999), 533-557.
- Lammers, Walther (1957): Die Stammesbildung bei den Sachsen. Eine Forschungsbilanz. In: Westfäl. Forschungen 10, 25-57; wieder in: Lammers (1967), 263-331.
- Lammers, Walther (Hrsg.) (1967): Entstehung und Verfassung des Sachsenstammes. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft. (Wege der Forschung, 50)
- Land im Mittelpunkt der Mächte (1984) = Katalog Kleve (1984)
- Langenbacher, Karl-Otto (1970): Studien zur Sprache des Kölner Judenschreibsbuches 465 (Scabinorum Judaeorum) aus dem 14. Jahrhundert. Bonn: Röhrscheid. (RhArchiv, 72)
- Lasch, Agathe (1910): Geschichte der Schriftsprache in Berlin bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Dortmund: Ruhfus. [Nachdruck Walluf: Sändig 1972]
- Lasch, Agathe (1914a): Mittelniederdeutsche Grammatik. Halle: Niemeyer. (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte, 9) [2., unveränd. Aufl. Tübingen: Niemeyer 1974. (Sammlung ... A Hauptreihe, 9)]
- Lasch, Agathe (1914b): ‚Tonlange‘ Vocale im Mittelniederdeutschen. In: PBB 39, 116-134.
- Lasch, Agathe (1915): Die mittelniederdeutsche Zerdehnung. In: PBB 40, 304-330.
- Lasch, Agathe (1917): Plattdeutsch. In: PBB 42, 134-156.
- Lasch, Agathe (1927): „Berlinisch“. Eine Berlinische Sprachgeschichte. Berlin: Hobbing.
- Last, Martin (1977): Niedersachsen in der Merowinger- und Karolingerzeit. In: Patze, Hans (Hrsg.): Geschichte Niedersachsens. Bd. 1: Grundlagen und frühes Mittelalter. Hildesheim: Lax. 543-652. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, 36)
- Lau, Friedrich (Bearb.) (1907): Quellen zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte der rheinischen Städte. A. Bergische Städte I: Siegburg. Bonn: Hanstein. (PGRhGK, 29)
- Lauf, Raphaela (1996): „Regional markiert“: Großräumliche Umgangssprache(n) im niederdeutschen Raum. In: NdJb 119, 193-218.
- Lausberg, Helmut (1993): Situative und individuelle Sprachvariation im Rheinland. Variablenbezogene Untersuchung anhand von Tonbandaufnahmen aus Erftstadt-Erp. Köln, Weimar, Wien: Böhlau. (RhArchiv, 130)
- Lausberg, Helmut (1996): Die Bezeichnungen für das Schwein in den rheinischen Dialekten. Ein Beitrag zur rheinischen Wortgeographie. In: VkrM 15, 59-68.
- Lausberg, Helmut / Robert Möller (1996/1997): Rheinische Wortgeographie: Karten des rheinischen Wörterbuchs und ihre computatitive Auswertung. In: RhVjbl 60, 263-293 (Teil I); 61, 271-286 (Teil II).
- Lausberg, Helmut / Robert Möller (2000): Rheinischer Wortatlas. Bonn: Bouvier. [= RWA]
- Leenen, J. / Simon van der Meer / Winand Roukens (Hrsg.) (1947): Limburgse dialectgrenzen. Amsterdam: Noord-Hollandsche Uitgevers Maatschappij. (Bijdragen en mededelingen der Dialecten-Commissie van de Koninklijke Nederlandse Academie van Wetenschappen te Amsterdam, 9)

- Lerchner, Gotthard (1968): Rheinische anlautend /s/ und /ts/ für romanisch /s/. Randbemerkungen zur II. Lautverschiebung im Mittelfränkischen. In: PBB (H) 90, 400-419.
- Lerchner, Gotthard (1971): Zur II. Lautverschiebung im Rheinisch-Westmitteldeutschen. Halle: Niemeyer. (MdSt, 30)
- Lerchner, Gotthard (1983): Soziolinguistische Aspekte der nationalsprachlichen Entwicklung des Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert. In: Nerius (1983), 31-40.
- Lerchner, Gotthard (1997): Regionale Identität und standardsprachliche Entwicklung. Aspekte einer sächsischen Sprachgeschichte. Stuttgart, Leipzig: Hirzel. (Sitzungsberichte der sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-historische Klasse, Band 135, Heft 1)
- Lerchner, Gotthard / Marianne Schröder / Ulla Fix (Hrsg.) (1995): Chronologische, areale und situative Varietäten des Deutschen in der Sprachhistoriographie. FS für Rudolf Große. Frankfurt u. a.: Lang. (Leipziger Arbeiten zur Sprach- und Kommunikationsgeschichte, 2)
- Leschinsky, Achim / Peter Martin Roeder (1976): Schule im historischen Prozeß. Zum Wechselverhältnis von institutioneller Erziehung und gesellschaftlicher Entwicklung. Stuttgart: Klett.
- Leson, Willy (Hrsg.) (1974): Kölsch von A bis Z. Ein Handwörterbuch für Eingeborene, Zugezogene und Durchreisende. Köln: Bachem.
- van Leuvensteijn, J. A. / J. B. Berns (Hrsg.) (1992): Dialect and Standard Language – Dialekt und Standardsprache in the English, Dutch, German and Norwegian Language Areas. Amsterdam, Oxford, New York, Tokyo: North Holland.
- Levenstein, Adolf (Hrsg.) [1908]: Aus der Tiefe. Arbeiterbriefe. Beiträge zur Seelenanalyse moderner Arbeiter. Berlin: Morgen.
- Levenstein, Adolf (1912): Die Arbeiterfrage. Mit besonderer Berücksichtigung der sozialpsychologischen Seite des modernen Großbetriebes und der psycho-physischen Einwirkungen auf die Arbeiter. München: Reinhardt.
- Leys, Steven (1998): Dialekt und Schriftsprache in der ehemaligen Herrlichkeit Gronau/Westfalen. In: Kremer / Sodmann (1998), 129-287.
- Lindenborn, Heinrich (1741): Der die Welt beleuchtende Cöllnische Diogenes. 2. Jg. Köln: Schauberg.
- Lindenborn, Heinrich (1743): Des Diogenes / Seltsame Erscheinungen / In dem Reiche der Narren. Köln: Wilms, Lindenborn.
- Lindenborn, Heinrich (1748 [?]): Morpheana, / Oder Traum=Gesichter / In dem Reiche der Thieren Nach der Ordnung Aesopi / Worin die lächerliche Eigenschaften und Thorheiten der Welt gleichsam abespiegelt werden / Auf daß ein jeder an seiner hier und da vielleicht erblickten Copey Das Original Erkennen / betrachten und besseren könne. Bonn: Hilbertz.
- Lindow, Max (1926): Niederdeutsch als evangelische Kirchensprache im 16. und 17. Jahrhundert. Diss. Greifswald.
- Linke, Angelika (1991): Zum Sprachgebrauch des Bürgertums im 19. Jahrhundert. Überlegungen zur kultursemiotischen Funktion des Sprachverhaltens. In: Wimmer (1991), 250-281.
- Loersch, Hugo (Hrsg.) (1871): Achener Rechtsdenkmäler aus dem 13., 14. und 15. Jahrhundert. Bonn: Marcus.
- Loersch, Hugo (1898): Die Urkunden der Bonner Kreisbibliothek. In: AHVN 66, 40-93.
- van Loey, Adolphe (1966/1968): Middelnerlandse Spraakkunst. I. Vormleer. II. Klankleer. 5. Aufl. Groningen: Wolters.
- Löffler, Heinrich (1980): Dialekt. In: Althaus / Henne / Wiegand (1980), 453-458.
- Löhr, Rudolf (Bearb.) (1971): Protokolle der Niederländisch-Reformierten Gemeinde in Köln von 1651-1803. Bd. 2: Protokolle von 1677 bis 1803. Köln, Düsseldorf: Rheinland Verlag. (Landschaftsverband Rheinland. Inventare nichtstaatlicher Archive, 13)

- Löhr, Rudolf (Bearb.) (1972): Protokolle der lutherischen Gemeinde in Köln von 1615-1765. Köln: Rheinland Verlag. (Landschaftsverband Rheinland. Inventare nichtstaatlicher Archive, 14)
- Löhr, Rudolf (Bearb.) (1975): Protokolle der Wallonischen Gemeinde in Köln von 1600-1776. Köln: Rheinland Verlag. (Landschaftsverband Rheinland. Inventare nichtstaatlicher Archive, 17)
- Löhr, Rudolf (Bearb.) (1976/1981/1983): Protokolle der Hochdeutsch-Reformierten Gemeinde in Köln 1599-1794, Bd. 1-3. Köln: Rheinland Verlag. (Landschaftsverband Rheinland. Inventare nichtstaatlicher Archive, 20/24/27)
- Löhr, Rudolf/ Jan Pieter van Dooren (Bearb.) (1971): Protokolle der Niederländisch-Reformierten Gemeinde in Köln von 1651-1803. Bd. 1: Protokolle von 1651 bis 1677. Köln, Düsseldorf: Rheinland Verlag. (Landschaftsverband Rheinland. Inventare nichtstaatlicher Archive, 12)
- von Looz-Corswarem, Clemens (1980): Unruhen und Stadtverfassung in Köln an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert. In: Ehbrecht, Wilfried (Hrsg.): Städtische Führungsgruppen und Gemeinde in der werdenden Neuzeit. Köln, Wien: Böhlau, 53-97. (Städteforschung. Reihe A. Bd. 9)
- von Looz-Corswarem, Clemens (1991): Zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Wesels. Von den Anfängen bis 1609. In: Prieur (1991), 148-202.
- von Looz-Corswarem, Katharina (1964): Ein Bonner Soldatenbrief aus dem Jahre 1812 und sein Schicksal. In: BGBl 18, 62-65.
- Lucke, Bernd (1998): Der Kölner Orientbericht. Magisterarbeit Bonn. [Ms.]
- Lüdi, Georges (Hrsg.) (1994): Sprachstandardisierung. 12. Kolloquium der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften 1991. Freiburg (Schweiz): Univ.-Verlag.
- Lyra, F[riedrich] W[ilhelm] (1856): Plattdeutsche Briefe, Erzählungen und Gedichte, mit besonderer Rücksicht auf Sprichwörter und eigenthümliche Redensarten des Landvolks in Westphalen. Osnabrück: Rackhorst. [1. Aufl. 1845]
- Maas, Utz (1983): Der Wechsel vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen in den norddeutschen Städten in der frühen Neuzeit. In: Cramer (1983), Bd. 2, 114-129.
- Maas, Utz (1984): Das Projekt „Sprachliche Verhältnisse in Osnabrück in der frühen Neuzeit“. Die Prämissen einer kulturanalytischen Lesweise frühneuhochdeutscher Texte. In: Maas/ McAlister-Hermann (1984), 1-70.
- Maas, Utz (1985a): Sprachliche Verhältnisse in den spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Städten in Norddeutschland. In: Meckseper (1985), 607-626.
- Maas, Utz (1985b): Zur Osnabrücker Schriftsprache im 17. Jahrhundert. Ein wichtiger Sammelband in der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel. In: NdKbl 92, 4-15.
- Maas, Utz (1987): Der kulturanalytische Zugang zur Sprachgeschichte. In: Wirkendes Wort 37, 87-104.
- Maas, Utz (1988): Die sprachlichen Verhältnisse in Osnabrück zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Zu den methodischen Problemen der historischen Sprachsoziologie. In: Garber/ Kürschner (1988), 93-124.
- Maas, Utz (1995): Ländliche Schriftlichkeit in der Frühen Neuzeit. In: Gardt/ Mattheier/ Reichmann (1995), 249-277.
- Maas, Utz/ Judith McAlister-Hermann (Hrsg.) (1984): Materialien zur Erforschung der sprachlichen Verhältnisse in der frühen Neuzeit in Osnabrück. Band 2. Osnabrück: Universität, Fachbereich Sprache, Literatur, Medien.
- Macha, Jürgen (1985): Inschriften als Quellen sprachhistorischer Forschung. Ein Versuch am Beispiel rheinischer Grabkreuze des 16.-18. Jahrhunderts. In: RhVjbl 49, 190-210.
- Macha, Jürgen (1986a): Dialekt und Standardsprache. Zur heutigen Situation im deutschen Grenzgebiet. In: RhVjbl 50, 298-306.

- Macha, Jürgen (1986b): Löst die Aufwertung des Dialekts die Probleme von Mundart-sprechern? In: *VkRM* 5, 30-35.
- Macha, Jürgen (1991a): *Der flexible Sprecher. Untersuchungen zu Sprache und Sprachbewußtsein rheinischer Handwerksmeister*. Köln, Wien: Böhlau. (Veröffentlichungen des Instituts für Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande der Universität Bonn)
- Macha, Jürgen (1991b): Kölner Turmbücher – Schreibsprachwandel in einer seriellen Quelle der Frühen Neuzeit. In: *ZdPh* 110, 36-61.
- Macha, Jürgen (1992): Anmerkungen zur Schreibsprache eines Kölner „Hexenprothocolls“ aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. In: *RhVjbl* 56, 325-332.
- Macha, Jürgen (1993a): Rheinische Sprachverhältnisse im 17. Jahrhundert. In: *RhVjbl* 57, 158-175.
- Macha, Jürgen (1993b): „Wie die Alten sangen ...?“ Generation und Sprache im Rheinland. In: Mattheier et al. (1993), 601-618.
- Macha, Jürgen (1994): „... ich will nich ueber Ammireka nicht stronsen ...“. Briefe von Eifel-Auswanderern als sprachhistorische Quelle. In: Nikolay-Panter / Janssen / Herborn (1994), 516-533.
- Macha, Jürgen (1997): Rückbindung und Neuanfang: Zur Schreibsprache deutscher Amerika-Auswanderer im 19. Jahrhundert. In: *RhWZV* 42, 203-221.
- Macha, Jürgen (1998): Schreibvariation und ihr regional-kultureller Hintergrund: Rheinland und Westfalen im 17. Jahrhundert. In: Besch / Solms (1998), 50-66.
- Macha, Jürgen (2000): Sprachgebrauch im Rheinland des späten 19. Jahrhunderts. Beobachtungen zur Figurenrede bei Clara Viebig. In: Hirschfelder / Schell / Schrutka-Rechtenstamm (2000), 189-205.
- Macha, Jürgen / Wolfgang Herborn (Bearb.) (1992): *Kölner Hexenverhöre aus dem 17. Jahrhundert*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau. (MStAK, 74)
- Macha, Jürgen / Helmut Lausberg / Stephan Elspaß [in Vorb.]: Die Wortschatzentwicklung im Mittelfränkischen. In: *HSK Lexikologie* [in Vorb.].
- de Man, D. (1919): Hier beginnen sommige stichtige punten van onsen oelden zusteren. 's-Gravenhage: Nijhoff.
- de Man, L. / P. G. J. van Sterkenburg (Hrsg.) (1977): *Het Glossarium Bernense. Een Vroeg-middel nederlandse tweetalige Latijns-Limburgs woordenlijst*. 's-Gravenhage: Martinus Nijhoff.
- Mannzmann, Anneliese (Hrsg.) (1983): *Geschichte der Unterrichtsfächer I*. München: Kösel.
- Mante, Axel (Hrsg.) (1952): *Joh. Gerson, Monotessaron. Eine mittelniederdeutsche, erweiterte Fassung vom Jahre 1513*. Lund: Gleerup. (LGF, 25)
- Marynissen, Ann (1996): *De flexie van het substantief in het 13de-eeuwse ambtelijke Middelnederlands. Een taalgeografische studie*. Leuven: Peeters. (Studies op het gebied van de Nederlandse taalkunde, 2)
- Mass, Edgar (1985): Die französische Presse im Deutschland des 18. Jahrhunderts. Köln, ein unrepräsentatives Beispiel. In: Kimpel, Dieter (Hrsg.): *Mehrsprachigkeit in der deutschen Aufklärung*. Hamburg: Meiner. 156-177. (Studien zum 18. Jahrhundert, 5)
- Mattheier, Klaus J. (1980): Sprachveränderungen im Rheinland. Zum Problem der kontextuellen und situativen Steuerung sprachlicher Veränderungsprozesse. In: Ureland (1980), 121-137.
- Mattheier, Klaus J. (1981): Wege und Umwege zur neuhochdeutschen Schriftsprache. In: *ZGL* 9, 274-307.
- Mattheier, Klaus J. (1981/82): Das Rechnungsbuch der Elisabeth Horns. Sprach- und kultur-geschichtliche Bemerkungen zu einem Kölner Gebrauchstext des späten 16. Jahrhunderts. In: *RhWZV* 26/27, 31-55.

- Mattheier, Klaus J. (1982): Sozialgeschichte und Sprachgeschichte in Köln. Überlegungen zur historischen Sprachsoziologie. In: *RhVjbl* 46, 226-253.
- Mattheier, Klaus J. (Hrsg.) (1983): *Aspekte der Dialekttheorie*. Tübingen: Niemeyer. (RGL, 46)
- Mattheier, Klaus J. (1985): Sprache im Industriebetrieb des 19. Jahrhunderts. Überlegungen am Beispiel der Sprache des Industriepioniers Franz Haniel. In: Mihm (1985), 83-98.
- Mattheier, Klaus J. (1986a): „Lauter Borke um den Kopp“. Überlegungen zur Sprache der Arbeiter im 19. Jahrhundert. In: *RhVjbl* 50, 222-252.
- Mattheier, Klaus J. (1986b): Das kölsche Styngyn und die Dialekte im Spätmittelalter. In: Cox et al. (1986), 309-318.
- Mattheier, Klaus J. (1989): Die soziokommunikative Situation der Arbeiter im 19. Jahrhundert. In: Cherubim / Mattheier (1989), 93-107.
- Mattheier, Klaus J. (1990): Formale und funktionale Aspekte der Syntax von Arbeiterschriftsprache im 19. Jahrhundert. In: Betten (1990), 286-299.
- Mattheier, Klaus J. (1994): Die rheinische Sprachgeschichte und der „Maikäfer“. In: Nikolay-Panter / Janssen / Herborn (1994), 534-561.
- Mattheier, Klaus J. (1995): Sprachgeschichte des Deutschen: Desiderate und Perspektiven. In: Gardt / Mattheier / Reichmann (1995), 1-18.
- Mattheier, Klaus J. (1997): Französisch verdrängt Deutsch? Soziolinguistische Überlegungen zum 18. Jahrhundert. In: Spillner (1997), 27-38.
- Mattheier, Klaus J. (1998): Gibt es eine regionale Sprachgeschichte der Rheinlande? In: Besch / Solms (1998), 144-151.
- Mattheier, Klaus J. / Klaus-Peter Wegera / Walter Hoffmann / Jürgen Macha / Hans Joachim Solms (Hrsg.) (1993): *Vielfalt des Deutschen*. FS für Werner Besch. Frankfurt u. a.: Lang.
- Mattheier, Klaus J. / Haruo Nitta / Mitsuyo Ono (Hrsg.) (1997): *Gesellschaft, Kommunikation und Sprache Deutschlands in der frühen Neuzeit*. Studien des deutsch-japanischen Arbeitskreises für Frühneuhochdeutschforschung. München: iudicum.
- McAlister-Hermann, Judith (1983a): Mestmaker contra Mestmaker. Ehescheidungsakten aus dem 17. Jh. als Beleg für die Umstellung auf Hochdeutsch in Osnabrück. In: Cramer (1983), 130-149.
- McAlister-Hermann, Judith (1983b): Rudolf Hammacher (1528-1594) – Osnabrücker bürgermeister, pater familias und Hexenverfolger. Fallstudie zu den sprachlichen Verhältnissen in einer norddeutschen Stadt der frühen Neuzeit. In: *Sprache und Herrschaft* 14, 130-163.
- McAlister-Hermann, Judith (1986/1988): „tho gedencken wo men hier dat folck spiset.“ Kulturanalytische Lesweise frühneuzeitlicher Texte am Beispiel Osnabrücker Gesindeordnungen aus dem 17. Jahrhundert. In: Brekle, Herbert E. / Utz Maas (Hrsg.): *Sprachwissenschaft und Volkskunde*. Perspektiven einer kulturanalytischen Sprachbetrachtung. Opladen: Westdeutscher Verlag [1986]. 108-139. – Überarbeitete und ergänzte Fassung in: Garber / Kürschner (1988), 125-161.
- McAlister-Hermann, Judith (1988): Hochdeutsch und Niederdeutsch in der Schreibpraxis eines Osnabrücker Stadtschreibers des späten 16. Jahrhunderts: Eine historische Sprachbiographie in der Erforschung sprachlicher Verhältnisse in einer norddeutschen Stadt. In: Bauer (1988), 169-237.
- McAlister-Hermann, Judith (1989): Versuch einer Gesamtauswertung der Projektdaten zu ausgewählten Problemen der Phonographie (Vokallängemarkierung, Schärfung, Nebenton). In: *Sprachliche Verhältnisse in der frühen Neuzeit in Osnabrück* (1989), 842-869.
- Meckseper, Cord (Hrsg.) (1985): *Stadt im Wandel*. Kunst und Kultur des Bürgertums in Norddeutschland 1150-1650. Ausstellungskatalog Landesausstellung Niedersachsen 1985. Bd. 3. Stuttgart-Bad Cannstatt: Cantz.
- van der Meer, Simon (1947): Problematiek der Limburgse isoglossen in de middeleeuwen. In: Leenen / van der Meer / Roukens (1947), 15-30.

- van der Meer, Simon (1949): Venloer Stadt-Texte 1320-1543. Eine lautliche und orthographische Untersuchung. Nijmegen: Dekker & van der Vegt.
- Meier, John (Hrsg.) (1889): Bruder Hermanns Leben der Gräfin Iolande von Vianden, mit Einleitung und Anmerkungen. Breslau: Koebner. (Germanistische Abhandlungen, 7)
- Meier-Böke, A. (1954): Stand des Plattdeutschen im Regierungsbezirk Detmold. Zusammenfassender Bericht. In: Mitteilungen aus der lippischen Geschichte und Landeskunde 23, 294-297.
- Meineke, Eckhard (1985): Die Glossen der Handschrift Brüssel Bibliothèque Royale 18723. Ein Beitrag zu ihrer Erschließung. In: Sprachwissenschaft 10, 209-236.
- Meineke, Eckhard (1983): Saint-Mihiel Bibliothèque Municipale Ms. 25. Studien zu den althochdeutschen Glossen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. (StAhd, 2)
- Meisen, Karl (1924/26): Christian Wierstrait's Neusser Belagerungschronik von 1476 im Sprachkampf am Niederrhein. (Mit einer Karte.) Ein Beitrag zur rheinischen Sprachgeographie in ihrer Bedeutung für die rheinische Sprachgeschichte. In: Teuthonista 1, 200-213, 286-299; 2, 241-255.
- Meisen, Karl (1950/51): Niederland und Oberland. In: RhVjbl 15/16, 417-464.
- Menge, Heinz H. (1979): Zur Realität des Niederdeutschen in Ostwestfalen. Skizze eines Programms umfassender kontrastiver Untersuchungen zum Gebrauch der Sprachformen im Raum Paderborn und erste Ergebnisse einer vorbereitenden Umfrage. In: NdJb 102, 162-186.
- Menge, Heinz H. (1985): Einflüsse aus dem Polnischen im Ruhrgebiet? Exemplarische Behandlung eines Kapitels aus der „Volkslinguistik“. In: Mihm (1985), 223-244 und 162.
- Menge, Heinz H. (1990): Sprache [des Ruhrgebiets]. In: Köllmann / Korte / Petzina / Weber (1990), 339-360 und 663-666.
- Menge, Heinz H. (1991): Sprachenpolitik gegenüber fremdsprachigen Minderheiten im 19. Jahrhundert: „Polen“ an der Ruhr. In: Wimmer (1991), 125-135.
- Menge, Heinz H. (1995a): Rehabilitierung des Niederdeutschen. Erwartungen an die europäische Sprachenpolitik. In: ZGL 23, 33-52.
- Menge, Heinz H. (1995b): „Wie ist es bei Gesprächen mit Ihren Kindern ...?“ Zu Frage 26 der GETAS-Umfrage von 1984. In: Cajot / Kremer / Niebaum (Hrsg.) (1995), 655-668.
- Menge, Heinz H. (1996): Artikel ‚Sprache‘. In: NRW-Lexikon. Politik, Gesellschaft, Wirtschaft, Recht, Kultur. Opladen: Leske + Budrich. 244-250.
- Menge, Heinz H. (1997a): Noch einmal von vorn? Zur Systematisierung der sprachlichen Variation im Ruhrgebiet. In: Ehlich / Elmer / Noltenius (1997), 39-55.
- Menge, Heinz H. (1997b): Zum Stand des Niederdeutschen heute. In: Quickborn 87, H. 2, 30-45.
- Menge, Heinz H. (1998): Historisches im „Wörterbuch der Regionalsprache Ruhrgebiet“? In: Hartmann (1998), 215-239.
- Menke, Hubertus (1979): Kurtzweilige Historien vnd andere Bücher in allerley Künsten / Teutsch vnd Sächsisch. Zur Überlieferung, Gebrauchsweise und Wirkung der frühen Erzählprosa im niederdeutschen Sprachgebiet. In: NdJb 102, 91-161.
- Menke, Hubertus (1992): Monolingual – bilingual – lektal? Die Zweisprachigkeit des niederdeutschen Kulturraumes aus historischer Sicht. In: van Leuvensteijn / Berns (1992), 221-255.
- Merges, Josef Karl Christian (1977): Der untere Niederrhein. Studien zu seiner sprachlichen Entwicklung. Diss. Bonn.
- Merländer, Ludwig (1888): Buchdruck und Buchhandel in Düsseldorf. (Verzeichnis der in Düsseldorf erschienenen Druckwerke bis zum Jahre 1750). In: Geschichte der Stadt Düsseldorf in zwölf Abhandlungen. FS zum 600jährigen Jubiläum, hrsg. v. Düsseldorfer Geschichtsverein. Düsseldorf: Kraus. 321-350.
- Mesenhöller, Peter (1985): Der Auswandererbrief. Bedingungen und Typik schriftlicher Kommunikation im Auswanderungsprozeß. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung 17, 111-124.

- Mielke-Vandenhouten, Angela (1998): Grafentochter – Gottesbraut. Konflikte zwischen Familie und Frömmigkeit in Bruder Hermanns „Leben der Gräfin Yolande von Vianden“. München: Fink. (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur, 21)
- Miesen, Karl-Jürgen (1994): Die Spee-Forschung seit 1950. In: Kaiser (1994), 89-97.
- Mihm, Arend (Hrsg.) (1981): Die Chronik des Johann Wassenberch. Aufzeichnungen eines Duisburger Geistlichen über lokale und weltweite Ereignisse vor 500 Jahren. Nach der Originalhandschrift herausgegeben, ins Neuhochdeutsche übertragen und kommentiert. Duisburg: Mercator-Verlag.
- Mihm, Arend (Hrsg.) (1985): Sprache an Rhein und Ruhr. Dialektologische und soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation im Rhein-Ruhr-Gebiet und ihrer Geschichte. Mit 22 Karten und 7 Abbildungen. Stuttgart: Steiner. (ZDL, Beiheft 50)
- Mihm, Arend (1985a): Prestige und Stigma des Substandards. Zur Bewertung des Ruhrdeutschen im Ruhrgebiet. In: Mihm (1985), 163-193.
- Mihm, Arend (1986): Die kulturelle Ausrichtung des Niederrheins im 16. Jahrhundert und der Sprachwechsel zum Hochdeutschen. In: Cox et al. (1986), 331-340.
- Mihm, Arend (1992): Sprache und Geschichte am unteren Niederrhein. In: NdJb 115, 88-122.
- Mihm, Arend (1995a): Niederrheinische Höflichkeiten. Zur Pragmatik gesprochener Sprache im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. In: Cajot / Kremer / Niebaum (1995), 233-240.
- Mihm, Arend (1995b): Die Textsorte Gerichtsprotokoll im Spätmittelalter und ihr Zeugniswert für die Geschichte der gesprochenen Sprache. In: Brandt (1995), 21-57.
- Mihm, Arend (1997): Die Realität des Ruhrdeutschen – soziale Funktion und sozialer Ort einer Gebietssprache. In: Ehlich / Elmer / Noltenius (1997), 19-38.
- Mihm, Arend (1998): Arbeitersprache und gesprochene Sprache im 19. Jahrhundert. In: Cherubim / Grosse / Mattheier (1998), 282-316.
- Mihm, Arend (1999a): Zur Entwicklung der Kölner Schreibsprache im 12. Jahrhundert. In: Honemann et al. (1999), 157-180.
- Mihm, Arend (1999b): Gesprochenes Hochdeutsch in der norddeutschen Stadt. Zur Modalität des Sprachwechsels im 16. und 17. Jahrhundert. In: Wagener (1999), 67-80.
- Mihm, Arend (2000a): Zur Deutung der graphematischen Variation in historischen Texten. In: Häcki-Buhofer (2000), 367-390.
- Mihm, Arend (2000b): Das Aufkommen der hochmittelalterlichen Schreibsprachen im nordwestlichen Sprachraum. In: Gärtner / Holtus (2000) [i. Dr.]
- Mihm, Arend (2000c): Die Rolle der Umgangssprachen seit der Mitte des 20. Jahrhunderts. In: HSK 2.2 [i. Dr.]
- Mihm, Arend / Michael Elmentaler / Stephanie Heth / Kerstin Salewski / Tim Stichlmair (2000): Die frühneuzeitliche Überschichtung der rheinmaasländischen Stadtsprachen. Ein Duisburger Forschungsprojekt zur Entstehung der deutsch-niederländischen Sprachgrenze. In: Elmentaler (2000), 115-156.
- Militzer, Klaus (1985): Wirtschaftsleben am Niederrhein im Spätmittelalter. In: RhVjbl 49, 65-91.
- Milroy, James / Lesley Milroy (1985): Authority in language. Investigating language prescription and standardisation. London, New York: Routledge & Kegan Paul.
- Milz, Joseph (Bearb.) (1974): Rheinische Weistümer. Dritte Abt.: Die Weistümer des Herzogtums Berg, Bd. 1: Die Weistümer von Hilden und Haan (mit ergänzenden Quellen). Köln-Bonn: Hanstein. (PGRhGK, 18)
- Milz, Joseph (1989): Urkundenbuch der Stadt Duisburg 1 (904-1350). In Zusammenarbeit mit Joseph Milz bearbeitet von Werner Bergmann, Hans Budde, Günter Spitzbart. Duisburg: Braun. (Duisburger Geschichtsquellen, 8; PGRhGK, 67)
- Minis, Cola (1954): Handschrift und Dialekt des Vorauer Alexander. In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen (Herrigs Archiv) 190, 289-305.

- Minke, Alfred (1995/96): Zwischen Lüttich und Aachen: Die katholische Kirche und ihre Priester im Zeitalter der französischen Revolution (1789-1799). In: Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins 100, 289-326.
- Mitzka, Walther (1952): Handbuch zum Deutschen Sprachatlas. Marburg: Elwert.
- Möhn, Dieter (1973): Deutsche Stadt und niederdeutsche Sprache. In: NdJb 96, 111-126.
- Möhn, Dieter (1983a): Geschichte der neuniederdeutschen Mundarten. In: Cordes / Möhn (1983), 154-181.
- Möhn, Dieter (1983b): Niederdeutsch in der Schule. In: Cordes / Möhn (1983), 631-659.
- Möhn, Dieter (1986): Plattdeutsch in der Schule. Probleme einer mehrsprachigen Erziehung in Norddeutschland. In: Niederdeutsch. Fünf Vorträge zur Einführung. Leer: Schuster. 53-70. (Schriften des Instituts für niederdeutsche Sprache, Reihe: Dokumentation, 12) [Wiederabdruck in: Kremer (1989), 19-35]
- Möller, Robert (1998): Regionale Schreibsprachen im überregionalen Schriftverkehr. Empfängerorientierung in den Briefen des Kölner Rates im 15. Jahrhundert. Köln, Weimar, Wien: Böhlau. (RhArchiv, 139)
- Moors, Joseph (1951): De litteraire werken als bronnen voor de kennis van het Limburgs tot de 15^e eeuw. In: Revue des langues vivantes 17, 49-57.
- Moors, Joseph (1952): De oorkondentaal in Belgisch-Limburg van ca. 1350 tot 1400. Brüssel: Belgisch Inter-Universitair Centrum voor Neerlandistiek. (Bouwstoffen en studiën voor de geschiedenis en de lexikografie van het Nederlands, 2)
- Moser, Hans (1985): Die Kanzleisprachen. In: HSK 2. 1/2 (1985), 1398-1408.
- Moser, Hans (1987): Geredete Graphie. Zur Entstehung orthoepischer Normvorstellungen im Frühneuhochdeutschen. In: ZdPh 106, 379-399.
- Moser, Virgil (1929): Frühneuhochdeutsche Grammatik. I. Band: Lautlehre. 1. Hälfte. Heidelberg: Winter. (Germanische Bibliothek. I. Sammlung Germanischer Elementar- und Handbücher. I. Reihe: Grammatiken, 17.1)
- Mückter, Gerhard (1986): Umgangssprachen und Sprachgebrauch im Rheinland, insbesondere in der Ortschaft Körrenzig. In: Jahrbuch des Kreises Düren. 123-125.
- Mühlhaupt, Erwin (1970): Rheinische Kirchengeschichte. Von den Anfängen bis 1945. Düsseldorf: Presseverband der evangelischen Kirche im Rheinland. (SVRhKG, 35)
- Müller (1794): Westphälisches Idiotikon aus der Grafschaft Diepholz vom Herrn Prediger Müller zu Haßel. In: Annalen der Braunschweig-Lüneburgischen Churlande 8, 590-603. [Wiederabdruck in Haas (1994a), 107-111]
- Müller, Gertraud / Theodor Frings (1968): Germania Romana II. Dreißig Jahre Forschung. Romanische Wörter. Halle: Niemeyer. (MdSt, 19/2)
- Müller, Gunter (1989): Sprachliche Gliederungen und Schichtungen Westfalens. 2. Wortgeographie und Wortgeschichte. In: Der Raum Westfalen (1931-1996), Bd. 6.1, 32-92.
- Müller, Hans Ernst (1913): Über den Gebrauch des Plattdeutschen im Ruhrkohlengebiete. In: NdJb 39, 126-131.
- Müller, Helmut (1967): Kochrezepte aus dem 16. Jahrhundert. In: RhWZV 14, 83-86.
- Muller, J. W. (1939): De uitbreiding van het Nederlandsch taalgebied, vooral in de zeventiende eeuw. 's-Gravenhage: W. P. van Stockum & zoon.
- Müller, Josef (Hrsg.) (1928-1971): Rheinisches Wörterbuch. Im Auftrag der preussischen Akademie der Wissenschaften, der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde und des Provinzialverbandes der Rheinprovinz auf Grund der von Johannes Franck begonnenen, von allen Kreisen des rheinischen Volkes unterstützten Sammlung bearbeitet und herausgegeben von Josef Müller. 9 Bde. Bonn, Berlin: Klopp.
- Müller, Joseph (1838): Niederrheinische Provinzialismen. Eine Abhandlung. Aachen, Leipzig: Mayer.

- Müller, Joseph / Wilhelm Weitz (1836): Die Aachener Mundart. Idiotikon nebst einem poetischen Anhang. Aachen, Leipzig: Mayer.
- Müller, Klaus (1988): Unter pfalz-neuburgischer und pfalz-bayerischer Herrschaft (1614-1806). In: Weidenhaupt, Hugo (Hrsg.): Düsseldorf. Geschichte von den Ursprüngen bis ins 20. Jahrhundert, Bd. 2: Von der Residenzstadt zur Beamtenstadt (1614-1900). Düsseldorf: Schwann, Patmos. 7-312.
- Müller, Michael (1980): Die preußische Rheinprovinz unter dem Einfluß von Julirevolution und Hambacher Fest 1830-1834. In: Jahrbuch für westdeutsche Landesgeschichte 6, 271-290. [276-279: Flugblätter und anonyme Briefe von 1830]
- Müller, Wilhelm (1912): Untersuchungen zum Vokalismus der stadt- und der landkölnischen Mundart. Bonn: Hauptmann.
- Müller-Wille, Wilhelm (1977): Der Geltungsbereich des Raumbegriffes „Westfalen“, erläutert an 2 Abbildungen. In: Westfalen und Niederdeutschland. FS 40 Jahre Geographische Kommission für Westfalen. Bd. 1. Münster: Selbstverlag der Geographischen Kommission. (Spieker, 25)
- Münch, Ferdinand (1904): Grammatik der ripuarisch-fränkischen Mundart. Bonn: Cohen. [Nachdruck Wiesbaden: Sändig 1970]
- Münch, Fritz (1994): Rückblick auf Bocholt. In: Unser Bocholt 38.1, 28-34.
- Munske, Horst Haider (1983): Umgangssprache als Sprachkontakterscheinung. In: HSK 1.2 (1983), 1002-1018.
- Munske, Horst Haider / Peter von Polenz / Oskar Reichmann / Reiner Hildebrandt (Hrsg.) (1988): Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien. Ludwig Erich Schmitt zum 80. Geburtstag von seinen Marburger Schülern. Berlin, New York: de Gruyter.
- Münstersche Beiträge zur niederdeutschen Philologie (1960). Köln, Graz: Böhlau. (NdSt, 6)
- Nagel, Norbert (1995): Zur Sprachsituation in Münster zwischen 1803 und 1811. Nach den Memoiren von Heinrich Karl Wilhelm Berghaus. In: JbAWG 11, 37-56.
- Nagel, Norbert (1996): Bernhard Overberg und das Niederdeutsche. Ein Beitrag zur Sprachsituation in Münster um 1800. In: JbAWG 12, 70-99.
- Nagel, Norbert (1997): Zur Verschriftlichung der plattdeutschen Ortsmundart Münsters im ausgehenden 18. Jahrhundert. In: JbAWG 13, 37-57.
- Nagel, Rolf (1981): Schriften und Sprachen des 18. Jahrhunderts im Gelderland. Ein Lese- und Übungsbuch mit 29 Dokumenten aus der Schulgeschichte. Geldern: Verlag des Historischen Vereins für Geldern und Umgegend.
- Nerius, Dieter (Hrsg.) (1983): Entwicklungstendenzen der deutschen Sprache seit dem 18. Jahrhundert. Arbeitstagung [...]. [Berlin:] Akademie der Wissenschaften der DDR. (Linguistische Studien / ZISW / A 111)
- Neumann, Kerstin [1992]: Zum Prestige des Ruhrgebietsdeutschen. Eine empirische Studie am Beispiel der Stadt Essen. Magisterarbeit Bonn. [Ms.]
- Neuss, Burgund und das Reich (1975). Neuß: Stadtarchiv. (Schriftenreihe des Stadtarchivs Neuß, 6)
- Neuß, Elmar (1969): Das sprachhistorische Problem von Godefrid Hagens Reimchronik der Stadt Köln. In: RhVjbl 33, 297-329.
- Neuß, Elmar (1973a): Studien zu den althochdeutschen Tierbezeichnungen der Handschriften Paris lat. 9344, Berlin lat. 8° 73, Trier R. III. 13 und Wolfenbüttel 10. 3. Aug. 4°. München: Fink. (Münstersche Mittelalter-Schriften, 16)
- Neuß, Elmar (1973b): Zur sprachlichen Bestimmung niederrheinischer Synodalprotokolle des 16. und 17. Jahrhunderts. In: MEKGRh 22, 1-37.
- Neuß, Elmar (1983): Lammersdorf – Lammerscheid. Zum Beitrag der Namenforschung bei der Identifizierung von Siedlungsnamen und zum Frühneuhochdeutschen, BNF N.F. 18, 361-379.

- Neuß, Elmar (1998): Sprachraumbildung am Niederrhein und die Franken. Anmerkungen zu Verfahren der Sprachgeschichtsschreibung. In: Geuenich (1998), 156-192.
- Neuß, Elmar (1999): Kommissar Henrich Rhoedingen über die Schulter geschaut. Vom Zeugniswert des Überlieferungsträgers. In: Honemann et al. (1999), 181-193.
- Niebaum, Hermann (1974): Zur synchronischen und historischen Phonologie des Westfälischen. Die Mundart von Laer (Landkreis Osnabrück). Köln, Wien: Böhlau. (NdSt, 22)
- Niebaum, Hermann (1977): Westfälisch. Düsseldorf: Schwann. (Dialekt/Hochsprache – kontrastiv. Sprachhefte für den Deutschunterricht, 5)
- Niebaum, Hermann (1979a): Beiträge zur Geschichte der westfälischen Lexikographie (1750-1850). In: Kramer / Scheuermann / Stellmacher (1979), 165-201.
- Niebaum, Hermann (1979b): Ein frühes Konzept zur Überwindung der dialektalen Sprachbarriere in Westfalen. In: NdKbl 86, 73-77.
- Niebaum, Hermann (1980): Weddigen und Klöntrup. Ergänzungen zur Geschichte der westfälischen Lexikographie. In: NdW 20, 131-146.
- Niebaum, Hermann (1985a): Phonetik und Phonologie, Graphetik und Graphemik des Mittelniederdeutschen. In: HSK 2.1/2 (1985), 1220-1227.
- Niebaum, Hermann (1985b): Zur niederfränkisch-niedersächsischen Sprachgrenze im Duisburger Raum. In: Mihm (1985), 63-82.
- Niebaum, Hermann (1986): „... Fundgrube zur Bereicherung, ja selbst zur Berichtigung des Hochdeutschen.“ Zu den Intentionen der frühen niederdeutschen Lexikographie. In: Cox et al. (1986), 371-380.
- Niebaum, Hermann (1989): Sprachliche Gliederungen und Schichtungen Westfalens. 1. Geschichte und Gliederung der sprachlichen Systeme in Westfalen. In: Der Raum Westfalen (1931-1996), Bd. 6.1, 5-31.
- Niebaum, Hermann (1990): Staatsgrenze als Bruchstelle? Die Grenzdialekte zwischen Dollart und Vechtegebiet. In: Kremer / Niebaum (1990), 49-83.
- Niebaum, Hermann (1996): „... tot reductie ende reconciliatie der stad ...“ Politischer Umbruch und schreibsprachliche Neuorientierung in Groningen um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert. In: NOWELE 28/29, 459-477. [= Petersen, Adeline / Hans F. Nielsen (Hrsg.): A Frisian and Germanic Miscellany. Published in Honour of Nils Århammer on his Sixty-Fifth Birthday, 7 August 1996. Odense, Bredstedt: Odense Univ. Press]
- Niebaum, Hermann (1997): Ostfriesisch-groningische Sprachbeziehungen in Geschichte und Gegenwart. In: Faltings, Volkert F. / Alastair G.H. Walker / Ommo Wilts (Hrsg.): Friesische Studien III. Beiträge des Föhrer Symposiums zur Friesischen Philologie vom 11.-12. April 1996. Odense: University Press. 49-82.
- Niebaum, Hermann (1999): Johann Aegidius Klöntrup (1754-1830) – ein kritischer Geist zwischen Osnabrücker Provinz und Weltbürgertum. In: JbAWG 15, 77-101.
- Niebaum, Hermann / Jürgen Macha (1999): Einführung in die Dialektologie des Deutschen. Tübingen: Niemeyer. (Germanistische Arbeitshefte, 37)
- Niederée, Wilhelm (1997): Heinrich Walter Eskes. Vor 250 Jahren in Goch geboren. In: An Niers und Kendel 32, 23-24.
- Niessen, Josef (1924): Weißthumb des Mehrhauser hoffgerichts. In: Ders.: Landesherr und bürgerliche Selbstverwaltung in Bonn von 1244-1794. Bonn, Leipzig: Schroeder. 132f. (RhArchiv, 5)
- Nikolay-Panter, Marlene / Wilhelm Janssen / Wolfgang Herborn (Hrsg.) (1994): Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande. Regionale Befunde und raumübergreifende Perspektiven. Georg Droege zum Gedenken. Köln, Weimar, Wien: Böhlau.
- Noldus, L. (1936): Opmerkingen bij het dialect van Belgisch Zuid-Limburg in de 13^e, 14^e en 15^e eeuw. In: Leuvense Bijdragen 28, 65-93.
- Noldus, L. (o. J.): Het dialect van Tongeren in de XIV^e eeuw. Lizentiatsarbeit o. O. [Ms.]

- Oediger, Friedrich-Wilhelm (Bearb.) (1957/1970): Das (Haupt)staatsarchiv Düsseldorf und seine Bestände. Bd. 1: Landes- und Gerichtsarchive von Jülich-Berg, Kleve-Mark, Moers und Geldern. Bestandsübersichten; Bd. 2: Kurköln (Landesarchiv und Gerichte), Herrschaften, Niederrheinisch-Westfälischer Kreis. Ergänzungen zu Bd. 1. Siegburg: Res-publica.
- Oepen, Joachim (1999): Die Siegel am Schrein des heiligen Severin in der Kölner Basilika St. Severin. In: AHVN 202, 107-130.
- Oeser, Wolfgang (1964): Die Brüder des gemeinsamen Lebens in Münster als Bücherschreiber. In: AGB 5, 197-397.
- Oestreich, Gerhard (1969): Ständetum und Staatsbildung in Deutschland. In: Ders.: Geist und Gestalt des frühmodernen Staates. Ausgewählte Aufsätze. Berlin: Duncker & Humblot. 277-289.
- Oestreich, Gerhard (1981): Verfassungsgeschichte vom Ende des Mittelalters bis zum Ende des alten Reiches. In: Gebhardt (1981), 361-436.
- Oestreich, Gerhard (1999): Die Niederlande und Brandenburg-Preußen. In: Lademacher (1999), 187-202.
- Otten, Dirk (1977): Schreibtraditionen und Schreibschichten in Sittard im Zeitraum von 1450-1609. Bonn: Röhrscheid. (RhArchiv, 98)
- Overberg, Bernhard Heinrich (1793): Anweisung zum zweckmäßigen Schulunterricht für die Schullehrer im Hochstift Münster. Münster: Aschendorff.
- Overgoor, J. Th. (1965): Zur Moerser Urkundensprache des 14. Jahrhunderts. Lizentiatsarbeit Arnheim. [Ms.]
- Pabst, Klaus (1983): Mehrsprachigkeit im Rheinland in französischer Zeit (1794-1814). Methodische Vorüberlegungen zu einem historisch-linguistischen Forschungsprojekt. In: Jongen, René et al. (Hrsg.): Mehrsprachigkeit und Gesellschaft. Akten des 17. Linguistischen Kolloquiums Brüssel 1982. Bd. 2. Tübingen: Niemeyer. 115-126. (LA, 134)
- Pabst, Klaus (1995): Das deutschsprachige Gebiet Belgiens und die Euregio. Ein geschichtlicher Rückblick. In: Germanistische Mitteilungen 41, 51-63.
- Pabst, Klaus (1997): Französisch in Verwaltung und Schule des linken Rheinufers 1792/94 bis 1814. In: Spillner (1997), 133-154.
- Paravicini, Werner (1976): Karl der Kühne. Das Ende des Hauses Burgund. Göttingen: Muster-schmidt.
- Parker, Geoffrey (1979): Der Aufstand der Niederlande. Von der Herrschaft der Spanier zur Gründung der niederländischen Republik. 1549-1609. München: Callwey.
- Pauls [Emil] (1891): Erlass des Aachener Rathes vom 26. März 1779 gegen die Freimaurer-versammlungen in Aachen. In: AHVN 51, 170-171.
- Pauly, Peter (1968): Die althochdeutschen Glossen der Handschriften Pommersfelden 2671 und Antwerpen 17.4. Untersuchungen zu ihrem Lautstand. Bonn: Röhrscheid. (RhArchiv, 67)
- Peerenboom, Elisabeth (1993): Zum Funktionsverlust des Dialekts am unteren Niederrhein. Ergebnisse einer Sprachstudie in Grietherort und Grietherbusch. In: VkrM 12, 47-54.
- Penners, Theodor (1978): Übersicht über die Bestände des Niedersächsischen Staatsarchivs Osnabrück. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Perrefort, Traudchen (1993): Dialekt und Standardsprache in Gronau. Eine Langzeitstudie (1980-1990). In: Kremer (1993), 57-87.
- Peters, Robert (1983): Mittelniederdeutsche Sprache. In: Goossens (1983), 66-115. [1. Aufl. 1973]
- Peters, Robert (1984): Überlegungen zu einer Karte des mittelniederdeutschen Sprachraums. In: NdW 24, 51-59.
- Peters, Robert (1985a): Soziokulturelle Voraussetzungen und Sprachraum des Mittelniederdeutschen. In: HSK 2.1/2 (1985), 1211-1220.

- Peters, Robert (1985b): Die Rolle der Hanse und Lübecks für die mittelniederdeutsche Sprachgeschichte. In: HSK 2.1/2 (1985), 1274-1279.
- Peters, Robert (1985c): Die Diagonalisierung des Mittelniederdeutschen. In: HSK 2.1/2 (1985), 1251-1263. [2. Aufl. i. Dr.]
- Peters, Robert (1987): Das Mittelniederdeutsche als Sprache der Hanse. In: Ureland (1987), 65-88.
- Peters, Robert (1987/1988/1990): Katalog sprachlicher Merkmale zur variablenlinguistischen Erforschung des Mittelniederdeutschen. Teile I-III. In: NdW 27, 61-93; 28, 75-106; 30, 1-17.
- Peters, Robert (1989): Überlegungen zum Problem einer frühhansischen Verkehrssprache im Ostseeraum. In: Niederdeutsch in Skandinavien II. Unter Mitwirkung von Kurt Erich Schöndorf hrsg. von Karl Hyldgaard-Jensen, Vibeke Winge und Birgit Christensen. Berlin: Schmidt. 54-64. (ZdPh, Beihefte, 5)
- Peters, Robert (1992a): Plattdeutsch in Münster und im Münsterland – gestern und heute. In: JbAWG 8, 43-65.
- Peters, Robert (1992b): „Lateinisch-mittelniederdeutsches Glossarienkopus“. Vorstellung eines Projektes. In: NdW 32, 1-12.
- Peters, Robert (1994a): Bemerkungen zum mittelniederdeutsch-neuhochdeutschen Schreibsprachenwechsel. In: Brox (1994), XI-XVI.
- Peters, Robert (1994b): Bibliographie zum mittelniederdeutsch-neuhochdeutschen Schreibsprachenwechsel. In: Brox (1994), XVIII-XXVIII.
- Peters, Robert (1994c): Plattdeutsche Literatur. Das Beispiel Münster. In: JbAWG 10, 7-18.
- Peters, Robert (1994d): Zur Sprache der sogenannten *Münsterschen Grammatik*. In: Haage (1994), 45-65.
- Peters, Robert (1995a): „De Spraoke kümp ganz in Verfall“. Bemerkungen zur Sprachgeschichte Münsters. In: NdJb 118, 141-164.
- Peters, Robert (1995b): Von der Verhochdeutschung des Niederdeutschen. Zu den „Kleinwörtern“ in mittelniederdeutschen und plattdeutschen Texten aus dem Münsterland. In: NdW 35, 133-169. [= Well schrift ... (1995)]
- Peters, Robert (1995c): Die angebliche Geltung der sog. mittelniederdeutschen Schriftsprache in Westfalen. Zur Geschichte eines Mythos. In: Cajot / Kremer / Niebaum (1995), 199-213.
- Peters, Robert (1995d): Zur Geschichte der Stadtsprache Oldenburgs. In: Koolman, Egbert / Ewald Gäbler / Friedrich Scheele (Hrsg.): der sassenspeyghel. Sachsenspiegel – Recht – Alltag. Bd. 1. Oldenburg: Isensee. 327-360.
- Peters, Robert (1998a): Zur Sprachgeschichte des niederdeutschen Raumes. In: Besch / Solms (1998), 108-127.
- Peters, Robert (1998b): *Sust – Sost – Saust*. Zur Schreibung von mnd. δ^1 in Soest. In: Schmitsdorf, Eva / Nina Hartl / Barbara Meurer (Hrsg.): *Lingua germanica*. Studien zur deutschen Philologie. Jochen Splett zum 60. Geburtstag. Münster u. a.: Waxmann. 213-232.
- Peters, Robert (1999a): „... damit die stede niet in vergetung quame.“ Zur kleverländisch-hochdeutschen Sprachmischung im *Manuale actorum* des Priors Johannes Spick aus Marienfrede (1598-1608). In: NdW 39, 239-263. [= Damme / Taubken (1999)]
- Peters, Robert (1999b): Svarabhaktivokalismus im soestischen Mittelniederdeutsch. In: Germanistische Schlaglichter 4, 199-212. [= Krohn, Dieter / Bengt Sandberg (Hrsg.): FS für Märta Åsdahl Holmberg zu ihrem 80. Geburtstag]
- Peters, Robert (2000) [i. Dr.]: Aspekte einer Sprachgeschichte des Westfälischen. In: HSK 2.2 [i. Dr.]
- Peters, Robert / Ernst Ribbat (1993): Sprache und Literatur. In: Jakobi, Franz-Josef / Thomas Küster (Hrsg.): *Geschichte der Stadt Münster*. Bd. 3. Münster: Aschendorff. 611-678.
- Peters, Robert / Eva Schütz (1997): Die Deventer Drucke eines bisher anonymen Benediktiners. Bemerkungen zur Überlieferung, Intention, Verfasserfrage und Sprachproblematik.

- In: Hermans, Jos. M. M. / Robert Peters (Hrsg.): *Humanistische Buchkultur. Deutsch-Niederländische Kontakte im Spätmittelalter (1450-1520)*. Münster, Hamburg: Lit. 163-185.
- Petri, Franz (1965): *Niederlande, Rheinland und Reich vornehmlich vom 13. bis 16. Jahrhundert. Ein Beitrag zur deutsch-niederländischen Grenzgeschichte*. In: *Niederrheinisches Jahrbuch* 8, 25-33.
- Petri, Franz (1966/67): *Nordrhein-Westfalen. Ergebnis geschichtlicher Entwicklung oder politische Neuschöpfung?* In: *RhVjbl* 31, 139-176.
- Petri, Franz (1976): *Im Zeitalter der Glaubenskämpfe (1500-1648)*. In: Petri / Droege (1976), 1-217.
- Petri, Franz / Georg Droege (Hrsg.) (1976-1983): *Rheinische Geschichte*. 4 Bde. Düsseldorf: Schwann.
- Petri, Wolfgang (Bearb.) (1971): *Sitzungsberichte der Convente der reformierten Klever Classis von 1611 bis 1670*. Düsseldorf: Presseverband der Evangelischen Kirche im Rheinland. (SVRhKG, 38)
- Petri, Wolfgang (Bearb.) (1973/1979/1981): *Die reformierten klevischen Synoden im 17. Jahrhundert*. Bd. 1: 1610-1648. Düsseldorf: Presseverband der Evangelischen Kirche im Rheinland. (SVRhKG, 47), Bd. 2: 1649-1672. Köln: Rheinland-Verlag. (SVRhKG, 59), Bd. 3: 1673-1700. Köln: Rheinland-Verlag. (SVRhKG, 65)
- Petry, Johann (1909): *Der Wiederhall des Hubertusbürgerfriedens am Niederrhein. Ein Beitrag zur Geschichte Friedrichs des Grossen und der Stadt Emmerich (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresberichte des Städt. Progymnasiums zu Ratingen Ostern 1909)*. Ratingen: Brehmen.
- Pick, Richard (1865): *Ein Tagebuch aus der Zeit der Fremdherrschaft. Im Auszuge mitgeteilt von R. P.* In: *AHVN* 16, 127-158.
- Pick, Richard (1869): *Weisthum von Lantershoven*. In: *AHVN* 20, 389-396.
- Pick, Richard (1873): *Miscellen – 8. Das Amt Löwenberg*. In: *AHVN* 25, 271-275. [Rechnungsbuch 1732/33]
- Piel, Albert (1924): *Geschichte des ältesten Bonner Buchdrucks. Zugleich ein Beitrag zur rheinischen Reformationsgeschichte und Bibliographie*. Bonn: Röhrscheid. (RhArchiv, 4) [Neudruck 1965]
- Pieper, Josef (1976): *Noch wußte es niemand. Autobiographische Aufzeichnungen 1904-1945*. München: Koesel.
- Pilkmann, Reinhard (1976): *Das Marienfelder Glossar. Eine kommentierte Ausgabe*. In: *NdW* 16, 75-107.
- Pilkmann-Pohl, Reinhard (1998): *Mittelniederdeutsch in Minden. Zur Schreibsprache Mindens im 14. und 15. Jahrhundert*. In: *Mitteilungen des Mindener Geschichtsvereins* 70, 107-146.
- von Polenz, Peter (1989): *Das 19. Jahrhundert als sprachgeschichtliches Periodisierungsproblem*. In: *Cherubim / Mattheier* (1989), 11-30.
- von Polenz, Peter (1990): *Martin Luther und die Anfänge der deutschen Schriftlautung*. In: *Große* (1990), 185-194.
- von Polenz, Peter (1991): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Bd. I: *Einführung. Grundbegriffe. Deutsch in der frühbürgerlichen Zeit* Berlin, New York: de Gruyter. (Sammlung Götschen, 2237) [Bd. I: *Einführung. Grundbegriffe*. 14. bis 16. Jahrhundert. 2., überarb. u. erg. Aufl. 2000 (De-Gruyter-Studienbuch)]
- von Polenz, Peter (1994): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Band II: 17. und 18. Jahrhundert. Berlin, New York: de Gruyter. (De-Gruyter-Studienbuch)
- von Polenz, Peter (1995): *Sprachsystemwandel und soziopragmatische Sprachgeschichte in der Sprachkultivierungsepoche*. In: *Gardt / Mattheier / Reichmann* (1995), 39-67.
- von Polenz, Peter (1998): *Deutsche Sprache und Gesellschaft in historischer Sicht*. In: *HSK* 2.1 (1998), 41-54.

- von Polenz, Peter (1999): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band III: 19. und 20. Jahrhundert. Berlin, New York: de Gruyter. (De-Gruyter-Studienbuch)
- Post, Rudolf (1982): Romanische Entlehnungen in den westmitteldeutschen Mundarten. Wiesbaden: Steiner. (MSSV, 6)
- Preuß, Heike (1984): Politische Heiraten in Jülich – Kleve – Berg. In: Katalog Kleve (1984), 133-146.
- Prevenier, Walter / Willem P. Blockmans (1986): Die burgundischen Niederlande. Weinheim: Acta Humaniora.
- Prieur, Jutta (Hrsg.) (1991): Geschichte der Stadt Wesel. 2 Bde. Düsseldorf: Schwann.
- Prinz, Joseph (1970): Der Zerfall Engerns und die Schlacht am Welfesholz (1115). In: Stoob, Heinz (Hrsg.): Ostwestfälisch-weserländische Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde. Münster: Aschendorff. 75-112.
- Quak, Arend (1973): Studien zu den altmittel- und altniederfränkischen Psalmen und Glossen. Amsterdam: Rodopi. (APSL, 12)
- Quak, Arend (Hrsg.) (1981a): Die altmittel- und altniederfränkischen Psalmen und Glossen. Amsterdam: Rodopi. (APSL, 47)
- Quak, Arend (1981b): Zur Sprache der sogenannten Wachtendonckschen Psalmen. In: NdJb. 104, 7-21.
- Ramge, Hans (1992): Grundzüge der hessischen Sprachgeschichte im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit. In: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 42, 1-18.
- Der Raum Westfalen (1931-1996): Der Raum Westfalen. Im Auftr. der Prov. Westfalen zuerst hrsg. von Hermann Aubin, Ottmar Bühler, Bruno Kuske, Aloys Schulte. Im Auftr. des Landschaftsverb. Westfalen-Lippe fortgeführt von Hermann Aubin, Franz Petri, Herbert Schlegler, Peter Schöller, Alfred Hartlieb von Wallthor. 6 Bde. in 13 Teilen. Berlin: Hombing; Münster: Aschendorff.
- Raupach, Bernhard (1984): *De Lingua Saxoniae Inferioris neglectu atq; contemtu injusto*, Von unbilliger Verachtung der Plat-Teutschen Sprache (1704). Übersetzung: S. Graf Wedel, Bearbeitung: Wolfgang Lindow. Leer: Schuster. (Niederdeutsch gestern. Eine Sprache in Pro und Contra, III. Schriften des Instituts für niederdeutsche Sprache, Reihe: Dokumentation, 10)
- Redlich, Otto R. (Bearb.) (1907-15): Jülich-Bergische Kirchenpolitik am Ausgang des Mittelalters und in der Reformationszeit. Bd. 1-2, 1.2. Bonn: Hanstein. (PGRhGK, 28)
- Redlich, Otto R. (Bearb.) (1928): Quellen zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte der rheinischen Städte. A. Bergische Städte, Bd. 3: Ratingen. Bonn: Hanstein. (PGRhGK, 29)
- Reiche, Reiner (1976): Ein rheinisches Schulbuch aus dem 11. Jahrhundert. Studien zur Sammelhandschrift Bonn UB. S 218 mit Edition von bisher unveröffentlichten Texten. München: Arbo-Gesellschaft. (Münchener Beiträge zur Mediävistik und Renaissance-Forschung, 24)
- Reichmann, Oskar (unter Mitwirkung von Christiane Burgi, Martin Kaufhold und Claudia Schäfer) (1988): Zur Vertikalisierung des Varietätenspektrums in der jüngeren Sprachgeschichte des Deutschen. In: Munske et al. (1988), 151-180.
- Reichmann, Oskar (1990): Sprache ohne Leitvarietät vs. Sprache mit Leitvarietät: ein Schlüssel für die nachmittelalterliche Geschichte des Deutschen? In: Besch (1990), 141-158.
- Reichmann, Oskar (1998): Sprachgeschichte: Idee und Verwirklichung. In: HSK 2.1 (1998), 1-41.
- Reif, Heinz (1979): Westfälischer Adel 1770-1860. Vom Herrschaftsstand zur regionalen Elite. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 35)
- Reiffenstein, Ingo (1995): Zum Konzept einer regionalen Sprachgeschichte am Beispiel des Ostoberdeutschen. In: Lerchner / Schröder / Fix (1995), 325-332.

- Reinert-Schneider, Gabriele (1987): Dialektrenaissance? Überlegungen und Analysen zu Funktionen der Substandardvarietäten in den Massenkommunikationsmitteln, untersucht am Beispiel des Kölner Raumes. Köln: Bachem.
- Reppen, Konrad (1988): Johannes Groppers Oktoberartikel von 1546. In: Brandmüller, Walter et al. (Hrsg.): *Ecclesia Militans*. Studien zur Konzilien- und Reformationgeschichte. Remigius Bäumer zum 70. Geburtstag gewidmet. Paderborn u. a.: Schöningh. 363-394.
- Reulecke, Jürgen (1989): Verstärkung und Binnenwanderung als Faktoren soziokommunikativen Wandels im 19. Jahrhundert. In: Cherubim / Mattheier (1989), 44-56.
- Reulecke, Jürgen (1995): Rheinland-Westfalen von den 1850er Jahren bis 1914: Der Aufbruch in die Moderne. In: Briesen et al. (1995), 79-128.
- Reuter, Wolfgang (1958): Zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Buchdruckergewerbes im Rheinland bis 1800. In: *AGB* 1, 642-736.
- Rheinische Dokumenta (1986): Lautschrift für rheinische Mundarten. Mundartdokumentation im Rheinland. Nach Vorarbeiten von Fritz Langensiepen vorgestellt von Peter Honnen. Köln: Rheinland-Verlag.
- Richey, Michael (1755): *Idioticon Hambvrgense* oder Wörter-Buch, Zur Erklärung der eigenen, in und um Hamburg gebräuchlichen, Nieder-Sächsischen Mund-Art. 2., erw. Aufl. Hamburg: Koenig. [Nachdruck Hamburg: Koetz 1975]
- Riese, Bernhard (1989): Wu steiht et met use Platt? In: *JbAWG* 5, 87-89.
- Ritter, Gerhard A. / Klaus Tenfelde (1992): Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871-1914. Bonn: Dietz. (Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, 5)
- Robben, Bernd / Eva Robben (1993): Mundartgebrauch im Emsland. Eine regionale Schüler- und Elternbefragung. In: Kremer (1993), 89-122.
- Roelcke, Thorsten (1998): Die Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte. In: *HSK* 2.1 (1998), 798-815.
- Roethe, Gustav (Hrsg.) (1882): Sebastian Helbers Syllabierbüchlein (1593). Freiburg, Tübingen: Mohr.
- Rooth, Erik (1919): Eine westfälische Psalmenübersetzung aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Uppsala: Appelberg.
- Rooth, Erik (1949): *Saxonica*. Beiträge zur niedersächsischen Sprachgeschichte. Lund: Gleerup. (Skrifter utgivna av Kungl. Humanistiska Vetenskapssamfundet i Lund, 44)
- Rooth, Erik (1955): Studien zur niederdeutschen Apokalypse. In: *ZMF* 23, 45-59.
- Rooth, Erik (1958): Waren die alten hohen Kurzvokale *i*, *u*, *ü* der offenen Silbe im Westfälischen jemals gesenkt? In: *ZMF* 26, 97-111.
- Rooth, Erik (Hrsg.) (1969): Niederdeutsche Breviertexte des 14. Jahrhunderts aus Westfalen. Lund: Gleerup. (Kungl. vitterhets historie och antikvitets akademimens handlingar. Filologisk-filosofiska serien, 11)
- Rooth, Erik (1976a): Zur Sprache des Karlmeinet. Ein unbeachteter Schlußabschnitt. Heidelberg: Winter. (Monographien zur Sprachwissenschaft, 1)
- Rooth, Erik (1976b): Zur Sprache der Marienfelder Glossen. In: Goossens, Jan (Hrsg.): *Niederdeutsche Beiträge*. FS für Felix Wortmann. Köln, Wien: Böhlau. 22-35. (NdSt, 23)
- Rörig, Fritz (1971): Rheinland-Westfalen und die deutsche Hanse. In: Ders. (1971): *Wirtschaftskräfte im Mittelalter*. Abhandlungen zur Stadt- und Hansegeschichte. 2., durchges. u. erg. Aufl. Wien u. a.: Böhlau. 392-418.
- Rosenkranz, Albert (Hrsg.) (1956): *Das Evangelische Rheinland*. Ein rheinisches Gemeinde- und Pfarrerbuch. Bd. 1: Die Gemeinden. Düsseldorf: Presseverband der ev. Kirche im Rheinland. (SVRhKG, 3)

- Rosenkranz, Albert (1958): Das evangelische Rheinland. Ein rheinisches Gemeinde- und Pfarrerbuch, Bd. 2: Die Pfarrer. Düsseldorf: Presseverband der ev. Kirche im Rheinland. (SVRhKG, 7)
- Rosenkranz, Albert (Bearb.) (1963/1964/1967): Die reformierten bergischen Synoden während des jülich-klevischen Erbfolgestreites [1611-1700], Bd. 1-3. Düsseldorf: Presseverband der ev. Kirche im Rheinland. (SVRhKG, 16/17/27)
- Rosenkranz, Albert (Bearb.) (1966): Generalsynodalbuch. Die Akten der Generalsynoden von Jülich, Kleve, Berg und Mark 1610-1793. Bd. 1, Abt. 1: Die Akten der Generalsynoden von 1610-1698. Düsseldorf: Presseverband der ev. Kirche im Rheinland. (SVRhKG, 20)
- Rosenkranz, Albert (1970): Frühe lutherische Synoden am Niederrhein. In: MEKGRh 19, 4-31.
- Rosenkranz, Albert (Bearb.) (1972): Sitzungsberichte der reformierten Synoden des Herzogtums Jülich während der Gegenreformation 1611-1675. Düsseldorf: Presseverband der ev. Kirche im Rheinland. (SVRhKG, 45)
- Rösler, Irmtraud (1995): „Angeklagte bekennt ...“ – Zum Problem von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Beobachtungen an Verhörsprotokollen der mecklenburgischen Kanzleien im 16./17. Jahrhundert. In: Ewald / Sommerfeldt (1995), 269-275.
- Rösler, Irmtraud (1997a): Satz – Text – Sprachhandeln. Syntaktische Normen der mittelniederdeutschen Sprache und ihre soziofunktionalen Determinanten. Heidelberg: Winter. (Sprachgeschichte, 5)
- Rösler, Irmtraud (1997b): Niederdeutsche Interferenzen und Alternanzen in hochdeutschen Verhörsprotokollen. Zum Problem des Erschließens gesprochener Sprache aus schriftlich überlieferten Texten. In: Mattheier / Nitta / Ono (1997), 187-202.
- Rothert, Hermann (1949-51): Westfälische Geschichte. 3 Bde. Gütersloh: Bertelsmann. [Neudruck 1976]
- Rötterink, Albert (1986): 100 Jahre Aufzeichnungen auf dem Hof Kip in Kleinringe. Ein Taschenkalender aus dem Jahre 1806 diente als Anschreibebuch. In: Bentheimer Jahrbuch 1986, 220-224.
- Rupp, Heinz / Hans-Gert Roloff (Hrsg.) (1980): Akten des VI. Internationalen Germanisten-Kongresses Basel 1980. Teil 2. Bern: Lang.
- Saecker, Mathias (1981): Sprache in Solingen. Ergebnisse einer Fragebogenerhebung. In: RhVjbl 45, 347-375.
- Salewski, Kerstin (1998): Zur Homogenität des Substandards älterer Bergleute im Ruhrgebiet. Stuttgart: Steiner. (ZDL Beihefte, 99)
- Sanders, Willy (1974): Der Leidener Willeram. München: Fink. (Medium Aevum, 27)
- Sanders, Willy (1979): Niederdeutsch heute. Zur gegenwärtigen Lage der plattdeutschen Mundarten. In: NdW 19, 67-85.
- Sanders, Willy (1982): Sachsensprache, Hanesprache, Plattdeutsch. Sprachgeschichtliche Grundzüge des Niederdeutschen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Sanders, Willy (1983a): Altsächsische Sprache. In: Goossens (1983), 28-65.
- Sanders, Willy (1983b): Die Sprache der Hanse. In: HSK 1.2 (1983), 991-1002.
- Sanders, Willy (2000): Die Textsorten des Altniederdeutschen (Altsächsischen). In: HSK 2.2 [i. Dr.]
- Sarauw, Chr[istian] (1921/1924): Niederdeutsche Forschungen. Bd. 1: Vergleichende Lautlehre der niederdeutschen Mundarten im Stammlande. Bd. 2: Die Flexionen der mittelniederdeutschen Sprache. Kopenhagen. (Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab. Historisk-filologiske Meddelelser, V.1, X.1)
- Schaidhammer-Placke, Monika (1989a): Sprachliches Profil der Kirchenordnung 1618. In: Sprachliche Verhältnisse in der frühen Neuzeit in Osnabrück (1989), 652-709.

- Schaidhammer-Placke, Monika (1989b): Sprachliches Profil des Speculum Cometarum von Bellinghausen 1619. In: Sprachliche Verhältnisse in der frühen Neuzeit in Osnabrück (1989), 710-780.
- Schebben-Schmidt, Marietheres (1990): Studien zur Diminution in der deutschen Schriftsprache des 18. Jahrhunderts. In: Besch (1990), 313-321.
- Scheben, Maria (1923): Die Geschichte der Urkundensprache des Herzogtums Jülich. Diss. Bonn. [Ms.]
- Scheel, Willy (1893): Jaspas von Gennep und die Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache in Köln. In: Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst, Ergänzungsheft 8, 1-75.
- Scheepsma, Wybren (1997): Demoe en devotie. De koorvrouwen van Windesheim en hun geschriften. Amsterdam: Prometheus.
- Scheler, Dieter (1996): „Die niederen Lande“: Der Raum des Niederrheins im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit. In: Geuenich (1996), 93-114.
- Schellenberger, Barbara (1974): Studien zur Kölner Schreibsprache des 13. Jahrhunderts. Bonn: Röhrscheid. (RhArchiv, 90)
- Schenkeveld-van der Dussen, M. A. (1979): Vondel und Johann Moritz. In: de Werd (1979) 117-126.
- Scherer, Klaus R. (Hrsg.) (1982): Vokale Kommunikation. Nonverbale Aspekte des Sprachverhaltens. Weinheim: Beltz.
- Scheurmann, Rudi (1923): Die Geschichte der Urkundensprache des Herzogtums Berg 1257-1423. Diss. Bonn. [Ms.]
- Schieb, Gabriele (1957): ‚ich will‘, ‚du willst‘, ‚er will‘. Ein Beitrag zur Veldekekritik. In: PBB (H) 79, Sonderband, 131-162.
- Shikorsky, Isa (1990): Private Schriftlichkeit im 19. Jahrhundert: Untersuchungen zur Geschichte des alltäglichen Sprachverhaltens „kleiner Leute“. Tübingen: Niemeyer. (RGL, 107)
- Schildt, Joachim (1989): Sprache und Sozialgeschichte. Aspekte ihrer Wechselwirkung im 19. Jahrhundert. In: Cherubim / Mattheier (1989), 31-41.
- Schildt, Joachim / Hartmut Schmidt (Hrsg.) (1992): Berlinisch: geschichtliche Einführung in die Sprache einer Stadt. 2., bearb. Aufl. Berlin: Akademie Verlag.
- Schilling, Heinz (1972): Niederländische Exulanten im 16. Jahrhundert. Ihre Stellung im Sozialgefüge und im religiösen Leben deutscher und englischer Städte. Gütersloh: Mohn.
- Schilling, Heinz (1976): Der Aufstand der Niederlande: Bürgerliche Revolution oder Elitenkonflikt? In: Wehler (1976), 177-231.
- Schilling, Heinz (1983): Wandlungs- und Differenzierungsprozesse innerhalb der bürgerlichen Oberschicht West- und Nordwestdeutschlands im 16. und 17. Jahrhundert. In: Biskup / Zernack (1983), 121-173.
- Schindling, Anton / Walter Ziegler (Hrsg.) (1991): Die Territorien des Reichs im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Land und Konfession 1500-1650, Bd. 3: Der Nordwesten. 2. Aufl. Münster: Aschendorff. (Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung, 51)
- Schlüter, Theodor (1957): Die Publizistik um den Reformationsversuch des Kölner Erzbischofs Hermann von Wied aus den Jahren 1542-1547. Diss. Bonn. [Ms.]
- Schmidt, Hartmut (1992): Die sprachliche Entwicklung vom 13. bis zum frühen 19. Jahrhundert. In: Schildt / Schmidt (1992), 111-182.
- Schmidt, Jürgen Erich (1986): Die mittelfränkischen Tonakzente (Rheinische Akzentuierung). Stuttgart: Steiner. (MSSV, 8)
- Schmidt, Jürgen Erich (1998): Moderne Dialektologie und regionale Sprachgeschichte. In: Besch / Solms (1998), 163-179.

- Schmidt, Wilhelm (1993): Geschichte der deutschen Sprache. Ein Lehrbuch für das germanistische Studium. 6. Aufl., erarbeitet unter der Leitung von Helmut Langner. Stuttgart, Leipzig: Hirzel.
- Schmitt, Eva-Maria (1988): Mundartwörterbücher des Rheinlandes. Eine Bibliographie. Köln: Rheinland-Verlag.
- Schmitt, Eva-Maria (1997): Über Vorlieben und Vorurteile rheinländischer Wörterbuchbearbeiter. Französische Lehnwortsammlungen im nördlichen Rheinland. In: *VkRM* 16 (2), 38-44.
- Schmitz, J[ohann] H[ubert] (1856): Sitten und Bräuche, Lieder, Sprichwörter und Räthsel des Eifler Volkes, nebst einem Idiotikon [219-234]. (Mit einem Schlusswort von Karl Simrock.) Bd. 1. Trier: Lintz'sche Buchhandlung.
- Schmitz, Wilhelm [1893]: Die Misch-Mundart in den Kreisen Geldern (südlicher Teil), Kempen, Erkelenz, Heinsberg, Geilenkirchen Aachen, Gladbach, Krefeld, Neuss und Düsseldorf, sowie noch mancherlei Volkstümliches aus der Gegend. Für Freunde deutscher Volkskunde, insbesondere für die Lehrer obiger Kreise beleuchtet und zusammengestellt. Dülken: Kugelmeier.
- Schmitz, Wolfgang (1979): Die Kölner Einblattdrucke des 15. Jahrhunderts. Köln: Wamper. (Veröffentlichungen des Kölnischen Geschichtsvereins, 35)
- Schmitz, Wolfgang (1984): Buchdruck und Reformation in Köln. In: *Jahrbuch des Kölnischen Geschichtsvereins* 55, 117-154.
- Schmitz, Wolfgang (1989): Die Überlieferung deutscher Texte im Kölner Buchdruck des 15. und 16. Jahrhunderts. Habilschr. Köln. www.ub.uni-koeln.de/ediss/archiv/1990/schmitz.
- Schmitz, Wolfgang (1993): Der Sprachwechsel im Kölner Frühdruck. Anmerkungen aus der Sicht der Druckgeschichte. In: Nickel, Holger / Lothar Gillner (Hrsg.): *Johannes Gutenberg – Regionale Aspekte des frühen Buchdrucks*. Vorträge der internationalen Konferenz zum 550. Jubiläum der Buchdruckerkunst am 26. u. 27. Juni 1990 in Berlin. Wiesbaden: Reichert. 218-226.
- Schmitz, Wolfgang (1995): Köln. Buchdruck. In: Corsten, Severin (Hrsg.): *Lexikon des gesamten Buchwesens*. 2., völlig neu bearb. u. erw. Aufl. Bd. 4. Stuttgart: Hiersemann. 266-267.
- Schneider, Andreas (1985): Der Niederrheinisch-Westfälische Reichskreis im 16. Jahrhundert. Geschichte, Struktur und Funktion eines Verfassungsorgans des Alten Reiches. Düsseldorf: Schwann. (Düsseldorfer Schriften zur neueren Landesgeschichte und zur Geschichte Nordrhein-Westfalens, 16)
- Schneidmüller, Bernd (1992): Regionale Identität und soziale Gruppen im deutschen Mittelalter. In: *Zeitschrift für historische Forschung*. Beiheft 14, 9-13.
- Schnepfen, Heinz (1960): *Niederländische Universitäten und deutsches Geistesleben von der Gründung der Universität Leiden bis ins späte 18. Jahrhundert*. Münster: Aschendorff.
- Schöller, Bernadette (Bearb.) (1995): *Religiöse Drucke aus Kölner Produktion*. Flugblätter und Wandbilder des 16. bis 19. Jahrhunderts aus den Beständen des Kölnischen Stadtmuseums, Köln: Stadtmuseum.
- Scholten, Beate (1988): *Standard und städtischer Substandard bei Heranwachsenden im Ruhrgebiet*. Tübingen: Niemeyer. (RGL, 88)
- Scholten, Robert (1899): *Das Cistercienserinnen-Kloster Grafenthal oder Vallis comitis zu Asperden im Kreise Kleve*. Kleve: Boss. [Nachdruck: Geldern: Verlag des Historischen Vereins für Geldern und Umgegend, 1984]
- Scholten-Neess, Mechtild/Werner Jüttner (1971): *Niederrheinische Bauerntöpferei 17.-19. Jahrhundert*. Düsseldorf: Rheinland-Verlag.
- Schoop, August (Bearb.) (1920): *Quellen zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte der rheinischen Städte*. D. Jülichische Städte I: Düren. Mit einem Plan der Stadt Düren aus dem Jahre

- 1634 und einer Karte des Wildbannes des Herzogtums Jülich. Bonn: Hanstein. (PGRhGK, 29)
- Schöttker, Detlev / Werner Wunderlich (Hrsg.) (1987): *Hermen Bote*. Braunschweiger Autor zwischen Mittelalter und Neuzeit. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Schröder, Konrad (1980): *Linguarum Recentium Annales*. Der Unterricht in den modernen europäischen Sprachen im deutschsprachigen Raum. Band 1: 1500-1700. Augsburg: Universität Augsburg.
- Schröder, Konrad (Hrsg.) (1992): *Fremdsprachenunterricht 1500-1800*. Wiesbaden: Harrassowitz. (Wolfenbütteler Forschungen, 52)
- Schröder, Marianne (1961): Die frmittelhochdeutschen *-lich*-Bildungen. In: PBB(H) 83, 151-194.
- Schröder, Werner (Hrsg.) (1962): *Festschrift für Ludwig Wolff zum 70. Geburtstag*. Neumünster: Wachholtz.
- Schulte, Aloys (Hrsg.) (1925): *Tausend Jahre deutscher Geschichte und deutscher Kultur am Rhein*. Düsseldorf: Schwann.
- Schulte, Christian (1995): *Versuchte konfessionelle Neutralität im Reformationszeitalter*. Die Herzogtümer Jülich – Kleve – Berg unter Johann III. und Wilhelm IV. und das Fürstbistum Münster unter Wilhelm von Ketteler. Münster: Lit.
- Schulte Kemminghausen, Karl (Hrsg.) (1927): *Die „Synonyma“ Jakob Schöpfers*. Dortmund: Ruhfus.
- Schulte Kemminghausen, Karl (1930): *Das Hochdeutsche in den Schulen der Humanisten*. Quellen und Darstellung. In: *Euphorion* 31, 1-21.
- Schulte Kemminghausen, Karl (1939): *Mundart und Hochsprache in Norddeutschland*. Neumünster: Wachholtz.
- Schulz, Gisela (1973): *Die Bottroper Protokolle – Parataxe und Hypotaxe*. München: Hueber. (Linguistische Studien, 17)
- Schuppenhauer, Claus (1984): *Robert Burns niederdeutsch*. Hinweise auf eine vergessene Literaturtradition II: Burns und die Entwicklung der neuniederdeutschen Literatur. In: *NdW* 24, 1-49.
- Schuppenhauer, Claus / Iwar Werlen (1983): *Stand und Tendenzen in der Domänenverteilung zwischen Dialekt und deutscher Standardsprache*. In: *HSK 1.2* (1983), 1411-1427.
- Schützeichel, Rudolf (1955a): *Der Lautwandel von ft zu cht am Mittelrhein*. Mit 1 Karte. In: *RhVjbl* 20, 253-275.
- Schützeichel, Rudolf (1955b): *Zur Geschichte einer aussterbenden lautlichen Erscheinung (bit 'mit')*. In: *ZMF* 23, 201-236.
- Schützeichel, Rudolf (1955c): *Zu einigen Schreibungen des Arnsteiner Marienliedes*. In: *Nassauische Annalen* 66, 270f.
- Schützeichel, Rudolf (1965): *Die Franken und die sprachlichen Barrieren am Rhein*. In: *RhVjbl* 30, 30-57.
- Schützeichel, Rudolf (1969): *Karl Simrocks Bonner Idioticon*. In: *RhVjbl* 33, 388-395.
- Schützeichel, Rudolf (1972): *Zur Erforschung des Kölnischen*. In: Besch, Werner et al. (Hrsg.): *Die Stadt in der europäischen Geschichte*. FS Edith Ennen. Bonn: Röhrscheid. 44-55.
- Schützeichel, Rudolf (1974): *Mundart, Urkundensprache und Schriftsprache*. Studien zur rheinischen Sprachgeschichte. 2., stark erw. Aufl. Bonn: Röhrscheid. (RhArchiv, 54)
- Schützeichel, Rudolf (1976): *Die Grundlagen des westlichen Mitteldeutschen*. Studien zur historischen Sprachgeographie. 2. Aufl. Tübingen. (Hermaea N. F., 10)
- Schützeichel, Rudolf (Hrsg.) (1979): *Studien zur deutschen Literatur des Mittelalters*. Bonn: Bouvier.
- Schützeichel, Rudolf (1979a): *Nochmals zur merovingischen Lautverschiebung*. In: *ZDL* 46, 205-230.

- Schwerdt, Judith (2000): Die 2. Lautverschiebung. Wege zu ihrer Erforschung. Heidelberg: Winter. (Jenaer Germanistische Forschungen, N. F., 8)
- Schwerhoff, Gerd (1996): Kriminalität: Zwei Verhöre im Spiegel der Turmbücher, 1569 und 1571. In: Deeters / Helmraht (1996), 186-192.
- Seelmann, Erich (1908): Die Mundart von Prennden (Kreis Nieder-Barnim). In: NdJb 34, 1-39.
- Seibicke, Wilfried (1985): Die Lexik des Neuhochdeutschen seit dem 17. Jahrhundert. In: HSK 2.1/2 (1985), 1510-1519.
- Selhorst, Bernhard (1958): Die niederdeutsche Sprache im Kreis Wiedenbrück (mit 9 Karten und Kartogrammen). In: Westfälische Forschungen 11, 74-85.
- Selhorst, Stephan (1965): Stand des Plattdeutschen im Landkreis Borken. Eine aufschlußreiche Erhebung der Kulturabteilung. In: Unsere Heimat. Jahrbuch des Kreises Borken 1965, 42-43.
- Seymour, Richard K. (1970/71): Linguistic Change: Examples from the Westfalian Dialect of Nienberge. In: Word 26, 32-46.
- Sickinger, Claudia (1990): Eine vergleichende Untersuchung zum situationsspezifischen Dialektgebrauch im Rheinland und in Württemberg. Magisterarbeit Bonn. [Ms.]
- Siebs, Theodor (1901): Geschichte der friesischen Sprache. In: Paul, Hermann (Hrsg.): Grundriß der germanischen Philologie. Bd. I. 2. Aufl. Straßburg: Trübner. 1152-1433.
- Siebs, Theodor (1969): Deutsche Aussprache. Reine und gemäßigte Hochlautung mit Aussprachewörterbuch. Hrsg. v. Helmut de Boor, Hugo Moser, Christian Winkler. 19. Aufl. Berlin: de Gruyter.
- Sieburg, Heinz (1991): Geschlechtstypischer Dialektgebrauch. Anmerkungen zu einer empirischen Untersuchung von Geschwistern in der rheinischen Ortschaft Fritzdorf. In: RhVjbl 55, 294-314.
- Sieburg, Heinz (1992): Geschlechtstypischer Dialektgebrauch. Empirische Untersuchung verschiedengeschlechtlicher Geschwister in der Ortschaft Fritzdorf (Rhein-Sieg-Kreis). Köln, Weimar, Wien: Böhlau. (RhArchiv, 129)
- Siemes, Helena (1993): Mundartkenntnisse in der jungen Generation. Befragung über das Sprachverhalten von Viersener Schülern im März 1989. In: Heimatbuch des Kreises Viersen 44, 282-292.
- Siewert, Klaus (1991): Masematte. Zur Situation einer regionalen Sondersprache. In: ZDL 58, 44-56.
- Simmler, Franz (1981): Graphematisch-phonematische Studien zum althochdeutschen Konsonantismus insbesondere zur zweiten Lautverschiebung. Heidelberg: Winter. (Monographien zur Sprachwissenschaft, 12)
- Simmler, Franz (1986): Zur Auswirkung der phonematisch-phonischen Interpretation der Reflexe von germ. *ḡ*, *ḍ*, *g* im Mittelfränkischen auf die Entstehungstheorien zur zweiten Lautverschiebung. In: Sprachwissenschaft 11, 19-51.
- Simon, Irmgard (1976): Zu den „Münsterischen Geschichten, Sagen und Legenden ...“ von 1825. In: Goossens (1976), 251-281.
- de Smet, Gilbert (1960): Zum Lemgoer Wortschatz um 1590. In: NdW 1, 68-74.
- de Smet, Gilbert (1969): Oostmaaslandse epische poëzie rond 1200. In: Wetenschappelijke Tijdingen 28, 349-362.
- de Smet, Gilbert (1979): Ostmaasländische epische Poesie um 1200. In: Schützeichel (1979), 149-162.
- de Smet, Gilbert (1985): Zur Urkundensprache in der Grafschaft Moers 1322-1420. In: Mihm (1985), 17-29.
- de Smet, Gilbert A. R. (1986): Altniederfränkisch. Eine kurze Einführung. In: Atti Peloritana dei Pericolanti. Classe di lettere, filosofia e belle arti. Vol. 60. Messina. 193-236.
- de Smet, Gilbert (1989): Die amtliche Schreibsprache beiderseits der Maas nach der Schlacht bei Worringen (1288). In: Tervooren / Beckers (1989), 228-241.

- de Smet, G[ilbert] / Gysseling, M[aurits] (1967a): Die Trierer Floyris-Bruchstücke. In: SGG 9, 157-196.
- de Smet, G[ilbert] / Gysseling, M[aurits] (1967b): Die niederfränkischen Tristanbruchstücke, Cod. Vind. Ser. Nova 3968. In: SGG 9, 197-234.
- Smolinsky, Heribert (1991): Jülich-Kleve-Berg. In: Schindling / Ziegler (1991), 86-106.
- Socin, Adolf (1888): Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache. Heilbronn: Henninger. [Nachdruck Hildesheim, New York: Olms 1970]
- Socin, Adolf (1892): Die Fremdwörter in der deutschen Sprache. In: Revue Helvétique – Schweizerische Rundschau – Rivista Elvetica 2, 195-210.
- Sodmann, Timothy (1980): Jacob van Maerlant. Historie van den grale und boek van Merline. Köln, Wien: Böhlau. (NdSt, 26)
- Sodmann, Timothy (1983a): Zur sogenannten Münsterschen Grammatik von 1451. In: NdKbl 90, 16-19.
- Sodmann, Timothy (1983b): Der Untergang des Mittelniederdeutschen als Schriftsprache. In: Goossens (1983), 116-129. [1. Aufl. 1973]
- Sodmann, Timothy (1985): Der Rückgang des Mittelniederdeutschen als Schreib- und Drucksprache. In: HSK 2.1/2 (1985), 1289-1294.
- Sonderegger, Stefan (1983): Leistung und Aufgabe der Dialektologie im Rahmen der Sprachgeschichtsschreibung des Deutschen. In: HSK 1.2 (1983), 1526-1558.
- Sperlbaum, Margret (1975): Proben deutscher Umgangssprache (Bundesrepublik Deutschland). Tübingen: Niemeyer. (Phonai, 17)
- Spillner, Bernd (Hrsg.) (1997): Französische Sprache in Deutschland im Zeitalter der Französischen Revolution. Frankfurt u. a.: Lang. (Studien zur allgemeinen und romanischen Sprachwissenschaft, 5)
- Spillner, Bernd (1997a): ‚Der gefällige Souffleur‘. Französische Sprache und französischer Sprachunterricht im Rheinland. In: Spillner (1997), 71-106.
- Sprachliche Verhältnisse in der frühen Neuzeit in Osnabrück (1989). (DFG-Projekt, Az. Ma 412/6) Abschlußbericht. 2 Bde. Osnabrück: Fachbereich Sprach- und Literaturwissenschaft.
- Statistisches Landesamt Nordrhein-Westfalen (Hrsg.) (1964): Beiträge zur Statistik des Landes Nordrhein-Westfalen. Sonderreihe Volkszählung 1961. Heft 5. Düsseldorf: Statistisches Landesamt.
- Steger, Hugo (1984): Bemerkungen zum Problem der Umgangssprachen. In: Besch et al. (1984), 251-278.
- Steger, Hugo (1998): Sprachgeschichte als Geschichte der Textsorten, Kommunikationsbereiche und Semantiktypen. In: HSK 2.1 (1998), 284-300.
- Steiger, Emil (1919): Mundart und Schriftsprache in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts nach gleichzeitigen Zeitschriften. Diss. Freiburg i. Br.: Kuenzer.
- Stein, Walther (Bearb.) (1893): Akten zur Geschichte und Verfassung der Stadt Köln im 14. und 15. Jahrhundert. 2 Bde. Bonn: Behrendt. (PGRhGK, 10) [Nachdruck Düsseldorf: Droste 1993]
- Stein, Walther (1913): Die Hansestädte. II.a) Die rheinisch-niederländischen Städte. In: Hansische Geschichtsblätter 40, 519-560.
- Steinig, Wolfgang (1976): Soziolekt und soziale Rolle. Untersuchungen zu Bedingungen und Wirkungen von Sprachverhalten unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen in verschiedenen sozialen Situationen. Düsseldorf: Schwann. (Sprache der Gegenwart, 40)
- von Steinmeyer, Elias (Hrsg.) (1916): Die kleineren althochdeutschen Sprachdenkmäler. Berlin: Weidmann. [Nachdruck 1963]
- Steins, Adolf (1921): Grammatik des Aachener Dialekts. Examensarbeit. [Ms.] [Hrsg. von Klaus-Peter Lange. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 1998. (RhArchiv, 141)]

- Stellmacher, Dieter (1987): Wer spricht Platt? Zur Lage des Niederdeutschen heute. Eine kurzgefaßte Bestandsaufnahme. Leer: Schuster. (Schriften des Instituts für niederdeutsche Sprache. Reihe: Dokumentation, 14)
- Stellmacher, Dieter (1990): Niederdeutsche Sprache. Eine Einführung. Bern: Lang. (Germanistische Lehrbuchsammlung, 26) [2., überarb. Aufl. Berlin: Weidler 2000]
- Stempel, Walter (1991): Die Reformation in der Stadt Wesel. In: Prieur (1991), 107-147.
- van Sterkenburg, P. G. J. (Hrsg.) (1973): Het Glossarium Harlemense (circa 1440). Opnieuw uitgegeven met een inleiding, translitteratie en commentaar en van een alfabetische en retrograde index voorzien door P. G. J. van Sterkenburg. 's-Gravenhage: Mouton.
- van Sterkenburg, P. G. J. (1975): Het Glossarium Harlemense. Een lexicologische bijdrage tot de studie van de Middelnederlandse lexicographie. 's-Gravenhage: Nijhoff.
- Sternberg, Brigitte (1998): Frühe niederrheinische Urkunden am klevischen Hof. In: Bister-Broosen (1998), 53-82.
- Stickel, Gerhard (Hrsg.) (1997): Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen. Berlin, New York: de Gruyter. (IdS Jahrbuch 1996)
- Stopp, Hugo (1978): Verbreitung und Zentren des Buchdrucks auf hochdeutschem Sprachgebiet im 16. und 17. Jhd. Fakten und Daten zum „organischen Werdegang der Entwicklungsgeschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache“. In: Sprachwissenschaft 3, 237-261.
- Stöve, Eckehart (1996): Die Religionspolitik am Niederrhein im 16. Jahrhundert und ihre geschichtlichen Folgen. In: Geuenich (1996), 67-92.
- Stöwer-Gaus, Ulrike (1988): Die Verdrängung des Niederdeutschen durch das Hochdeutsche in der Schriftsprache des 16. und 17. Jahrhunderts am Beispiel Lemgo. Magisterarbeit Bielefeld. [Ms.]
- Strauch, Thomas (1990): Gibt es den niederdeutschen Verlag? Eine systemtheoretische Auseinandersetzung mit einem kulturwissenschaftlichen Phänomen. In: NdJb 113, 70-84.
- Stricker, Kristina (1984-86): Die Wissener Mundart in den verschiedenen Generationen. In: Heimat-Jahrbuch des Kreises Altenkirchen (Westerwald) 27, 76-80; 28, 80-84; 29, 109-113.
- Strodtmann, Johann Christoph (1756): *Idioticon Osnabrvngense*. Ein Hochzeits-Geschenk an den Herrn Professor und Consistorial-Assessor Schütze bey der Verbindung desselben mit der Demoiselle Esmarchinn. Leipzig, Altona: Korten. [Nachdruck Osnabrück: Wenner 1973]
- Strunge, Margret / Karl Kassenbrock (1980): Masematte. Das Leben und die Sprache der Menschen in Münsters vergessenen Vierteln. Münster: Selbstverlag.
- Stührenberg, Thomas (1974): Die althochdeutschen Glossen der Handschrift Düsseldorf F 1. Bonn: Röhrscheid. (RhArchiv, 91)
- Stupperich, Robert (Bearb.) (1970): Die Schriften Bernhard Rothmanns. Münster: Aschendorff. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen, 32.1)
- Taubken, Hans (1980): De grote Rock. Zu einem Pasquill in niederdeutscher Sprache aus dem Jahre 1848. In: NdW 20, 216-238.
- Taubken, Hans (1981): Niederdeutsch, Niederländisch, Hochdeutsch. Die Geschichte der Schriftsprache in der Stadt und in der ehemaligen Grafschaft Lingen vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. Köln, Wien: Böhlau. (NdSt, 29)
- Taubken, Hans (1985): Die Mundarten der Kreise Emsland und Grafschaft Bentheim. Teil 1: Zur Laut- und Formengeographie. In: Emsland / Bentheim. Beiträge zur neueren Geschichte. Bd. 1. Sögel. 271-420.
- Taubken, Hans (1986): Zur Stellung des Niederländischen in den altreformierten Kirchengemeinden Ostfrieslands und des Kreises Grafschaft Bentheim nach dem 2. Weltkrieg. In: Cox et al. (1986), 477-487.

- Taubken, Hans (1995): Ein westfälisch-märkisches Hochzeitsgedicht aus dem Jahre 1808. Peter Heinrich Holthaus als plattdeutscher Gelegenheitsdichter. In: *NdW* 35, 237-264. [= *Well schrift ...* (1995)]
- Terfloth, Ludwig (1845): *Locales und Provinzielles in plattdeutschen Reimen*. Münster: Coppenrath.
- Tersteegen, Gerhard (1982): *Briefe in niederländischer Sprache*. Hrsg. von Cornelis Pieter van Anel. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. (Texte zur Geschichte des Pietismus, V. 8)
- Tervooren, Helmut (1979a): Boes Teutsch, boes evangelisch. Beobachtungen zum Sprachverhalten evangelischer Gemeinden am unteren Niederrhein. In: *ZdPh* 98; Sonderheft: Aus der Werkstatt deutscher Literatur- und Sprachwissenschaft. Festgabe für Hugo Moser, 173-192.
- Tervooren, Helmut (1979b): Sprechen wie einem der Schnabel gewachsen ist. Mundart im Wandel. In: *Geldrischer Heimatkalender 1979*, 41-47.
- Tervooren, Helmut (1979c): Er ist bei mich gewesen. Historische Bemerkungen zur Sprache am Niederrhein im 18. Jahrhundert. In: *Geldrischer Heimatkalender 1979*, 61-62.
- Tervooren, Helmut (1985): Sprache und Sprachen am Niederrhein (1550-1900). In: *Mihm* (1985), 30-47.
- Tervooren, Helmut (1989): Statt eines Vorwortes: Literatur im maasländisch-niederrheinischen Raum zwischen 1150-1400. Eine Skizze. In: *Tervooren / Beckers* (1989), 3-19.
- Tervooren, Helmut (1996): Die sprachliche Situation am Niederrhein im 16. bis 18. Jahrhundert. In: *Geuenich* (1996), 27-42.
- Tervooren, Helmut (2000): Der Niederrhein. Zur Entstehung eines Landschaftsnamens. In: *Geuenich, Dieter* (Hrsg.): *Köln und die Niederrheinlande in ihren historischen Raumbeziehungen (15.-20. Jahrhundert)*. Mönchengladbach: Kühlen. 9-27. (Veröffentlichungen des Historischen Vereins für den Niederrhein, 17)
- Tervooren, Helmut / Hartmut Beckers (Hrsg.) (1989): *Literatur und Sprache im rheinisch-maasländischen Raum zwischen 1150 und 1450*. Berlin: Schmidt. (*ZdPh* 108, Sonderheft)
- Teschenmacher, Werner (1962): *Annales ecclesiastici [1633]*. Düsseldorf: Presseverband der ev. Kirche im Rheinland. (SVRhKG, 12)
- Teske, Hans (1927): *Das Eindringen der hochdeutschen Schriftsprache in Lüneburg*. Halle: Niemeyer.
- Teuchert, Hermann (1921): Ein Schlaglicht auf den ripuarisch-niederfränkischen Sprachenkampf im 15. Jahrhundert. In: *ZdMaa* 16, 23-25.
- Thekook, Laurenz / Hans Gerd Janßen (1978): Ein Wachtendonker Bürger im Heere Napoleons. Soldatenbriefe aus dem Jahre 1813. In: *Geldrischer Heimatkalender 1978*, 128-131.
- Thimm, Caja (1998): Partnerhypothesen, Handlungswahl und sprachliche Akkommodation. In: *Henn-Memmesheimer* (1998), 49-63.
- Tiefenbach, Heinrich (1975a): Ein übersehener Textzeuge des Trierer Capitulare. In: *RhVjbl* 39, 272-310.
- Tiefenbach, Heinrich (1975b): Zur Sprache von ‚Karl und Galie‘. In: *AB&G* 8, 125-151.
- Tiefenbach, Heinrich (1984): *Xanten-Essen-Köln. Untersuchungen zur Nordgrenze des Althochdeutschen an niederrheinischen Personennamen des neunten bis elften Jahrhunderts*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. (StAhd, 3)
- Tiefenbach, Heinrich (1992): Zur Philologie der frühen Corveyer Ortsnamenüberlieferung. In: *Schützeichel, Rudolf* (Hrsg.): *Philologie der ältesten Ortsnamenüberlieferung*. Heidelberg: Winter. 107-133. (BNF N.F., Beiheft 40)
- Tiefenbach, Heinrich (1997a): Zur frühen Werdener Sprachgeschichte. Die Namengraphien der Vita Ludgeri. In: *Glaser / Schlaefter* (1997), 169-183.
- Tiefenbach, Heinrich (1997b): Schreibsprachliche und gentile Prägung von Personennamen im Werdener Urbar A. In: *Geuenich, Dieter / Wolfgang Haubrichs / Jörg Jarnut* (Hrsg.): *Nomen et gens. Zur historischen Aussagekraft frühmittelalterlicher Personennamen*. Berlin,

- New York: de Gruyter. 259-278. (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 16)
- Tiefenbach, Heinrich (2000): Morphologie des Altniederdeutschen (Altsächsischen). In: HSK 2.2 [i. Dr.].
- Tille, Edda (1925): Zur Sprache der Urkunden des Herzogtums Geldern. Bonn, Leipzig: Schroeder. (Rheinische Beiträge und Hilfsbücher zur germanischen Philologie und Volkskunde, 7)
- Tophinke, Doris (1999): Handelstexte. Zu Textualität und Typik kaufmännischer Rechnungsbücher im Hanseraum des 14. und 15. Jahrhunderts. Tübingen: Narr. (ScriptOralia, 114)
- Trunz, Erich (1970): Der deutsche Späthumanismus um 1600 als Standeskultur. In: Alewyn (1970), 147-181.
- Tümpel, Hermann (1880): Die Mundarten des alten niedersächsischen Gebietes zwischen 1300 und 1500 nach den Urkunden dargestellt. In: PBB 7, 1-104.
- Tümpel, Hermann (1894): Die Bielefelder Urkundensprache. In: NdJb 20, 78-89.
- Tümpel, H[ermann] (1898): Niederdeutsche Studien. Bielefeld, Leipzig: Velhagen & Klasing.
- Udolph, Jürgen (1994): Namenkundliche Studien zum Germanenproblem. Berlin, New York: de Gruyter. (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 9)
- Ureland, Per Sture (Hrsg.) (1980): Sprachvariation und Sprachwandel. Probleme der Inter- und IntraLinguistik. Akten des 3. Symposions über Sprachkontakt in Europa, Mannheim 1979. Tübingen: Niemeyer. (LA, 92)
- Ureland, Per Sture (Hrsg.) (1985): Entstehung von Sprachen und Völkern. Glotto- und ethno-genetische Aspekte europäischer Sprachen. Akten des 6. Symposions über Sprachkontakt in Europa, Mannheim 1984. Tübingen: Niemeyer. (LA, 162)
- Ureland, Per Sture (Hrsg.) (1987): Sprachkontakt in der Hanse. Aspekte des Sprachausgleichs im Ostsee- und Nordseeraum. Akten des 7. Internationalen Symposions über Sprachkontakt in Europa, Lübeck 1986. Tübingen: Niemeyer. (LA, 191)
- Urkunde (1436): Urkunde Herzog Adolfs von Jülich-Berg, 1436 Februar 14, Ausfertigung, Pergament [die Urkunde ist durch Anwendung von Reagenzien beschädigt]; Stadtarchiv Düren, Urk 1436 Febr. 14 (I); D 15a.
- Urkunde (1444): Urkunde Herzog Gerhards II. von Jülich-Berg, 1444 Juni 24, notariell beglaubigte Abschrift aus der Ausfertigung in Kanzleischrift; Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Jülich. Lehen Specialia Nr. 4, fol. 6r.
- Urkunde (1473): Urkunde Herzog Gerhards II. von Jülich-Berg, 1473 Januar 25, notariell beglaubigte Abschrift; Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Jülich. Lehen Specialia Nr. 46, fol. 7r/v.
- Urkunde (1566): Urkunde Herzog Wilhelms V. von Jülich, Kleve und Berg, 1566 Oktober 8, Ausfertigung, Pergament; Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Aachen St. Marien, Urk. 595.
- Urkunden (1865): Urkunden. VI.: Rector, Decane, Doctoren [...] April 1525. In: AHVN 16, 218-227.
- de Vaan, Michiel (1999): Towards an explanation of the Franconian tone accents. In: ABäG 51, 23-44.
- Veldtrup, Josef (1981): Bargunsch oder Humpisch. Die Geheimsprache der westfälischen Tiötten. 2., verb. u. erg. Aufl. Münster: Aschendorff. [1. Aufl. 1974]
- Venema, Johannes (1997): Zum Stand der Zweiten Lautverschiebung im Rheinland. Diatopische Untersuchungen am Beispiel der dentalen Tenis (voralthochdeutsch /t/). Stuttgart: Steiner. (MSSV, 22)
- Vennemann, Theo (1987): Betrachtung zum Alter der Hochgermanischen Lautverschiebung. In: Bergmann / Tiefenbach / Voetz (1987), Bd. 1, 29-53.

- Vennemann, Theo (1988a): Die Innergermanische Lautverschiebung und die Entstehung der deutschen Dialekte. In: Zajazery, Mohammad Ali / Werner Winter (Hrsg.): Languages and cultures. Studies in honor of Edgar C. Polomé. Berlin u. a.: Mouton de Gruyter. 749-761.
- Vennemann, Theo (1988b): Bairisch, Deutsch, Germanisch. Die Lautverschiebungen und die Entstehung der deutschen Dialekte. T. 1: Das Deutsche. T. 2: Germanisch und Indogermanisch. In: Literatur in Bayern Nr. 12, 2-11; Nr. 13, 48-53; Nr. 14, 44-51.
- Vennemann, Theo (1991a): Zur relativen Chronologie von Lautwandel und Lautentlehnung: Die Hochgermanische Lautverschiebung und ahd. *pforta*, *churt* und *impfitōn*. In: *Incontri linguistici* 14, 77-83.
- Vennemann, Theo (1991b): The relative chronology of the High German Consonant Shift and the West Germanic anaptyxis. In: *Diachronica* 8, 45-57.
- Vennemann, Theo (1994): Dating the division between High and Low Germanic. A summary of arguments. In: Swan, Toril / Endre Mørck / Olaf Jansen Westvik (Hrsg.): Language Change and Language Structure. Older Germanic Languages in a Comparative Perspective. Berlin, New York: de Gruyter. 271-303.
- Vennen, Walter (1992): Buchdruck in Aachen 1573-1792. Untersuchungen zur Produktion Aachener Buchdrucker anhand des Bestandes der Öffentlichen Bibliothek Aachen. Aachen: Augustinus. (Aachener Beiträge zur Germanistik, 1)
- Verdam, Jacob (Hrsg.) (1896): G. van der Schueren's Teuthonista of Duytschlender in eene nieuwe bewerking vanwege de Maatschappij der Nederlandse Letterkunde. Leiden: Brill.
- Viebig, Clara (1908): Das Kreuz im Venn. Berlin: Fleischel.
- Voetz, Lothar (1973): Karl Simrocks Bonner Idioticon. Eine quellenkritische Untersuchung. Bonn: Röhrscheid. (RhArchiv, 88)
- Vogelsang, Eugen (1932): Unsere Mundart in früherer Zeit. In: *Die Heimat* (Krefeld) 11, 143f.
- Vollständige Sammlung (1773). Vollständige Sammlung deren die Verfassung des Hohen Erzstifts Cölln betreffender Stücken [...]. 2 Bde. Köln: Simonis & Krakamp.
- Vormbrock, Karl (1956): Stand des Plattdeutschen im Regierungsbezirk Detmold. Stellungnahme zu einem zusammenfassenden Bericht Dr. A. Meier-Bökes. In: *Ravensberger Blätter* 53, 127-129.
- Vrancken, J. H. J. (1965): Die Aachener Stadtrechnungen aus dem 14. Jahrhundert. Lizentiatsarbeit Nijmegen. [Ms.]
- Vreden, Lothar (1986): Hat die Mundart noch Zukunft? In: Oberdollendorf und Römlinghoven. Ein Festbuch. Hrsg. vom Heimatverein Oberdollendorf und Römlinghoven. 361-386.
- Wagener, Peter (Hrsg.) (1999): Sprachformen. Deutsch und Niederdeutsch in europäischen Bezügen. FS für Dieter Stellmacher zum 60. Geburtstag. Stuttgart: Steiner. (ZDL-Beihefte, 105)
- Walter, Ferdinand (1866): Das alte Erzstift und die Reichsstadt Cöln. Entwicklung der Verfassung vom 15. Jahrhundert bis zu ihrem Untergang. Bonn: Marcus.
- Weber, Dieter (Bearb.) (1981): Rheinische Weistümer. Zweite Abt.: Die Weistümer des Kurfürstentums Köln. Bd. 3: Die Weistümer der kurkölnischen Ämter Kempen und Oedt, des Landes Geisseren sowie der Herrlichkeiten Hüls und Neersen-Anrath (mit ergänzenden Quellen). Düsseldorf: Droste. (PGRhGK, 18)
- Weber, Max (1909): Zur Methodik sozialpsychologischer Enquêtes und ihrer Bearbeitung. In: *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* 29, 949-958.
- Weber, Ulrich (1987): Zur frühmittelniederdeutschen Urkundensprache Osnabrücks. Variablenlinguistische Untersuchung einer ostwestfälischen Stadtsprache. In: *NdW* 27, 131-162.
- Weber, Ulrich (1991): Die niederdeutsche Dialektliteratur Westfalens im 19. Jahrhundert. Ihre Anfänge und ihre Ausbreitung. In: *JbAWG* 7, 41-72.
- Weber, Ulrich (1993): Sprache in Osnabrück zur Zeit der Reformation. In: Kaster / Steinwascher (1993), 69-90.

- Weber, Ulrich (1995): „... ich mus jetzt imer hochdeutsch sprechen, den hir können sie kein platdeutsch“. Niederdeutsch in Briefen deutscher Amerikaauswanderer. In: NdW 35, 265-284. [= Well schrift ... (1995)]
- Weber-Kellermann, Ingeborg (1987): Landleben im 19. Jahrhundert. München: Beck.
- Weddigen, P[eter] F[lorenz] (1787): Provinzialwörter der Grafschaft Ravensberg und der angränzenden Provinzen. Westphälisches Idiotikon, Lfg. 3. In: Westphälisches Magazin zur Geographie, Historie und Statistik 4, 33-44. [Wiederabdruck in Haas (1994a), 63-68]
- Weddigen, P[eter] F[lorenz] (1788): Ostfriesisches Wörterbuch. In: Westphälisches Magazin zur Geographie, Historie und Statistik 4, 158-168. [Wiederabdruck in Haas (1994), 50-55]
- Weddigen, P[eter] F[lorenz] (1790): Ravensbergisches Idiotikon. Ein Anhang zur Beschreibung der Grafschaft Ravensberg, zweyten Theils. In: P. F. Weddigen: Historisch-geographisch-statistische Beschreibung der Grafschaft Ravensberg. Bd. 2. Leipzig. 271-332. [Wiederabdruck in Haas (1994), 71-94]
- Weddigen, P[eter] F[lorenz] (1798): Von der richtigen Aussprache des Plattdeutschen in Westphalen, nebst Beyträgen zu einem Westphälischen Idiotikon. In: P. F. Weddigen's neues fortgesetztes Westphälisches Magazin zur Geographie, Historie und Statistik. Bd. 1, 2. Stück. Wesel. 228-237. [Wiederabdruck in Haas (1994), 873-876]
- Wegera, Klaus-Peter (1985): Morphologie des Neuhochdeutschen seit dem 17. Jahrhundert. In: HSK 2.1/2 (1985), 1501-1510.
- Wegera, Klaus-Peter (1998): Deutsche Sprachgeschichte und Geschichte des Alltags. In: HSK 2.1 (1998), 139-159.
- Wegera, Klaus-Peter (2000): „Gen, oder wie Herr Gottsched will, chen.“ Zur Geschichte eines Diminutivsuffixes. In: Habermann / Müller / Naumann (2000), 43-58.
- Wehler, Hans-Ulrich (Hrsg.) (1976): 200 Jahre amerikanische Revolution und moderne Revolutionsforschung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- „Weisthum und Urkunden“ (1868): Weisthum und Urkunden, Niederdollendorf und die Longenburg betreffend. In: AHVN 19, 276-299.
- Well schrift ... (1995): Well schrift – de bliff! Festgabe für Irmgard Simon zum 80. Geburtstag am 6. Oktober 1995. [= NdW 35]
- Wells, Christopher J. (1990): Deutsch: eine Sprachgeschichte bis 1945. Tübingen: Niemeyer. (RGL, 93)
- Welter, Wilhelm (1929): Studien zur Dialektgeographie des Kreises Eupen. Bonn: Röhrscheid. (RhArchiv, 8)
- Welter, Wilhelm (1933): Die niederfränkischen Mundarten im Nordosten der Provinz Luetich. Unter Mitwirkung von J. Delhez, L. Grootaers und J. Langohr. Den Haag: Nijhoff. (Noord- en Zuid-Nederlandsche Dialectbibliotheek, 4)
- Welter, Wilhelm (1938): Die Mundarten des Aachener Landes als Mittler zwischen Rhein und Maas, Bonn: Röhrscheid.
- Wenker, Georg (1877): Das rheinische Platt. 2. Aufl. Düsseldorf: Selbstverlag. [Nachdruck, ergänzt durch Vor- und Nachwort. Dormagen: Wegener 1993]
- Wenskus, Reinhard (1967): Sachsen – Angelsachsen – Thüringer. In: Lammers (1967), 483-545.
- Wenskus, Reinhard (1977): Stammesbildung und Verfassung. Das Werden der frühmittelalterlichen gentes. 2. Aufl. Köln, Graz: Böhlau.
- de Werd, Guido (Red.) (1979): Soweit der Erdkreis reicht. Johann Moritz von Nassau-Siegen 1604-1679. Katalog. Kleve: Städtisches Museum Haus Koekoek.
- Der Westphälische Beobachter (1755). Eine Wochenschrift. 8. Stück. Cleve.
- Wethlij, Alexander J. M. (1980): Tekengebruik en klankinformatieve waarde bij de vocaalspelling in de Sittardse oorkonden 1348-1450. Diepenbeek: Wetenschappelijk Onderwijs Limburg.
- Widder, Ellen, in Verbindung mit Wilfried Ehbrecht und Gerhard Köhn (Hrsg.) (1995): Soest. Geschichte der Stadt. Bd. 3: Zwischen Bürgerstolz und Fürstenstaat. Soest: Mocker & Jahn.

- Wiese, Rainer (1982): Bedingungen des Sprachverhaltens im Ruhrgebiet. Eine empirische Stichprobe in Bochum-Werne. Diss. Marburg.
- Wiesflecker, Hermann (1971): Kaiser Maximilian I. Das Reich, Österreich und Europa an der Wende zur Neuzeit. Band 1: Jugend, burgundisches Erbe und Römisches Königtum bis zur Alleinherrschaft 1459-1493. München: Oldenbourg.
- Wiesinger, Peter (1970): Phonetisch-phonologische Untersuchungen zur Vokalentwicklung in den deutschen Dialekten, Bd. 2: Die Diphthonge im Hochdeutschen. Berlin: de Gruyter. (Studia Linguistica Germanica, 2/2; Deutscher Sprachatlas, Gesamtdarstellungen, Vokalismus, 2)
- Wiesinger, Peter (1979): Wie lautet der Dialekt von Werden an der Ruhr tatsächlich? In: RhVjbl 43, 318-322.
- Wiesinger, Peter (1980a): Die Ermittlung Oberschichtiger Sprachformen des Mittelalterlichen Deutsch mit Hilfe der Dialektgeographie. In: Rupp / Roloff (1980), 345-357.
- Wiesinger, Peter (1980b): Die Stellung der Dialekte Hessens im Mitteldeutschen. In: Hildebrandt, Reiner / Hans Friebertshäuser (Hrsg.): Sprache und Brauchtum. Bernhard Martin zum 90. Geburtstag. Marburg: Elwert. 68-148. (DDG, 100)
- Wiesinger, Peter (1983a): Die Einteilung der deutschen Dialekte. In: HSK 1.2 (1983), 807-900.
- Wiesinger, Peter (1983b): Zur Phonologie der kurzen *E*-Laute im Niederdeutschen. Ein Beitrag zur Rekonstruktion des spätaltsächsischen Kurzvokalsystems mit Hilfe der west- und ostfälischen Dialekte. In: Askedal, John Ole / Christen Christensen (Hrsg.): FS für Laurits Saltveit zum 70. Geburtstag am 31. Dezember 1983. Oslo, Bergen, Tromsø: Universitetsforlaget. 232-249.
- Wiesinger, Peter (1990): Zur Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte aus regionaler Sicht. In: Besch / Solms (1998), 128-143.
- Wiesinger, Peter (1998): Probleme einer regionalen Sprachgeschichte Österreichs. In: Besch (1990), 403-414.
- van Wijk, N. (1936a): De klinkerrekking en de stoottoon vóór stemhebbende medeklinkers in het Limburgs en in andere dialekten en talen. In: Nieuwe Taalgids 29, 405-411.
- van Wijk, N. (1936b): Rekking en stoottoon in het Limburgsch. In: Onze Taaltuin 5, 179-183.
- van Wijk, N. (1939): De Rijns-Limburgse polytonie, vergeleken met de Kasjoebse. In: Onze Taaltuin 8, 146-152.
- Wilken, E. (1877): Eine Münstersche Grammatik aus der Mitte des XV. Jahrh. In: NdJb 3, 36-56.
- Wimmer, Rainer (Hrsg.) (1991): Das 19. Jahrhundert. Sprachgeschichtliche Wurzeln des heutigen Deutsch. Berlin, New York: de Gruyter. (IdS Jahrbuch 1990)
- Wingens, Marc (1994): Over de grens. De bedevaart van katholieke Nederlanders in de zeventiende en achttiende eeuw. Nijmegen: SUN.
- Winkelmann, Wilhelm (1983): Frühgeschichte und Mittelalter. In: Kohl (1983-84), Bd. 1, 187-230.
- von Winterfeld, Luise (1955): Das westfälische Hansequartier. In: Der Raum Westfalen (1931-1996), Bd. 2.1, 257-352.
- Wintgens, Leo (1979): Zur Schreibsprachlichen Entwicklung im Osten des ehemaligen Herzogtums Limburg. In: Schützeichel (1979), 726-735.
- Wintgens, Leo (1982): Grundlagen der Sprachgeschichte im Bereich des Herzogtums Limburg. Beitrag zum Studium der Sprachlandschaft zwischen Maas und Rhein. Eupen: Grenz-Echo Verlag. (Ostbelgische Studien, 1)
- Wintgens, Leo (Hrsg.) (1988): Weistümer und Rechtstexte im Bereich des Herzogtums Limburg. Quellen zur Regionalgeschichte 14.-18. Jahrhundert. Eupen: Grenz-Echo Verlag. (Ostbelgische Studien, 3)
- Wirrer, Jan (1983): Überlegungen zur plattdeutschen Kulturszene aus systemtheoretischer Sicht. Bericht über eine empirische Untersuchung zum Dialekttheater in Ostwestfalen-Lippe. In: NdJb 106, 119-142.

- Wirrer, Jan (1988): Was ginge uns verloren, wenn die niederdeutschen Dialekte ausstürben? Überlegungen zu einer ökologischen Dialektologie. In: Quickborn 78.1, 4-14.
- Wirrer, Jan (1990): Die niederdeutsche Kulturszene als Gegenstand der empirischen Literaturwissenschaft. In: NdJb 113, 44-69.
- Wirrer, Jan (1998): Zum Status des Niederdeutschen. In: ZGL 26, 308-340.
- Wisplinghoff, Erich [Bearb.] (1964/1985): Urkunden und Quellen zur Geschichte von Stadt und Abtei Siegburg. 2 Bde. Siegburg: Respublica.
- Witte, Ulrich (1982): Die Bezeichnungen für den Böttcher im niederdeutschen Sprachbereich. Frankfurt, Bern: Lang.
- Wittmann, Reinhard (1982): Buchmarkt und Lektüre im 18. und 19. Jahrhundert. Beiträge zum literarischen Leben 1750-1880. Tübingen: Niemeyer. (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, 6)
- Wolf, Gunhild (1970): Der Sprachstand der althochdeutschen Glossen des Codex 81 der Kölner Erzdiozesanbibliothek. Bonn: Röhrscheid. (RhArchiv, 71)
- Wolf, Gustav (1960): Die Wandlungen des westfälischen Bauernhofes in der jüngeren Neuzeit. In: Josef Schepers: Haus und Hof westfälischer Bauern. 3., verb. u. erw. Aufl. Münster: Aschendorff. 531-544.
- Wolf, Norbert Richard (1981): Geschichte der deutschen Sprache. Bd. 1: Althochdeutsch – Mittelhochdeutsch. Heidelberg: Quelle & Meyer. (UTB, 1139)
- Wolff-Metternich, Hermann Freiherr von (Hrsg.) (1985): Clemens Freiherr von Wolff-Metternich (1803-1872). Eine Lebens- und Familienchronik. Eingeleitet und kommentiert von Horst Conrad. Münster: Landschaftsverband Westfalen-Lippe. (Westfälische Quellen und Archivverzeichnisse, 11)
- Wolpert, Gerhard (1991): Zur Geschichte der Schriftsprache in Emmerich. Staatsexamensarbeit Münster. [Ms.]
- Wortmann, Felix (1939): Die Mundart der Gemeinde Hagen bei Osnabrück. In: Westfälische Forschungen 2, 325-329.
- Wortmann, Felix (1953): Zur Lautentwicklung im Hiatt in den westfälischen Mundarten (Vortragsresümee). In: NdKbl 60, 22.
- Wortmann, Felix (1960a): Zur Geschichte der langen ê- und ô-Laute in Niederdeutschland, besonders in Westfalen. In: Münstersche Beiträge zur niederdeutschen Philologie (1960), 1-22.
- Wortmann, Felix (1960b): Johannes Veghe und die ihm zugeschriebenen Traktate. In: Münstersche Beiträge zur niederdeutschen Philologie (1960), 47-77.
- Wortmann, Felix (1970): Zur Geschichte der kurzen Vokale in offener Silbe. In: Hofmann, Dietrich (Hrsg.): Gedenkschrift für William Foerste. Köln, Wien: Böhlau. 327-353. (NdSt, 18)
- Wrede, Adam (1926): Zur Geschichte des Sprachenkampfes in Köln um die Wende des 15. Jahrhunderts. In: FS Friedrich Kluge. Zum 70. Geburtstag am 21. Juni 1926. Dargebracht von Otto Behaghel u. a. Tübingen: Englisches Seminar. 155-164.
- Wrede, Adam (1928): Altkölnischer Sprachschatz. Auf Grund archivalischer Quellenstoffe der Reichsstadt Köln vom 12. Jahrhundert bis 1815 als Wörterbuch bearbeitet und herausgegeben. Lfg. 1-2. Bonn: Klopp.
- Wrede, Adam (1956-58): Neuer Kölnischer Sprachschatz. Bd. 1-3. Köln: Greven. [10. Aufl. 1988]
- Wülfing, J. Ernst (1904): Die mundartliche Verwechslung der Endungen -ch, -sch, -ig. In: Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 66.
- Wurzer, Ferdinand (1790): Physikalisch-chemische Beschreibung der Mineralquelle zu Godesberg bey Bonn. Bonn: Abshoven.

- Zandt, Gertrud J. (1973): Die Sprache von ‚Karl und Galie‘. Eine Vorstudie. Assen: van Gorcum. (Literarische Reihe, 27)
- Zeim, E. Charlotte (1932): Die rheinische Literatur der Aufklärung (Köln und Bonn). Jena: Diederichs.
- Zelissen, Petrus Guillaume Jacobus (1969): Untersuchungen zu den Pronomina im Rheinisch-Maasländischen bis 1300. Ein Beitrag zu einer mittelriparischen Grammatik. Helmond: Helmond.
- Ziessow, Karl-Heinz (1988): Ländliche Lesekultur im 18. und 19. Jahrhundert. Das Kirchspiel Menslage und seine Lesegesellschaften 1790-1840. Textteil. Dokumente und Kommentare. Cloppenburg: Museumsdorf. (Materialien zur Volkskultur nordwestliches Niedersachsen, 12/13)
- Zumbroock, Ferdinand (1849): Poetische Versuche in plattdeutscher Mundart. 3., verm. Aufl. Münster: Aschendorff.

Autoren

Dr. Georg Cornelissen
Landschaftsverband Rheinland
Amt für Rheinische Landeskunde – Abt. Sprachforschung
Endenicher Str. 133
53115 Bonn

Dr. Heinz Eickmans
Westfälische Wilhelms-Universität Münster
Institut für Niederländische Philologie
Alter Steinweg 6/7
48143 Münster

Dr. Michael Elmentaler
Gerhard-Mercator-Universität GHS Duisburg
Fachbereich 3 – Sprach- und Literaturwissenschaften
Lotharstr. 65
47057 Duisburg

Dr. Stephan Elspaß
Westfälische Wilhelms-Universität Münster
Institut für Deutsche Philologie I – Abt. Sprachwissenschaft
Johannisstr. 1-4
48143 Münster

Dr. Walter Hoffmann
Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn
Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande – Abt. Sprachforschung
Am Hofgarten 22
53113 Bonn

Prof. Dr. Thomas Klein
Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn
Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande – Abt. Sprachforschung
Am Hofgarten 22
53113 Bonn

Prof. Dr. Ludger Kremer
Universiteit Antwerpen
Universitair Centrum Antwerpen
Vakgroep Talen
Middelheimlaan 1
2020 Antwerpen (Belgien)

Prof. Dr. Jürgen Macha
Westfälische Wilhelms-Universität Münster
Institut für Deutsche Philologie I – Abt. Sprachwissenschaft
Johannisstr. 1-4
48143 Münster

Prof. Dr. Heinz H. Menge
Ruhr-Universität Bochum
Germanistisches Institut
Universitätsstr. 150 – Gebäude GB
44780 Bochum

Prof. Dr. Arend Mihm
Gerhard-Mercator-Universität GHS Duisburg
Fachbereich 3 – Sprach- und Literaturwissenschaften
Lotharstr. 65
47057 Duisburg

Dr. Robert Möller
Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn
Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande – Abt. Sprachforschung
Am Hofgarten 22
53113 Bonn

Dr. Elmar Neuß M. A.
Westfälische Wilhelms-Universität Münster
Institut für Deutsche Philologie I – Abt. Sprachwissenschaft
Johannisstr. 1-4
48143 Münster

Prof. Dr. Hermann Niebaum
Rijksuniversiteit Groningen
Faculteit der Letteren
Nedersaksisch Instituut
Oude Kijk in 't Jatstraat 26
9712 EK Groningen (Niederlande)

Dr. Robert Peters M. A.
Westfälische Wilhelms-Universität Münster
Institut für Deutsche Philologie I
Abteilung Niederdeutsche Sprache und Literatur
Magdalenenstr. 5
48143 Münster

Westfälischer Flurnamenatlas

im Auftrag der Kommission für Mundart- und Namenforschung
des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe

bearbeitet von Gunter MÜLLER

1. Lieferung.

Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2000. IV, 132 S. 98,-- DM
(ISBN 3-89534-351-X)

Inhalt der 1. Lieferung:

Einleitung zum Gesamtwerk; Verzeichnisse der Ortspunkte und Siglen;

Verzeichnis der Gewährspersonen und Quellen; Literaturverzeichnis.

23 Kommentare und 53 Karten zu den Themengruppen:

‚Benennungen des Dauerackerlandes‘,

‚Benennungen des Wechsellandes‘,

‚aus Flächenmaßbezeichnungen abgeleitete Flurnamen‘.

Einzelthemen:

- | | |
|--|--|
| 1. <i>Esch</i> | 13. <i>Saat; Seede; Säie</i> |
| 2. <i>Geist</i> | 14. <i>Hufe</i> |
| 3. <i>Wort</i> | 15. <i>driesch, Driesch</i> |
| 4. <i>Kamp</i> | 16. <i>Vöhde</i> |
| 5. <i>Feld</i> | 17. <i>Rücken</i> |
| 6. <i>Breite, Bredde</i> | 18. <i>Scheffel / Malter</i> |
| 7. <i>Stück</i> | 19. <i>Morgen</i> |
| 8. <i>Acker</i> | 20. <i>Spint / Gart, Gerde</i> |
| 9. <i>Wand, Wende;</i>
<i>Gewand, Gewende</i> | 21. <i>Rute / Müdde</i> |
| 10. <i>Anwende, Anwand /</i>
<i>Anweide</i> | 22. <i>Vorling / Drohn /</i>
<i>Sester / Fuß / Löpsel</i> |
| 11. <i>Furche</i> | 23. ‚Kardinalzahlen‘ /
‚Ordinalzahlen‘ |
| 12. <i>Körtling, Körtken</i> | |

Niederdeutsche Studien

Schriftenreihe der Kommission für Mundart- und Namenforschung
des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe

Köln Weimar Wien: Böhlau Verlag

- Bd. 35 DERENDORF, Brigitte: *Der Magdeburger Prosa-Äsop. Eine mittelniederdeutsche Bearbeitung von Heinrich Steinhöwels 'Esopus' und Niklas von Wyles 'Guiscard und Sigismunde'. Text und Untersuchungen.* 1996. X, 568 S. Ln. DM 98,- (ISBN 3-412-09888-4)
- Bd. 36 SCHULTE, Brigitte: *Die deutschsprachigen spätmittelalterlichen Totentänze. Unter besonderer Berücksichtigung der Inkunabel 'Des dodes dantz'.* Lübeck 1489. 1990. VII, 314 S., 28 Abb. Ln. DM 78,- (ISBN 3-412-07089-0)
- Bd. 37 FEDDERS, Wolfgang: *Die Schreibsprache Lemgos. Variablenlinguistische Untersuchungen zum spätmittelalterlichen Ostwestfälischen.* 1993. XIX, 460 S. Ln. DM 98,- (ISBN 3-412-10791-3)
- Bd. 38 MÜLLER, Gunter: *Das Vermessungsprotokoll für das Kirchspiel Ibbenbüren von 1604/05. Text und namenkundliche Untersuchungen.* 1993. X, 458 S. Ln. DM 118,- (ISBN 3-412-11892-3)
- Bd. 39 FREYTAG, Hartmut (Hrsg.): *Der Totentanz der Marienkirche in Lübeck und der Nikolaikirche in Reval (Tallinn). Edition, Kommentar, Interpretation, Rezeption.* 1993. 484 S., 1 Faltafel Ln. DM 88,- (ISBN 3-412-01793-0)
- Bd. 40 ANDERSSON-SCHMITT, Margarete: *Die Lübecker Historienbibel. Die niederdeutsche Version der Nordniederländischen Historienbibel.* 1995. XXIX, 333 S., 4 Abb. im Anhang. Ln. DM 88,- (ISBN 3-412-10093-5)
- Bd. 41 VOß, Friederike: *Das mittelniederdeutsche Narrenschiff (Lübeck 1497) und seine hochdeutschen Vorlagen.* 1994. 290 S. 6 Abb. im Anhang. Ln. DM 78,- (ISBN 3-412-08494-8)
- Bd. 42 KROBISCH, Volker: *Die Wolfenbütteler Handschrift (Cod. Guelf. 1203 Helmst.). Untersuchung und Edition einer mittelniederdeutschen Sammelhandschrift.* 1997. 360 S., 3 Abb. im Anhang, 1 Faltblatt. Ln. DM 88,- (ISBN 3-412-12996-8)
- Bd. 43 FISCHER, Christian: *Die Stadtsprache von Soest im 16. und 17. Jahrhundert. Variationslinguistische Untersuchungen zum Schreibsprachenwechsel vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen.* 1998. X, 259 S., zahlr. Abb. im Text und 9 Abb. im Anhang; Quellentexte und Tabellen auf CD-ROM, Ln. DM 68,- (ISBN 3-412-08298-8)
- Bd. 44 HONEMANN, Volker / TERVOOREN, Helmut / ALBERS, Carsten / HÖFER, Susanne (Hrsgg.): *Sprache und Literatur des Mittelalters in den nideren landen. Gedenkschrift für Hartmut Beckers.* 1999. 342 S. Abb. im Text, Ln. DM 78,- (ISBN 3-412-03599-8)